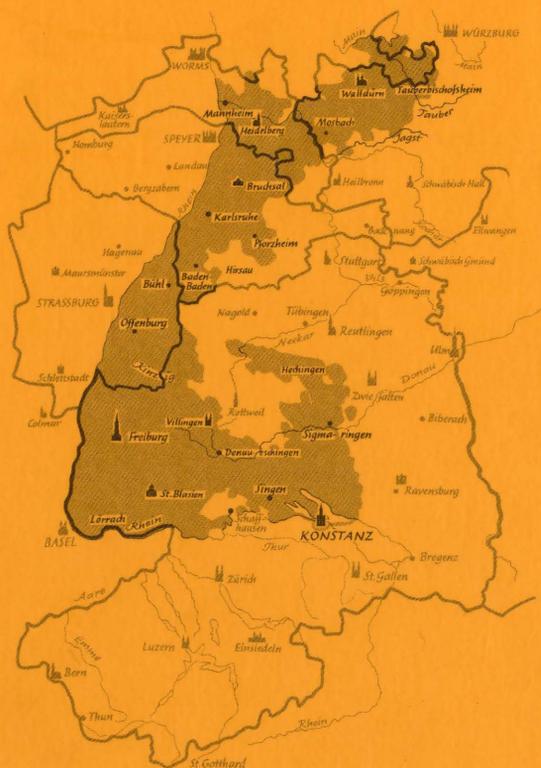


# Freiburger Diözesan-Archiv



133. Band

2013

VERLAG HERDER FREIBURG

Das „*Freiburger Diözesan-Archiv*“ (FDA) erscheint jährlich einmal

Das FDA enthält Abhandlungen und Quellenpublikationen zur Geschichte und Vorgeschichte der Erzdiözese Freiburg wie auch der angrenzenden Bistümer. Der Schwerpunkt liegt auf kirchengeschichtlichen Fragestellungen, doch werden auch verwandte historische und heimatkundliche Themenbereiche berücksichtigt.

Alle für dieses Organ bestimmten Beiträge und darauf bezügliche Anfragen sind zu richten an Herrn Erzb. Archivdirektor Dr. Christoph Schmider (Erzb. Archiv Freiburg, Schoferstraße 3, D-79098 Freiburg, Telefon: 0761/21 88-4 30, Telefax: 0761/21 88-4 39, E-Mail: fda@ordinariat-freiburg.de).

Das Manuskript sollte in einem gängigen Dateiformat (z. B. \*.doc oder \*.rtf) erstellt werden und sich auch stilistisch in druckfertigem Zustand befinden. Richtlinien zur Manuskriptgestaltung können beim Schriftleiter angefordert werden. Manuskripte, die in den Band des betreffenden Jahres aufgenommen werden sollen, müssen spätestens am 30. Juni dem Schriftleiter vorliegen.

Das Honorar für die Mitarbeiter beträgt für den Bogen: a) der Darstellungen 50 Euro; b) der Quellenpublikationen 30 Euro.

Jeder Mitarbeiter erhält zwei Belegexemplare kostenfrei sowie auf Wunsch seinen Beitrag in digitaler Form (pdf-Datei). Bestellungen sind per E-Mail an den Schriftleiter zu richten.

Die Vereine und Institute, mit denen der Kirchengeschichtliche Verein für das Erzbistum Freiburg im Schriftenaustausch steht, werden ersucht, die Empfangsbestätigung der Zusendung sowie die für den Austausch bestimmten Vereinschriften an die Bibliothek des Kirchengeschichtlichen Vereins (Universität Freiburg, Theologische Fakultät, Fakultätsbibliothek, D-79085 Freiburg) zu senden.

Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an die Geschäftsstelle im Erzbischöflichen Ordinariat Freiburg (Schoferstraße 2, D-79098 Freiburg) zu richten. Der Jahresbeitrag beträgt für die Pfarreien als Pflichtmitglieder 22,- Euro, für Privatmitglieder 20,- Euro. Dafür erhalten die Mitglieder den jährlich erscheinenden Band des FDA portofrei zugesandt. Nach Anordnung des Erzbischöflichen Ordinariats vom 14. Dezember 1934 ist die Mitgliedschaft für alle Pfarreien Pflicht (vgl. Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg Nr. 32/1934, Seite 299/300). Aus Gründen der Verwaltungsvereinfachung werden nach dem Erlass des Erzbischöflichen Ordinariats vom 25. Juni 2001, Nr. IV-23293, die Mitgliedsbeiträge der Pfarreien ab dem Jahre 2002 nicht mehr einzeln erhoben, sondern von der Diözese an den Kirchengeschichtlichen Verein überwiesen.

---

Konto des Kirchengeschichtlichen Vereins: Sparkasse Freiburg  
IBAN: DE91 6805 0101 0002 2748 03 – BIC: FRSPDE66XXX

# Freiburger Diözesan-Archiv

Zeitschrift des Kirchengeschichtlichen Vereins  
für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde  
des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung  
der angrenzenden Bistümer

*133. Band*

*2013*

VERLAG HERDER FREIBURG

Schriftleitung: Dr. Christoph Schmider

ISBN-Nr. 978-3-451-27139-7

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Milan Media  
Heidelberger Straße 16, 76344 Eggenstein-Leopoldshafen  
2013

Umschlag nach: Das Erzbistum Freiburg 1827–1977, S. 13  
(Karte: J. Hof, Konstanz)

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
gemäß DIN ISO 9706

## INHALTSVERZEICHNIS

- Die Wahrheit der Fälscher. Kloster St. Blasians  
Gründungsurkunde vor dem Reichshofgericht 1124–1141  
und in der Historiografie. Teil II.  
Von Johann Wilhelm Braun . . . . . 7–84
- Adlige, Begine, Bettlerin. – Gertrud von Ortenberg († 1335)  
in der Nachfolge Elisabeths von Thüringen († 1231)  
Von Eugen Hillenbrand . . . . . 85–110
- Zu Leben und Werk des Reichenauer Priors  
Johannes Egon (1600–1643)  
Von Hermann Knittel . . . . . 111–144
- Der niedere Klerus auf dem Land. Eine paradigmatische  
Untersuchung zu Georg Braun (1835–1913),  
Pfarrer und Ehrenbürger von Liggeringen am Bodensee  
Von Jürgen Klöckler . . . . . 145–168
- Der Ruhrkinderkaplan Josef Merk  
Von Marie-Louise Bemelmans-Videc . . . . . 169–186
- Ein Tagebuch aus dem Priesterseminar St. Peter. –  
Die Aufzeichnungen von Max Schwall  
Von Christopher Dowe . . . . . 187–250
- Das verzwickte Ja der Katholiken zur NS-Diktatur:  
Die Erzdiözese Freiburg im „neuen Reich“ 1933/34  
Von Wolfgang Hug . . . . . 251–288
- NS-Zeit und Kriegsende in Bombach – ein Bericht des  
Geistlichen Dr. Fridolin Mayer  
Von Michael Schonhardt . . . . . 289–336
- „a peste libera nos.“ – Die Glocken als Hilfe gegen die Pest  
Von Konrad M. Müller . . . . . 337–364

## Miszellen

Der Nachruf des Sebastian Ilse auf Markgraf

Bernhard II. von Baden

Von Christine Schmitt / Wolfgang Stetter . . . .365–374

„... die geziemende Bitte zu stellen, wenn es thunlich ist,  
im Interesse der heiligen Religion die Entfernung des  
HH. Kaplans Lender zu bewirken.“ –

Lender als Vikar in Offenburg

Von Hubert Müller . . . . .375–378

Thesaurus Librorum: Die Bibliothèque du Grand

Séminaire zu Straßburg und ihre Bestandspflege

Von Willi Eisele . . . . .379–388

Jahresbericht 2012 . . . . .389–392

Kassenbericht 2012 . . . . .393

## VERZEICHNIS DER MITARBEITER

Bemelmans-Videc,  
Prof. Dr. Marie-Louise  
Kievitlaan 8  
NL-2396 JC Koudekerk  
aan den Rijn  
Niederlande

Braun, Dr. Johann Wilhelm  
Lavendelweg 33  
76149 Karlsruhe

Dowe, Dr. Christopher  
Haus der Geschichte  
Baden-Württemberg  
Konrad-Adenauer-Straße 16  
70173 Stuttgart

Eisele, Willi  
Kiefernweg 1  
82515 Wolfratshausen

Hillenbrand, Dr. Eugen  
In den Sauerplatten 7  
79249 Merzhausen

Hug, Prof. Dr. Wolfgang  
Hagenmattenstraße 20  
79117 Freiburg

Klöckler, PD Dr. Jürgen  
Stadtarchiv Konstanz  
Benediktinerplatz 5  
78467 Konstanz

Knittel, Dr. Hermann  
Kapplerbergstraße 65  
78476 Allensbach

Müller, Dr. Hubert  
Kolleg St. Blasien  
Fürstabt-Gerbert-Straße 14  
79837 St. Blasien

Müller, Konrad  
Marchstraße 5  
79106 Freiburg

Schmitt, Dr. Christine  
Institut für Biblische und  
Historische Theologie  
AB Frömmigkeitsgeschichte und  
Kirchliche Landesgeschichte  
Platz der Universität  
79098 Freiburg im Breisgau

Schonhardt, Michael M. A.  
Erzbischöfliches Archiv Freiburg  
Schoferstraße 3  
79098 Freiburg

Stetter, Wolfgang  
Erzbischöfliches Archiv Freiburg  
Schoferstraße 3  
79098 Freiburg



**Die Wahrheit der Fälscher.  
Kloster St. Blasians Gründungsurkunde  
vor dem Reichshofgericht 1124–1141  
und in der Historiografie**

**Teil II: Kloster St. Blasians Gründungsurkunde  
in der Historiografie**

Von Johann Wilhelm Braun

Im Verlauf der Jahrhunderte wurde im Kloster St. Blasien, fern der Aktualität, die gefälschte „Gründungsurkunde“ (Nr. \*6)<sup>1</sup>, in St. Blasien selbst „Stift(s)- oder Stiftung(s)brief“ genannt, als ehrwürdigstes Zeugnis der eigenen Vergangenheit wertgehalten, immer wieder in Kopialbücher abgeschrieben, gelegentlich in Rechtsfragen und natürlich in der klösterlichen Geschichtsschreibung herangezogen, übrigens oft auch zusammen mit der ebenfalls gefälschten Baseler Konradsurkunde (Nr. \*9), zu der man keinen Gegensatz sah, weil man die Verlautbarungen des Reichshofgerichts – im Gegensatz zur Urkundenkritik neuerer Zeit – nicht dahingehend verstand, dass es sie zur Fälschung erklärt habe.

Nachdem der Prozess des Klosters St. Blasien gegen das Bistum Basel 1141 seinen Abschluss gefunden hatte (Nr. 179), wurde die „Gründungsurkunde“ schon zwei Jahre später im letzten Eintrag der Annalen von St. Blasien von 1143<sup>2</sup> zu ihrem „180-jährigen Jubiläum“, also zum

---

<sup>1</sup> Siehe Teil I dieser Abhandlung FDA 132 (2012) S. 5–24. – Die in Klammern stehenden Stück-Nummern beziehen sich auf: Johann Wilhelm Braun, Urkundenbuch des Klosters St. Blasien im Schwarzwald von den Anfängen bis zum Jahr 1299 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A: Quellen, Bd. 23). Teil 1: Edition, IX und 987 Seiten; Teil 2: Einführung, Verzeichnisse, Register, V und 385 Seiten nebst einer CD-Rom-Ausgabe. Stuttgart 2003. Im Folgenden zitiert: UB St. Blasien, Teil, Seite, Zeile. – Vgl. Addenda & Corrigenda. Nachträge zum Urkundenbuch des Klosters St. Blasien nach Fertigstellung: [http://historia-docet.de/html/addenda\\_corrigenenda.html](http://historia-docet.de/html/addenda_corrigenenda.html)

<sup>2</sup> Vgl. UB St. Blasien I S. 6 Z. 84f.

Ausstellungsjahr 963, zitiert.<sup>3</sup> Auch im so genannten „*Liber constructionis*“, der wichtigsten – wenn auch nur in einer Redaktion nach Mitte des 15. Jahrhunderts erhaltenen – Quelle<sup>4</sup> für die Frühzeit des Klosters und insbesondere seinen legendären Gründer Reginbert, ist die Urkunde indirekt genannt und dies an einer Stelle, auf die eine sehr auffällige, bisher nicht lesbar zu machende Tilgung mehrerer Zeilen folgt.<sup>5</sup> Vielleicht hatte sie, wie Marquard Herrgott vermutete, ihren Grund darin, die Umdatierung von 983 auf 963, also von Kaiser Otto II. auf Otto I. zu verdecken.<sup>6</sup> Ob die „Gründungsurkunde“ im „Rotulus Sanblasianus“ des 14./15. Jahrhunderts ebenfalls erwähnt war und zu welchem Jahr, ist bislang nicht feststellbar, da diese Pergamentrolle gerade am Anfang abgeschabt und kaum lesbar ist – ob man sie mit modernen Methoden lesbar machen könnte, wäre die Frage – jedenfalls sind die bisherigen Editionen unzulänglich.<sup>7</sup> Die Verfälschung von 983 auf 963 war sehr früh erfolgt, bereits im Verlauf des Prozesses mit Basel, denn sie findet sich in St. Blasien „Handakten“ dazu.<sup>8</sup> Es ist sogar wahrscheinlich, dass die Urkunde in dieser Form schon dem Hofgericht vorgelegt wurde. Unbestritten galt der „Stiftsbrief“ das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein als Urkunde Kaiser Ottos I.

Mitte des 14. Jahrhunderts hat man in St. Blasien sozusagen ein erstes Urkundenbuch angelegt, indem man alle die vielen hundert Originale, die das Kloster inzwischen besaß, in einem dickleibigen Pergament-Codex abschriftlich zusammenfasste, heute Codex 46/1 des Stiftsarchivs St. Paul im Lavanttal (im UB St. Blasien Sigle D).<sup>9</sup> Natürlich ist darin mit aufwändiger Initiale im Abschnitt „Kaiser- und Königsurkunden“ die „Gründungsurkunde“ als Erste eingetragen (D 35)<sup>10</sup> und auch noch

<sup>3</sup> UB St. Blasien I S. 15 f. Z. 175 ff.; vgl. auch Teil I (wie Anm. 1), S. 15.

<sup>4</sup> Stiftsarchiv St. Paul im Lavanttal Handschrift 74/1, s. UB St. Blasien I S. 5 f. Z. 16 ff. – Die St. Pauler Handschriften (künftig zitiert: Hs. St. Paul + Signatur) sind mehrfach verfilmt worden, zuletzt 1982 von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. Die Filme können im GLA Karlsruhe, HStA Stuttgart und StA Freiburg benutzt werden.

<sup>5</sup> UB St. Blasien I S. 11 Z. 299 f. mit Fußnoten 6 und f.

<sup>6</sup> UB St. Blasien I S. 14 Z. 88 ff. – Zu Herrgott unten mehr bei Anm. 29.

<sup>7</sup> Siehe UB St. Blasien I S. 6 Z. 87 ff.

<sup>8</sup> Siehe Teil I (wie Anm. 1) S. 12 mit Anm. 19.

<sup>9</sup> Vgl. Johann Wilhelm Braun, Das Archiv des Klosters, in: Das tausendjährige St. Blasien. 200-jähriges Domjubiläum. Ausstellung im Kolleg St. Blasien. Bd. I: Katalog; Bd. II: Aufsätze. Karlsruhe 1983, hier Bd. II, S. 202 f.

<sup>10</sup> UB St. Blasien I S. 13 Z. 44 ff.

ein zweites Mal (D 111)<sup>11</sup> unter die danach zunächst ungeordnet hinzugefügten Stücke aufgenommen.<sup>12</sup> Ihr Pendant, die gefälschte Konradsurkunde von 1025, hat in D jedoch keine Aufnahme gefunden. Ob dies nun daran lag, dass man sich damals immer noch der Auseinandersetzungen um diese beiden Stücke und ihrer Unvereinbarkeit bewusst war, oder etwa nur daran, dass die Konradsurkunde nicht im Original, sondern bloß als Abschrift im Klosterarchiv existierte, wird kaum mehr zu entscheiden sein.<sup>13</sup> Jedenfalls geriet dieses Problem zu späterer Zeit überhaupt in Vergessenheit.

Ein konkreter Anlass, warum das Kloster St. Blasien gegen Ende des 15. Jahrhunderts, nämlich am 6. April 1478 zu Basel, ein aufwändiges Vidimus seines „Stiftsbriefts“ mit beigefügter Übersetzung ins Deutsche vom Offizial des Bistums Basel mit Zeugennennung, Besiegelung und Beglaubigung durch den Notar Johann Salzmann von Masmünster<sup>14</sup> auf teurem Pergament<sup>15</sup> hat anfertigen lassen, ist aus dem Vidimus selbst nicht zu erschließen. Eine Begründung findet man darin nur für die Übersetzung ins Deutsche, nämlich dass die „Gründungsurkunde“ dort, wo sie „villicht“ vorgezeigt, von vielen Leuten, die kein Latein können, nicht verstanden würde, woraus dem Kloster „*schad und Verlust erwachsen*“ könnte. Wenn auch nicht aus diesem Grund, so hat dieses Vidimus in späteren Auseinandersetzungen doch eine Rolle gespielt.<sup>16</sup>

Abt Kaspar I. Molitor von St. Blasien (1541–1571) hat in den Jahren 1555/1557 erstmals den Versuch unternommen, eine – ungedruckt und unedierte gebliebene – Geschichte seines Klosters anhand der Quellen zu

<sup>11</sup> UB St. Blasien I S. 13 Z. 54 ff.

<sup>12</sup> In dem Register auf ungezählten Seiten, das dem Kopialbuch vorangestellt ist, heißt denn auch die Rubrik, unter der beide Abschriften aufgeführt sind: „*Incipiunt recapitulationes Litterarum imperialium et aliarum.*“

<sup>13</sup> Es gibt allerdings bisher noch keine eingehende Untersuchung der großen Kopialbuchhandschrift.

<sup>14</sup> Siehe Peter-Johannes Schuler, *Notare Südwestdeutschlands. Ein prosopographisches Verzeichnis für die Zeit von 1300–ca. 1520.* Stuttgart: Kohlhammer 1987 (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Reihe B Forschungen 90). Textband Nr. 1117 S. 376–382, vorliegende Urkunde ist nicht verzeichnet.

<sup>15</sup> Or. GLAK Kopie A 7 b. Dieses Vidimus ist in der sanktblasischen Klosterdruckerei gefertigt worden, s. GLAK 99/263, erstes Stück, und findet sich seiten- und zeilengleich auch im „*Thesaurus diplomaticus*“ von 1764, wenn auch mit anderer Kopfleiste und anderem Kopfgest. Vgl. unten bei Anm. 43.

<sup>16</sup> Siehe unten Anm. 166; herangezogen auch etwa GLAK 99/887 fol. 15v u. 140v.

schreiben, den „*Liber originum*“.<sup>17</sup> Seine Quellen bildeten vornehmlich die Urkunden, die er wörtlich in der Sprache des Originals in seinen deutschen Text inserierte. Selbstverständlich begann er mit dem „Stiftsbrief“.<sup>18</sup> Und gleich darauf ließ er die Baseler Konradsurkunde folgen!<sup>19</sup> Abt Kaspar hatte – wie alle die späteren sanktblasischen Gelehrten – kein Gespür mehr dafür oder noch nicht wieder, dass beide Stücke miteinander unvereinbar waren, von einem möglichen Fälschungsverdacht ganz zu schweigen. Daher sind auch in manchen der unter verschiedenen Gesichtspunkten und Zwecken angelegten Kopialbücher<sup>20</sup> bis ins 18. Jahrhundert hinein diese beiden Urkunden einfach gemäß der zeitlichen Abfolge unmittelbar hintereinander abgeschrieben worden.<sup>21</sup>

Abt Kaspars I. Nachfolger, Kaspar II. Thoma (1571–1596) und Martin I. Meister (1596–1625), bemühten sich, die Probleme, die sich aus dem Status ihres Stifts ergaben, dass es nämlich nach Meinung St. Blasians unzweifelhaft ein Stand des Heiligen Römischen Reiches sei, andererseits aber auch dem Haus Österreich untertan wegen des ihm vor Zeiten vom Kloster übertragenen Schutz’ und Schirms, also des Vogtrechts. Die österreichischen Beamten der Grafschaft Hauenstein hätten sich im

<sup>17</sup> Erhalten in zwei Exemplaren, der Handschrift Stiftsarchiv St. Paul 98/2 von 1555 (Sige Lo) und GLAK 65/490 von 1557. – Die von dem sanktblasischen Konventualen Columban Reble (1664–1738) publizierte, jedoch Fragment gebliebene „Edition“: *Liber originum monasterii sancti Blasii in Silva Hercynia*. Das ist: Ein alt-geschribenes Buch vom Ursprung deß Gotts-Hauses St. Blasien auff dem Schwarzwald ... Renovirt, Augirt, und Continuir Biß auff jetzige Zeiten ... Waldshut 1716, jetzt digitalisiert <http://dl.ub.uni-freiburg.de/diglit/reble1716>, ist eine in St. Blasien selbst als unzureichend abgelehnte Überarbeitung, vgl. Joseph Bader, *Das ehemalige Kloster Sanct Blasien auf dem Schwarzwalde und seine Gelehrten-Academie*, in: FDA 8 (1874) 102–253, hier S. 250, sowie Otto Herding, *Martin Gerbert (1720–1793), Fürstabt von Sankt Blasien 1764–1793, und seine Geschichte des Schwarzwaldes in ihrem historiographischen Umfeld*, in: Ders.: *Beiträge zur südwestdeutschen Historiographie*. Hrsg. von Dieter Mertens und Hansmartin Schwarzmaier. Stuttgart 2005 (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B 162), S. 87–105, hier S. 95f. – Die „Gründungsurkunde“ findet sich bei Reble nur in deutscher Übersetzung pag. 23f., die Konradsurkunde pag. 31 knapp erwähnt. – Über Reble: In Paul Kettenackers *Gesta abbatum von 1785*, in denen auch Reble abgehandelt ist, nämlich Codd. Einsiedeln 583 (Konzept) pag. 388 (LAD-Verfilmung: S 8221) und St. Paul 203/2 (Reinschrift) pag. 457 (LAD-Verfilmung: S IV 745).

<sup>18</sup> Stiftsarchiv St. Paul Lo (= Handschrift 98/2) fol. 16v, GLAK 65/490 fol. 18r.

<sup>19</sup> Stiftsarchiv St. Paul Lo (= Handschrift 98/2) fol. 20v, GLAK 65/490 fol. 22r.

<sup>20</sup> Vgl. Braun, *Archiv* (wie Anm. 9) S. 203f.

<sup>21</sup> Handschriften Stiftsarchiv St. Paul Wb I (= 191b/2) fol. 196 u. 197 (Abschriften von Stanislaus Wülberz 1739/1742); 199/2 fol. 61 (18. Jh.); GLAK 65/11398 fol. 50 Nr. 1 u. fol. 52 Nr. 2; 67/1815 fol. 3 Nr. 1 u. fol. 5 Nr. 2 (1762); 67/1818 fol. 1 u. fol. 2 (18. Jh.).

Zwing und Bann des Klosters mehr Rechte auszuüben angemaßt, als ihnen aufgrund dieses Vogtrechts zustand. Die Streitfragen wurden mit einer von Kaiser Rudolf II. nach St. Blasien entsandten Kommission der Vorderösterreichischen Regierung im Mai 1596 verhandelt. Die Lösung war eine Verpfändung der „hohen Obrigkeit“, nämlich der bisher vom Waldvogt des Hauses Österreich und der Grafschaft Hauenstein ausgeübten Hohen und Malefiz-Gerichtsbarkeit an das Kloster St. Blasien in seinem bekannten Zwing und Bann.<sup>22</sup>

Der „Stiftsbrief“ war in dieser Verpfändungssache natürlich das Hauptdokument vor den übrigen Kaiserurkunden und wurde wie diese der kaiserlichen Kommission im Original vorgelegt.<sup>23</sup> Denn die darin enthaltene Beschreibung des Zwings und Banns war ja der Bezirk, auf den sich die Verpfändung bezog. Und dieses Gebiet ist zum Abschluss der Rechshandlung durch einen Umritt, an dem die kaiserliche Kommission, der Prälat mit seinen Leuten und auch der Waldvogt und etliche von dessen Amtsuntertanen beteiligt waren, genauestens anhand aller möglichen Merkmale – Orte, Gewässer, Kreuze, Bildstöcke usw. – festgelegt worden. Dabei wurden auch 16 neue Marksteine gesetzt, auf denen die Jahreszahl 1597 und eine Nummer angebracht waren.<sup>24</sup>

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts ließ sich das Kloster St. Blasien seine originalen Herrscherprivilegien vom jeweiligen regierenden Kaiser mit Inserierung der Stücke pauschal bestätigen, worin natürlich immer auch der „Stiftsbrief“ von 963 als erstes enthalten war. So in den Urkunden Kaiser Josephs I. mit Datum Wien 1706 März 20<sup>25</sup> und Kaiser Karls VI. mit Insert der vorigen, datiert Wien 1712 Dezember 24.<sup>26</sup> Auch Maria Theresia stellte zu Wien 1745 Juli 12 eine solche Bestätigung aus, wiederum mit Insert der vorigen<sup>27</sup>, doch hat es damit bereits eine besondere Bewandnis.

<sup>22</sup> Die Originalurkunden von 1596/97 siehe GLAK 11/5 Nr. 62–66. Das die Angelegenheit zusammenfassende Notariatsinstrument, ausgestellt in St. Blasien 1597 April 26 (GLAK 11/5 Nr. 64), ist von St. Blasiens Druckerei in der Art des „Thesaurus diplomaticus“ (wie Anm. 42) gedruckt worden (GLAK 99/263, zweites Dokument), wurde darin aber nicht aufgenommen.

<sup>23</sup> „... *Erstens, von weyland Impeatore Ottone primo vrsprünglich gegebne Stüffftung vnd Zürckhs (!) befrejung ...*“ (GLAK 11/5 Nr. 64).

<sup>24</sup> Dokumentiert in 2 Originalen auf Pergament mit je 6 Siegeln sowie einer Abschrift, datiert St. Blasien 1597 April 29, in GLAK 11/5 Nr. 65.

<sup>25</sup> Or. Perg. GLAK 11/57 Nr. 510. Fehlt „Thesaurus diplomaticus“ (wie Anm. 42).

<sup>26</sup> Or. Perg. GLAK 11/60 Nr 516. Vorhanden „Thesaurus diplomaticus“ III (wie Anm. 42).

<sup>27</sup> Or. Perg. GLAK 11/65 Nr 528. Vorhanden „Thesaurus diplomaticus“ III (wie Anm. 42).

Ab 1681 hatte Jean Mabillon mit seinem sechsbändigen Werk „*De re diplomatica*“ die Grundlage zur neuen quellenkritischen Methode der Mauriner gelegt. Auch ihm ist die „Stiftungsurkunde“ St. Blasians nicht entgangen, doch stellte er sie wie alle anderen zu 963.<sup>28</sup> In der Pariser Zentrale der Mauriner, dem Kloster St.-Germain-des-Prés, ist auch der junge sanktblasische Mönch Marquard Herrgott (1694–1762)<sup>29</sup>, der zum später so berühmten Geschichtsschreiber des habsburgischen Herrschergeschlechts wurde<sup>30</sup>, ausgebildet worden und begann das Erlernete nach seiner Rückkehr sogleich auf die Geschichte seines Mutterklosters anzuwenden.

Herrgott war der Erste, der erkannte, dass die sanktblasische „Gründungsurkunde“ nicht von Otto I. sondern von Otto II. stammte, weshalb er die Urkunde aber noch lange nicht als Fälschung ansah.<sup>31</sup> Doch der sanktblasische Konvent hatte angesichts der klosterfeindlichen aufklärerischen Zeittendenzen große Bedenken gegen die Veröffentlichung solcher Forschungsergebnisse<sup>32</sup> – und das, wie sich später herausstellen sollte, durchaus zu Recht. Jedenfalls ist Herrgotts geplante Geschichte St. Blasians nie erschienen, erhalten blieben nur vielerlei Manuskriptteile<sup>33</sup> (und an dieser Stelle sei gestattet, mein „*Ceterum censeo*“ einzuschreiben, dass nämlich die sanktblasischen Handschriften und Akten im Stift St. Paul im Lavanttal und Generallandesarchiv Karlsruhe endlich in der Art der bekannten DFG-Projekte verzeichnet werden sollten<sup>34</sup>). Ja, Herrgott hat diese Umdatierung von 983 auf 963 dann nur ganz kurz und an versteckter Stelle 1737 als eine Anmerkung in seinem Hauptwerk

<sup>28</sup> Jean Mabillon und Edmond Martene, *Annales Ordinis S. Benedicti Occidentalium Monachorum Patriarchae, in quibus non modo res monasticae, sed etiam ecclesiasticae historiae non minima pars continetur*. Paris Tom. 1–6 (1703–1739), hier Tom. 3 (1706) pag. 566 zur „Gründungsurkunde“ und Gründung St. Blasians, zitiert in Handschrift St. Paul 212/2 fol. 122r.

<sup>29</sup> Josef Peter Ortner, *Marquard Herrgott (1694–1762). Sein Leben und Wirken als Historiker und Diplomat*. Wien 1972 (Österreichische Akademie der Wissenschaften / Kommission für die Geschichte Österreichs: Veröffentlichungen der Kommission für die Geschichte Österreichs 5). Zugl.: Wien, Univ., Diss., 1968. – Zu ihm sowie zu den im Folgenden genannten sanktblasischen Mönchsgelehrten siehe jeweils auch die in Anm. 47 zitierten Werke.

<sup>30</sup> Vgl. Marquard Herrgott, *Monumenta augustae domus Austriacae*. 4 Tomi. Wien, Freiburg i. Br., St. Blasien 1750–1772.

<sup>31</sup> Dies und das Folgende s. UB St. Blasien I S. 14 Z. 76ff.

<sup>32</sup> Ebd. Z. 107f.

<sup>33</sup> Ebd. Z. 84.

<sup>34</sup> Die Urkunden, Akten und Handschriften St. Blasians im Kloster St. Paul im Lavanttal sind inzwischen zwar mehrfach verfilmt worden, doch blieb die Verzeichnung auf dem Stand der unzureichenden Kataloge des 19. Jahrhunderts, vgl. UB St. Blasien II S. 3f.

„Genealogia diplomatica augustae gentis Habsburgicae“ mitgeteilt.<sup>35</sup> Trotzdem ist sie Johann Daniel Schöpflin, dem großen Geschichtsschreiber Badens, nicht entgangen: Er muss sie bereits aus den Fahnenabzügen von Herrgotts Werk übernommen haben, das erst ein Jahr nach seinem eigenen erschien.<sup>36</sup>

1743 hat Herrgott, bereits als Resident seines Stifts in Wien, anlässlich einer wieder einmal von St. Blasien gewünschten Privilegienbestätigung die Kaiserin Maria Theresia auf diesen „*error historicus*“ aufmerksam gemacht und ihr anheimgestellt, eine Korrektur vorzunehmen oder es beim Alten zu belassen.<sup>37</sup> Sie beließ es in ihrer Urkunde Wien 1745 Juli 12 beim Alten, also bei Otto I. und 963<sup>38</sup>, und blieb damit in der Tradition ihrer Vorgänger, die in diesen inzwischen üblich gewordenen Sammelbestätigungen der Herrscherprivilegien die Urkunde mit der Datierung auf 963 inseriert hatten.<sup>39</sup> Aber schon ein Jahr später, in dem von ihrem Gemahl Kaiser Franz I. zu Wien 1746 Dezember 10 ausgestellten so genannten „Reichsfürstendiplom“, mit dem der Abt von St. Blasien in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, ist erstmals die Umdatierung auf 983 und Otto II. erfolgt.<sup>40</sup> Natürlich hatte sich das Kloster auch bei den Verhandlungen und Auseinandersetzungen um diese Erhebung in den Reichsfürstenstand auf seinen „Stiftsbrief“ berufen.<sup>41</sup>

Nicht dieser, sondern seine ursprüngliche Konkurrentin, die Konradsurkunde, eröffnet den „Thesaurus diplomaticus“, den „Urkundenschatz“, sozusagen das erste sanktblasische gedruckte Urkundenbuch aus der eigenen Klosterdruckerei. Seine auf 1764 datierten Fahnenabzüge, in drei Bände gebunden, sind in einem einzigen Exemplar erhalten geblieben und in die Bibliothek des Generallandesarchivs gelangt<sup>42</sup>, denn die Druckstöcke wurden beim großen Brand St. Blasiens 1768 ver-

<sup>35</sup> Genealogia (wie Anm. 30). Tomus II Pars I u. II: Codex probationum (1737) S. 140f. Anm. 1.

<sup>36</sup> Historia Zaringo-Badensis I (1736) 99f. Anm. g, in der er sich auf Herrgott wie vorige Anm. beruft.

<sup>37</sup> Man hat dieses Schreiben Herrgotts an die Kaiserin zum Jahresende 1743 sogar in den dritten Band des „Thesaurus diplomaticus“ (s. u. bei Anm. 42) aufgenommen.

<sup>38</sup> S. o. Anm. 27 u. UB St. Blasien I S. 14 Z. 93 ff.

<sup>39</sup> S. o. Anm. 25 u. 26.

<sup>40</sup> GLAK 11/65 Nr. 530. Druck im „Thesaurus diplomaticus“ III. – S. a. Das tausendjährige St. Blasien (wie in Anm. 9) I S. 57f. Nr. 25.

<sup>41</sup> Johannes Gut, Die rechtlichen Bestrebungen des Klosters St. Blasien vom 16.–18. Jahrhundert, in: Alemannisches Jahrbuch 1995/96, S. 49–68, hier S. 63. – Siehe auch unten bei Anm. 265.

<sup>42</sup> GLAK, Signatur: Cw 15948.

nichtet. Die „Gründungsurkunde“ allerdings fehlt darin, obwohl sie nachweislich ebenfalls gedruckt worden war<sup>43</sup>, und dies hat seine besondere Bewandnis: Man hat sie wahrscheinlich vorsichtshalber weggelassen, weil die Zusammenstellung des Thesaurus, die zweifellos erst nach dem Brand von 1768 erfolgte, in eine langwierige und damals noch unentschiedene Kontroverse um ihre Echtheit fiel.

Nach Herrgotts Anstoß hatten sich viele der sanktblasischen Mönchsgelehrten mit den Problemen der „Gründungsurkunde“ befasst, zunächst aber noch keineswegs unter dem Verdacht der Fälschung. Man ging nach wie vor von der Echtheit der Ottonen- ebenso wie der Konradsurkunde aus. So etwa P. Hugo Schmidfeld<sup>44</sup>, der die Widersprüche, die sich aus beiden Urkunden (und weiteren Quellen) für den Stifter Reginbert ergaben<sup>45</sup>, lieber mit der gewagten These erklärte, es habe historisch zwei Reginberte gegeben.<sup>46</sup>

Vor allem einer war es, der sich der Sache in vielen peniblen Studien annahm: Der einzige Laiengelehrte unter den Mönchen, der infolgedessen nie in deren nicht wenigen biografischen und nekrologischen Kompilationen<sup>47</sup> zu finden ist, nämlich Johann Baptist Kepfer (1699 bis 1782).<sup>48</sup> Aus der zahlreichen Bernauer Sippe Kepfer/Köpfer stammend, war er in St. Blasien Klosterschule als besonderer Protegé der Äbte ausgebildet worden, studierte Philosophie – heute würde man sagen „Geisteswissenschaften“ einschließlich Geschichte – an der Universität Freiburg im Breisgau, dann Jura in Salzburg. Danach wurde er zunächst „*Secretarius*“ in St. Blasien mit dem Auftrag, Pater Marquard Herrgott bei

<sup>43</sup> S. UB St. Blasien I S. 15 Z. 130ff. u. im Vidimus von 1478, s. o. Anm. 15.

<sup>44</sup> Siehe Hilger u. a. (wie Anm. 47).

<sup>45</sup> S. o. Teil I (wie Anm. 1) S. 18 Anm. 34.

<sup>46</sup> „*Diatriba de duobus Reginbertis Monasterii S. Blasii in Sylva Nigra Fundatoribus*“, 1747, Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 25/2, vgl. z. B. fol. 7r, 26r.

<sup>47</sup> Aus den Handschriften in Kurzbiografien umgesetzt schon von Franz Joseph Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte I, Karlsruhe 1848, Einleitung S. (64)–(80), dann Joseph Bader, Das ehemalige Kloster Sanct Blasien (wie Anm. 17) S. 102–253, mit Ergänzungen von Pirmin Lindner in FDA 21 (1890) S. 25–48 und schließlich rekapituliert von Franz Hilger, Die Gelehrten des Klosters St. Blasien, in: St. Blasien. Festschrift aus Anlass des 200-jährigen Bestehens der Kloster- und Pfarrgemeinde im Auftrag der katholischen Pfarrgemeinde St. Blasien hg. von Heinrich Heidegger u. Hugo Ott. München/Zürich 1983, S. 159–174.

<sup>48</sup> Über ihn, aber fast nur als Verwaltungsbeamter, siehe Leo Beringer, Geschichte des Dorfes Gurtweil. Gurtweil 1960, S. 60–62, sowie Johann Wilhelm Braun, Der Codex Villinganus – eine Handschrift „kostbarer als Gold“. Was enthielt dieses berühmte Manuskript, das 1768 in St. Blasien verbrannte? In: ZWLG 61 (2002) 111–144, hier S. 142 Anm. 253. Eine Arbeit über Kepfer und sein wissenschaftliches Wirken habe ich in Angriff genommen.

seiner Geschichte des Klosters zur Hand zu gehen, anschließend „*Registrat*“, also Klosterarchivar. 1738 aber ernannte ihn das Stift zum Hofrat und berief ihn auf eine seiner höchsten weltlichen Verwaltungspositionen – zum Obervogt des Amtes Gutenberg mit Sitz in Gurtweil. Der Ort war auch eine Art Nebenresidenz der Äbte St. Blasians und sozusagen die Eingangspforte zum Kloster (wer nach St. Blasien reiste, machte bei der An- und Abreise meistens Station in Gurtweil). Dieses hohe Verwaltungsamt hatte Kepfer vier Jahrzehnte lang inne. Seine Frau starb 1750, sein Sohn Franz Konrad schon 1757, drei Jahre nach seinem juristischen Examen in Freiburg, eine Tochter dagegen überlebte ihn und starb 95-jährig erst 1833. Kepfer hat neben seiner Verwaltungstätigkeit immer auch historische Forschung betrieben, Codices abgeschrieben, historische Abhandlungen verfasst und stand nicht nur mit den Gelehrten St. Blasians (z.B. Marquard Herrgott, Rusten Heer, Paul Kettenacker, Martin Gerbert) in engem wissenschaftlichem Austausch, sondern auch mit auswärtigen, so mit Johann Daniel Schöpflin.

Dieser hat anderthalb Jahrzehnte, nachdem er Herrgotts Umdatierung der „Gründungsurkunde“ übernommen hatte<sup>49</sup>, während eines mehrwöchigen Aufenthalts in St. Blasien im September 1761 ein Gutachten („*sententia*“) über St. Blasians frühe Geschichtsquellen verfasst<sup>50</sup>, in dem er die Umdatierung mit einer genialen Konjektur rechtfertigte: In der Urkunde Kaiser Heinrichs V. sei sie als vom „*primo Ottone*“ stammend bezeichnet worden, weil „*primo*“ aus einem gekürzten „*piissimo*“ verlesen worden sei.<sup>51</sup> Am Schluss seines Gutachtens äußerte Schöpflin im Übrigen die Meinung, die gelehrte Welt dürfe von den Historikern St. Blasians weitere Forschungsergebnisse erwarten („*a quibus plura adhuc Literatus orbis expectat*“) – er nennt Hugo Schmidfeld, Rusten Heer und Martin Gerbert, nicht aber Johann Baptist Kepfer, den er sehr wohl kannte<sup>52</sup> und

<sup>49</sup> Wie bei Anm. 36.

<sup>50</sup> Autograf Schöpflins ist die Handschrift Stiftsarchiv St. Paul 258/2.

<sup>51</sup> UB St. Blasien I Nr. 125 S. 146 Z. 147f.; s. a. S. 144 Z. 68ff. – S. a. Teil I (wie Anm. 1) S. 14 mit Anm. 26.

<sup>52</sup> Vgl. beider Briefwechsel in Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 181/2: fol. 63–70: Konzept u. Abschrift eines Schreibens Kepfers an Schöpflin, datiert Gurtweil 1767 Oktober 4, ist die Antwort auf Schöpflins Brief, datiert Strasbourg 1767 August 1, in dem sich dieser anlässlich eines Aufenthalts in Gurtweil mit dem Geschenk zweier seiner Bücher bedankt und sich sogar als „Freund“ Kepfers bezeichnet: ebd. fol. 77–79: Original und Kopie. Beide Briefe fehlen in der „Chronologischen Liste der edierten Brieftexte“ bei Jürgen Voss [Hrsg.], Johann Daniel Schöpflin. Wissenschaftliche und diplomatische Korrespondenz. Stuttgart 2002, S. 12–39.

der die Konjektur sogar zum Anlass umfänglicher Untersuchungen über den Gebrauch weiterer herrscherlicher Epitheta „*primus, secundus, magnus, pius, fidelissimus, plenissimus, gloriosissimus, invictissimus, amantissimus, dilectissimus, serenissimus*“ – in seinen Exzerpten jeweils unterstrichen – genommen hat.<sup>53</sup> Auch die fragliche Stelle der Urkunde Heinrichs V. selbst samt ihrem Umfeld, besonders hinsichtlich der paläografischen Kürzungen, hat Kepfer genauestens untersucht.<sup>54</sup> Am 12. September 1761 schrieb Rusten Heer aus St. Blasien an Paul Kettenacker, der damals Pfarrer in Gurtweil war, Professor Schöpflin werde wohl nicht vor Mittwoch (16. September) abreisen; die Geschichte St. Blasiens sei in ein „*vollkommenes liecht gesetzt worden und zwar ex mente des H(errn) Hofrats, welches nebst meiner gehorsamen Empfehlung ihme zu wissen zu machen beliebe. Dan daß wir nie kein Diploma von dem Ottone M(agno) seu Imo gehabt, ist nun auch diplomatische certum*“. Mit dem Herrn Hofrat ist nicht Schöpflin – der zwar auch ein „Rat“ war<sup>55</sup> – gemeint, sondern Kepfer, dem der Adressat gemäß des Absenders Bitte den Brief auch zur Kenntniss gab.<sup>56</sup> Es ist offensichtlich, dass sich Heer auf Schöpflins Überlegungen bezieht. Es wird aber auch deutlich, dass Kepfer einen wichtigen Beitrag dazu geleistet haben muss; möglicherweise ist er sogar als der eigentliche Erfinder der Konjektur Schöpflins anzusehen.

Was man in St. Blasien schon bei Herrgotts frühen Arbeiten zur Klostergeschichte befürchtet hatte, trat später tatsächlich ein.

Am 25. März 1759 schrieb Marquard Herrgott von Krozingen aus – das Stift hatte ihm seine dortige Propstei als Alterssitz überlassen<sup>57</sup> – einen Brief an Kepfer, den dieser am 31. März bekam.<sup>58</sup> Thema war Herrgotts in Druck befindliche und im Folgejahr auch erschienene „*Pinacotheca Austriaca*“. <sup>59</sup> Er bittet, deren Druckfahnen dem Adressaten „*zur einsicht und vorläufiger revision*“ zusenden zu dürfen. Dann kommt er

<sup>53</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 212/2 fol. 84–102, 111–114 (fol. 114r eine Zusammenstellung einiger dieser Vokabeln), 117, 131f.

<sup>54</sup> Ebd. fol. 141f. Die Kürzungen sind unterstrichen.

<sup>55</sup> In seinem „Gutachten“ Handschrift St. Paul 258/2 fol. 17v unterzeichnet er als „*Consiliarius et Historiographus Galliae Regis*“.

<sup>56</sup> Er ist denn auch von Kepfer „archiviert“ worden in Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 181/2 fol. 71/72: Abschrift und Original.

<sup>57</sup> Ortner (wie Anm. 29) S. 71 ff.

<sup>58</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 181/2 fol. 73 ff. im Original.

<sup>59</sup> Teil III der Monumenta Augustae Domus Austriacae (wie Anm. 30), Freiburg 1760. – Zum Inhalt s. Ortner (wie Anm. 29) S. 65.

auf ein brisantes Thema zu sprechen. Er erinnert daran, dass schon vor etwa dreißig Jahren ein markgräflicher Oberbeamter namens Cellarius<sup>60</sup> in St. Blasien war, der die Echtheit des „Stiftsbriefs“ („*authentiam unsers von dem Kayser Ottone habenden diplomatis*“) mündlich in Zweifel gezogen hatte. Eben diesen nun in einer umfangreichen Schrift und an allerhöchstem Ort als falsch nachzuweisen, habe „*erst neüerlich aber unser gewester sauberer geheimbder Rath v. B.*“<sup>61</sup> seiner auch in anderen gefährlichen Sachen gewohnten Art nach „*kein abscheüw*“ und Bedenken getragen – was er, Kepfer, ja schon wissen werde. Deswegen habe er, Herrgott, die damaligen Akten und Notizen durchblättert, die er damals schon zur Verteidigung dieser Urkunde gegen den Herrn Cellarius gesammelt hatte. Dabei fand er, dass er nicht nur diese Urkunde, sondern noch mehrere einschlägige andere aus den Archiven der Klöster Rheinau und St. Blasien schon in Wien hatte in Kupfer stechen lassen<sup>62</sup>, weshalb er sich im Stande sehe, unter Mithilfe des Paters Rusten<sup>63</sup> eine „*gegründete Apologie*“ zu Stande zu bringen, falls der Abt – damals Meinrad Troger – es befehle. Im Augenblick geht es ihm speziell um die Identifizierung der Orte, die in der Grenzbeschreibung des geschenkten „*Zwings und Banns*“ der Ottonenurkunde genannt sind, wozu er ein gleich Auszüge aus der Urkunde „*zu geschwinder Einsicht*“ beifügt.<sup>64</sup> Von Kepfer „*als einem alt=erfahrmesten Antiquario rerum San-Blasianarum*“ will er wissen, ob es denn keine Untersuchungen darüber gebe, die man heranziehen könnte. Zum Schluss bittet er den Obervogt, über die Angelegenheit vorerst Stillschweigen zu bewahren, „*bis sie reifer sein wird*“.

<sup>60</sup> Das müsste also 1729 bzw. einige Jahre davor gewesen sein. Es dürfte sich um Johann Christoph Cellarius handeln, der am markgräflich Baden-Durlachischen Hof 1717 Hofratssekretär, 1718 Hofrat und Informator des Erbprinzen, 1720 Landschreiber und 1724 Oberamtsverweser der Markgrafschaft Hachberg bzw. der Herrschaft Badenweiler war, siehe GLAK 76/1332, Dienerakten Cellarius. In ihren Oberlanden grenzten viele Besitzungen der Markgrafschaft Baden-Durlach an solche St. Blasiens, sodass beide Territorien des Öfteren miteinander zu unterhandeln hatten.

<sup>61</sup> Vgl. Georg Pfeilschifter, Korrespondenz des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien. Hg. von der Badischen Historischen Kommission. I. Bd.: 1752–1773. II. Bd.: 1774–1781. Karlsruhe 1931–1934; Bd. I S. 71 Anm. 3 ist die Stelle zitiert, der vormalige Geheimrat jedoch nicht identifiziert.

<sup>62</sup> Möglicherweise sind dies die in GLAK 11/48 Nr. 480 überlieferten zwei Faksimiles oder Vorlagen zu den Stichen, das erste durch die Überschrift eindeutig zu Otto II. gestellt.

<sup>63</sup> Rusten Heer, s. Bader u. a. (wie Anm. 47).

<sup>64</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 181/2 auf einem zwischen fol. 74 und 75 eingelegten Zettel mit Notiz von Kefpers Hand: „*Beylag ad. Litt. dd<sup>o</sup> Crozingsen den 25. Martii 1759 an mich den Ober-Vogten zu Gurthweyl.*“

Herrgott wandte sich mit dieser Anfrage durchaus an den richtigen Mann, über dessen historische Arbeiten er sicher Bescheid wusste. Kepfer hatte sich gerade auch mit den Problemen um St. Blasians aus der „Gründungsurkunde“ herrührenden „Zwing und Bann“ und dessen dortiger Grenzbeschreibung<sup>65</sup> ausgiebig befasst, u. a. in einer unvollendet gebliebenen Abhandlung über den Albgau, in dem ja sein eigener Amtsbezirk lag und eben auch der historische sanktblasische Kernbezirk, der „Zwing und Bann“ um das Kloster selbst. Dieses Werk „*Einig [!] kurtze Anzeig Von Dem Pago Alpegowe, Albegowe, oder Alpegau*“ existiert original von Kepfers eigener Hand<sup>66</sup> und in einer ebenfalls von ihm selbst gefertigten Abschrift<sup>67</sup> sowie einer solchen von anderer Hand.<sup>68</sup> In allen drei Texten findet sich ein Vermerk von ihm selbst, datiert Gurtweil 1746 Juli 26, dass ihn „*andere Herrschaftsdienste*“ zum Abbruch dieses Werks zwangen.<sup>69</sup> Schon im allerersten Satz dieser Abhandlung beruft sich Kepfer auf das Werk seines Mentors Herrgott „*Genealogia Diplomatica Augustae Gentis Habsburgicae*“, deren Umdatierung der „Gründungsurkunde“ auf Kaiser Otto II. er natürlich übernimmt<sup>70</sup> und zur Konradsurkunde, die er gleich danach heranzieht, keinen Widerspruch erkennt.

Die St. Pauler Handschrift 212/2 versammelt eine Vielzahl von Texten, die mit Kepfer in Verbindung stehen, oft von seiner Hand stammen oder von ihm kommentiert und manchmal sogar datiert sind – es finden sich Jahreszahlen von 1733 bis 1777. (Man kann diesen Codex einer Gruppe zuordnen, die man als „Kepfer-Handschriften“ charakterisieren könnte.) Neben manch anderem enthält St. Paul 212/2 Ausarbeitungen, Exzerpte und Notate speziell zu den Problemen um die „Gründungsurkunde“<sup>71</sup>, und vor allem findet man hier auch die von Herrgott in seinem oben zitierten – in einer ganz anderen Handschrift überlieferten! – Brief vom 25. März 1759 gewünschte Auskunft über die Identifizierung der in der Grenzbeschreibung des „Zwings und Banns“ genannten Lokalitäten,

<sup>65</sup> Vgl. die Karte bei Johann Wilhelm Braun, Graf Rudolf von Habsburg und die Gründung von Todtmoos und Neuenzell, in: ZGO 143 (1995) 51–96, hier S. 52, sowie S. 66.

<sup>66</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 227/2 fol. 1–38 u. fol. 39–87 angehängte 24 Beilagen.

<sup>67</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 17/6 fol. 1–38 u. fol. 41–82 angehängte 22(!) Beilagen.

<sup>68</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 11/6 fol 1–48 ohne die Beilagen.

<sup>69</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 227/2 fol. 38v; 17/6 fol. 38r; 11/6 fol. 48r.

<sup>70</sup> Vgl. oben bei Anm. 35.

<sup>71</sup> So z. B. gleich am Anfang fol. 1–18, 59–117. Siehe auch oben bei Anm. 51 die Ausführungen zu Schöpflins Konjektur.

und dies sogar zweifach: als Konzept fol. 74f. und als Reinschrift fol. 108f. Nach Auskunft einer Marginalie zur Letzteren hat sie Kepfer Herrgott vorab übermittelt.<sup>72</sup> Erst gut einen Monat später ließ er einen ausführlichen, sieben Seiten langen Antwortbrief folgen, der ebenfalls in der Handschrift St. Paul 212/2 fol. 148–151 als Entwurf oder Kopie enthalten ist, datiert Gurtweil 1759 Mai 2.<sup>73</sup> Darin geht er erst ganz zum Schluss auf Herrgotts Ansinnen ein, für den laufenden Druck der „Pina-cotheca“ sozusagen Korrektur zu lesen, und lehnt es unter dem Vorwand ab, dass er zu diesem den „*unsterblichen Nachruhm*“ Herrgotts sichernden neuen Werk „*nicht das wenigste aussert* [!] *meiner Herzinniglichen freud bejzubringen vermögend*“ sei. Zuvor hatte er schon in anderem Zusammenhang beklagt, dass es ihm für schriftliche Ausarbeitungen an „*Hilff, Bejstand, Zeit und gelegenheit*“ mangle. Trotzdem befasst er sich wenigstens in seinem Brief ausgiebigst mit den Problemen um den „Stiftsbrief“, kritisiert bis in alle Einzelheiten die Qualität bisheriger Faksimilierungen des „*Diploma Ottonianum*“, insbesondere eines Faksimiles „*auff öhlgedränckhten Papire, welches* [Herrgott] *Leztlich überschicket, zu Wienn in Kupffer stechen lassen*“, empfiehlt nochmalige genaueste Untersuchung und beklagt, dass dafür einschlägige wissenschaftliche Werke in St. Blasiens Bibliothek nicht angeschafft wurden. Er greift Herrgotts Erinnerung an ihre gemeinsame Zeit „*vor 31 Jahren*“ auf, als er ihm bei der Arbeit an dessen Geschichte St. Blasiens assistierte, und bedauert, dass dieses Unternehmen wegen Ausbruchs der Hauensteinischen Unruhen und Herrgotts diplomatischen Abordnungen zur Vorderösterreichischen Regierung und schließlich sogar zum Kaiser nach Wien abgebrochen werden musste. Er freut sich zwar, dass Herrgott so unvermutet wieder an ihn denkt und schreibt, zeigt sich aber über den Anlass dazu bestürzt, dass nämlich gegen die Echtheit des „Stiftsbriefs“ eine Schrift, die „*von einem Undanckhbaren und folglich einem Unmenschen herrühren solle*“, allerhöchsten Orts (also beim Kaiserhof) eingereicht wurde, wovon er aber noch nichts gehört hat. Zu-

<sup>72</sup> „Nota: Disen bericht über die heint zu tag noch also bekante terminos oder marcken habe dem hoch[würdigen] R[everendo] P[at]ri Marquardo statthalter nacher Crozingen überschrieben und hab geschickt von Gurthweyl.“

<sup>73</sup> Mit Kepfers Absendevermerk fol. 148r: „An H. P. Marquardum Herrgott Statthalteren zu Crozingen abgangen freytags den 4<sup>ten</sup> Maj 1759 mit der ordinaire per Basel.“ Auch Kepfers eigenhändiges Konzept dieses Schreibens ist erhalten in Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 53/6 fol. 128–133.

allererst müsse man eine genaue Abschrift dieser Eingabe besorgen. Im Ganzen nimmt er diese Sache noch auf die leichte Schulter und kann ihr sogar positive Aspekte abgewinnen: „*Mich bedunckhet aber nicht, daß St. Blasien ob solcher anfechtung sich groß alteriren – sonderen (!) heimlich erfrewen solte, hierdurch die gelegenheit erlanget zu haben, daßjenige an den Tag zugeben, waß man sonst ohnangefochten und ohnprovocirter, auff eine andere weiß bey weitem nicht hätte Thun dörrffen.*“

Herrgott hat auf Keffers Brief bereits ein paar Tage später, Krozingen 1759 Mai 9, geantwortet.<sup>74</sup> Er ignorierte Keffers Absage, für die „Pina-cotheca“ Korrektur zu lesen, völlig, kündigte stattdessen für die nächsten Tage eine erste Sendung von Abzügen der Texte und Kupfer an und erläuterte die Konzeption des Werks, das, wie er hoffe, bis zum Jahresende fertig sein werde. Der Keffer unterstellte „*so oft comprobierte ejfer für die wohlfart und ehre unßers Gotteshauses*“ lässt Herrgott nicht daran zweifeln, dass jener ihm diese seine Bitte an „*einen erfahrenen känner dießerley arbeiten* [an den Druckfahnen] *genau und impartialisch zu revidieren, zu kritisieren, zu addieren, und zu corrigieren*“ erfüllen wird – dem Adressaten wird demnach auch nichts anderes übrig geblieben sein. Keffers detaillierte Ausführungen zum „Stiftsbrief“ könne er, da Abt und Dekan zu Besuch seien, nicht, wie er gerne wollte und sollte, beantworten, er schickt jetzt nur den von ihm vor 30 Jahren verfertigten Kupferstich und wünscht, dass von den darin genannten Gewässern und Orten „*eine ordentliche mappam choro= ac topographicam*“ hergestellt würde, die er verspricht, von Herrn Mayer<sup>75</sup> in Freiburg in Kupfer stechen zu lassen. Den Angriff „*unseres gewesenen sauberen Geheimrats von B.*“ auf die „Gründungsurkunde“ erwähnt er überhaupt nicht mehr.

Dieser Geheimrat von B. muss sozusagen ein Vorläufer des Marcellus von Granicher gewesen sein, des späteren so gefürchteten Gegenspielers des Klosters am Wiener Hof. Wer er war, ist bislang rätselhaft. Auch Pfeilschifter hat den Namen so gelesen.<sup>76</sup> Es gibt im Stiftsarchiv St. Paul ein Personalverzeichnis, das auch die Funktionsträger St. Blasiens registriert.<sup>77</sup> Die Handschrift wurde 1695 zur Wahl Abt Augustins angelegt

<sup>74</sup> Stiftsarchiv St. Paul Handschrift 212/2 fol. 145/146, Original; die Reihenfolge zu Keffers Schreiben ist vertauscht.

<sup>75</sup> S. Anm. 174.

<sup>76</sup> S. Anm. 61.

<sup>77</sup> Handschrift St. Paul 30/2.

und unter Rückgriff in die Anfangszeit des Klosters<sup>78</sup> bis zu seiner Aufhebung 1807 leider nur sehr lückenhaft fortgeführt<sup>79</sup>, hat aber Vollständigkeit zumindest beabsichtigt. Hier ist z. B. Marcellus von Granicher als Registrator und Hofrat zu 1750 aufgeführt<sup>80</sup>, Kepfer zu 1725 als Sekretär<sup>81</sup>, zu 1738 als Obervogt und zu 1746 als Hofrat.<sup>82</sup> Unter den wenigen Geheimräten<sup>83</sup> ist jedoch keiner genannt, dessen Name mit B anfängt.<sup>84</sup> Tatsächlich aber steht in einem gedruckten Adress-Verzeichnis von 1756<sup>85</sup> an der allerersten Stelle, also als höchster sanktblasischer Beamter: „*Carl Albrecht Clodomir Braunegger, J. U. D.*“<sup>86</sup>, *Geheimer Rat und Kanzler*“! Auch Kepfer ist hier als Hofrat und Obervogt und gleich nach ihm „*N.*“<sup>87</sup> *Granicher, Hofrat*“ verzeichnet. Wahrscheinlich ist es eben dieser Braunegger, der im Personalverzeichnis als „*N. Carl Braunegger de Gundelf. Neo = Et Erster Canzler*“<sup>88</sup> zu 1735 nachgetragen, und vielleicht derselbe, der schon zu 1716 als Obervogt von Bonndorf als „*Carolus Braunegger Dr*“<sup>89</sup> eingetragen wurde. Näheres über diesen Braunegger war bislang nicht herauszufinden.

Jedenfalls kann mit ihm nicht schon v. Granicher gemeint sein.<sup>90</sup> Denn abgesehen von den verschiedenen Anfangsbuchstaben und der

<sup>78</sup> Ebd. fol. 13–15: Äbte-Liste Beringer 946 bis Augustin 1695 von der Anlagehand.

<sup>79</sup> Es fehlen z. B. alle Hofkapläne und Bibliothekare sowie bei den Namen sehr oft das Dienstantrittsjahr.

<sup>80</sup> Ebd. fol. 45v und 56r.

<sup>81</sup> Ebd. fol. 45r.

<sup>82</sup> Ebd. fol. 46v.

<sup>83</sup> Ebd. fol. 55v.

<sup>84</sup> Carl von Gleichenstein, 1757 Hofrat, wäre – wenn man eine Verwechslung der Anfangsbuchstaben in Betracht ziehen möchte – der Einzige, der infrage kommt, aber er wurde erst 1781 Geheimrat.

<sup>85</sup> Des hochlöbl. schwäb. Crayses allgemeines Adresse=Handbuch, oder deutliche Anzeige, was in denen eigentlich zu diesem Crayse gehörigen Landen und Herrschaften dermalen für höchste und hohe Regenten, Ministri, Räte, Cantzleyen, und andere Dienerschafften sind ... Ulm: Johann Conrad Wohler 1756, hier S. 326f. – Digitalisat: <http://books.google.de/books?hl=de&id=iGEAAAAAcAAJ&q=>. Es finden sich S. 4 und 409 noch zwei weitere Funktionsträger dieses Namens.

<sup>86</sup> „*Juris Utriusque Doctor.*“

<sup>87</sup> Statt des Vornamens.

<sup>88</sup> Handschrift St. Paul 30/2 (wie Anm. 77), fol. 42r.

<sup>89</sup> Ebd. fol. 46r. – Mit etwas veränderten Namensformen weist wohl ihn nach <https://familysearch.org/pal:/MM9.1.1/V4PB-ZSJ> als Vater der Maria Francisca Scholastica Braunegger, getauft am 17. Dezember 1719 in Bonndorf.

<sup>90</sup> Theoretisch wäre eine Verschreibung denkbar gewesen, da sich die beiden Großbuchstaben B und G zuweilen sehr ähneln.

unterschiedlichen Funktion stand dieser damals noch in St. Blasien Diensten.

Marcellus von Granicher galt und gilt als zwielichtige Gestalt: Es hängt ihm, geprägt natürlich von der Sichtweise des Klosters St. Blasien, das Odium des treulosen Verräters an.<sup>91</sup> Doch ist es angebracht, seinen jahrzehntelangen Kampf gegen das Kloster nicht nur aus dessen Perspektive zu erkunden, sondern auch aus seiner eigenen und vor dem allgemeineren Hintergrund der bekannten aufklärerischen antiklerikalen und besonders antimonastischen Zeittendenzen. Quellen aus sanktblasischer Überlieferung sind überreichlich vorhanden. Das sicherlich im Wiener Staatsarchiv noch aufzufindende Material muss ich einem Anderen überlassen.

Um v. Granicher gerecht werden zu können, sollen, soweit derzeit möglich, seine Herkunft und Lebensumstände erhellt werden, und vor allem soll er auch selber zu Worte kommen. Marcellus Granicher von Granichsfeld, wie sein voller Name lautet, entstammte einem niederadligen Geschlecht, das wohl nach Schloss Granichsfeld (Ratschje) bei Marburg an der Drau, ehemals Untersteiermark, seit 1918 Maribor in Slowenien, benannt war.<sup>92</sup> Zu diesem Geschlecht dürfte auch ein Zeit- und Altersgenosse gehören, Vigilius Granicher zu Granichsfeld, geboren 1722 zu Innsbruck, Abt des Zisterzienserklosters Stams in Tirol von 1766 bis 1786.<sup>93</sup> Die Sippe soll weit verbreitet gewesen sein, angeblich „in Ungarn und Polen“.<sup>94</sup> Er selbst aber kam aus dem oberschwäbischen Altdorf, jetzt Stadt Weingarten im Kreis Ravensburg. Mit diesem Herkunftsort ist er in der Freiburger Universitätsmatrikel zu 1748/49 als Jurastudent verzeichnet, zusammen mit seinem Schwager Franz Alois v. Johler aus dem ca. 30 km westlich gelegenen Gebrazhofen, jetzt Stadt Leutkirch im Kreis Ravensburg.<sup>95</sup> In Gebrazhofen scheinen noch 1762/63 Angehörige v. Grani-

<sup>91</sup> Vgl. Bader (wie Anm. 17) S. 200; Georg Pfeilschifter, Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien. In: ZGO 67 (1913) S. 272–315, hier S. 282; auch in: Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Dritte Vereinsschrift für 1912. Köln 1912. S. 38–72, hier S. 45. – Thiemo Raschl, Wiener Reisen des Abtes Martin Gerbert von St. Blasien. In: ZGO 79 (1927) S. 517–533, hier S. 524ff. – Am eingehendsten hat sich Johannes Gut (wie Anm. 41) S. 64ff. mit Granicher befasst und in Anm. 41 erstmals auf sanktblasische Quellen über ihn im Generallandesarchiv Karlsruhe hingewiesen.

<sup>92</sup> Vgl. A. Adolf Schmidl, Das Kaiserthum Oesterreich I. Die Alpenländer 3. Das Herzogthum Steiermark. Stuttgart: J. Scheible 1839, S. 88f.

<sup>93</sup> Vgl. [http://www.zisterzienserlexikon.de/wiki/Kranicher,\\_Vigilius](http://www.zisterzienserlexikon.de/wiki/Kranicher,_Vigilius).

<sup>94</sup> Laut dem unten in Anm. 322 zitierten Brief an Gerbert.

<sup>95</sup> Friedrich Schaub, Die Matrikel der Universität Freiburg i. Br. von 1656–1806. Bd. 1. Freiburg i. Br. 1955, S. 597 Nr. 54 und Nr. 56.

chers ansässig gewesen zu sein<sup>96</sup>, 1778 jedenfalls wohnte hier ein weiterer Schwager, der „Oberzoller Pohler“, und in Weingarten eine Schwester, die „Regiments-Rätin v. Zaiger“; sein Vater sei Forstmeister gewesen.<sup>97</sup>

Es gibt ein Fragment gebliebenes Konzept v. Granichers, in dem er summarisch seine sanktblasische 17-jährige Dienstzeit schildert, wohl kurz nachdem er den Dienst quittiert hatte, das letztgenannte Datum ist das seiner Kündigung. Die folgenden Daten stammen aus dieser Quelle<sup>98</sup>, weitere sind knapp verwiesen. Auf eine ausführliche Darlegung der Geschehnisse, wozu sehr viel Material vorhanden ist, muss hier, um beim Thema zu bleiben, verzichtet werden. Möglicherweise kann ich das einmal für eine Art Charakter- und Zeitbild verwenden, wobei es wohl reizvoll wäre, Marcellus v. Granicher seiner Kontrastfigur Johann Baptist Kepfer gegenüberzustellen.<sup>99</sup>

Im August 1749 legte v. Granicher sein Examen in Freiburg ab und hatte bereits eine Stellenzusage als Landschreiber der vorderösterreichischen Herrschaft Sonnenberg.<sup>100</sup> Er reiste nach St. Blasien, um seinem Schwager v. Johler, dem Freiburger Studiengenossen, dort eine Stelle zu verschaffen.<sup>101</sup> Dabei überredete ihn Abt Meinrad Troger (1749–1764), ebenfalls in sanktblasische Dienste zu treten. Er wurde zunächst im Archiv angestellt und als Protokollant zu den geheimen Konferenzen herangezogen. Auch ein Oheim amtierte in St. Blasien als Re-

<sup>96</sup> Von hier ließ er sich jedenfalls laut einer Abrechnung der Kosten seiner Wiener Reise Ersatzkleidung schicken, GLAK 99/272 pag. 6: „so hab ich von gebratzhofen 6. hemeter [Hemden] kommen lassen“.

<sup>97</sup> Laut dem unten in Anm. 322 zitierten Brief an Gerbert.

<sup>98</sup> GLAK 99/122: Dieser Faszikel enthält ausschließlich ungezählte Konzepte und Abschriften von Granichers eigener Hand(!), die ich mit <1> bis <15> bezeichne; hier <1>. Es trägt eine noch sanktblasische Altsignatur „345.176.1.“ und den Titel: „Acta des Hofraths Granicher Entweichung aus St. Blasischen, und Anstellung in österreichischen Diensten, auch dessen erste wider dis Stift gemachte Bewegungen betr[effend] v. J. 1768–1771.“ – In spitze Klammern habe ich, um das Auffinden etwas zu erleichtern, eigene Faszikel-Nummerierungen dort gesetzt, wo die Konvolute in keiner Weise Zählungen aufweisen. Das gilt auch für entsprechende Nachweise in anderen Faszikeln.

<sup>99</sup> Vgl. Anm. 48.

<sup>100</sup> Siehe Abb. 1, S. 24. – Ich danke dem Stiftsarchiv St. Paul im Lavanttal und dem Generalandesarchiv in Karlsruhe für die freundliche Erlaubnis, in den Abbildungen ihre genannten Quellen wiedergeben zu dürfen, sowie Herrn Gerhard Graf, Karlsruhe, für die grafische Bearbeitung der Abbildungen 2 und 5.

<sup>101</sup> Franz Alois v. Johler stand noch 1777 als Hofrat dem sanktblasischen Obervogteiamt Erwartungen vor, siehe: Des hochlöbl. Schwäbischen Crayses vollständiges Staats- und Adreß-Buch auf das Jahr 1777 ... Ulm: Kayser 1777, S. 331. Er wurde laut Personalverzeichnis Hs. St. Paul 30/2 fol. 47v 1766 zum dortigen Obervogt berufen.

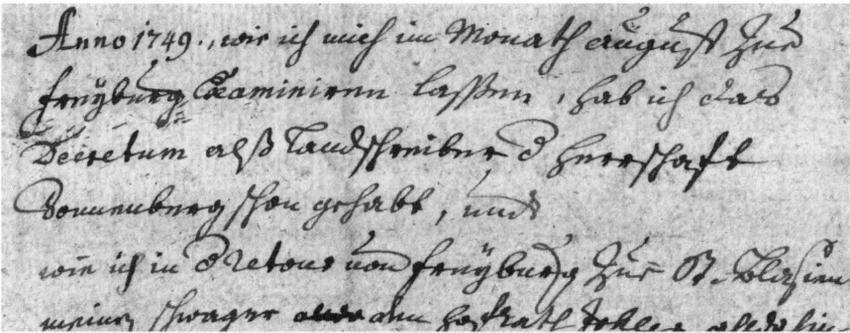


Abb. 1: Handschrift v. Granichers, GLAK 99/122 <1> fol. 1r Initium, s. Anm. 98 u. 100.

gistrator.<sup>102</sup> 1755 erhielt er nur eine Hofratstelle statt eines vakanten und ihm versprochenen Obervogteiamts, 1759 wurde er bei der Ewattinger Obervogteistelle ein zweites Mal übergangen.

1762/63 führte er mit dem Dekan P. Romuald v. Schlichtinsfeld, der sein „Vetter“ war<sup>103</sup>, die anstehenden wichtigen Verhandlungen am Kaiserhof in Wien<sup>104</sup>, bei denen u. a. auch die Zwistigkeiten zwischen St. Blasien und Tröndlin v. Greiffenegg, dem Waldvogt zu Waldshut, zur Debatte standen.<sup>105</sup> Dieser Streit war von einer Kommission der Vorderösterreichischen Regierung und St. Blasiens vom 27. Februar bis 5. April 1762 in Freiburg verhandelt worden.<sup>106</sup> Dabei wurde auch die „Gründungsurkunde“ vorgelegt, und zwar als Beilage Nr. 1 zum Jahr 963, also noch zu Kaiser Otto I., sowie ebenso alle kaiserlichen Bestätigungsurkunden bis 1309 und weitere Dokumente bis zur Gegenwart. Man hat es

<sup>102</sup> So v. Granicher in GLAK 99/122 <1> (vgl. Anm. 98) fol. 2r: „*avunculo materno, welcher damals neben mir registrator ware*“. Im Personalverzeichnis Hs. St. Paul 30/2 fol. 45v ist für das 18. Jahrhundert allein v. Granicher als solcher aufgeführt, obwohl natürlich auch weitere dieses Amt versahen, z. B. Kepfer und Ribbele.

<sup>103</sup> Der Freiburger Regierungsrat v. Zwerger bemerkt in der Einleitung seines „*Gehorsamster Bericht*“ über die Vorgänge von 1762, v. Granicher sei damals „*mit einem gewissen Patre der sein Vetter war, nach Wienn geschickt*“ worden, s. u. bei Anm. 207.

<sup>104</sup> Nach Ausweis der Quellen erledigte er die Hauptarbeit: Siehe die Korrespondenz 1762 Juni 27 bis 1763 Juni 22 in GLAK 99/109 (Konzepte), 99/271 (Originale), 99/272 (Kostenabrechnungen), 99/888 fol. 3/4 (Originalvollmacht Abt Meinrads).

<sup>105</sup> Akten zum Streit mit dem Waldvogt: GLAK 99/268–271.

<sup>106</sup> Protokoll mit 57 Beilagen in GLAK 99/270; Auszug in GLAK 99/888 fol. 76/77. S. a. Anm. 166 u. bei Anm. 106 u. 208.

damals also keineswegs „wissenschaftlich“ sehr genau genommen, und die Echtheitsfrage stand schon gar nicht zur Debatte. Genau dies hat man ein Jahrzehnt später, als diese Frage brisant geworden war, von Seiten St. Blasians dem v. Granicher vorgeworfen. Am 5. Dezember 1772 schrieb Pater Mauritz Ribbele an St. Blasians obersten Verwaltungsbeamten, den Geheimrat und Kanzler Anton Ferdinand Maria von Lempenbach<sup>107</sup>, Granicher habe als Teilnehmer der damaligen Kommission vor den Deputierten der Vorderösterreichischen Regierung „das *Diploma Ottonianum A(nno) 1762 über Kopf und Hals behauptet, und als ächt und wahrhaft beschützt; besagtes Diploma ist selbes mal in Originali vorgelegt und aus Befehl der Regierung von der Freyburgischen Registratur decopirt und vidimirt worden*“.<sup>108</sup> Da St. Blasien und der Waldvogt zu keiner Einigung kamen, hatten die Deputierten eine „*allerhöchste Entscheidung*“, also der kaiserlichen Verwaltung, verlangt.<sup>109</sup> Die Wiener Reise war im Übrigen wenig erfolgreich für St. Blasien. Am 22. September 1762<sup>110</sup> schildert Dekan Pater Romuald v. Schlichtinsfeld seinem Abt aus Wien die „*harte Drangsalen und Bedrohungen, die die Immunitatem Eccl(esiasticam) schützende Gottshäuser erdulden müßten*“ – nämlich von Seiten der kaiserlichen Verwaltung. Gegen Ende des Aufenthalts<sup>111</sup> beklagt er eine beinahe feindliche Haltung am Kaiserhof gegenüber seinem Stift und hält es sogar bei diesen „*fatalen Conjunctionen*“ für ratsamer zu schweigen, als sich der Gefahr auszusetzen, auch noch übrige Rechte zu verlieren und überdies sich die höchste Ungnade auf den Hals zu ziehen. Selbst Pater Marquard Herrgotts vieljährigen Aufenthalt in Wien schätzt er ganz negativ ein, das habe dem Kloster so den Hals gebrochen, dass niemand in hundert Jahren bei derart unseligen Zeiten den Schaden ersetzen könne. In einem anderen Schreiben<sup>112</sup>

<sup>107</sup> Zu ihm siehe Adressbuch 1777 (wie Anm. 101) u. Anm. 244.

<sup>108</sup> Original-Brief GLAK 888 fol. 53/54.

<sup>109</sup> GLAK 99/270 pag. 216: „*Conclusum*.“

<sup>110</sup> GLAK 99/271 <23> Originalbrief.

<sup>111</sup> GLAK 99/271 <54> Originalbrief Wien 1763 Februar 12 an den Abt.

<sup>112</sup> GLAK 99/271 <3> Originalbrief von „35“ [= Dekan und v. Granicher] Wien 1762 Juli 11 an den Abt. Darin referiert er eine Aussage des „6½“ [= Reichshofrat Baron v. Bartenstein] *hat gesagt, wie Ihme von jemandem positivè erzehlet worden seye, daß E. [= Statthalter P. Marquard Herrgott] alß Er vor Neün oder zehen Jahren defendiren wollen, daß D [= Stift St. Blasien] dem B. [= Haus Österreich] nicht unterthaenig seye, etlich Tausend zur Straff erlegen müssen*“. – Die Korrespondenz der Wiener Reise ist fast durchgehend mit Verschlüsselungen abgefasst, deren Codes auf Listen zwischen den Originalbriefen nach <79> und v. Granichers eigenhändigen Konzepten eingebunden sind.

hatte er kolportiert, Herrgott sei sogar schon vor Jahren mit einer hohen Strafe belegt worden, weil er die reichsfreie Stellung St. Blasians behauptet habe. In der Abschiedsaudienz blieb die Kaiserin Maria Theresia unverbindlich. Sie wisse zwar das eine oder andere, könne aber nicht auf alles antworten. „*Es sejen Zwej wichtige sachen, wegen welchen sie mit ihrer HofCanzleij und HofCammer sprechen werde*“ und habe im Übrigen versichert, „*das Sie die geistlichkeit lieb habe, und derselben, wie auch denen weltlichen nicht zu harth geschehen lassen werden.*“<sup>113</sup>

Nach Herrgotts Tod († 9. 10. 1762) hat v. Granicher einen Nachruf, den zu verfassen er einem Freund aufgetragen hatte, an jemanden zur Veröffentlichung geschickt und um zwei Belegexemplare gebeten.<sup>114</sup> 1764 hatte er die Aufgaben zu erledigen, die mit dem Tod Abt Meinrads und der Wahl seines Nachfolgers Martin II. Gerbert anfielen, was damals gewiss die akut dringlichste dienstliche Obliegenheit im Kloster war.<sup>115</sup> Dass ihm dafür von Martin Gerbert bloß ein billiges Etui und die vage Aussicht auf die neue Obervogtstelle Bettmaringen als Anerkennung zuteilwurden, empfand er nach seinen 15 Dienstjahren als schäbig.<sup>116</sup> Daher versuchte er, sich in Innsbruck während eines dortigen Aufenthalts der Kaiserin Maria Theresia um die vakante Waldvogtei stelle zu bewerben, was dem Abt denunziert wurde und dessen Ungnade zur Folge hatte. Gerbert ließ sich das aber nicht anmerken und bot Granicher am 15. Februar 1766 das Obervogteiamt Ewatingen an, allerdings mit gekürzter Besoldung, was diesen noch mehr beleidigte.<sup>117</sup> Am 14. März lehnte er ab und verlangte seine Entlassung.<sup>118</sup> Mit Berufung auf seine Ureltern, Großvater, Vater und Brüder, die in österreichischen (auch Kriegs-)Diensten rühmlich verstorben seien<sup>119</sup>, bewarb er sich fortan um mehrere Posten in der vorderösterreichischen Verwal-

<sup>113</sup> GLAK 99/271 <75> Originalbrief Wien 1763 Mai 28 an den Abt.

<sup>114</sup> Das Konzept dieses Briefs an den leider namentlich nicht genannten Adressaten, datiert St. Blasien 1764 Februar 3, ist in der Handschrift St. Paul 212/2 fol. 226 erhalten.

<sup>115</sup> Handschrift St. Paul 150/2. S. a. Pfeilschifter (wie Anm. 61) I S. 134 Anm. 6 u. S. 136 ff.

<sup>116</sup> „*Dise tractement (!) von einem Fürsten, dem ich als Pater mit anwendung meines geringen salarij und wenigen Eigenen mittlen in zeit 15. Jahren so Viel lieb = und gutes erwiesen, machte mich noch empfindlicher ...*“ GLAK 99/122 <1> fol. 4v/5r (wie Anm. 98).

<sup>117</sup> „... *mir als seinem 17. Jährigen beamten roche dise belohnung in die nasen ...*“ fol. 5v wie vorige Anm. – Statt seiner wurde in Ewatingen sein Schwager v. Johler Obervogt, s. Anm. 101.

<sup>118</sup> GLAK 99/122 <1> fol. 6r.

<sup>119</sup> Ebd. fol. 6v. – Dies hat er der Kaiserin am 12. März 1769 im Einzelnen mündlich vorge-  
tragen, siehe seine Konzept-Notizen dazu GLA 99/122 <3>.

zung, worauf er als österreichischer Untertan und Vasall Anspruch zu haben glaubte. Die Vorderösterreichische Regierung verhinderte diese Anstellungen im Bunde mit dem Kloster<sup>120</sup>, einmal sogar unter Missachtung einer ausdrücklichen Anordnung der Kaiserin, die am 28. Juli 1770 in einem Handbillet befohlen hatte, Granicher mit einer Bedienstung zu versehen.<sup>121</sup> Die kaiserliche Hofkammer in Wien war über die Obstruktionstaktik der Freiburger Regierung ungehalten, die sowohl den allerhöchsten Befehl wie ihre eigene Zusage „*ausser acht setzet, und somit die anstellung des Granicher auf die lange Banck hinauszuschieben sich nicht entblödet*“.<sup>122</sup> Schließlich erhielt er um die Jahreswende 1770/1771 doch einen Posten, nämlich die Rentmeisterstelle zu Spaichingen in der vorderösterreichischen Grafschaft Oberhohenberg.<sup>123</sup>

Diesen Erfolg hatte Granicher aber offensichtlich erst seinen Anzeigen gegen das Kloster St. Blasien zu verdanken. Die ersten erstattete er etwa zweieinhalb Jahre nach seinem Ausscheiden aus sanktblasischen Diensten, nachdem seine Bewerbungen erfolglos geblieben bzw. hintertrieben worden waren, noch von Waldshut aus in zwei an den Kaiserhof gerichteten Memorien vom 22. Juni und 23. August 1768.<sup>124</sup> Sie betrafen zunächst eine relativ aktuelle Angelegenheit, nämlich die Verpachtung des Eisenwerks Albbbruck an das Kloster St. Blasien ab 1755.<sup>125</sup> Das Stift habe dieses mit 25 000 Gulden jährlichem Reinertrag äußerst lukrative Unternehmen nur bekommen, weil es den vorderösterreichischen Regierungspräsidenten Freiherrn v. Sumerau<sup>126</sup> – in diesem sah v. Granicher seinen Hauptgegner<sup>127</sup> – mit 4000 Gulden bestochen habe.<sup>128</sup>

<sup>120</sup> Zu Granichers Bewerbungen siehe GLAK 99/122 <4>, <6>, <9>, <11>, <12>, <13>, <14> (1768–1770).

<sup>121</sup> GLAK 99/122 <5>, erwähnt GLA 99/122 <13> und <14>, sowie GLAK 99/633 Nr. 3.

<sup>122</sup> So im Protokoll einer Konferenz vom 3. Oktober 1770, GLAK 99/122 <13>.

<sup>123</sup> GLAK 99/122 <15> (letztes Stück des Faszikels).

<sup>124</sup> In GLAK 99/122 <10> (wie Anm. 98) erwähnt als Anlage Nr. 3 und 4 seines Briefs an den Staatsminister Graf von Blümegen (vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich\\_Kajetan\\_von\\_Blümegen](http://de.wikipedia.org/wiki/Heinrich_Kajetan_von_Blümegen)) vom 30. Oktober 1770.

<sup>125</sup> Vgl. Rudolf Metz, Bergbau, Hüttenwesen und gewerbliche Unternehmungen, in: Das tausendjährige St. Blasien (wie in Anm. 9) II S. 67–86, hier S. 77 ff.

<sup>126</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Anton\\_Thaddäus\\_von\\_Sumerau](http://de.wikipedia.org/wiki/Anton_Thaddäus_von_Sumerau).

<sup>127</sup> GLAK 99/122 (wie Anm. 98) <1> fol. <6v>: Solange v. Sumerau „*in der activität*“ sei, werde Granicher keine österreichischen Dienste erlangen können, er habe alle seine früheren diesbezüglichen Bemühungen vereitelt und ihn auch bei St. Blasien „*in misstrauen und discredit*“ zu setzen gesucht.

<sup>128</sup> GLAK 99/122 <1>, <13>; nach ebd. <10> hat er am 22. Juli 1769 in Wien eine weitere Eingabe zu Albbbruck gemacht.

Ende 1768 begab sich v. Granicher an das „*kaiserliche Hoflager*“ nach Wien<sup>129</sup> und erhob jetzt sozusagen „historische“ Anklagen, zunächst betreffs der vier sanktblasischen Herrschaften Blumegg, Bettmaringen, Gutenberg und Berauerberg, den so genannten Reichsämtern.<sup>130</sup> In ihnen stehe das Besteuerungsrecht dem Haus Österreich zu, was das Stift 1764 der amtierenden Peräquationskommission verschwiegen habe.<sup>131</sup> Der Schaden für das österreichische Erzhaus betrage „*seit A(nn)o 1764 durch Zurückbleibung dieser Schazungen*“ einige Tausend Gulden jährlich.<sup>132</sup> Anfang des Jahres 1770 hielt man die Besteuerungsfrage in St. Blasien für derart bedrohlich, dass man anordnete, alle Akten darüber in der schweizerischen Propstei Klingnau, wohin das Archiv nach dem Klosterbrand von 1768 ausgelagert worden war und jetzt nach St. Blasien zurückgebracht werden sollte, zu belassen, um sie einem eventuellen Zugriff der Freiburger Regierung zu entziehen.<sup>133</sup>

In den folgenden Jahren bis 1777 hat v. Granicher – dem die Kaiserin auch persönlich Audienzen<sup>134</sup> und Zugang zum Geheimen Reichsarchiv für die Auffindung seiner Beweisunterlagen gewährte<sup>135</sup> – in dieser

<sup>129</sup> GLAK 99/122 <2> fol. 1r; vgl. bei Anm. 145: Brief des Hofagenten v. Seeger.

<sup>130</sup> Vgl. Wolfgang Müller, Die staatsrechtliche Stellung St. Blasiens, in: Das tausendjährige St. Blasien (wie Anm. 9) II S. 57–66, hier S. 58; siehe S. 22 auch die Karte des Zwings und Banns. Für den Kaiserhof hat St. Blasien eine aufwändige farbige Karte herstellen lassen, s. Anm. 224 und Abb. 4 auf S. 48.

<sup>131</sup> GLAK 99/122 <1> fol. 7v.

<sup>132</sup> GLAK 99/633 Nr. <37>: „*Kurze Beleuchtung ...*“ (April 1769). – In diesem die Besteuerungsfrage betreffenden Konvolut sind die Einzelfaszikel mit einer Bleistiftnummerierung gezählt, die aber mit Nr. 27 endet und hier in spitzen Klammern fortgesetzt wird.

<sup>133</sup> Dies berichtet P. Mauritz Ribbele, damals der Klosterregistrator, in seinem Diarium Hs. St. Paul 167/2 fol. 50r zu 1770 März 23. Er hat diese Passage sogar in einer Geheimschrift eingetragen, die möglicherweise auch sonst in St. Blasien verwendet wurde, daher hier die Auflösung; siehe Abb. 2. Das doppelte „*etc*“ in der 6. Zeile ist die gewöhnliche Abkürzung, keines der Geheimzeichen. Diese sind nicht identisch mit dem so genannten „Alphabetum Kaldeorum“, dürften aber von dieser Geheimschrift inspiriert sein, die vielleicht vom Habsburger Herzog Rudolf IV. (dem Stifter) (1339–1365) erfunden, jedenfalls auch auf seinem Kenotaph im Wiener Stephansdom verwendet wurde; sie war natürlich in St. Blasien bekannt, siehe den von Gerbert 1772 herausgegebenen Nachtragsband „*Taphographia principum Austriae*“ zu Marquard Herrgotts Opus „*Monumenta augustae domus Austriae*“ IV, 2 Tafel 15, Abb. 156 in: Morath, Peter Mayer (wie Anm. 174), auch beim Stichwort in Wikipedia. Siehe Abb. 3, S. 30.

<sup>134</sup> So am 12. März 1769 (GLAK 99/122 <3>) und am 28. Oktober 1770 (GLAK 99/122 <8>).

<sup>135</sup> Vgl. GLAK 633 Nr. 23, <29>, <31>, <34>, ein Promemoria wird am 26./27. Juni 1774 dem Hofkammer- und Bankpräsidenten Graf v. Kolowrat (ebd. Nr. 1) und weiteren sieben genannten hohen Beamten (ebd. Nr. 2) überreicht. – Zu Leopold von Kolowrat-Krakovsky (1726–1809, vgl. ADB 17 [1883] S. 455–458); s. a. Anm. 386, sowie bei Anm. 215, 283 u. 367.

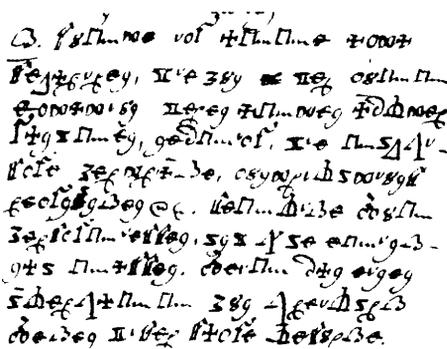
	<p>3. sollte ich alle acta separiren, die von der collection deren alten ambter handeln, nemlich, die lupfische vertrage, contributions rechnungen etc etc. selbige wol verschliessen, und zue kling-nau lassen, weil man einen uberfall von freiburg wegen diser sache besorge.</p>
---	--

Abb. 2: Geheimschrift des P. Mauritz Ribbele in seinem Diarium  
Hs. St. Paul 167/2 fol. 50r.

Sache eine Fülle von Vorstößen und Eingaben bei den kaiserlichen Regierungsstellen unternommen, die sich damit in Sitzungen – an denen z. T. auch v. Granicher teilnahm<sup>136</sup> – und Gutachten beschäftigten. Natürlich wurde auch die Vorderösterreichische Regierung damit befasst und in St. Blasien eine Unmenge an Gegenschrifttum einschließlich universitärer Rechtsgutachten erzeugt.<sup>137</sup>

Zeitlich parallel und sozusagen anfangs eingebettet in die Verhandlungen um die Besteuerung liefen die massivsten Angriffe v. Granichers, nämlich gegen die „Gründungsurkunde“ St. Blasiens, die das Kloster am Kaiserhof zunächst in äußersten Misskredit brachten. Er begann damit, dieses „Heiligtum“ St. Blasiens, seinen „Stiftsbrief“, den das Kloster immer noch als eine Hauptstütze seiner Rechtspositionen im staatlichen Gefüge des Heiligen Römischen Reichs benutzte, einer Kritik zu unterziehen, die in dem radikalen Ergebnis gipfelte, dass dieser nicht nur ein wenig verfälscht, was das Kloster seit Marquard Herrgott ja bereits selber eingeräumt hatte, sondern im Ganzen eine komplette Fälschung sei. Es war dies eine damals ungeheuerlich anmutende Behauptung, mit der

<sup>136</sup> Siehe Teilnehmerliste der gemeinsamen Konferenz der Hofkammer, Hofkanzlei und Obersten Justizstelle am 12. Juli 1774: GLAK 99/633 Nr. 5, hier am Schluss eigenhändige Nota v. Granichers für die Konferenz.

<sup>137</sup> Eingaben v. Granichers 1774 bis 1777: GLAK 99/632, 633 u. 646; Eingaben St. Blasiens: GLAK 99/630, 631 u. 645; Gutachten des Göttinger Staatsrechtslehrers Johann Stephan Pütter (1725–1807): GLAK 99/630 <2>; ebd. <7>; Briefwechsel Gerbert/Pütter (1773–1775). Daraus findet sich bei Pfeilschifter (wie Anm. 61) II Nr. 716 nur der Brief Gerberts an Pütter St. Blasien 1775 März 21 aus anderer Überlieferung.



v. Granicher letztendlich, doch erst anderthalb Jahrhunderte später, als das Kloster St. Blasien längst nicht mehr existierte und juristische Konsequenzen keinerlei Rolle mehr spielten, historisch Recht behalten sollte.

Schon im September 1772 hatte er in einem Promemoria, das sich hauptsächlich auf die Besteuerungsfrage der alten Reichsämtler bezog, u. a. mit der „Gründungsurkunde“ argumentiert<sup>138</sup>: Die von ihm im Geheimen Reichsarchiv ausfindig gemachten Akten bewiesen, dass der Stiftungsbrief falsch, somit der „Zwing und Bann“ St. Blasiens habsburgisches Eigentum sei, das vom Stift „*pessima fide*“ an sich gezogen und viele hundert Jahre „*usurpiert*“ wurde. Sozusagen in Vorwegnahme der etwa ein Jahrzehnt später einsetzenden Säkularisationen riet er schon damals zu einer maßlosen Konsequenz: „*Gerecht= und Billigkeit geben Euer Kay: Maj: die Befugnuß, einerseits zur Strafe des Betrugs, und zur Entschädigung dero allerdurchleuchtigsten Ertzhausßes, die St. Blasische congregation sambt ihren Clöster = Herrschafft = Besitzungen gänzlich einzuziehen, vnd aus angestamter Milde in ein waißenhauße, worinnen zwischen 2. und 3000. Soldaten = und waißen Kinder zu weit größerer Ehre Gottes, und zu mehrerem nutzen des Staats Christlich erzogen, und von zeitlich und ewigem Verderben gerettet werden können, allergnädigt zu verwandlen.*“ Vier Jahre später bringt er dieses Ansinnen wieder vor – und jetzt ausdrücklich unter dem Terminus der „Säkularisation“! – in einer Denkschrift, die er am 11. Februar 1776 dem Kaiser (Josef II.) übergab<sup>139</sup>: „*Es geht in den Vorlanden vast Allgemein der Ruf, daß Euer Majestät allergnädigt entschlossen seyen, zu entschädigung dero allerdurchlauchtigsten Erzhausßes ~~und zu Bestrafung des Stift St. Blasianschen Betragens~~*<sup>140</sup>, die St. Blasianische Congregation gänzlich auf zu heben, zu Sæcularisiren und ihre Einkünfte einzuziehen.“ Das Kloster St. Blasien sei „*aus allerhöchster Machts=Vollkommenheit in ein anderes geistliches Corpus, nahmlieh in Ein Waißen=Erziehungs=Hauß allermildest zu verwandlen: Selbst der Statthalter Christi würde über dieses gottgefälligen (!) Werkhe den heiligen Seegen Ertheilen.*“

Seinen Hauptangriff beginnt er jedoch, kaum dass eine sanktblasische Delegation zu Verhandlungen mit dem Kaiserhof in Wien eingetroffen

<sup>138</sup> Wien 1772 September 19: GLAK 99/633 Nr. <34>.

<sup>139</sup> GLAK 99/633 Nr. 18: eigenhändiges Konzept mit Übergabevermerk.

<sup>140</sup> Streichung original.

war – Abt Gerbert, Kanzler v. Lemppenbach, Hofkaplan Franz Kreutter und Personal, der Prior der Freiburger Kartause war mitgereist<sup>141</sup> –, und zwar mit einer „*Gründlicher Beweis*“ genannten Schrift, datiert 1772 Oktober 24, die er am 26. Oktober dem Grafen v. Blümegen<sup>142</sup> und vom 12. bis 21. November acht(!) weiteren Persönlichkeiten überreicht und im Verlauf des Jahres 1773 mit zusätzlichen Eingaben ergänzt.<sup>143</sup> Der Verfasser erweist sich darin als bestens beschlagen in der damaligen Geschichtswissenschaft, stützt sich auf die renommierten Historiker Conrad Celtis, Martin Crusius, Christian Wurstisen, Johann Christian Lünig, Gottfried Bessel, Gabriel Bucelin, Bernhard Pez, Lodovico Antonio Muratori, kennt natürlich als ehemaliger sanktblasischer Archivar die Quellenlage genau und setzt sich selbstverständlich mit den oben erörterten Forschungen Herrgotts und Schöpflins auseinander. Seine Argumente sollen hier nicht im Einzelnen vorgeführt werden, doch seine Schlussfolgerung ist gravierend. Kanzler v. Lemppenbach fasst zehn Tage später die Anklage so zusammen<sup>144</sup>: Nun sei aus dem Spaß ein voller Ernst geworden, der treulose Granicher habe sich nicht geschämt, eine Schrift zu übergeben, worin das Ottonische Privileg als unterschobenes Dokument aufgefasst werde. Damit wolle er zeigen, „*d(a)s der darinnen beschriebene Zwing und Bahn dem hauß Habsburg, welches damahlen schon den ganzen Schwarzwaldt innegehabt haben solle, dolosè entrissen worden seÿe, wo er dann brevÿ manu den schlusß machet, das mithin alles, was St: Blasien besitze, österreichisch gewesßen, und noch seie*“.

<sup>141</sup> Erste Wiener Reise s. Raschl, Wiener Reisen (wie Anm. 91) S. 517ff. Ankunftstag war der 16. Oktober. Siehe die Daten bei Pfeilschifter (wie Anm. 61) I S. 546 Anm. 1 nach den Diarien Kreutter Hs. St. Paul 87/6 und Ribbele Hs. St. Paul 167/2 sowie in Paul Kettenacker, Gesta Martini II., 16. Kapitel, Hs. St. Paul 151b/2 pag. 77f.

<sup>142</sup> Vgl. Anm. 124.

<sup>143</sup> „*Gründlicher Beweis Daß dieses Diploma verfälscht und an sich selbst falsch seÿe.*“ Vielfach überliefert: GLAK 99/886 fol. 99–101: Konzept von v. Granichers Hand mit seinen Übergabevermerken; fol. 4–21: Konzept des Begleitschreibens mit Übergabevermerk an v. Blümegen; fol. 22–98: 27 Beilagen; fol. 1–3: deren Verzeichnis. – Dasselbe GLAK 99/887 fol. 1–60, aber Reinschrift von v. Granichers Hand mit zeitlich späteren Zusätzen (10. April u. 8. Mai 1773); Abschrift davon mit Beilagen „*Gründungsurkunde*“ u. Schöpflin-Exzerpt: Stiftsarchiv St. Paul 212/2 fol. 159–162. – Abschriften der Erstfassung: GLAK 99/633 Nr. 20 Beilage B; 99/888 fol. 27–30; 99/889 fol. 1–5; 99/263 <8>: 3 Exemplare mit Zusätzen im 1. u. 3. Ex. – Den Bericht über die ganze Angelegenheit aus dem Diarium Ribbeles hat Pfeilschifter (wie Anm. 61) I Nr. 538 S. 553f. Anm. 6 zusammengefasst.

<sup>144</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 12/13: Wien 1772 November 4 an Registrator Ribbele in St. Blasien.

Man nahm v. Granichers Angriffe anfangs nicht besonders ernst. Der sanktblasische Hofagent v. Seeger hatte Ende Januar 1769 aus Wien an Abt Gerbert berichtet, dass v. Granicher schon einige Tage hier sei. „*Er trage ganze Säck Project mit sich herum*“, von denen einige St. Blasien betreffen, aber nicht viel Widriges zu besorgen sein dürfte.<sup>145</sup> Der Agent beurteilte die Situation offenbar darum ganz falsch, weil er den Einfluss des neuen, sich später als ziemlich unfähig erweisenden, vorderösterreichischen Regierungspräsidenten Baron v. Ulm<sup>146</sup>, der ein „*feind von derley Geister*“ sei, überschätzte. In St. Blasien selbst ist man noch während Abt Gerberts Wenaufenthalt zunächst ziemlich optimistisch: Der Registrator (Klosterarchivar) Mauritz Ribbele schreibt Mitte Oktober 1772 an Kanzler v. Lemppenbach, der den Abt begleitet: Wer solle glauben, dass ein treuloser meineidiger Kerl, der so viel angebracht (angezeigt) hat und nichts probiren (beweisen) konnte, der von einem Ast auf den andern springt und den Hof selbst an der Nase herumführt, in Wien noch ferner Glauben finden würde? Ein Blinder müsse doch die „*verdammliche Passion sehen. Nur das Odium Religionis ist Ursach, das Er noch bejfall erhält*“. <sup>147</sup> Und noch Anfang Dezember berichtet er dem Kanzler über seine Unterredung in Gurtweil mit dem dortigen Propst (Pater Hugo Schmidfeld<sup>148</sup>) und dem Hofrat (Obervogt Kepfer) geradezu euphorisch<sup>149</sup>: „*Ich muesß bekennen, diße albere (!) denunciation erfreüet uns vilmehr; indeme diße dem Granicher den Halß brechen muesß.*“ Alle drei hätten „*gänzlich beschlosßen, und glauben auch, das es eben izo die rechte Zeit seye, das ganze Weeßen durch den Druck der ganzen Welt vor Augen zu legen*“, wenn der Abt die Erlaubnis dazu gibt, und am selben Tag berichtet Schmidfeld an den Dekan nach St. Blasien<sup>150</sup>, der gesamten gelehrten unparteiischen Welt werde im Druck zu zeigen sein, „*wie Elend und pöbel-haft der trew-verlorene Granicher bestehe, und sich selbst vor dem Ehrlichen publico zu schanden mache*“.

<sup>145</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 5: Wien 1769 Januar 28.

<sup>146</sup> Ferdinand Karl Freiherr v. Ulm, vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Carl\\_von\\_Ulm\\_zu\\_Erbach](http://de.wikipedia.org/wiki/Carl_von_Ulm_zu_Erbach). Über ihn auch Pfeilschifter (wie Anm. 61) I S. 294 Anm. 10.

<sup>147</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 9/10: St. Blasien 1772 Oktober 14.

<sup>148</sup> Er hatte die These von den beiden Reginberten als Gründer St. Blasiens erfunden, siehe Anm. 46.

<sup>149</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 53/54: St. Blasien 1772 Dezember 5. S. a. Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 84v/85r.

<sup>150</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 56: Gurtweil 1772 Dezember 5.

Die Sanktblasier in Wien sind anfänglich ebenfalls zuversichtlich. Hofkaplan Kreutter schreibt in den ersten Wiener Tagen an den Registrator Ribbele nach St. Blasien abschätzig über v. Granicher, der sei nun, da er mit allen seinen boshaften Versuchen gegen St. Blasien nicht aufkommen konnte, bestrebt, die Urkunde Ottos II. anzugreifen und verdächtig zu machen, doch könne mithilfe eines Promemoria Herrgotts, das Ribbele nach Wien schicken soll, dem ehrlosen Granicher leicht das Maul gestopft werden.<sup>151</sup> Abt Gerbert drängt bezüglich des Angriffs auf die Ottonen-Urkunde zwar auf richtige Information der Freiburger Regierung, meint aber, in Wien sei die Sache in guten Händen.<sup>152</sup> Kanzler v. Lemppenbach allerdings ist von Anfang an skeptisch. Er hat am 31. Oktober schon etwas von dem Angriff v. Granichers auf das „ottonische Donations-Instrument“ St. Blasien gehört und berichtet seine Eindrücke nach der gestrigen ersten Audienz Gerberts beim Kaiser<sup>153</sup>: „*Wenigstens ist die abneigung wider den Religiösen standt so starckh, und die vestgestellte principia wider denselben so widrig, d(a)s man schwär was freundliches hoffen kan.*“ Ein paar Tage danach stellt er fest<sup>154</sup>, aus dem Spaß sei voller Ernst geworden, und „*Das schlimmste ist, d(a)s dieser sache halber des Keÿsers Maj[estät] sehr übel präveniret [voreingenommen] sindt.*“ Zwei Wochen später hegt er weitere Befürchtungen ob der Haltung des Kaisers<sup>155</sup>: Augustissimus scheine etwas spröd zu sein, was fast glauben mache, der Granicher könnte was Widriges beigebracht haben. Am Folgetag berichtet er dem Großkeller<sup>156</sup>: Man wisse jetzt sicher, dass Granicher seine Schrift dem Kaiser selbst überreicht hat. Deswegen liege alles daran, ihre Unwahrheit bald aufzudecken, „*wo solches beÿ dem Kayser gewiß vible widrige passion machet.*“ Am selben 20. November schreibt Pater Franz Kreutter an Dekan Paul Kettenacker<sup>157</sup>:

<sup>151</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 10/11: Wien 1772 November 3 Kreutter an Ribbele.

<sup>152</sup> Gerbert an Dekan Paul Kettenacker in St. Blasien: Wien 1772 November 10, Pfeilschifter (wie Anm. 61) I Nr. 538 S. 553. – Über Gerberts erste Audienzen bei Kaiser und Kaiserin und seine anfänglich wohlgemute Stimmung siehe ebd. Nr. 540 S. 555 Anm. 3 zu Gerberts Schreiben an den Konstanzer Kardinal Fürstbischof v. Rodt, Wien 1772 November 17, worin er aber bereits eine negative Einstellung beklagt.

<sup>153</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 7/8: Wien 1772 Oktober 31 an Ribbele.

<sup>154</sup> Wie Anm. 144 (1772 November 4 an Ribbele).

<sup>155</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 18/19: Wien 1772 November 19 an Ribbele.

<sup>156</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 20/21: Wien 1772 November 20 an P. Ferdinand Meyer, siehe Pfeilschifter (wie Anm. 61) I 675.

<sup>157</sup> Originalbrief GLAK 99/888 fol. 49/50: Wien 1772 November 20.

Er habe unlängst von der gnädigen Aufnahme des Abtes durch die Kaiserin berichtet<sup>158</sup>, „*Aber ietzt hat sich das blat auf einmal gewendet; die Kayserin hat sich lezthin gegen unseren gnädigsten Herrn ganz kaltsinnig bezeüget; des Kayßers Majestät aber haben bei einigen Ministern ihr höchstes Mißbelieben über St: Blasi zu erkennen gegeben: Der Fürst von S: Blasi<sup>159</sup> /: waren die worte des Kayßers :/ ist nicht auf Wienn gekommen seine bücher zu präsentiren, noch eine dispensation in den professions Jahre<sup>160</sup> zu bewirken; Sondern er ist in einem andren Gedre[n]g, und Verlegenheit. Welche Verlegenheit? Woher dieses Gedreng? Von dem schönen Granicher! Dieser herz und Gewissenlose Mensch hat einen ganzen Aufsaz wieder St: Blasi, in Betreff des ersten Stiftungs Briefs, in die hände des Kayßers übergeben [...] Diese mit Unwahrheit, und Calumnien strozende Schrift ist von dem treülosen Granicher sodann auch denen Staats Rätthen ausgetheilt, und Cels[issi]mo von dem herrn von Rosenthal Kayserlichen Archivario, communicirt worden. Bej allen Herrschaften, und Zusammenkunften der Staats und Hofrätthen ist durchgehends die Rede von dieser Schrift, und von St: Blasi. Ob schon Cels[issi]mus nichts andurch zu fürchten hat, so ist doch höchst denen sel-*

<sup>158</sup> Dieser Brief scheint nicht erhalten zu sein, doch hatte v. Lemppenbach mitgeteilt (wie Anm. 155), dass Gerbert am 19. November bei der Kaiserin zum Handkuss zugelassen worden war.

<sup>159</sup> Die Hervorhebung der Worte Josephs II. durch Unterstreichung ist original. Auf sie bezieht sich augenscheinlich Gerberts Äußerung in seinem Schreiben Wien 1772 Dezember 26 an Dekan Kettenacker, gute Freunde raten ihm, er sollte lieber nicht länger in Wien verweilen, „um bei dem Kaiser den Verdacht nicht zu vermehren, als wäre ich nicht wegen Präsentierung des Werks und denen Professionsjahren, sondern wegen der Granigerischen Zumuetungen hieher gekommen“ (Pfeilschifter [wie Anm. 61] I S. 562 Nr. 545). – Gerbert hatte Joseph II. am 19. November seine kürzlich publizierten Werke „Taphographia principum Austriae“ und „Codex epistolaris Rudolphi I.“ aus der eigenen sanktblasischen Druckerei verehrt (vgl. Pfeilschifter ebd. I S. XXVII–XXX, Liste A: Verzeichnis der Werke Gerberts Nr. 30 u. 29). Der nahm sie aber gleichgültig entgegen, im Gegensatz zur Kaiserin, der sie Gerbert, gebunden in karmesinrotes Saffianleder mit Goldschnitt, schon am 12. November überreicht hatte, seine theologischen sogar schon am 6. November. Sie bezeugte darüber ihr Wohlwollen und ließ am 13. November Tag als Gegengeschenk ein schwarzes Messgewand, eine Dalmatika und einen Rauchmantel nebst einem weiteren weißen Messgewand, „alles Knöpkl arbeit und von eigenen höchsten Handen“ überbringen, wurde aber trotzdem von den St. Blasiern verdächtigt, „als wollte die Kayserinn auf diese art St: Blasi zu contentiren suchen, um mit besserer art uns in betreff des Haupt Geschäfts abfertigen, und abweisen zu können“ (alles nach Diarium Kreutter Hs. St. Paul 87/6 fol. 141v–143v).

<sup>160</sup> Der Kaiser hatte am 17. Oktober 1770 verordnet, dass die Ordensgelübde nicht vor dem vollendeten 24. Lebensjahr abgelegt werden sollen, eine ziemliche Beeinträchtigung des Klosterlebens, vgl. Raschl (wie Anm. 91) S. 517.

ben sehr unlieb in denen Wiener Mäulern also durchgezogen zu werden, und als ein usurpateur angesehen zu seyn.“ In seinem Tagebuch vermerkt er am 18. November<sup>161</sup>, dass Granicher „mit seiner schändlichen, und eselhaften Schrift einen erstaunlichen Tumult und Aufsehen hier in Wienn mache. Kein Herrschaftliches Hausse (!), keine adeliche Gesellschaft solle, dem Vernehmen nach seyn, in der nicht von St: Blasi und dessen nunmehr critischen Umständen gesprochen werde“; der Hofkanzler v. Lemppenbach soll die Schrift widerlegen. Dieser macht sich sogleich an die Arbeit. Am 14. Dezember 1772 schreibt er aus Wien an Registrator Ribbele in St. Blasien<sup>162</sup>, er habe schon lange die „Vorstellung“ für die Kaiserin und ein Promemoria zum Verteilen parat, „wordurch die infame chicane unsers treüloßen granichers in seiner vollen blöße entdeckhet und dargestellt ist“. Doch raten gute Freunde, es noch zurückzuhalten. Auch die Originale publik zu machen sei gefährlich, wie das Beispiel Pater Herrgotts zeige, dessen Aufrichtigkeit bezüglich der Ottonenurkunde „uns nunmehr disen grossen verdruss aufhalset“. Es handelt sich um eine in Abschriften und Konzepten überlieferte Denkschrift<sup>163</sup>, die Abt Gerbert einem Brief an den Kaiser weitgehend wörtlich zu Grunde legte, um v. Granichers Anklage zu entkräften<sup>164</sup>: Dessen Anzeige sei gegen alle Wahrscheinlichkeit, ja gesunde Vernunft. Wären damals die Grafen von Habsburg die Eigentümer gewesen, hätten sie geduldet, dass ihnen der Besitz von ein paar armen Eremiten entrissen würde? Diese „vergallte Schmähschrift“ gehe dem Absender zutiefst zu Herzen, weil sie das Kloster an allerhöchster Stelle verleumdet. Da dieses Briefkonzept undatiert ist, bleibt unklar, ob überhaupt und wann dieser Brief an den Kaiser gelangte.

<sup>161</sup> Diarium Kreutter Hs. St. Paul 87/6 fol. 143v.

<sup>162</sup> GLAK 99/888 fol. 127/128: Originalbrief.

<sup>163</sup> GLAK 99/888 Reinschrift fol. 88–91 u. Konzepte 99/889 fol. 13–23, 26–31, 32–34. Wie hier argumentiert er oft wörtlich gleich in seinem Briefentwurf für den Dekan und Großkeller von St. Blasien, den diese an die Vorderösterreichische Regierung richten sollen, beigelegt einem Originalbrief v. Lemppenbachs an den Großkeller Wien 1772 November 20: GLAK 99/888 fol. 20/21, die Beilage fol. 22 (Konzept) u. 23/24 (korrigierte Reinschrift). – Vgl. die folgende Anm.

<sup>164</sup> Undatiertes Konzept GLAK 99/888 fol. 31–38, Incipit: „Kaiser p. Es hat der 17. Jahre lang unter gewöhnlichen Pflichten in meines Stiftes Civil Diensten gestandene = sich aber vor etlichen Jahren hero mit ohngegründeten Denunciationen allhier aufhaltende nunmehrige Oberhochberg[isch]e Rentmeister Marcell v. Granicher sich nicht geschewet, Euer p. so ohn-wahrhaft als vermessen vorzutragen, ...“ – Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

Die sanktblasische Delegation lässt sich aus dem Klosterarchiv auf das Ottonische Diplom bezügliche Urkundenkopien, die z. T. in St. Blasien frisch beglaubigt worden sind<sup>165</sup>, und Akten zur Untermauerung ihrer Argumentation nach Wien schicken.<sup>166</sup> Der Kaiserhof aber entscheidet zunächst nichts, sondern verfügt eine Untersuchung durch die Vorderösterreichische Regierung in Freiburg. Deren Regierungspräsident Baron v. Ulm berichtet Gerbert am 8. Dezember 1772 aus Freiburg nach Wien, die Schrift v. Granichers sei vor wenigen Tagen eingetroffen, er habe sie einem guten Referenten übergeben.<sup>167</sup>

Kanzler v. Lemppenbach hatte von Wien aus dem Heimatkloster zunächst eingeschärft, keinesfalls Originalurkunden nach Freiburg zu geben, sondern die Vorderösterreichische Regierung zu bitten, zwecks Prüfung der Stücke ein paar Räte nach St. Blasien zu senden.<sup>168</sup> Das lässt sich jedoch nicht durchhalten. Die Regierung ordnet Mitte Dezember an<sup>169</sup>, die „Gründungsurkunde“ sowie sieben weitere Folgeurkunden<sup>170</sup> in Freiburg original vorzulegen. Dies besorgen Registrator Mauritz Ribbele und Obervogt Kepfer, der sich am Samstag, dem 19. Dezember, in

<sup>165</sup> GLAK 99/888 fol. 43–48: Undatierter „Bericht Über das in St. Blasien aufbewahrte Diploma Kaisers Otto II“. Eingelegt ist die Original-Beglaubigung der Urkunde Heinrichs V. von 1125 (UB St. Blasien I Nr. 125) durch den Notar Jakob Küenzi, besiegelt und datiert St. Blasien 1772 November 29, eben der Hofgerichtsentscheidung zu Gunsten der „Gründungsurkunde“, vgl. Teil I (wie Anm. 1) passim – Weitere Beglaubigungen Küenzis zwischen 1772 November 17 u. Dezember 11: GLAK 99/888 fol. 112–124.

<sup>166</sup> GLAK 99/888 fol. 15/16: St. Blasien 1772 November 18 Ribbele an v. Lemppenbach, schickt die verlangten auf das Ottonische Diplom bezüglichen Stücke, darunter das Vidismus von 1478; ebd. fol. 51/52 Wien 1772 November 24 beklagt sich der Kanzler bei Ribbele über die gesandten Kopien, „d(a)s die Sigill baldt bey allen originalien mangelbahr sejen, welches bey dermahligen Crijtischen umständen keine guete inpression (!) machen, und unsere documenta im Zweifel belassen dörfte“; ebd. fol. 68/69 St. Blasien 1772 Dezember 9 schickt Ribbele an v. Lemppenbach genannte Urkunden und Dokumente; ebd. fol. 70/71 St. Blasien 1772 (or. 1771!) Dezember 12 weitere Stücke und vor allem einen Druck (= Kupferstich!) der „Gründungsurkunde“, damit sich die Wiener eine Idee vom Original machen könnten; ebd. fol. 75 St. Blasien 1772 Dezember 19 folgt das Kommissionsprotokoll von 1762, Beilage fol. 76/77, in dem die „Gründungsurkunde“ auf Otto I. und 963 auch noch von Granicher mit vorgelegt worden war, vgl. bei Anm. 106 u. 208.

<sup>167</sup> GLAK 99/888 fol. 66/67: Originalbrief. Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>168</sup> 1772 November 4 (wie Anm. 144). S. a. Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 86r: „Nun gehet der Tanz wegen dem Ottonischen Diploma recht an.“

<sup>169</sup> GLAK 99/888 fol. 78/79 Originalbrief Freiburg 1772 Dezember 15, GLAK 99/889 fol. 6 Abschrift.

<sup>170</sup> Nochmals der „Stiftsbrief“ UB St. Blasien I Nr. \*6 u. ebd. Nr. \*9, 18, 113, 125, 136, 173 u. König Heinrichs VII. von 1309 (s. UB St. Blasien I S. 143 Z. 29f.); GLAK 99/888 fol. 80–82 Originalbrief Freiburg 1772 Dezember 16 u. 99/889 fol. 7/8 Abschrift.

Gurtweil von St. Blasien aus abholen lässt und nach Vorbesprechungen am Sonntag von dort mit Ribbele am Montag, dem 21. Dezember, nach Freiburg reist.<sup>171</sup> Die Verhandlung über v. Granichers Anzeige begann vor dem vorderösterreichischen Regierungs- und Kammerrat von und zu Zwerger<sup>172</sup> und dem Regierungs- und Kreissekretär Kayser in Anwesenheit der Deputierten St. Blasiens, Ribbele und Kepfer, am 23. Dezember 1772 und wurde am 23. und 25. Januar 1773 fortgesetzt und zu Ende geführt.<sup>173</sup>

Am ersten Verhandlungstag verwundern sich die sanktblasischen Delegierten, dass v. Granicher wider besseres Wissen und Gewissen das Gotteshaus angreife, dem er doch alles zu verdanken habe. Er habe als mehrjähriger Registrator sämtliche Dokumente in Händen gehabt. Man sei gar nicht erschrocken, sondern mache sich eine Freude daraus, der k. k. Kommission und der ganzen Welt die Dokumente vorzulegen. Zuerst aber bitten die Delegierten, den Universitätskupferstecher Mayer<sup>174</sup> mit Anfertigung eines genauen Stichs vom Original-Stiftsbrief zu beauftragen, und die Regierung, ihn zu beglaubigen. Die Kommission akzeptiert diese Bitte. Der „Stiftsbrief“ wird genau untersucht, und die Ergebnisse werden protokolliert. Die Jahreszahl vor der Rasur ist 983. Man vergleicht ihn mit dem St. Emmeramer Diplom von 983 im *Chronicon Gottwicense*<sup>175</sup>, mit dem er in allem gleich befunden wird. Die Folgeurkunden werden eingehend besprochen, auch die Baseler Salierurkunde von 1025, die schon 1125 als Fälschung erkannt worden sei. Die Forschungsergebnisse Herrgotts und Schöpflins kommen zur Sprache. Zum Schluss halten die Deputierten die Richtigkeit der Urstiftung für erwiesen und den Verfälschungsvorwurf für entkräftet.

<sup>171</sup> So der Zeitplan in Kepfers Originalbrief Gurtweil 1772 Dezember 18 an Ribbele, GLAK 99/888 fol. 74/75. Dekan Paul Kettenacker gibt der Vorderösterreichischen Regierung diese Delegation mit Schreiben St. Blasien 1772 Dezember 19 bekannt, GLAK 99/887 fol. 135 Originalbrief u. 99/888 fol. 84 Konzept. – Vgl. auch *Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 86r*.

<sup>172</sup> Dieser war schon an den Verhandlungen von 1762 um die Waldvogtei beteiligt gewesen, als St. Blasien und v. Granicher die „Gründungsurkunde“ noch zu 963 herangezogen hatten (vgl. Anm. 106, 166, 208). Er war bestens präpariert, hatte das „*Chronicon Gottwicense*“, Schöpflin und Herrgott gelesen, so *Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 86v*.

<sup>173</sup> Protokoll: 99/888 fol. 92–109 Konzept, 99/887 fol. 136–151 Abschrift.

<sup>174</sup> Vgl. Rudolf Morath, Peter Mayer 1718–1800, der Universität Freiburg i. Br. Bürger, Kupferstecher und Maler. Freiburg u. München 1983 (Freiburger Beiträge zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 3). Hier ist S. 316 Abb. 178 ein Ausschnitt seines Stichs der „Gründungsurkunde“ wiedergegeben, vgl. Anm. 183.

<sup>175</sup> Vgl. MGH DD. O. II. 293.

In der Sitzung vom 23. Januar 1773 wird auch der von Mayer fertigestellte Kupferstich<sup>176</sup> der „Gründungsurkunde“ genau geprüft sowie von Seiten St. Blasians eine sehr sorgfältige „diplomatische“ Abschrift<sup>177</sup> vorgelegt, d. h. eine Wiedergabe des Textes inklusive seiner Abkürzungen, deren Auflösungen in die Zwischenzeilen über die zugehörigen Worte geschrieben sind, ungefähr so, wie man es auch beim Druck des „Thesaurus diplomaticus“ gemacht hat.<sup>178</sup> Die Abschrift ist zwar auf 963 gestellt, jedoch sind die Korrekturstellen deutlich gekennzeichnet. Auch das Monogramm ist nachgezeichnet. Die Briefe an den Papst und dessen Bestätigung sowie weitere Kaiserurkunden werden besprochen.<sup>179</sup> Zusätzliche Vorwürfe v. Granichers, 1704 sei die Perpetuation der Malefizjurisdiktion in St. Blasians „Zwing und Bann“ mittels eines Scheinverzichts auf 394.905 fl. 15 xr. erschlichen worden, werden angesprochen<sup>180</sup>, doch zu dieser Sache können die Delegierten keine Auskunft geben, da sie hierzu nicht instruiert sind. Das wird im Fortgang der Ereignisse eine Rolle spielen.

Bereits am Tag nach der ersten Kommissionssitzung berichten die Delegierten Ribbele und Kepfer an Abt Gerbert nach Wien<sup>181</sup>, alles habe „die ganze Regierung [...] von der Bosheit der Granicherischen Verläumdung also überzeugt“, dass Granicher aufs äußerste beschämt und der ganzen Welt als Verleumder vorgestellt werde. Doch rate die Regierung auch, die „Gründungsurkunde“ im Ganzen (und von anderen wenigstens Protokoll und Eschatokoll) in Kupfer stechen und von der Regierung vidimieren zu lassen und so dem Bericht an den Kaiserhof als „ein recht Authentisches Zeugnüß darüber“ beizulegen, was aber den Aufenthalt der Delegierten in Freiburg um drei Wochen verlängern werde. Wie aus dem Briefwechsel zwischen Wien, Freiburg und St. Blasien um die Jahreswende 1772/1773 hervorgeht<sup>182</sup>, ist man weitgehend zuversichtlich; in einem Schreiben aus Freiburg an den Großkeller (P. Ferdinand Meyer) nach St. Blasien rechtfertigt Registrator Ribbele die zeit-

<sup>176</sup> Unter den 12 Beilagen zum Protokoll GLAK 99/887 fol. 152–180 befinden sich auch 2 Kupferstiche der „Gründungsurkunde“.

<sup>177</sup> Ebd. als Beilage Nr. 2.

<sup>178</sup> Vgl. UB St. Blasien II Einführung S. 1.

<sup>179</sup> UB St. Blasien I Nr. 137–141, Nr. 179 u. Heinrich VII. 1309, vgl. Anm. 170.

<sup>180</sup> Siehe oben bei Anm. 22.

<sup>181</sup> Originalbrief Freiburg 1772 Dezember 24: GLAK 99/888 fol. 125/126, Abschrift: 99/989 fol. 10/11. Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>182</sup> GLAK 99/888 fol. 125–154.

aufwändige Anfertigung der Kupferstiche, „damit nicht nur durch Copias, sondern gleichßam durch Originalia die Wiener-Augen von der Richtigkeit derselben überzeüget werden mögen“.<sup>183</sup>

Diese kostenträchtig hergestellten Kupferstiche der „Gründungsurkunde“ in Originalgröße sowie Teilfaksimiles weiterer Originale, z.T. sogar auf teurem Pergament, sind am Tag nach der letzten Kommissi-  
onssitzung eben von Kommissar Regierungs- und Kammerrat von und zu Zwerger und seinem Aktuar Kayser vidimiert, beglaubigt und besiegelt worden: „Daß Voranstehender Abstich des Stift=Briefs des Gottes=Hauss St. Blasien auf dem Schwarzwald von Ottone magno de anno DCCCC LXIII, quoad Litteras, Colorem derselben, Tenorem, Unterschrift, kaiserlichen Sigill, Monogramma, Notariats Sigill und endlich der, wie sichtbar, radirt= und corrigirten Chronologie, dem vorgelegten Original, nach genauester Einsicht und Gegenhaltung desselben, vollkommen gleichförmig und gleichlautend seÿe; wird unter nachstehender Fertigung und angehängtem Sigill der Kaiserlich Königlichen Regierung und Kammer der Österreichischen Vorlanden, hiemit beurkundet. Freÿburg d[en] 26<sup>ten</sup> Jenner 1773.“<sup>184</sup>

Die Konventualen in St. Blasien bzw. Freiburg hätten Gerberts Aufenthalt in Wien sicherheitshalber gerne verlängert gesehen<sup>185</sup>, aber sowohl die St. Blasier in Wien wie deren Verhandlungspartner am Kaiserhof hatten offenbar voneinander genug. Mit Bezug auf einen anscheinend nicht erhaltenen Brief v. Lemppenbachs berichtet Dekan Kettenacker an Ribbele nach Freiburg, der Kanzler schreibe, sie sehen mit

<sup>183</sup> Ebd. fol. 153/154: Originalbrief Freiburg 1773 Januar 10. Man erfährt auch, dass der Kupferstecher Mayer nun schon 3 Wochen am Ottonischen Privileg sticht und sogar einen Helfer heranzog.

<sup>184</sup> So auf GLAK Kopien A 7f: Or. Perg. 61 x 81 cm, Plica, 1 an Pergamentstreifen angehängtes Siegel der Vorderösterreichischen Regierung, Abbildung siehe: Das tausendjährige St. Blasien (wie in Anm. 9) I S. 59 Nr. 26. – Als ich das UB St. Blasien verfertigte, kannte ich die oben beschriebenen Zusammenhänge zur Entstehung dieses und der im Folgenden genannten Faksimiles noch nicht. Faksimiles der „Gründungsurkunde“ ohne Beglaubigung: GLAK Kopien A 7c Pause, Kopien A 7d auf Papier, Kopien A 7e auf Pergament sowie GLAK 11/48 Nr. 480 Abzug 1 wie Kopien A 7d und Abzug 2 auf sehr dickem Papier eine noch undifferenziertere Fassung. Analog wurden teilweise faksimiliert und beglaubigt die Urkunden UB St. Blasien (wie Anm. 1) I Nr. 125 (Kopien A 19c), Nr. 136 (Kopien A 22b) u. Nr. 179 (Kopien A 24), siehe dort. – Weitere (Teil-)Faksimiles dieser Art: GLAK 99/888 fol. 216–220. – Vgl. auch Anm. 62.

<sup>185</sup> GLAK 99/888 fol. 136f.: Originalbrief Ribbeles Freiburg 1772 Dezember 28 an v. Lemppenbach in Wien.

Begierde ihrer Abreise entgegen, „und man sehe Sie in wienn gern ab-  
 räjsen. Disen letzteren worten weisse ich keine schickliche auslegung zu  
 geben, muss dahero auf mündliche Erklärung warten“.<sup>186</sup> Darauf  
 brauchte er nicht zu warten, sondern konnte sie bald darauf einem am  
 selben Tag abgegangenen Schreiben des Kanzlers an Ribbele entneh-  
 men<sup>187</sup>, dass der sanktblasischen Delegation die Entscheidung, wie lange  
 sie noch in Wien bleiben solle, von der Kaiserin selbst abgenommen  
 wurde, denn Gerbert hatte eine Audienz bei ihr, „wo S[ein]<sup>e</sup><sup>188</sup>  
 Maj[estät] von selbsten proprio motu die abschiedts audienz auf den  
 hej[ligen] 3. Königs tag gestellet haben, d(a)s also unser deliberation  
 wegen längerem aufenthalt allhier von selbsten wegfallt“. Man werde  
 also am 8. Januar 1773 abreisen, der Absender werde vorausfahren und  
 um den 20. Januar in St. Blasien eintreffen – Abt Gerbert kam erst am 27.  
 Januar an, und am selben Tag kehrten auch die Delegierten Ribbele und  
 Kepfer aus Freiburg zurück.<sup>189</sup> Beide nahmen an der vom Abt gleich am  
 nächsten Tag anberaumten Konferenz teil, in der die Konventualen über  
 die Wiener und Freiburger Geschehnisse informiert wurden.<sup>190</sup>

Am 30. Januar 1773 schreibt der Kanzler an den Agenten v. Müller in  
 Wien<sup>191</sup>, das Ottonische Stiftungsdiplom sei nunmehr für vollkommen  
 echt erklärt worden, wodurch Granichers abscheuliche „Calomnie“ offen  
 an den Tag gelegt sei. Der Regierungsbericht werde die Bosheit dieses  
 treulosen Menschen lebhaft darlegen. Der Absender wünscht, das Ver-  
 fahren käme von der Hofkanzlei an den Staatsrat, damit besonders auch  
 die Majestät selbst diesen schwärzesten Charakter vor Augen hätten. In  
 einem weiteren Schreiben vom 9. Februar an den Kartäuser-Prior<sup>192</sup> ver-  
 wundert und ärgert er sich über bevorzugte Behandlung des „Chica-  
 neurs“ v. Granicher in seinem Spaichinger Rentmeisteramt, „so von Wienn  
 aus ganz kurz befohlen seje“. Auf den 20. Februar 1773 ist ein Brief Ger-

<sup>186</sup> GLAK 99/888 fol. 138/139: Originalbrief St. Blasien 1772 Dezember 30.

<sup>187</sup> GLAK 99/888 fol. 140: Originalbrief Wien 1772 Dezember 30.

<sup>188</sup> Versehentlich statt „I.<sup>e</sup> = Ibre“.

<sup>189</sup> Raschl, Wiener Reisen (wie Anm. 91) S. 520–523; Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 89r u. Diarium Kreutter Hs. St. Paul 87/6 fol. 156v.

<sup>190</sup> GLAK 61/10659 pag. 4–6 Konferenzprotokoll.

<sup>191</sup> GLAK 99/888 fol. 158: Abschrift. Der Agent verspricht mit Originalbrief Wien 1773 Februar 6, die Information weiterzugeben, ebd. fol. 159. – Der Agent Kommerzienrat Johann Christian Müller von und zu Mülleg ist u. a. für St. Blasien verzeichnet in: Schematismus der kaiserlich-königlich wie auch erzherzoglichen Instanzen ... Wien: Kalivoda 1775, S. 18 u. 287.

<sup>192</sup> GLAK 99/888 fol. 160: Auszug.

berts an den Obersten Hofkanzler v. Blümegen datiert<sup>193</sup> – das Konzept stammt aus der Feder v. Lemppenbachs –, in dem sich der Abt für die Unterstützung des Adressaten bedankt und betont, die falsche und böswillige Anzeige des treulosen gewesenen Hofrats v. Granicher sei nun völlig an den Tag gekommen und es sei ganz offenbar, „*d(a)s das dotations instrument meines gottshaußes an = und vor sich gantz richtig, ächt, und ohnverfälschet, und nichts, alß die klar sich zeigende andernung deren jahrzahlen vermuth[lich]en von Einem ohnwissentem Sciolo*<sup>194</sup> schon vor mehreren Sæculis darmit unterloffen seye“. Dieser Fehler könne die Bosheit des Denunzianten nicht entschuldigen, denn der habe das Originaldokument während seiner hiesigen Bedienung in Händen gehabt und der Vorderösterreichischen Regierung in Freiburg selbst vorgelegt und die ganze Beschaffenheit der Sache sehr wohl gewusst, dass nämlich Herrgott die Änderung entdeckte und sogar im Druck öffentlich bekanntmachte, es dazu also gar keine Frage mehr geben konnte. Folglich sei Granichers Behauptung „*ein ohnwahrhaftes Ehrenrührisches aufbringen, wodurch der allerhöchste thron selbsten [...] auf das empfindlichste belejdiget ist*“. Als Geistlicher und Religiöser suche Absender gewiss keine Rache, doch sei er verpflichtet, dafür zu sorgen, dass ein offener treuloser Feind seinem Stift nicht schaden könne. Auf diesen Brief antwortet v. Blümegen<sup>195</sup>, er habe der Verfälschungsthese von Anfang an keinen Glauben beigemessen; auch sei „*nunmehr dem besagten Granicher auf Allerhöchsten Befehl aufgetragen worden, binnen 4 wochen die Richtigkeit seiner Denunciation unter Verlust seines dienstes zu bewähren. Es wird also hirvon der Erfolg lediglich abzuwarten seyn*“.

Diese Nachricht alarmiert St. Blasien, denn sie zeigt, dass die Sache für den Kaiserhof keineswegs erledigt ist. Es stellt sich heraus, dass der Freiburger Untersuchungsbericht noch gar nicht nach Wien abgeschickt wurde – derweil erhält Gerbert ein kostbares Porzellanservice zum Geschenk.<sup>196</sup> Advokat Dr. v. Mayer in Freiburg wird mobili-

<sup>193</sup> GLAK 99/888 fol. 161. Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>194</sup> Halbwisser, Klügling.

<sup>195</sup> GLAK 99/888 fol. 162/163: Originalbrief Wien 1773 März 5.

<sup>196</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 90rv u. Diarium Kreutter Hs. St. Paul 87/6 fol. 161r; Gerberts Dankesbrief St. Blasien 1773 März 9 s. Pfeilschifter (wie Anm. 61) I S. 577 Nr. 561, von der Kaiserin mit Handschreiben beantwortet Wien 1773 März 24, s. Diarium Ribbele St. Paul Hs. 167/2 fol. 90v u. Pfeilschifter I S. 581 Nr. 566.

siert<sup>197</sup>, sich bei Regierungsrat v. Zwinger für die Absendung einzusetzen, ebenso Pater Hieronymus Brendle in Kirchhofen<sup>198</sup>, der dem Registrator Ribbele am 26. März mitteilt<sup>199</sup>, dass v. Zwinger seit zehn Tagen in Elzach weilt. Am nächsten Tag schreibt Gerbert selbst an den Regierungsrat<sup>200</sup>, wegen des dem Granicher gesetzten vierwöchigen Termins sei sehr zu wünschen, dass der Regierungsbericht baldigst in Wien eintreffe „*und dieses treüloßen Menschen schwartz, und falsches vorgeben endlich öffentlich an den tag geleyet werden möge*“. Deswegen bittet er dringlich um möglichste Beförderung der Angelegenheit. Am 11. April schildert Brendle dem Registrator Ribbele<sup>201</sup>, er sei gestern bei v. Zwinger gewesen, der wörtlich gesagt habe: „*Waß Teufels ist das?*“ Die Verzögerung sei St. Blasians Schuld, denn bei der Kommission hätten die Delegierten sich nicht zu den weiteren Vorwürfen v. Granichers geäußert, da sie nur bezüglich des Otto-Diploms instruiert waren. Er habe daher auf eine noch folgende Stellungnahme St. Blasians gewartet, die unterblieben sei und dadurch seinen Bericht verzögert habe. Am 13. April beklagt Ribbele an Brendle<sup>202</sup>, er müsse mit außerordentlichem Befremden vernehmen, dass der Bericht über die Otto-Urkunde noch nicht aus Freiburg abgegangen ist und sogar die Schuld dafür St. Blasien gegeben wird. Am selben Tag schreibt v. Zwinger an Gerbert selbst<sup>203</sup>, er sei der Meinung gewesen, aus St. Blasien werde ein Nachtrag folgen, weshalb er den Bericht zurückgehalten habe. Da der Adressat aber ganz davon absehe, verspricht er, den Bericht etwa in einer Woche abzusenden. Dasselbe versichert er dem Pater Brendle, der ihn am 15. April aufgesucht hatte<sup>204</sup>, und schreibt ihm auch einen (nicht überlieferten) Brief, den dieser am 23. April erhält und seinen Inhalt am Tag darauf dem Registrator Ribbele übermittelt<sup>205</sup>: Zwingers Bericht werde auf etliche 40

<sup>197</sup> GLAK 99/888 fol. 164: v. Lemppenbach an diesen St. Blasien 1773 März 6, Konzept.

<sup>198</sup> Propst des Oberamts St. Blasians für Staufen und Kirchhofen, † 1797 laut Typoskript der Konventualenliste am Schluss der Hs. St. Paul 123/2.

<sup>199</sup> GLAK 99/888 fol. 165: Originalbrief.

<sup>200</sup> GLAK 99/888 fol. 166: Das Konzept stammt wiederum von v. Lemppenbach. Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>201</sup> GLAK 99/888 fol. 167–169: Originalbrief Kirchhofen 1773 April 11.

<sup>202</sup> GLAK 99/888 fol. 170: Kopie.

<sup>203</sup> GLAK 99/888 fol. 171–173. Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>204</sup> Originalbrief Kirchhofen 1773 April 19, GLAK 99/888 fol. 174.

<sup>205</sup> GLAK 99/888 fol. 175: Originalbrief Kirchhofen 1773 April 24.

Bogen anwachsen und gerade abgeschrieben, dem Kanzlisten habe er ein Trinkgeld („*bibale*“) versprochen, damit er sich beeilt. Danach stellt Brendle Überlegungen über die Motive des Regierungsrats an: Anscheinend nehme er St. Blasien die Verzögerung übel, wolle sich „*merita*“ erwerben (wohl am Kaiserhof). Was soll nun er, Brendle, dem Kanzlisten als Trinkgeld geben, erwarte v. Zwerger etwa auch eines? Ihm habe er schon vor 6 Wochen ein Fass Wein von mehr als zwei Simri im Wert von 33 Gulden das Simri verehrt. Vielleicht sei das nicht genug? Brendle erwartet darüber Anordnungen aus St. Blasien.

St. Blasien drängte zu Recht. Denn v. Granicher blieb keineswegs müßig. Er hat bereits am 10. April 1773 ein weiteres Promemoria mit 73 Beilagen zur Besteuerungsfrage eingereicht. Es ist bisher nicht aufgetaucht, jedoch immer wieder in späteren Schriftstücken erwähnt.<sup>206</sup>

Am 8. Mai 1773 ist man in Freiburg endlich soweit: Kommissar v. Zwerger schickt seine sehr ausführliche Relation unter dem Titel „*Gehorsamster Bericht*“<sup>207</sup> an den Wiener Hof. Darin schildert er übrigens zunächst einleitend die Kommission von 1762<sup>208</sup>, an der er selbst beteiligt gewesen war und dabei erstmals in seiner damals 24-jährigen Dienstzeit eine Verunglimpfung durch v. Granicher erlebte, die ihm ein schmerzliches Kopffieber eingebracht habe. Granicher und sein Mitdeputierter Schmalholz<sup>209</sup> wollten damals mit der „Gründungsurkunde“ und ihren Bestätigungen geltend machen, dass St. Blasien „*ein unmittelbares Reichsgotteshaus*“ sei; er, v. Zwerger, habe dem Kloster dagegen empfohlen, vorsichtiger zu sein und dem Erzhaus die 1748 anerkannte „*Landtssuperiorität, und unterthänigkeit*“ nicht zu bestreiten, was er den beiden Deputierten des Klosters sogar ins Protokoll diktierte. Sein Fazit lautet: „*Er von Granicher gieng demnach damalen nicht mit aufrichtigkeit zu werke*“ und habe gar nicht gut österreichisch gedacht.

<sup>206</sup> GLAK 99/632 Nr. 2 u. 99/633 Nr. 2, 6, 18, 20; GLAK 99/887 fol. 15v; GLAK 99/888 fol. 207–212; St. Paul Hs. 212/2 fol. 159r–161r.

<sup>207</sup> GLAK 99/263 <9> letztes Stück: 56 Seiten, Or.?: ebd. 99/888 fol. 176–202: Abschrift; ebd. 99/887 fol. 152–180: 12 Dokumente als Beilagen; ebd. 99/989 fol. 35–39: Abschrift des Anfaßes, sowie fol. 45–68 Entwurfsnotizen.

<sup>208</sup> Vgl. Anm. 166 u. bei Anm. 106.

<sup>209</sup> Franz Joseph Schmalholz, Geheimrat und Vizekanzler, s. Des Hochlöbl. Schwäbischen Crayses vollständiger Address-Calender, oder vielmehr Staats- und Address-Handbuch ... Geißlingen: Tilger 1764, S. 503 sowie die eigenhändig unterschriebene Aussage des ebenfalls beteiligten Paters Remigius Klesatl († 1783, s. Konventualenliste [wie Anm. 198]) in GLAK 99/888 fol. 55.

Aber am Schluss seiner Relation gibt v. Zwerger doch ein gewisses Verständnis für ihn zu erkennen: Schon vor ihm sei die „Gründungsurkunde“ verdächtigt worden, „*Allein seine anzeige hätte können mit mehrer behutsamkeit, aufrichtigkeit, auch beschaidenheit geschehen*“. Dem Bericht beigefügt ist natürlich das Verhandlungsprotokoll.<sup>210</sup> Ein von elf Personen unterzeichnetes Begleitschreiben der Vorderösterreichischen Regierung und Kammer stellt fest<sup>211</sup>: Granichers Eingabe ist unbegründet. Daher sollte ihm das ewige Stillschweigen auferlegt werden, und er habe dem Gotteshaus Satisfaktion zu leisten. Auch die weiteren Anschuldigungen seien grundlos.

Dieses Regierungsgutachten liegt am 22. Mai in Wien vor<sup>212</sup> und wird am 29. Mai in der Hofkanzlei verhandelt<sup>213</sup>, die sich ihm völlig anschließt, es aber „*dem allerhöchsten Gutbefinden*“ anheimstellt, ob die Majestät „*dem Granicher, von dem die Regierung keine vortheilhafte Schilderung gemachet, wegen dieser seiner unstatthaften, und theils anzüglichen Denunciation ein ewiges Stillschweigen auftragen, auch ob, und was für eine Genugthuung dem Stift St. Blasien für diese Verleumdung angedeihen lassen wollen*“. Die Kaiserin will beides nicht, sondern verfügt am 12. Juni per Marginalie: „*Es hat lediglich die ganze Sache auf sich zu beruhen. Maria Theresia mpr*<sup>214</sup>“ und lässt sie ad acta gehen. Auch der Staatsrat entscheidet gegen v. Granicher am 21. Juni, wie wohl der Hofkammer- und Bankpräsident Kolowrat nach St. Blasien berichtet<sup>215</sup> und mit Berufung auf einen ungenannten Dritten kolportiert, das Urteil sei zwar sehr scharf für den „*Calumnianten gemüntzet*“, letztlich aber soll alles „*Suprimiret werden vnd weitters keine meldung mehr fortan geschehen*“. Auf des Briefschreibers Einwand, es sei doch sehr hart, wenn der Diffamant straflos bleibe, die Leute würden nur unverschämter, wenn sie das erfahren, sei ihm versichert worden, es werde schon noch etwas nachkommen, „*welches den schlechten Kerln zu*

<sup>210</sup> Siehe Anm. 173.

<sup>211</sup> GLAK 99/887 fol. 181–183: Konzept des Sekretärs Kayser.

<sup>212</sup> So Agent v. Müller an v. Lemppenbach, Originalbrief Wien 1773 Mai 22, GLAK 99/888 fol. 203.

<sup>213</sup> GLAK 99/887 fol. 184–194: Protokoll. Marginalie der Kaiserin auf fol. 191r u. wiederholt fol. 193r.

<sup>214</sup> *Manu propria*.

<sup>215</sup> GLAK 99/888 fol. 205: Originalbrief an v. Lemppenbach, Mauerbach bei Wien 1777 Juni 22 („*Jakobstag*“). Die Absenderunterschrift ist gekürzt und undeutlich. – Vgl. Anm. 135 u. 386.

*kunfftiger seiner verhaltung anweisße*“. Wohl unter Einfluss dieser Formulierungen schreibt v. Lemppenbach an den Agenten v. Müller nach Wien<sup>216</sup>, es scheine sehr hart zu sein, dass der Fälschungsvorwurf, „*wor-durch St. Blasien in ganz Wien, und hiesiger Nachbarschaft öffentlich diffamiret worden, nur auf sich versizen Bleibe, [...] iedoch muß man sich schon fügen*“; er will aber wissen, ob v. Granicher noch in Wien ist oder an seinen Dienstort abgereist.

Wir wissen es nicht. Aber wir wissen, dass v. Granicher keineswegs aufgegeben hat. Auch konnte ihm das geforderte „ewige Stillschweigen“ oder gar eine „Satisfaktion“ für St. Blasien nicht auferlegt werden, da die Sache ja niedergeschlagen wurde. Er verstärkt im Gegenteil seine noch laufende Anzeige in der Besteuerungsfrage der vier Reichsämtler<sup>217</sup> und geht in diesem Zusammenhang auch auf die Entscheidung über den „Stiftsbrief“ ein. So erwähnt er in einer erweiterten Fassung seines „*Gründlicher Beweis*“ von 1773<sup>218</sup>, dass durch die Anerkennung der „Gründungsurkunde“ dem Erzhaus das ursprüngliche Eigentum des „Zwings und Banns“ wie auch die zum Eisenschmelzwerk Albrück gehörenden Hochwälder entzogen werden, und empfiehlt daher, die Kaiserliche Majestät solle den Stiftungsbrief im Original nach Wien schicken und von einer unparteiischen Kommission untersuchen lassen – die Freiburger Kommissionsverhandlung hält er also für partiisch und hat auch Stellung bezogen zu ihren Vorwürfen gegen ihn im Protokoll vom 23. Dezember 1772.<sup>219</sup> Im Übrigen beschäftigt er sich mit diesen Akten noch zwei Jahre später und hat nach wie vor Archivzugang, was ein im Original erhaltener Ausleihschein mit Rückgabequittung der k. k. Hofkammer-Registratur für das Hofkanzleiprotokoll vom 29. Mai 1773 sowie den Zwergerischem Bericht samt Begleitschreiben der Freiburger Regierung vom 8. Mai 1773 und seine eigene Anzeige mit den 27 Beilagen – das ist sein „*Gründlicher Beweis*“ – belegt.<sup>220</sup>

Die scheinbar erfolgreiche Ehrenrettung des „Stiftsbriefs“ führte also keineswegs dazu, dass v. Granicher seine Kampagne in der Besteuerungsfrage eingestellt hätte. Seit Anfang 1774 macht er weitere Vorstöße,

<sup>216</sup> GLAK 99/888 fol. 205: Konzept St. Blasien 1773 Juni (wohl fälschlich statt Juli) 23.

<sup>217</sup> Vgl. oben bei Anm. 129ff.

<sup>218</sup> GLAK 99/887 fol. 14–17; vgl. Anm. 143.

<sup>219</sup> GLAK 99/887 fol. 125–134: „*Allerunterthänigste Endschuldigung* ...“ (vgl. Anm. 173).

<sup>220</sup> GLAK 99/887 fol. 61: Wien 1775 März 17 Ausleihe, 1775 August 30 Rückgabe.

und in der Jahresmitte vernimmt man in St. Blasien gar: „*Nach Brieffen von Wienn hat der böse Granicher in allen puncten wider St. Blasien gänzlich überwunden*“<sup>221</sup>, und der zu St. Blasiens Gunsten agierende Regierungsrat v. Zwerger solle überdies zur Verantwortung gezogen werden.<sup>222</sup> Granicher hatte vor allem eine mit „*Beweisgründe*“ betitelte Schrift präsentiert.<sup>223</sup> St. Blasien konterte insbesondere in einer mit „*Erläuterung*“<sup>224</sup> und einer anderen mit „*Succinctes* [„gerüstetes“] [...] *Pro*

<sup>221</sup> Überwinden: die Oberhand gewinnen. Adelung.

<sup>222</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 108v/109r zu Juli 6/7.

<sup>223</sup> „*Beweiß=Gründe aus welchen die von dem Löbl. Stift St. Blasien inhabende 4. Herrschaften Blumegg, Gutenberg, Bettmaringen und Berowe oder Berawerberg, nur an daß Allerdurchlauchtigste Erzhaus Österreich die Steüern zu bezahlen haben*“: GLAK 99/633 Nr. 7, 99/643; 99/646 <6>. Darüber konferierten vom 11. bis 12. April 1775 in Gurtweil Kanzler v. Lemppenbach, der dortige Propst P. Hugo Schmidfeld, Obervogt Kepfer und Oberamtmann v. Koler, der das Protokoll GLAK 99/631 <9> führte. Josef Ignaz v. Koler von Sandholz und Zunderberg war fürstlich Schwarzenbergischer Oberamtmann und Regierungsdirektor, vgl. GLAK 116 Nr. 201 u. 362. Er hat ebenfalls eine Widerlegungsschrift verfasst „*Gründliche Aufsführung ...*“: GLAK 99/641 <1>ff., datiert Tiengen 1776 Mai 24. Eine Kundgabe der fürstlich Schwarzenbergischen Regierung zu Gunsten St. Blasiens über die Zugehörigkeit genannter Ortschaften im sanktblasischen Amt Gutenberg zur „*sanktblasischen Reichsherrschaft Bonndorf*“, datiert Tiengen 1776 Juli 1, GLAK 99/646 <1>, dürfte von ihm stammen. In seinem Diarium teilt Hofkaplan P. Roman Kuon seinen Tod am 17. April 1780 mit, bezeichnet ihn als Schwager des Kanzlers v. Lemppenbach und nennt ihn einen großen Juristen und Freund St. Blasiens: Hs. St. Paul 165/2 pag. 158.

<sup>224</sup> Erarbeitet von Kanzler v. Lemppenbach: „*Erläuterung über die von dem H. Marcell von Granicher zusammen gesuchte vermeintliche Beweisgründe ...*“: GLAK 99/636: 92 Seiten u. danach bis pag. 573 Beilagen (Reinschrift); 99/637 (Konzept); 99/643 (Konzept und Teilabschrift); 99/630 <1> (Abschrift); 99/644 (Abschrift). Einleitend stellt der Kanzler den Gegner unter Generalverdacht, es sei wohl zu glauben, dass der „*geschäftige Compiler H. v. Granicher*“ lange Jahre an diesen Beweisgründen gearbeitet hat, ja fast nicht zu zweifeln, dass er dies von Anfang an in seinem 17-jährigen sanktblasischen Dienst getan hat, besonders zur Zeit, als er mehrere Jahre im Archiv tätig war, „*um seinen ohne Ursach gebegten Grollen mit der Zeit ein Genüge zu verschaffen, auch vielleicht seine zeitliche Glücks-Umstände zu verbessern*“. – Einen „*Nachtrag*“ zur „*Erläuterung*“ hat am 27. September 1776 Abt Gerbert der kaiserlichen Majestät mit Begleitschreiben (fehlt bei Pfeilschifter [wie Anm. 61]) überreicht (Diarium Ribbele St. Paul 164/2 pag. 165). Diese Dokumente siehe GLAK 99/645 (mit eingeklebter farbiger Karte pag. 29–32 s. Abb. 4, S. 48); 99/646 <1> [5] (hier ebenfalls mit dieser Karte) sowie <3>; hier <5> noch ein weiteres „*Kurz gefaßtes [...] Pro Memoria*“. – Der Kanzler hatte sich bereits vor (!) den Anzeigen v. Granichers mit der Problematik der „*Reichsämtler*“ befasst – es muss dies also in St. Blasien unabhängig davon ein Thema gewesen sein. Das erweist seine eigenhändige Schlussdatierung einer 100-seitigen Konzeptschrift in GLAK 99/641 auf St. Blasien 1768 April 4: „*Unterthänigst pflicht- und actenmäßige Relation des fürst[liche]n ReichsStiftes St. Blaßien, und der dahin gehörigen über die wahre Verhältnuß so betitelten drej alten Reichs-ämbtern, nemlich Blumegg, Bethmaringen, Guettenburg mit dem Berawer berg*.“ Darin hat der Autor in § 1 Artikel 1 die „*Gründungsurkunde*“ noch auf 963 gestellt! – Es folgt hier übrigens weiteres Arbeitsmaterial v. Lemppenbachs.

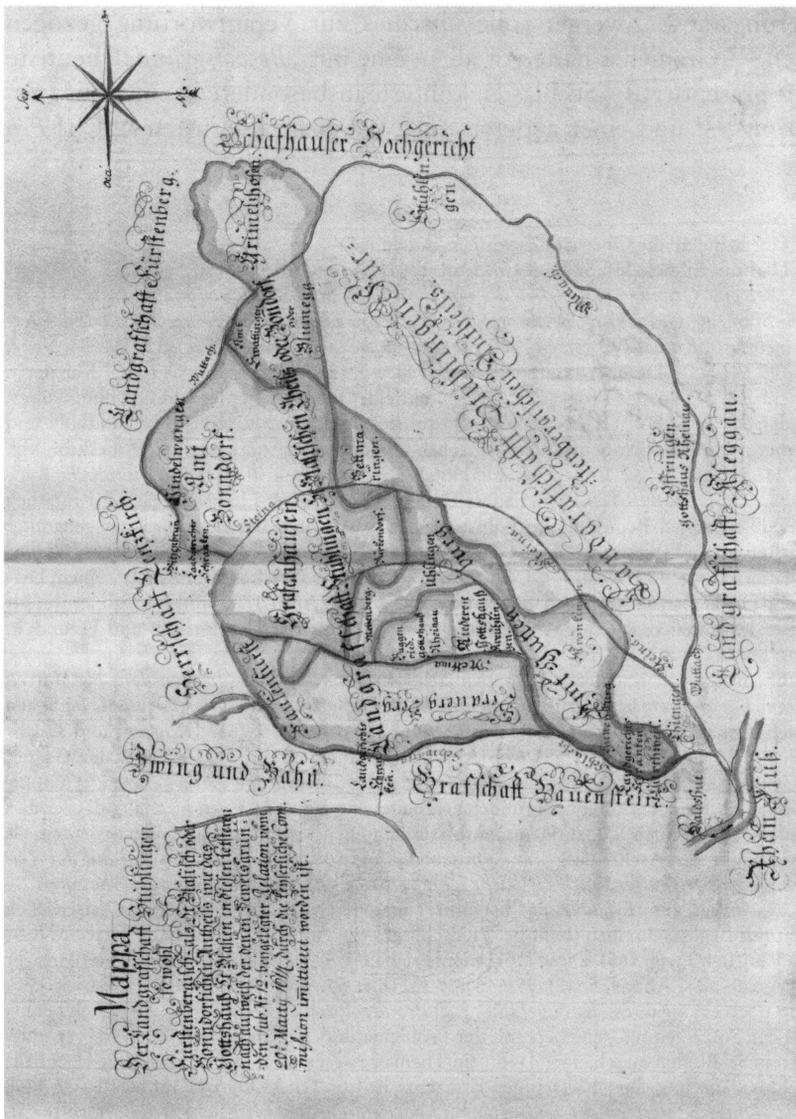


Abb. 4: Karte der 4 strittigen alten Ämter, s. Anm. 224.

*Memoria*<sup>225</sup> überschriebenen Gegenschrift. – Die umfangreichen beiderseitigen inhaltlichen Argumentationen<sup>226</sup> und vielfältigen Aktionen beider Gegner sowie der Freiburger und Wiener Verwaltungsorgane hier in allen Einzelheiten darzustellen, würde zur sehr vom Thema weg führen. Natürlich zog das Kloster seine nun als „echt“ anerkannte „Gründungsurkunde“ mit heran.<sup>227</sup> Die Argumente v. Granichers liefen darauf hinaus, das Kloster St. Blasien habe dem Haus Österreich jahrhundertlang Güter und Rechte und damit Einnahmen entzogen, die er zu einer horrenden Summe aufrechnet: etwa 3 Millionen Gulden (oder gar Reichstaler?)<sup>228</sup> – man vergegenwärtige sich, dass im Jahr 1775 das Gesamtsteueraufkommen des riesigen Habsburgerreiches nur ca. 45 Millionen Gulden betrug<sup>229</sup> (übrigens kaum mehr als die ca. 40 Millionen Gulden Jahreseinnahmen seiner 2163 Klöster um 1770<sup>230</sup>). In einer späteren Denkschrift, datiert Wien 1777 März 15, als sich der Abschluss eines Vergleichs abzeichnete, schlug v. Granicher vor, das Kloster solle einen Schadensersatz von 400 000 Gulden leisten.<sup>231</sup>

Eine gewichtige Rolle fiel der „Gründungsurkunde“ zu bei einer weiteren Anschuldigung v. Granichers, betreffend den Bezug der Gefälle

<sup>225</sup> Eigenhändiges Konzept des Kanzlers in GLAK 99/641 – worin meist Niederschriften v. Lemppenbachs zusammengefasst sind, vgl. vorige Anm., also dürfte er auch der Urheber sein. Abschriften GLAK 99/633 Nr. 12½, 99/646 <2> u. <4> sowie 98/2389 Nr. 25 a (Beilage zu Nr. 25: Erlass Maria Theresias von 1777 April 13). Diese Denkschrift hat Gerbert mit Briefen St. Blasien 1775 Dezember 1 an den Obersten Hofkanzler Graf v. Blümegen (GLAK 99/633 Nr. 10 [fehlt bei Pfeilschifter, wie Anm. 61]), aber auch an den k. k. Minister beim Schwäbischen Kreis Baron v. Ried geschickt (ebd. Nr. 11 [fehlt bei Pfeilschifter]): von Gerbert eigenhändig unterschrieben, s. Abb. 5, S. 50. Dieser leitete sie am 7. Dezember an den Fürsten v. Kaunitz (ebd. Nr. 12) weiter, der sie am 18. Dezember an die Hofkanzlei gab (ebd. Nr. 13). – Zum damals bedeutendsten Amtsträger des Wiener Hofes Staatskanzler Wenzel Anton von Kaunitz-Rietberg (1711–1794) s. NDB 11 (1977) S. 363–369.

<sup>226</sup> Vgl. Anm. 137.

<sup>227</sup> Der „Erläuterung“ des Kanzlers v. Lemppenbach ist sie als erstes Beweisdokument (von 42) angehängt, im Text selber zwar zu 983 und Otto II., in den beigefügten, z. T. sogar notariell beglaubigten Abschriften aber, dem De-facto-Zustand der Urkunde entsprechend, zu 963, also Otto I., gestellt.

<sup>228</sup> GLAK 99/887 fol. 18: „Zusatz in fine zum Gründlichen Beweisf...“, undatiertes Konzept eines nach Ende 1773 zu datierenden Schreibens an die kaiserliche Majestät; v. Granicher hat diesen Zusatz in ein Exemplar seines „Gründlicher Beweisf“ GLAK 99/263 <8> 1. Exemplar (vgl. Anm. 143) nachgetragen, hier aber nur 2 Millionen (Reichstaler?) Schaden angesetzt; vielleicht steht die Zahl auch auf Rasur. Die Angabe der Währung fehlt beide Male.

<sup>229</sup> Peter Baumgart, Joseph II. und Maria Theresia (1765–1790), in: Die Kaiser der Neuzeit: 1519–1918. Heiliges Römisches Reich, Österreich, Deutschland, hg. von Anton Schindling u. a. München 1990, S. 249–276, hier S. 271.

<sup>230</sup> Die Habsburger, hg. von Brigitte Vacha. Graz [u. a.]: Styria 1992, S. 333.

<sup>231</sup> GLAK 99/633 Nr. 26.

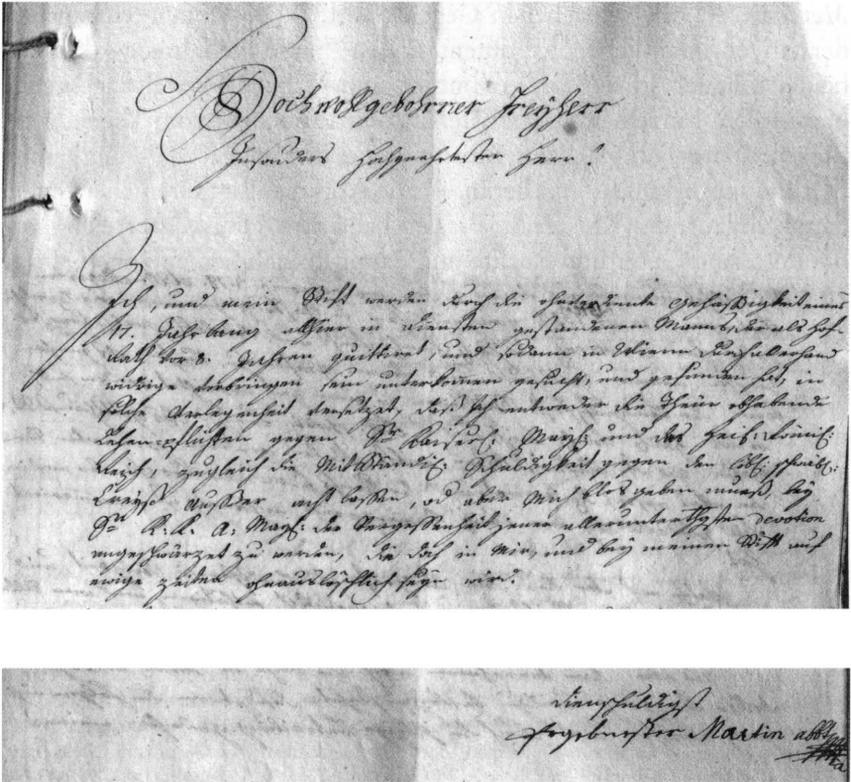


Abb. 5: Brief Gerberts an Ried, fol. 1r Incipit u. fol. 2v Explicit, s. Anm. 225.

aus der Verpfändung der hoheitlichen Rechte an St. Blasien in seinem so genannten „Zwing und Bann“<sup>232</sup>, der ja auf der Grenzbeschreibung des „Stiftsbriefs“ beruhte. Die Verlängerung dieser Verpfändung habe das Kloster 1704 durch den vorgetäuschten Nachlass einer Pfandsumme von 394 905 Gulden 15 Kreuzer erschlichen, denn dieses Kapital sei bereits 1629 gegen die Besitzeinräumung des Klosters Lorch abgeschrieben worden.<sup>233</sup> Am 17. Oktober 1774 verlangte Hofrat v. Carqui namens des Hofkammerpräsidenten von v. Granicher ein Gutachten über eine eventuelle Einlösung der Pfandschaften, das dieser am 9. Dezember erstellte

<sup>232</sup> S. oben bei Anm. 22.

<sup>233</sup> Erwähnt in „Geborsamster Bericht“ (wie Anm. 207).

und am 10. Dezember 1774 ablieferte.<sup>234</sup> Darin verweist er darauf, ein Deputierter aus dem sanktblasischen Zwing und Bann, der sich derzeit noch in Wien befinde, könne „*einvernommen werden, aus was für Trieben Sie Die Einlösung der Pfandschaft von Kai[serlicher] Maj[estät] zu erbitten bewogen worden [...] und wie die Armen Leüthe sonsten von ihren angehenden Drangsalen auf einige Weise zu befrejen wären*“. Mit einem Wien 1775 März 4 datierten Erlass hatte die k. k. Hofkammer beschlossen<sup>235</sup>, in Betreff der St. Blasien verpfändeten Untertanen sich nicht mit dem bisherigen Bezug der Gefälle zu begnügen, sondern die wahren Verhältnisse zu eruieren. Dafür schickte die Vorderösterreichische Regierung eine Kommission nach St. Blasien, die die Sache dort vom 21. April bis 5. Mai 1775 untersuchte. Im Untersuchungsprotokoll<sup>236</sup> werden von Seiten St. Blasiens Anfeindungen bedauert, „*welche das Stift nothwendig im ganzen Land in üblen Ruf bringen, und seine obnehin aufgehetzte unruhige Zwing- und Bannische Unterthanen zu mehrerer Widersetzlichkeit indirecte verleiten*“. Hiermit dürfte auf eine weitere Anzeige v. Granichers angespielt sein, die in einem Aktenband mit dem ursprünglichen Titel des sanktblasischen Archivs „*betreffend Die in den Jahren 1772 u. 1773 entstandene Diplomatische Fehde aus Anlass der von einem vormal S. Blasischen Hofrathen Marcellus Granicher angefochtenen Aechtheit Der Dotations=Urkunde Kaisers Otto II. für das Stift S. Blasien v. J. 983*“<sup>237</sup>, wie es fast scheint, versteckt ist, denn die Anschuldigung datiert zeitlich später und steht außerhalb des im Titel genannten Betreffs. Es handelt sich um ein Heft von 6 Blättern<sup>238</sup>, das auf dem ersten Blatt fol. 207r eine eigene Signatur des Klosterarchivs trägt<sup>239</sup>, sowie den Titel „*Pro Memoria und resp. Anklage von H. Granicher wider das Stift St. Blasien wegen Angabe falscher Marken des Zwing und Bahn v. Jahre 1775*“. Es folgt zunächst von eigener Hand v. Granichers das Konzept einer nicht datierten Denkschrift an den Kaiser oder die Kaiserin (fol. 208/209). Darin erinnert der Verfasser zunächst an seine Eingaben vom 14. (richtig 24.) Oktober 1772, 10. April 1773, 5. April und 9. Dezember 1774, in denen er die jahrhundertelange betrü-

<sup>234</sup> GLAK 99/526: Konzept v. Granichers.

<sup>235</sup> Erwähnt wie folgende Anm.

<sup>236</sup> GLAK 99/527. Zum Verlauf der Kommission s. a. Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 1–5 u. die sanktblasische Konferenz vom 23. April GLAK 61/10663 pag. 254–256.

<sup>237</sup> GLAK 99/888.

<sup>238</sup> GLAK 99/888 fol. 207–212 (fol. 207v ist leer).

<sup>239</sup> „268.54.245½“.

gerische Erschleichung landesfürstlicher Hoheitsrechte durch St. Blasien erwiesen habe. Er fühle sich verpflichtet, „*allerunterthänigst allergehorsamst anzuzeigen, daß gedachtes Stift noch würcklich ganz ungescheüet fortjahre, das allerdurchlauchtigste Erzhauß auf die nemliche Von alters her gewohnte unverantwortliche Art zu mißhandlen*“. Kaum Anfang 1773 vom Kaiserhof nachhause zurückkehrt, sei Abt Gerbert daran gegangen, dem Erzhaus die Territorialhoheit der Vogtei Blasiwald zu entziehen. Damit das legal aussehe, sollte es durch eine Grenzberichtigungs-Kommission der Vorderösterreichischen Regierung geschehen, die auch im September 1773 in St. Blasien eintraf und aus dem Regierungsrat v. Zwerger und seinem Sohn als Regierungssekretär bestand.<sup>240</sup> Die Kommission sei vom Kanzler v. Lemppenbach und Forstmeister Federl durch die zuvor angelegten falschen Grenzen geführt worden. Dem Untertan im Blasiwald, Blasius Rock, der der Kommission diese falschen Grenzen anzeigen wollte, habe man Versprechungen gemacht, um ihn zum Meineid zu veranlassen. Für all dies solle der Abt samt seinen Beamten bestraft werden.

Es folgt als Beilage die Aussage des Bauern Rock in Kopie<sup>241</sup>: Einige Tage vor der Zwerger'schen Kommission haben der Kanzler (v. Lemppenbach) und der Forstmeister St. Blasiens falsche Grenzmarken platziert, um die Vogtei Blasiwald aus der Zugehörigkeit zum vorderösterreichischen Territorium in das Reichsterritorium zu versetzen. Bauer Rock und der Vogt wurden zur Kommission berufen und waren bis zu ihrem Ende dabei, wobei sie die Angabe der falschen Marken bemerkten. Deswegen habe Rock den Vogt als den Gemeindevorsteher ersucht

<sup>240</sup> Die Kommission dauerte vom 13. bis 19. September und ist ausführlich geschildert in den Diarien Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 95f. u. Kreutter Hs. St. Paul 87/6 fol. 167v/168r, doch werden hier die im Folgenden geschilderten Maßnahmen v. Zwergers um den Bauern Rock nicht erwähnt. Haben die Tagebuchschreiber sie absichtlich verschwiegen? Es ist kaum vorstellbar, dass sie keine Kenntnis davon erlangten, selbst wenn der Kommissar sie nicht eingeweiht hat. Ribbele erwähnt zum 19. September lediglich, der Kommissar sei unvermutet schnell abgereist und habe vorgeschützt, Briefe bekommen zu haben. Kreutter benennt zum ersten Augenschein am 16. September gewisse Schwierigkeiten: „... *da fieng es an zu hinken, einige in unserm so genannten Dingrodel, und Umrirts instrument benamste Marken waren nimmer vor zu weisen, und der teüfel schiene in einige Blasiwälder bawren gefahren zu seyn, welche dem H[errn] Commissario den Kopf sehr vollschwazeten, so d(a)s derselbe anfieng den grösten theil des Blasiwalds als Zwing und Bahnisch anzusehen.*“ Zum Folgetag notiert Kreutter: „*Aber auch dieser zwote Augenschein fiel nicht besser für unser Gotteshauss aus.*“ – Zur Jahreswende 1772/1773 war v. Zwerger mit der Untersuchungskommission zur gefälschten „Gründungsurkunde“ betraut gewesen, siehe bei Anm. 173ff.

<sup>241</sup> GLAK 99/888 fol. 210–212.

und gebeten, er möge dem Kommissar anzeigen, dass ihn die sanktblasischen Beamten betrogen haben. Der Vogt aber lehnte das ab. Daher ließ Rock aus Gewissensgründen dem Kommissar durch dessen Bedienten den Betrug anzeigen. Der Kommissar befahl Rocks Erscheinen zu einem bestimmten Termin. Zuvor aber wurde Rock in St. Blasien abgefangen, zu verschiedenen Beamten und schließlich zum Kanzler gebracht, der ihn zur Falschaussage bewegen wollte. Rock verwies auf drei 80-jährige Männer – Martin Schmid, Peter Mahler und Joseph Thoma – als Zeugen für die wahren Grenzen. Die sollte er aber gänzlich verschweigen. Der Kanzler habe ihn so zweieinhalb Stunden instruiert, doch er berichtete dem Kommissar alles und dieser nahm seine Aussage unter Eid. Auch die drei alten Männer wurden vom Sohn des Kommissars in ihren Häusern unter Eid verhört. Die Beamten St. Blasiens versuchten, sich auf Unkenntnis herauszureden. Am Schluss beglaubigte Blasius Rock seine Aussage eigenhändig, was der Vogt von Bernau, Fridle Schmidt, der Vogt von Ibach, Bartle Munter, sowie der Geschworene von Menzenschwand, Blesy Meyer, bestätigten.<sup>242</sup>

Dieser offensichtliche Grenzfrevell, ob er nun, wie hier v. Granicher behauptet, von Abt Martin Gerbert selbst angeordnet oder vielleicht hinter dessen Rücken vom Kanzler v. Lemppenbach betrieben wurde – 1776 lastet er ihn nur dem Kanzler als Gerberts Begleiter bei dessen zweiten Wiener Reise an<sup>243</sup> –, scheint nicht geahndet, sondern unter den Teppich gekehrt worden zu sein. Jedenfalls sind mir dazu außer den angeführten keine weiteren Quellen bekannt geworden. Auch v. Lemppenbach ist unangefochten geblieben. Er findet sich als sanktblasischer Kanzler und Geheimrat noch im Adressbuch des Schwäbischen Kreises von 1777<sup>244</sup> und entwirft für Gerbert einen Brief mit Datum St. Blasien 1778 Juli 24.<sup>245</sup>

<sup>242</sup> GLAK 99/888 fol. 212v: „*Das obige bekhene Ich blesj rogg in blesjwahlitt (!) mit Eigener hant. Was Blesj rog (!), im Blesj Walt, oben gereth hat, Bescheine fridle schmidt Vogt, von Bernau, in meiner Gegenwarth, hat er es gereth das Bekenn ich Bartle Munter Vogt in Jbach wie obsteth. das bekenn ich Blesj Mejer Geschwornj (!) von Menntzenschwand wie obsteth.*“ – Die unbeholfenen Formulierungen sprechen für die Echtheit der originalen Vorlage.

<sup>243</sup> Siehe bei Anm. 261.

<sup>244</sup> Wie oben Anm. 101 S. 331. – Er ist noch als Kanzler genannt in: Neues genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch: auf das Jahr 1794, 1. Teil. Frankfurt a. M.: Varrentrapp u. Wenner 1794, S. 58. – Die Angaben bei Julius Kindler v. Knobloch, Oberbadisches Geschlechterbuch. Heidelberg 1905. Bd. II, S. 487 sind unstimmg. Er heißt hier Anton Willibald Ferdinand und soll in Biberach am 20. August 1796 gestorben sein.

<sup>245</sup> GLAK 99/112, fehlt bei Pfeilschifter II (wie Anm. 61).

In einem Promemoria vom 9. Dezember 1774<sup>246</sup> über die Einlösung der an St. Blasien verpfändeten Gefälle und Gerechtsame zeigt v. Grancher sich weiterhin überzeugt, dass die Stiftungsurkunde falsch ist und weder von Otto I. noch Otto II. erlassen wurde. Darauf beharrt er auch 1776 in einem den „Fürstenbrief“ betreffenden Promemoria an die Kaiserin<sup>247</sup>, in dem er daran erinnert, dass die Vorderösterreichische Regierung „oftgedachten Stiftungs=Brief anno 1773. zu allgemeinem Jubel der Benedictiner:Clöster in Schwaben wirklich für ächt erkennt hat“ und empfiehlt wiederum „wegen der folge die andere Besitzer solcher falschen Stiftbriefen [...] daraus ziehen würden, am besten salviert und bewahret werden können, wenn Allerhöchstdieselben [die Kaiserin] den Stiftungs=Brief in originali von dem gotteshaus anhero abzufordern, und durch unbefangene in re diplomatica erfahrene Männer hier genauer untersuchen zu lassen“. Und selbst nachdem schon alles beendet schien, hat er das Thema 1784 wieder aufgegriffen.<sup>248</sup>

St. Blasien hat in der Besteuerungsfrage der vier Herrschaften schließlich de facto die Gegenposition anerkannt. In einem Schreiben Abt Gerberts vom 1. Dezember 1775 an den damaligen Obersten Hofkanzler Graf v. Blümegen<sup>249</sup> räumte er ein, dass die infrage stehenden Ortschaften im Territorium des Hl. Römischen Reichs und Schwäbischen Kreises lägen, womit er versuchte, auch den Letzteren zu involvieren: Es bleibe nur die Frage übrig, ob diesem oder dem Erzfürstlichen Haus Österreich „das jus armorum, sequelæ, et Collectionis“ zustehe. Am Schluss bot er „ein mäßiges sacrifice“ an, um die Streitigkeiten ein für alle Mal zu beseitigen. Die Kaiserin genehmigte aber die in der gemeinsamen Sitzung ihrer Verwaltungsgremien am 30. Januar 1776 empfohlenen Vorschläge am 26. März 1776<sup>250</sup>, und ließ, ihnen folgend, da das österreichische Besteuerungsrecht erwiesen sei, ohne auf St. Blasiens Vergleichsangebot einzugehen, nach einer weiteren solchen Sitzung am 26. April mit Dekret vom 27. April 1776 dem Abt durch die Vorderösterreichische Regierung eine Frist von zwei Monaten setzen, seine „Steuerer-

<sup>246</sup> GLAK 99/526 pag. 1–60: eigenhändiges Konzept. Vgl. Anm. 235ff.

<sup>247</sup> GLAK 99/633 Nr. 20: Eigenhändiges Promemoria Wien 1776 April 17.

<sup>248</sup> S. u. bei Anm. 380.

<sup>249</sup> GLAK 99/633 Nr. 10. Der Brief fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61). Der Adressat (vgl. Anm. 124) berichtet darüber in einer gemeinsamen Sitzung der Hofkammer, der Obersten Justizstelle und der Hofkanzlei vom 30. Januar 1776, GLAK 99/633 Nr. 16.

<sup>250</sup> Eingetragen am Protokollschluss GLAK 99/633 Nr. 16 (s. vorige Anm.).

klärung“ („*fassion*“) dazu abzugeben, unter Androhung militärischer Exekution.<sup>251</sup>

In dieser brisanten Situation sendet Abt Gerbert den nunmehrigen Archivar P. Mauritz Ribbele und den Lehenrat Marquard v. Gerbert, seinen Neffen, nach Wien. Sie reisen am 11. Mai ab.<sup>252</sup> Über ihre Deputation konferiert Gerbert am 16. Juli 1776 in der Propstei Bürgeln mit dem dortigen Propst Beringer Auber, dem Propst von Krozingen Alois Mader, und dem Hofkaplan Edmund Gaes.<sup>253</sup> Die Wiener Delegierten haben am 28. Juli eine Audienz bei der Kaiserin und übergeben ein Memorial Gerberts mit der Bitte um Aufhebung der angedrohten Exekution. Maria Theresia möchte die Sache gern mit einem Vergleich beenden und lässt die Exekution aufschieben.<sup>254</sup> Am 14. August beschließt das Generalkapitel eine zweite Reise seines Vorstehers an den Kaiserhof.<sup>255</sup> Gerbert kommt am 1. September 1776 zusammen mit Kanzler v. Lemppenbach in Wien an<sup>256</sup>; v. Granicher beginnt seine Gegenmaßnahmen sofort.

Schon am Tag danach wendet sich der offenbar bestens informierte v. Granicher mit einer „*Allerunterthänigste Allergehorsamste Anzeige*“ an den Hof<sup>257</sup>: „*Ganz verlässliche Nachrichten von dem Schwarzwald versichern*“, dass der Abt von St. Blasien vor seiner Herreise versucht hat, aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv zu Donaueschingen Akten zur Landgrafschaft Stühlingen zu bekommen, er habe aber nichts Dienliches gefunden. Granicher befürchtet, der Abt, dem nun auch bekannt wurde,

<sup>251</sup> GLAK 99/633 Nr. 19, übermittelt an die Vorderösterreichische Regierung am 7. Mai; GLAK 99/633 <ohne Nr.> nach Nr. 26. Am 10. Juni gibt dies die Freiburger Regierung dem Kloster bekannt (Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 95f.) und die Breisgauischen Landstände übermitteln mit Originalbrief Freiburg 1776 Juli 18 dem Abt die entsprechenden Formulare in dreifacher Ausfertigung: GLAK 99/639 mit Beilagen. Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>252</sup> Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 89f.

<sup>253</sup> GLAK 61/10665 pag. 242–244 Konferenzprotokoll, auch GLAK 99/633 ohne Nr. vor Nr. 1 u. 99/638 fol. 128–131.

<sup>254</sup> Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 101.

<sup>255</sup> Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 102. – Über diese zweite Wiener Reise Gerberts 1776 August 25 bis 1777 April 21 siehe Paul Kettenacker, *Gesta Martini II.*, 16. Kapitel (Hs. St. Paul 151b/2 pag. 78–81), Pfeilschifter (wie Anm. 61) II Register 635 und 207 Anm. 1 sowie Raschl, Wiener Reisen (wie Anm. 91) S. 524 ff.

<sup>256</sup> Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 106; Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 157.

<sup>257</sup> GLAK 99/633 Nr. 21 (Abschrift); ebd. Nr. 23 sehr bearbeitetes Konzept u. Nr. 24 Abschrift mit Vermerken, dass er die Denkschrift am 2. September dem Kabinetts-Sekretär v. Koller und am 4. September im Antichambre der Kaiserin zu Schönbrunn für den Kaiser zwecks Anordnung an den Reichshofrat abgegeben hat.

dass das Lupfische Archiv „*allhier*“ verwahrt wird, könne beim Reichshofrat Akteneinsicht beantragen, die ihm nicht zustehe, aber womöglich ohne kaiserliches „*Vorwissen*“ gewährt werden könnte. Das könne dem Erzhaus zu großem Nachteil gereichen. Darum empfiehlt er, der schon 1773 aus den ins Reichsarchiv gelangten – warum wird beschrieben – Lupfischen Hausakten Beweise gegen St. Blasien gezogen habe, vorab mit einem Dekret „*zu veranlassen, daß die ad Imperatorem in allerhöchst der geheimen Reichs Hofkanzleij = Registratur verwahrte Lupfische Acten dem Hausarchive extradiret, die von dem Fürsten zu St. Blasien allenfalls ansuchende Inspectio actorum Lupfensium abgeschlagen und mir die fernere Nachlese dieser Akten verstattet werden sollen*“.<sup>258</sup> Tatsächlich hat St. Blasien durch seinen Wiener Agenten Schwannasini<sup>259</sup> diese Akteneinsicht ab 16. September 1776 beantragt, auch erhalten und am 22. November 1776 für Kopien und Vidimierungen daraus 232 Gulden 12 Kreuzer bezahlt.<sup>260</sup>

Eine weitere Anzeige schiebt v. Granicher einen Monat nach Gerberts Ankunft nach<sup>261</sup>: „*Allerunterthänigstes Allergehorsamstes Pro Memoria. Vor allbereits 4. Wochen ist der Fürst von St. Blasien mit seinem Kanzler dem von Lempenbach /: so welcher ao. 1773. der Kaiser[lichen] Commission die wahren Granitzen<sup>262</sup> in der Vogteij Bläsiwald verläugnet, und die Unterthanen ein gleiches zu thun verleitet hat :/ allhier angelangt.*“ Es gehe dem Abt darum, eine kaiserliche Resolution zum „Fürstenbrief“ und zu den verschwiegenen vier Herrschaften zu vereiteln, Granichers Beweise in Zweifel zu ziehen und die Majestät zu einer dem Erzhaus nachteiligen Entschließung zu bringen. Selbst die Herrschaft Bonndorf – auf deren Besitz die Erhebung in den Reichsfürstenstand weitgehend fußte!<sup>263</sup> – zu beanspruchen sei die Majestät berechtigt. Die Parenthese gleich zu Anfang über Kanzler v. Lemppenbachs Grenzfrevle<sup>264</sup> erweist

<sup>258</sup> GLAK 99/633 Nr. 23.

<sup>259</sup> Gotthard Edler v. Schwannasini, Reichshofratsagent, siehe: Schematismus ... 1775 (wie Anm. 191) S. 182.

<sup>260</sup> In GLAK 99/642 sind die Akten über diese Akteneinsicht zusammengefasst. – Am 1. Oktober erfuhren die Sanktblasier in der Reichsregistratur, „*daß neue Fascicul vorhanden sejen, in welchen der Granicher 2. Jahre gearbeitet*“ (Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 166).

<sup>261</sup> GLAK 99/633 Nr. 22.

<sup>262</sup> Österreichisch für Grenzen, s. Grimm, Deutsches Wörterbuch.

<sup>263</sup> Wolfgang Müller, Die staatsrechtliche Stellung St. Blasiens (wie Anm. 130) S. 58.

<sup>264</sup> S. o. bei Anm. 240ff.

v. Granicher als bestens informiert auch über Vorgänge, die das Kloster sicher nicht an die große Glocke gehängt hat.

Dieses mit dem „Fürstenbrief“ von Granicher angesprochene Problemfeld war vielleicht das im seinerzeitigen Verständnis gravierendste, weil es den Status des Klosters in der damaligen Ständegesellschaft betraf. St. Blasien war mit dem so genannten „Reichsfürstendiplom“ von 1746 in den Reichsfürstenstand erhoben worden, wobei die „Gründungsurkunde“ eine erhebliche Rolle gespielt hatte.<sup>265</sup> Wenn diese Urkunde im Ganzen gefälscht ist, verlieren alle Dokumente und Handlungen, die sich auf sie gründen, ihre Kraft, so v. Granichers Argumentation.<sup>266</sup> Dies gilt natürlich auch für das „Reichsfürstendiplom“. Der durch dieses Diplom herbeigeführte Rechtszustand missfiel der kaiserlichen Verwaltung aufs Äußerste. In einer gemeinsamen Sitzung der Hofkammer, der Obersten Justizstelle und der Hofkanzlei zur sanktblasischen Steuersache unter Vorsitz des Obersten Kanzlers Graf v. Blümegen heißt es am Schluss<sup>267</sup>: Man müsse auch anmerken, *„wasmasßen das Stift St. Blasien den unterm 10<sup>ten</sup> Decemb[ris] 1746. vermutlich sub, et obreptitie<sup>268</sup> erhaltenen Fürsten=Brief sehr mißbrauche, und darinne sehr bedenkliche ausdrücke enthalten sejen, zum bejspiel, daß die Vier quæstionierten Aemter Reichs ämter, das Stift wirklich ein Reichsmitglied wäre, und so weiter“*; weshalb entweder der Fürstenbrief abgeändert werden, *„oder von dem Stift ein anderer denen Ö[sterreichisch]en gerechtsamen unnachtheiliger Revers ausgestellt, oder eine andere dienliche Vorsehung hierwegen getroffen werden sollte“*. Auch die Pfandschaften<sup>269</sup> sollten abgelöst werden, *„damit andurch dem Stift aller Weg abgeschnitten werde, etwann auch seiner zeit in Ansehen dieser Besitzungen nach der Unmittelbarkeit, und folglicher Unabhängigkeit von dero durchlauchtigsten Erzhausß zu trachten“*. Der Abt von St. Blasien sollte zudem einen Verweis erhalten, weil er seine Pflichten als österreichischer Vasall und Untertan außer Acht gesetzt habe, indem er in Wetzlar (am Reichskammergericht) einen Prozess anhängig machte. Auf den

<sup>265</sup> Siehe oben bei Anm. 40.

<sup>266</sup> „Gründlicher Beweis“ (wie Anm. 143), etwa GLAK 99/887 fol. 15r.

<sup>267</sup> GLAK 99/633 Nr. 16: Abschrift von Granichers Hand des Protokolls der Sitzung von 1776 Januar 30.

<sup>268</sup> Lat. sub- und obreptitio: beides bedeutet Erschleichung.

<sup>269</sup> Siehe oben bei Anm. 232ff.

leeren Halbspalten der beiden letzten Seiten ist in Abschrift die (undatierte) Verfügung der Kaiserin eingetragen<sup>270</sup>:

*„Ich begnehmige dasjenige, was von der Commission sowohl wegen Entrichtung der Steuer in Ansehung des Rusticalis und Dominicalis, als auch wegen des Fürsten-Briefs eingerathen worden. Von denen von St=Blasien in ansehung der 4. Herrschafften gemachten Vergleichs Anträgen mag nicht wohl Gebrauch gemacht werden. Da aber Meinem Erzhaüße das Jus Sequela et steurarum titulo Servitutis publicæ auch in ansehung der von dem Stift in andern Reichslanden besitzenden Gütern zustehet; so hat mir die kanzlej die gutächt[lich]e Meinung zu eröffnen: ob nicht zu einem Vergleich In Ansehung dieser Güter die Hand zu biethen seÿ. Was übrigens die Pfandschaften anbelanget, da ist von der V[order] Ö[sterreichisch]en Regierung darüber ein Verzeichniß, mit der Äusserung über alle diesfalls obwaltende umstände abzuforderen. Maria Theresia (m[anu] p[ropria]).“* (Die Unterschrift ist imitiert.)

Am schärfsten kommt eine sanktblasien-kritische Einstellung in der kaiserlichen Verwaltung in einem kurz zuvor erstellten Gutachten des Hofrats Gigant, eines der Sitzungsteilnehmer, zum Ausdruck.<sup>271</sup> Er führt aus, die kaiserliche Großmut möge es bei einem scharfen Verweis belassen, wenn St. Blasien auch eine Strafe für widerspenstige Untertanen verdient habe, weil es seinen Anspruch auf Reichsunmittelbarkeit *„aus dem unächten ottomischen Diplomate und aus anderen gleichfalls nichts erprobenden Urkunden und nichtigen angezogenen Sätzen“* herhole. Sein Gesamturteil über das Stift ist vernichtend: *„Vielmehr erprobe sich aus diesem heimtückischen in der that gewissenloßen !: obgleich im Grund denen Höchsten Rechten des durchläuchtigsten Erzhauß un-nachtheiligen :/ Anmassßungen, dann aus dem ietzt angezwungenen Titel eines alten unmittelbaren Reichs=Stifts und Stands der von alters her*

<sup>270</sup> Wie Anm. 267. – Im Protokoll einer weiteren Sitzung von 1776 März 26 mit denselben Beteiligten zur selben Sache GLAK 99/633 Nr. 19 (ebenfalls Abschrift von Granichers Hand) wird vermerkt, die vorgeschlagenen Maßnahmen seien genehmigt, d. h. Maria Theresias Verfügung ist vor dem Sitzungstermin 26. März erfolgt. Bezüglich des „Fürstenbriefs“ wird von St. Blasien ein neuer Revers verlangt, dessen Entwurf beigelegt ist. – Eine sprachlich ziemlich abweichende Fassung des Dekrets der Kaiserin hat v. Granicher GLAK 99/633 ohne Nr! (nach Nr. 26) notiert mit dem Vermerk, es sei in der Kommission vom 26. März 1776 publiziert und am 7. Mai nach Freiburg übermittelt worden.

<sup>271</sup> Wien 1776 Februar 16, GLAK 99/633 Nr. 18a (Abschrift ebenfalls von Granichers Hand) – Gigant hat übrigens 1768/1769 die handschriftliche Urversion des zuletzt in Salzburg 2007 erschienenen „Salzkammerguts Lexicon“ verfasst.

*herschende Ehr= und Eigennuz=Geist, mit welchem das Stift allmählig von den Unterthans-Pflichten, und Obliegenheiten gegen das durchläuchtigste Erzhaus sich loszuwickeln befließen gewesen, und annoch sey.*“ Auch er fordert Maßnahmen wegen des „Fürstenbriefs“, wenn auch die Kaiserin „*die Einziehung oder abänderung*“ aus Rücksicht auf des Stifts Ansehen nicht werde erwirken wollen.

Den Entwurf des Reverses zum „Fürstenbrief“ erhält v. Granicher am 16. April 1776 und gibt sein Gutachten schon am nächsten Tag ab<sup>272</sup>: Er sei unzulänglich; da St. Blasien sich damals hauptsächlich auf den „Stiftungsbrief“ berufen habe, dieser aber falsch ist, sei unbegreiflich, wie es in dem „Fürstenbrief“ ein Reichsstift genannt werden konnte. In einem Nachtrag vermerkt er, dass er am 18. April einen neuen Revers-Entwurf auf allerhöchsten Befehl zu korrigieren hatte. Am 7. Mai werden Maria Theresias Entscheidungen nach Freiburg übermittelt.<sup>273</sup>

Wie oben bereits geschildert, wurde St. Blasiens Situation derart brisant, dass sich Fürstabt Gerbert gezwungen sah, die Interessen seines Klosters am Kaiserhof ein Dreivierteljahr lang in höchsteigener Person wahrzunehmen. Während dieser Zeit waren praktisch alle dortigen höchsten Verwaltungsorgane und deren Reichsbeamte – Hof- und Staatskanzlei, Hofkammer, Reichshofrat, Oberste Justizstelle – sowie auch Kaiser Joseph II. und seine Mutter Maria Theresia selbst mit den sanktblasischen Angelegenheiten befasst. Im Verlauf dieses achtmonatigen Aufenthalts Gerberts in Wien klärten sich die Fronten: Es gab zwei Parteien, Freunde und Gegner St. Blasiens, die sich um die Kaiserin und den Kaiser gruppierten. Ganz zu Beginn hatte Maria Theresia offenbar noch Vorbehalte gegenüber dem Kloster – was ja auch in ihren Verfügungen aus der Zeit vor Gerberts Ankunft zum Ausdruck kommt. In ihrer ersten Audienz für den Abt am 5. September 1776 in Schönbrunn verspricht sie, St. Blasiens Sache noch einmal untersuchen zu lassen – und das ist zweifellos gleich ein Anfangerfolg Gerberts –, bemerkt jedoch kritisch, „*St. Blasien hätte Sich bald an Österreich, bald an das Reich gewendet, nachdem es nemlich seine Convenienz gefunden*“<sup>274</sup> – d.h. sie unterstellt dem Stift Opportunismus.<sup>275</sup> Am Folgetag erkennt

<sup>272</sup> Wien 1776 April 17, GLAK 99/633 Nr. 20: eigenhändiges Promemoria. – Nachtrag dazu vom 18. April ebd.

<sup>273</sup> Siehe Anm. 270.

<sup>274</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 159.

<sup>275</sup> Vgl. Pierer's Universal-Lexikon ... 1857ff., s. v. „conveniren“.

P. Mauritz Ribbele, der in Wien das Tagebuch führt<sup>276</sup>, bereits Parteiungen: Fürst Kaunitz<sup>277</sup> und Baron Binder von der Staatskanzlei hätten sich für St. Blasien schon viel verwendet und würden dies weiter tun, Reichsgraf v. Hatzfeld (dirigierender erster Staatsminister) aber hat Gerbert dreimal nicht empfangen und sein Versprechen, dem Abt aufzuwarten, nicht eingehalten.<sup>278</sup> Bereits eine Woche später scheint die Kaiserin völlig zu Gunsten St. Blasiens eingestellt und bleibt fortan dabei. Sie verspricht Gerbert, ihm alles mitzuteilen, was an sie kommen würde und will die Sache dem Reichshofrat Freiherrn v. Bartenstein übertragen.<sup>279</sup> Dieser hat in St. Blasien studiert<sup>280</sup> und setzt sich vorbehaltlos für das Kloster ein. Zum Dank ordnet Gerbert bereits am 10. Dezember an, das sanktblasische Kapitel möge ihn in seine Gebetsbruderschaft aufnehmen<sup>281</sup>, was schon am 19. November mit nach Wien geschickter Urkunde geschieht.<sup>282</sup>

In St. Blasien erfährt man am 22. Dezember aus Wien, dass die Kaiserin mit dem Obersten Hofkanzler v. Blümegen, dem Fürsten v. Kaunitz, den Hofräten v. Binder, v. Bartenstein und v. Müller sehr positiv zur sanktblasischen Sache stehe, im Gegensatz zum Kaiser, dem Böhmisches Kanzler Graf Kolowrat<sup>283</sup> und Graf v. Hatzfeld.<sup>284</sup> Doch sieht

<sup>276</sup> Die Tagebücher von P. Mauritz Ribbele, der 1793 Nachfolger Abt Gerberts wurde, umfassen die Jahre 1768–1783 (sowie einige Monate der Jahre 1786/87) und wären einer Edition wert. Schon unter Gerbert war Ribbele so etwas wie St. Blasiens „Außenminister“ und langjähriger Wiener Resident. Seine Diarien sind in jeder Hinsicht äußerst informativ für die aufklärerische Epoche der Zeit vor den Säkularisationen. Sie würden das Tagebuch von Ignaz Speckle, Abt von St. Peter im Schwarzwald, hg. von Ursmar Engelmann, Stuttgart 1965–1968, aus der Zeit der Klosteraufhebungen 1795–1819 vorzüglich ergänzen.

<sup>277</sup> Reichsfürst Wenzel Anton v. Kaunitz, Staatsrat und Staatskanzler, etc. – Dieser und die im Folgenden genannten Personen lassen sich alle identifizieren in: Schematismus ... 1775 (wie Anm. 191).

<sup>278</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 159. In einer Audienz am 6. Dezember erklärt Maria Theresia dem Abt, sie habe nicht gewusst, dass Hatzfeld der Protektor Granichers sei, Gerbert solle sich nur an die Barone Bartenstein und Binder halten (ebd. pag. 179), denen die Kaiserin tatsächlich Kommission in St. Blasiens Angelegenheiten gegeben hatte (ebd. pag. 162f.: 19. September; 172: 5. November; 178: 30. November). Infolgedessen wird jedem auch am 4. u. 6. Dezember eine Nota St. Blasiens zur Besteuerungsfrage übergeben, GLAK 99/633 letztes Stück.

<sup>279</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 160: 13. September.

<sup>280</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 163; Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 129f. zu Dezember 19: er war in seiner Jugend als „*Togatus*“ einige Jahre in St. Blasien.

<sup>281</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 182. Fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>282</sup> Diarium Gaes (wie Anm. 280).

<sup>283</sup> Zu Kolowrat vgl. Anm. 135, 386 u. bei Anm. 215, 367.

<sup>284</sup> Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 130.

es bis Mitte Januar des Jahres 1777 für St. Blasien sehr gut aus, es läuft auf einen Vergleich hinaus, den die Kaiserin schon befohlen hat.<sup>285</sup> Auch von Granicher wurde ein Votum verlangt und denen der Minister und Hofräte beigelegt.<sup>286</sup> Die Sache habe in der Staatskanzlei mehr Schreiberei verursacht, als wenn es um ein Königreich gegangen wäre.<sup>287</sup> Dann aber scheint alles wieder infrage gestellt: Es ist, von Seiten des Kaisers, eine neue Kommission aus den Herren Hofräten Lehrbach, Hormayr, Bourgignon und Goldegg unter dem Vorsitz des Grafen Sinzendorf<sup>288</sup> mit Lehrbach als Referent eingesetzt worden<sup>289</sup>; Granicher soll fast alle Tage in der Antichambre des Kaisers sein.<sup>290</sup> Hofrat v. Müller, der sich bei Maria Theresia für St. Blasien einsetzt, berichtet, sie würde gerne helfen, „*wenn nicht wer anderer [der Kaiser!] im Wege stünde*“.<sup>291</sup> Die Kaiserin erklärt Gerbert in einer Audienz am 6. Februar, sie habe Sinzendorf nehmen müssen, weil der Kaiser großes Vertrauen in ihn setzt. Das Gutachten habe sie noch nicht erhalten, werde aber „*urgiren*“. Granicher beklage sich, er finde bei den „*Dicasterien*“ (Zentralbehörden) kein Gehör.<sup>292</sup> Diese Kommission zieht sich einen Monat lang hin, doch ihr sehr umfangreiches („*etlich 70 Bögen*“) gemeinsames Votum – nur Hofrat Goldegg gibt ein Sondervotum ab – fällt dann derart positiv aus, dass sogar die Kaiserin daran auszusetzen hat, „*es seye doch für St. Blasien gar zu gut*“.<sup>293</sup> Das hindert sie aber nicht, in einer Audienz am 12. März Gerbert um Entschuldigung zu bitten, mit St. Blasien so hart und ungerecht verfahren zu sein und dem Kloster so viele Kosten verursacht zu haben. Sie wisse wohl, dass St. Blasien „*dadurch ser verschreyt worden*“ ist. Aber obwohl „*Österreich nichts zu begehren habe, möchte Sie doch mit Ehren und ohne prostitution [Bloßstellung] aus der Sache kommen*“.

<sup>285</sup> Ebd. pag. 131 zu Januar 5.

<sup>286</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 185 zu Januar 8.

<sup>287</sup> Ebd. pag. 185 zu Januar 15.

<sup>288</sup> Franz Wenzel Graf v. Sinzendorf u. Thanhausen, Reichserbschatzmeister, etc. etc., wirklicher Geheimrat, Kämmerer, Vizepräsident der Obersten Justizstelle, s. Schematismus der k. k. Instanzen ... 1775 (wie Anm. 191), S. 13.

<sup>289</sup> Ebd. pag. 185 zu Januar 20/21. Vgl. Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 136 zu Februar 2.

<sup>290</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 187 zu Januar 26.

<sup>291</sup> Ebd. pag. 187 zu Januar 27.

<sup>292</sup> Ebd. pag. 189.

<sup>293</sup> Ebd. pag. 189 zu März 4/5. – Weder diese gemeinsame Relation noch Goldeggs Sondervotum scheinen in die sanktblasischen Akten gelangt zu sein; sie wären im Wiener Archiv zu suchen.

Sie habe angeordnet, dass Gerbert die abschließenden Vergleichsverhandlungen einzig und allein mit Baron Bartenstein und ihrem Kabinettssekretär v. Pichler zu führen brauche.<sup>294</sup> Bartenstein schlägt vor, St. Blasien solle sich auf eine jährliche Zahlung von 300 oder 400 Gulden unter Bezeichnung Schutz- oder Schirmgeld einlassen.<sup>295</sup> Die Gegenpartei agitiert weiter: Am 16. März reicht v. Granicher dem Grafen Hatzfeld eine Denkschrift ein, in der er rät, vom Kloster einen Schadensersatz von 300 000 Gulden oder Besitzabtretungen zu verlangen.<sup>296</sup> Maria Theresia kann ihre restriktive Verfügung auf nur noch drei Verhandlungspartner nicht durchsetzen. Die Kaiserin will zwar absolut keine Kommission für die Abschlussverhandlungen, weil das die Sache nur verzögern würde, möchte aber nun doch den Fürsten Kaunitz und den Baron Binder hinzugezogen wissen; Bartenstein will auch noch die Hofräte Lehrbach und Müller beteiligen.<sup>297</sup> Der Kaiser soll sich ebenfalls für einen Vergleich mit St. Blasien ausgesprochen haben<sup>298</sup> und tritt am 1. April 1777 seine – von der sanktblasischen Partei lange ersehnte – Reise nach Paris an.<sup>299</sup>

Obgleich die Hofkammer „*solle ser darwieder aufgebraust sein*“<sup>300</sup> und „*einen ser grossen Lärmen mache*“<sup>301</sup> – man erinnert sich: ihr Präsident ist Graf Kolowrat<sup>302</sup> –, einigt man sich jetzt schnell. Der Vergleich ist dokumentiert im Erlass vom 13. April 1777<sup>303</sup>, wonach die Kaiserin in Erwägung, dass diese Angelegenheit überhaupt sehr dunkel und verwickelt sei, „*theils aber und vornehmlich aus besonderer Landesmütterlicher Zuneigung gegen den dermaligen Abbtten und Fürsten, wie auch*

<sup>294</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 196–198. Vgl. Diarium Gaes Hs. St. Paul 164/2 pag. 143f zu März 19.

<sup>295</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 198f. zu März 13.

<sup>296</sup> GLAK 99/633 Nr. 26.

<sup>297</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 199f. zu März 16.

<sup>298</sup> Ebd. pag. 201 zu März 19.

<sup>299</sup> Ebd. pag. 203. – Am 8. Januar war schon alles zur Frankreichreise vorbereitet, doch ein starker Schneefall verhindert die Abreise. Einige wollen aber geheime Ursachen für diese Änderung wissen, argwöhnt Ribbele, ebd. pag. 184, und am 20. Januar bezeichnet er es als ein rechtes Unglück für St. Blasien, dass der Kaiser nicht abgereist sei, ebd. pag. 185.

<sup>300</sup> Ebd. pag. 201 zu März 19.

<sup>301</sup> Ebd. pag. 204 zu April 5.

<sup>302</sup> Vgl. Anm. 135, 386 u. bei Anm. 215 u. 283.

<sup>303</sup> GLAK 99/633 Nr. 27 und Material dazu GLAK 99/638. S. a. GLAK 98/2389 Nr. 25, erwähnt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61) II Nr. 847 S. 252 Anm. 1a zu einem Brief Gerberts an Dekan Paul Kettenacker in St. Blasien: Wien 1777 April 9.

*das Stift überhaupt, beschlossen*“ hat, ihre Ansprüche sowohl für vergangene wie künftige Zeiten aufzugeben; im Gegenzug verpflichten sich Abt Gerbert und das Stift, ab 1778 auf ewige Zeiten jährlich 600 Gulden an die landesfürstliche Einnehmerei zu Freiburg abzuführen, ohne aber ihre Untertanen damit zu belasten. Frühere Dekrete werden für aufgehoben erklärt, namentlich der Erlass vom 27. April 1776<sup>304</sup>. Damit beendet Maria Theresia selbst den dreivierteljährigen Wiener Aufenthalt Gerberts, indem sie die Audienz am 14. April 1777 „*ganz unvermuthet*“, wie der Diarienschreiber Mauritz Ribbele berichtet, zur Abschiedsaudienz macht, dem Abt ein „*ser kostbahres Pectoral von Brillanten und Smaragt*“ verehrt, die schon erfolgte Unterzeichnung des Vergleichs jedoch nicht erwähnt, dagegen aber, „*das mann alles von hier dem Kaiser nach Pariß schicke*“, sodass die Sanktblasier fürchten, „*die Kaiserin würde den Vergleich nicht unterschreiben wollen, bis der Kaiser zurück komme; und wolle hiemit den Fürst hier so lang nicht warten lassen, und Ihn auf gute Art fortbringen*“.<sup>305</sup>

Diese Ängste erweisen sich jedoch schnell als grundlos: Schon am 16. April kann der Tagebuchschreiber feststellen: „*Endlich hat die Güte des Allerhöchsten dieser wunderlichen Komödie ein Ende gemacht.*“ Hofrat v. Schröter überbringt heute das von der Kaiserin unterschriebene und sigillierte Vergleichsoriginal, wogegen Gerbert ein anderes unterschreibt und siegelt und dem Hofrat übergibt.<sup>306</sup> Am 21. April 1777 reisen die Sanktblasier ab<sup>307</sup> – nur P. Mauritz Ribbele bleibt in Wien und wird dort sein Stift noch fast drei Jahre lang – nicht ungern – repräsentieren.<sup>308</sup>

Letzten Endes hat das Kloster St. Blasien in der Auseinandersetzung mit v. Granicher den Sieg davongetragen, insofern haben sich Martin Gerberts dreivierteljährige Wiener Strapazen gelohnt. Am 2. Mai 1777 traf der Abt wieder in seinem Kloster ein<sup>309</sup> und schrieb am 25. Mai einen Dankesbrief an die Kaiserin, der sich verständlicherweise in ziem-

<sup>304</sup> Wie Anm. 251.

<sup>305</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 164/2 pag. 208.

<sup>306</sup> Ebd. pag. 209.

<sup>307</sup> Ebd. pag. 210; Kurznotizen über die Rückreise pag. 215. Sowie Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 130r.

<sup>308</sup> Vgl. seine selbstkritische Bilanz, als Gerbert seinem Aufenthalt Anfang 1779 ein Ende setzt: Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 147r–150v zu Februar 13–26.

<sup>309</sup> Diarium Kuon Hs. St. Paul 165/2 fol. 1r.

licher Panegyrik ergeht<sup>310</sup>: „*Ad Augustissimam. Wan nicht die weite Welt Ewer p<sup>311</sup> preißwürdigsten gerechtig: und billichkeits Liebe, auch glorwürdigster großmuth überzüget, Ich aber aus besonderer allerhöchst deroselben Mir und meinem Gottshaus allermildest vergönnten gnade und protection gesicheret gewesen wäre, so würdte meine sonst glückliche Auffkunfft mir eine ohnüberdenkliche ohnrube und mißtrost verursacht haben, wo gleich zuvernemen gehabt, dz nach meiner*

<sup>310</sup> Pfeilschifter (wie Anm. 61) II Nr. 867 S. 269 Anm. 1 hielt den Brief für verloren, er ist jedoch als Konzept Kanzler v. Lemppenbachs GLAK 99/646 (letztes Stück) erhalten, das Original wird im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu finden sein. Die Korrekturen sind weggelassen, die Interpunktion dem besseren Verständnis wegen etwas modernisiert. – So sorgfältig ediert und reich kommentiert die insgesamt vierbändige Ausgabe der Korrespondenz Martin Gerberts von Georg Pfeilschifter (wie Anm. 61) und Wolfgang Müller, Briefe und Akten des Fürstabtes Martin II. Gerbert von St. Blasien 1764–1793, hrsg. von der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, nach Vorarbeiten von Georg Pfeilschifter und Arthur Allgeier, 1. Politische Korrespondenz 1782–1793, Karlsruhe 1957, 2. Wissenschaftliche Korrespondenz 1782–1793, Karlsruhe 1962 auch ist, man sollte sich darüber im Klaren sein, dass es sich lediglich um eine sehr ausgewählte Edition handelt. Ich habe in vorliegender Abhandlung da und dort auf fehlende Stücke hingewiesen, natürlich nur, wenn sie hier thematisch einschlägig zitiert werden mussten. Es gibt viele weitere. Die Editoren haben sich vornehmlich auf eine bereits in St. Blasien z. T. schon von Gerbert selbst zusammengestellte Sammlung in elf St. Pauler Handschriften gestützt (vgl. Pfeilschifter I Vorwort S. XIIIff.) und obwohl Pfeilschifter weitere Quellen z. T. bis zu Einzelbriefunden aufzählt (ebd. S. XVIIff.), ist ihm Vieles entgangen, zumal er ausdrücklich das Schwergewicht auf den „*vorwiegend literarhistorischen und wissenschaftsgeschichtlichen Charakter*“ (ebd. S. IX, im Original gesperrt) der Korrespondenz Gerberts als „*Spiegel seines Wesens*“ legt. Von vornherein hat er alle rein geschäftlichen Stücke, die nur Fragen der Verwaltung betrafen, ausgeschlossen und ausnahmsweise nur dann aufgenommen, wenn ihr Inhalt für Gerberts Persönlichkeit von Bedeutung sei (ebd. S. XXII). Müller ist diesem Konzept nicht gefolgt, sondern hat die Fortsetzung der Edition in zwei Bände geteilt, deren zweiter „*Wissenschaftliche Korrespondenz*“ dem Pfeilschifters entspricht, der erste aber einen eigenen Bereich „*Politische Korrespondenz*“ einführt. Zudem plante er einen dritten Band für die von Pfeilschifter ausdrücklich ausgeschlossenen „*Materialien der Regierungs- und Verwaltungstätigkeit*“, der daher natürlich mit 1764, dem Amtsantritt Gerberts, hätte beginnen müssen (Müller, ebd. I Vorwort S. VII f.). Dieser Band für die dritte Sachgruppe ist jedoch nicht erschienen. Hierzu hätten auch interessante Rationalisierungsmaßnahmen Gerberts mittels Verwendung gedruckter Formulare für seine Weisungen gehört, z. B. in GLAK 99/110. – Man könnte einmal eine Hochrechnung über den Gesamtumfang der Korrespondenz Gerberts anstellen. Die Edition Pfeilschifter/Müller umfasst insgesamt 2024 Nummern, einschließlich der 121 aus der Zeit vor Gerberts Abbatiat, denen die in Fußnoten versteckten die Waage halten mögen. Verteilt auf die ca. 10 950 Tage der fast 30 Regierungsjahre 1764–1793 ergibt sich ein Durchschnitt von ca. 5,4, grob gerechnet also pro Woche ein Brief von ihm oder an ihn. Es liegt auf der Hand, dass es sehr viel mehr Schriftverkehr gegeben haben muss, bzw. nicht veröffentlicht noch gibt! Man wird davon ausgehen können, dass in seiner Amtszeit eher auf jeden Tag als nur auf jede Woche ein Brief von ihm oder an ihn entfiel, also etwa insgesamt 10 000, so dass die Briefedition Pfeilschifter/Müller wohl nur ungefähr ein Fünftel der gesamten Korrespondenz umfasst.

<sup>311</sup> *Perge*: und so weiter.

*abreiße Ewer p. neüerliche vorstellungen gegen die allergd. beliebte übereinkunfft gemacht worden sejen. Nun aber werde zu meiner vollkomnesten beruhigung versicheret, dz auch hiermit meine offenbahre Gegnere (!) etwas auszuwürkhen nicht vermöget haben. Ich entstehe<sup>312</sup> dahero keinen augenblickh Ewer p. in allertieffester Ehrforcht den allerunthgsten. dankh abzustatten und widerhohlter allergst. zuzusichern, dz die große Theresia alß die Erreterin (!), und Beschützerin des gottshauses St: Blasien nicht nur in aller herzen eingepräget, sondern in denen Jahrbücheren eingeschriben seje, folg[lich]en nicht nur mit mir meine lebendte Mitbrüedere den allgüetigsten gott innbrünstigst um die mit allem seegen gekrönte erhaltung dißer theüersten allgeregtest: und mildesten Monarchin anflehen, sondern auch die Nachkommendte in ihren andachts übungen des gantzen allerdurchläüchtigsten Hausßes ohn-ausezlich (!) gedenkhen werdten. Der allerhöchste Gott wird und muess so große tugendten und vorzüglichen die Rettung deren durch offenbahren Mißgunst unterdruckhten Belohnen. Zu welch: allerhochsten gnadt dann mich samt meinem gottshaus ferners allerunthg. erlasse<sup>313</sup>, in allertieffester ernidrigung ersterbendt.“*

Die Kaiserin antwortete ihm am 21. Juni<sup>314</sup>: Um dem Stift Ruhe zu verschaffen, habe sie v. Granicher aus den Vorlanden nach Galizien als Regierungssekretär „mit einem anständigen gehalt und einem hinlänglichen beitrage zu seiner Übersidlung benennen wollen“, was der aber „blatterdings“ abgelehnt habe, unter dem Vorwand, er müsse nach Spa und dann ins Reich gehen; vermutlich wolle er in den Vorlanden bleiben, wo er ohne anderweitige Hilfe auch aus eigenen Mitteln bestehen könne. Sie schließt das Schreiben: „dieser böse Mann dörfte wohl auf neue Räncke, Euer Andacht fortan zu beunruhigen bedacht sejen (!), so Mir zwar leyd wäre; Sie können jedoch auf Meinen Schuz jederzeit zehlen, und versicheret sejen (!), daß mit Kay[s] [erlichen]: Huldten und allen guten Euer Andacht beständig wohlgeuogen Verbleibe. Maria Theresia M“. Dieser Brief wurde vom Kabinettssekretär der Kaiserin, v. Pichler, über-

<sup>312</sup> Ver(fehlen), ermangeln (obstare): veraltet, vgl. Adelung, Grimm.

<sup>313</sup> Sich entlassen, sich verabschieden.

<sup>314</sup> GLAK 99/888 fol. 213–215: Original-Handbrief, von Maria Theresia eigenhändig unterzeichnet, Schönbrunn 1777 Juni 21 mit schwarzem Rand u. Siegel in schwarzem Lack sowie ein Kuvert mit weiterem Siegel in rotem Lack. – Bekanntlich hat sich Maria Theresia nach dem Tod ihres Gatten Kaiser Franz I. Stephan 1765 nur noch als Witwe präsentiert. – Bei Pfeilschifter (wie Anm. 61) II S. 269f. Nr. 867 nach einer Abschrift.

sandt, der in seinem eigenen Schreiben gleichen Datums auf Befehl der Kaiserin dem Abt noch weitere Informationen über Granicher mitteilt<sup>315</sup>: „*Der Gränicher habe neuerdings sich geäußeret, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit in das Karlsbad zu gehen, sodann wegen gewisser Angelegenheiten in das Reich sich zu begeben nötig hätte, und hienach seine Entschließung wegen seiner Anstellung in Galizien eröffnen wolle. Da nun ganz klar sich zeigt, daß Gränicher, um seine anderweite Absichten zu erreichen, nur Zeit zu gewinnen suche, haben S. M.*<sup>316</sup> *ihme zu erkennen geben lassen, daß er in das Karlsbad zwar gehen könnte, was er aber in Reich zu thun habe, nicht abzusehen wäre, folglich er bei seiner Ruckkunft aus dem Karlsbad, ohne nach Wien zu komen, sich erklären sollte, was er weiter zu thun gesinnet wäre. Ich wünsche wohl von Herzen, daß dieser unruhige Mann einmal außer Stand gesetzt werde, E. hf. Gn.*<sup>317</sup> *Verdruß zu machen [...].“* Die bekanntermaßen fromme Kaiserin beurteilt v. Granicher also sehr negativ – wie er von Joseph II. eingeschätzt wurde, wissen wir nicht; in der kaiserlichen Verwaltung muss er jedenfalls einige hochgestellte Patrone gehabt haben – trotzdem lässt gerade ihr Brief v. Granichers Eigenständigkeit und inzwischen offenbar auch gesicherte materielle Verhältnisse erkennen, von seinem Spaichinger Rentmeisteramt ist keine Rede mehr. Selbstbewusst schreibt er kurz danach an die Kaiserin<sup>318</sup>, die Hofkanzlei habe ihm mit Dekret vom 28. Juni (1777)<sup>319</sup> mitgeteilt, Majestät habe einerseits sein künftiges Sekretärsgehalt auf 1000 Gulden bestimmt und ihm eine Kur in Karlsbad bewilligt, andererseits aber untersagt, nach Spa oder in die Vorlande zu reisen, sondern er habe sich nach der Karlsbader

<sup>315</sup> Nach einem Original bei Pfeilschifter (wie Anm. 61) II S. 270 Nr. 868. – Auf schon einen Monat vorher ist ein Dekret der Hofkammer an v. Granicher datiert, worüber Ribbele in seinem Diarium Hs. St. Paul 167/2 fol. 133r notiert: „*Daß Er nun, nachdem der Vergleich mit St. Blasien geschlossen, ohn Verweilen, von hier abraisen, zu Freyburg, das Jurament entrichten und seinen Posten in Spaichingen beziehen solle. Die Diäten aber sollen von dem Tag des Vergleichs aufhören, und was er von diesem dato an bis daher bezogen, zurück gegeben werden. Nun erwartet mann, was Er auf dieses Decret hin thun werde.*“ – Hier erfährt man übrigens, dass v. Granicher von der kaiserlichen Hofkammer für seine Tätigkeit sogar bezahlt wurde!

<sup>316</sup> Abkürzung: „*Seine [statt Ihre] Majestät.*“

<sup>317</sup> Abkürzung: „*Euer hochfürstliche Gnaden.*“

<sup>318</sup> GLA 99/122 <7>: undatierter eigenhändiger Entwurf, chronologisch im Konvolut offenbar ganz falsch eingeordnet; fraglich, ob tatsächlich expediert, da er den Vermerk trägt: „*Nicht eingegeben.*“

<sup>319</sup> Das Jahr ist zwar nicht genannt, dem Zusammenhang nach aber eindeutig ergänzbar; das Dekret scheint nicht erhalten zu sein.

Kur geradewegs nach Lemberg an seinen Dienstort zu verfügen. Diese Verbannung in den entlegensten Teil des Habsburgerreichs<sup>320</sup> will er nicht akzeptieren: *„Da ich aber mir durch die standhafte Betreib= und Ausführung dieses Mittels eines allergnädigst beliebten Geschäftes unzählige feindseeligkeiten Verfolg= Verschwätz= und Verunglimpfungen auf den Hals gezogen, und dieße meine Gesundheit dermassen geschwächt haben, in meinen erlebten Tagen ohne Verletzung der Pflichten, die ich Gott und mir selbs schuldig bin, nicht wagen darf, eine so weite Reiß in ein Land, dessen Sprache und Verfassung mir nicht bekannt sind, anzutretten“*, bittet er die Majestät, ihn nicht nur von der Lembergischen Gubernial-Sekretariats-Stelle zu befreien, sondern sogar ihre Zufriedenheit mit seinen *„Bemüh= und Ausarbeitungen“* mittels eines Hofdekrets zu erkennen zu geben. Letzteres wird er schwerlich erhalten haben, nach Galizien ist er aber auch nicht gegangen, denn seit Frühjahr 1778 hält er sich in Weingarten bei seiner Schwester, der Regimentsrätin v. Zaiger, auf und gibt vor – so hinterbringt es der dortige Oberamtmann des Reichsklosters Weingarten, Th. v. Prestel<sup>321</sup>, dem Abt Gerbert<sup>322</sup> – er sei wirklich in Lemberg in Polen als Gubernial-Secretarius angestellt, *„erweckte aber bei einigen wegen seinem bis nun zu andauernden Hiersein auch diesfalls einen Zweifel, und zwar um so mehr, als er sich zerschiedener Ausreden bediente, bald bessere Witterung zur Abreis erwartete und bald die Notwendigkeit einer Saur-Brunnen Kur vorschützte; endlich aber verfiel er überhaupts auf die schwächliche Gesundheitsumstände, die ihme die Unternehmung einer so weiten Reise, ohne die größte Gefahr zu laufen, nicht gestatteten“* – diese Argumente entsprechen denen im obigen Brief v. Granichers weitgehend. Der Oberamtmann weiß auch, dass die Freiburger Regierung dem Granicher aufgetragen hat, diese Stelle unverzüglich anzutreten, der sich aber mit einem ärztlichen Attest entschuldigte, sein Augenmerk lieber auf ein heimisches *„Forstmeisteramt, wie es sein Vater beseßen, gerichtet haben solle“*, und niemand könne erraten, *„wohin nun der Flug dieses Unglückes-Vogels gehen werde“*, man wünsche aber, *„daß er sich je bald er lieber zu seinen wilden Brüder, die Granich in Ungarn und Polen begeben und die hiesigen Gegenden verlassen möchte. Dieses ist auch*

<sup>320</sup> Angeblich hatte er dort Verwandte, s. bei Anm. 322.

<sup>321</sup> Genannt in: Johann August von Reuß, Teutsche Staatskanzley Bd. 9. Ulm 1785, S. 127.

<sup>322</sup> Brief Weingarten 1778 Dezember 21 bei Pfeilschifter (wie Anm. 61) II Nr. 973 S. 386f.

aber, was ich E. hf. Gn. auf gnst.<sup>323</sup> Verlangen zur Zeit anzuführen vermag [...]“, schließt der demnach von Gerbert beauftragte Informant. Sein frommer Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen, v. Granicher blieb weiterhin aktiv.

Als Abt Gerbert dem Kaiser auf dessen Rückreise aus Frankreich am 21. Juli 1777 in Freiburg seine Aufwartung macht und sich für die Erledigung der Alte-Ämter-Sache bedankt, habe dieser gesagt: „Diese ganze Sache ist nun abgethan.“ Danach erkundigte sich der Kaiser auf der Landkarte nach der Lage des Schwarzwalds und St. Blasians. U. a. übergaben ihm auch Untertanen St. Blasians Bittschriften, die aber keine andere Wirkung hatten, als an die Freiburger Regierung verwiesen zu werden. St. Blasien habe dabei nichts verloren.<sup>324</sup> Das Kloster hatte also von Seiten des Kaisers offenbar nichts mehr zu befürchten.

In Wien bewirkt der Resident St. Blasians, P. Ribbele, Anfang August 1778, dass dem Kloster das bislang nur verpachtete und schon darum umstrittene<sup>325</sup> Eisenwerk Albruck mit Genehmigung der Kaiserin sehr günstig für 95 000 Gulden verkauft wird.<sup>326</sup>

Dieser Kauf, die erreichte Bestätigung der Echtheit seiner „Gründungsurkunde“ und der Kompromiss in der Besteuerungsfrage wurden sozusagen metaphorisch für St. Blasien zu den „Säulen“ seiner Selbstvergewisserung, um nämlich bei einer frühen Grundsteinlegung seiner berühmten neuerbauten Rundbasilika verewigt zu werden. Eine erste feierliche Einweihung fand am 5. September 1778 mit großem liturgischem Aufwand statt, nämlich des „Hauptsteines“<sup>327</sup> über dem Haupteingang. Abt Gerbert setzte die in einem verschlossenen Glas verwahrten Reliquien „in die in Stein eingehauene Öffnung ein“. Dabei befand sich auch ein in diesem Jahr geprägtes Geldstück sowie ein „Katalog“ der ganzen Kongregation samt dem Verzeichnis aller Beamten und der

<sup>323</sup> Abkürzungen: „Euer hochfürstliche Gnaden auf gnädigstes“.

<sup>324</sup> All dies nach Diarium Kuon Hs. St. Paul 165/2 pag. 7f.

<sup>325</sup> Siehe bei Anm. 125.

<sup>326</sup> Diarium Kuon Hs. St. Paul 165/2 pag. 33–36 zu 1778 August 10–19; zu den Verhandlungen davor vgl. ebd. pag. 12f. – Mit Schreiben an Gerbert, datiert Wien 1778 Oktober 2, hat Maria Theresia den Verkauf bestätigt und versichert, es gebe kein „*jus retractus*“. Es wurde abgeschrieben im Diarium Kuon pag. 60 und fehlt bei Pfeilschifter (wie Anm. 61).

<sup>327</sup> Natürlich mit Bezug auf den berühmten verworfenen Stein des Psalms 117, 22, der zum Eckstein (im NT Christus) wurde, s. Beschreibung bei Ludwig Schmieder, Das Benediktinerkloster St. Blasien. Eine baugeschichtliche Studie. Augsburg 1929, S. 199 mit Abb. 94.

drei beteiligten Baumeister D'Ixnard, Salzmann und Pigage. Alles war auf Pergament geschrieben.<sup>328</sup> Als einige Tage später die Säulen der Vorhalle gesetzt wurden, sind in deren Grundstein wiederum Reliquien und eine Liste der Konventualen, aber „auch einige schriftliche Merkwürdigkeiten dieser Zeit in wohlverkutteten [ummantelten] Gläsern eingegraben“ worden, und zwar: „In dem ersten Stein, der ober dem Postement (!) lieget, wurde zur rechten Seite, d. i. in der ersten Säule, die beym Eingang zur rechten und zunächst an der Thür stehet, ein (!) kleine Beschreibung von den wichtigsten Begebenheiten des Gotteshauses, die sich unter der Regierung dieses itz glücklich regirenden Fürsten und Abbtens Martinus des II [ereigneten,] bejgeleget. Unter andern wurde Meldung gemacht von der ganz besonderen Hulde, womit Ihre Maiestät die K. Königin [Maria Theresia] wegen der besonderen Gelehrtheit diesem Grossen Fürsten ganz ausserordentlich bejgethan war; [...] Wie diese Gnädige Landesmutter Demselben sovielman den Gnädigsten Zutritte (!) vergönnet, und aus Höchstdero Archiv taugliche Urkunden zu erheben, gnädigst geruhet, womit sich der gnädigste Herr gegen die weitläufige Anklage zuschützen in bessere Verfassung zusetzen im Stande war, welche ein von hiesigen Diensten ausgetretener Hofrath Granicher aus eigenen des Gotteshauses Schriften niedergeschrieben, und Ihre Majestät der K. Königin (!) wieder dasselbe eingegeben, worinn hauptsächlich darauf gedrungen war, daß die sogenannte Alte Aemter, die auf dem Reichsboden gelegen, als Plumegg, Bettmaringen, Ewatingen & berauerberg bisher schon seit 200 und mehr Jahren her von St. Blasien als Reichsherrschaften wiederrechtlich wären besessen worden, indem sie vielmehr dem durch[lauchtigsten] Ertzhaus Oesterreich zugehörig wären. Nachdem diese sehr wichtige Streitsache einige Jahr als besonders a: 1775 = und 76 bis 77 zu Wienn von verschiedenen Commissionen untersucht worden, so wurde endlich aus Besonderer Gnade Ihre Majestät der Kaiserinn das Eigenthum dieser Herrschaften dem Gotteshaus zuerkannt, iedoch mit der Bedingniß, daß das Gotteshaus Jährlich 600 fl. an besagtes Haus aus eben diesen Herrschaften abzugeben habe. [...] Ferner wurde auch auf eben diesem Pergament

<sup>328</sup> So schildert es ausführlich das Diarium Kuon Hs. St. Paul 165/2 pag. 39f.; Auszug bei Schmieder ebd. Anhang S. 100 u. erwähnt S. 178 irrtümlich zu 1782 August 5.

der im vorigen Monat beschehene Kauf des Eisenwerckes Albrugg per 90/m fl. R Reich[ischer] wehrung verzeichnet, nebst noch ein und andern unter hochgedacht dieses Gnädigsten Herrn Regierung.“<sup>329</sup> Bei der Brandkatastrophe von 1874 ist die Vorhalle des Doms offensichtlich unversehrt geblieben<sup>330</sup>, sodass diese Grundsteine noch heute vorhanden sein müssten und vielleicht eröffnet werden könnten.

Die Kaiserin Maria Theresia starb am 29. November 1780. Mit der Mitteilung ihres Todes nimmt P. Mauritz Ribbele die lange unterbrochenen Einträge in sein Tagebuch wieder auf<sup>331</sup>: „Unsere größte Stütze nach Gott ist gefallen. Der Gnade und Achtung, die Hochselbe gegen unsern grossen Fürsten hegte, haben wir den Sieg über unsere Feinde, den guten Ausgang des alten Ämterhandels, des Bergwerk Albruck, die Bestätigung unserer Wahlfreyheit und sonst so viles Gute zu verdanken.“ Einen Monat später weiß Ribbele<sup>332</sup>: „Man hat erfahren, daß Herr Granicher gleich nach der Todesnachricht der höchstseel[igen] Kaiserin von Tettwang, wo Er sich bis daher aufgehalten, abgeraiset. Vermuthlich ist er nach Wienn, um seine alte Rolle wieder anzufangen. Dominus providebit.“ Er schreibt an die Agenten Müller und Riegger nach Wien, ihn über v. Granichers Aktivitäten auf dem Laufenden zu halten.<sup>333</sup> Granicher aber ist gar nicht in Wien, sondern „noch zu Tettwang, und war an einer Augenentzündung auf den Tode krank“.<sup>334</sup> Trotzdem bleibt er nicht müßig. Schon Ende 1770 war ein Ingenieur Hauptmann Dasch vom Kaiserhof nach St. Blasien entsandt worden, die „österreichischen Grenzen“ festzustellen; in St. Blasien war man der Meinung, die Vogtei Blasiwald gehöre nach der „Gründungsurkunde“ wenigstens teilweise zum „Zwing und Bann“.<sup>335</sup> 1776 kam Dasch erneut zur Berichtigung der

<sup>329</sup> Diarium Kuon pag. 44–47 zu September 19. Bei Schmieder l. c. S. 179 mit Anm. 1 nur ganz knapp erwähnt; Fotos des Peristyls Abb. 91 (danach Abb. 6, S. 71) sowie 113/114, 116.

<sup>330</sup> Siehe das Foto in: Das tausendjährige St. Blasien (wie Anm. 9) II S. 125, Abb. 42.

<sup>331</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 159r zu 1780 Dezember 6.

<sup>332</sup> Ebd. fol. 166v/167r zu Dezember 26.

<sup>333</sup> Ebd. fol. 167r zu Dezember 29.

<sup>334</sup> Ebd. fol. 174r zu 1781 Januar 13.

<sup>335</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 60r/61r u. Diarium Kreutter St. Paul 87/6 fol. 60rv zu 1770 September 26 bis Oktober 9.



Abb. 6: Säulenvorhalle des Doms von St. Blasien, s. Anm. 329.

strittigen Genzen des Blasiwalds<sup>336</sup>, und 1781 kam noch einmal eine Regierungskommission in dieser Sache nach St. Blasien.<sup>337</sup> Das Ergebnis ist: „*Obwol nun ein so grosser Theil in das Österreichische fällt, so müssen wir doch zufrieden sein, das es noch so ausgegangen*“<sup>338</sup>, und: „*St. Blasien hat von Glück zu sprechen, das es so glücklich durchgekommen. Der Granicher, der es angezettlet, hat es nicht so gut gemeint.*“<sup>339</sup>

Diesem gelingt bald darauf ein wahrer Eulenspiegel-Streich: Kaiser Joseph II. macht auf dem Rückweg von seiner Niederlandreise über Paris und Mömpelgard am 8. oder 9. August 1781 Station in Waldshut. Abt Gerbert hat ihn dort gemäß der Etikette zu begrüßen, er tut es in Begleitung des Hofkaplans Kuon und Archivars Ribbele, der die Begegnung in seinem Tagebuch so schildert: „*Auf den Bericht der Annäherung des Kaisers giengen wir in das Posthaus, allwo H[err] Granicher noch vor der Allerhöchsten Ankunft dem Fürst eine Aufwartung machte, die über eine Viertelstunde gedauert. S[ein]e Majestät der Kaiser unterhielten sich mit dem Fürsten ser Gnädig, bis umgespant ware. Der Granicher stunde dem Fürst immer zur Seite, und Er hat Gelegenheit gefunden, dem Kaiser ein Memoriale zuzubringen.*“<sup>340</sup>

Mauritz Ribbele erlangt im Oktober 1781 Kenntnis von einer Intrige, das Eisenwerk Albrück, dessen so günstigen Kauf er in Wien zu Stande gebracht hatte, St. Blasien „*auf verdeckte Art aus den Händen zu spielen*“; das betreibe ein neuer Denunziant, wohl ein Graf Thun, „*Doch wird auch H[err] Granicher unter der Decke liegen*“.<sup>341</sup> Der sei mit

<sup>336</sup> Diarium Gaes St. Paul 164/2 pag. 113–122 zu Oktober 29 bis November 26. – Schon seit 1773 machten dem Kloster auch viele Prozesse mit den sanktblasischen Bauern im Zwing und Bann, Blasiwald, Bernauer Tal, Menzenschwand, Ibach und Oberried und entsprechend von Regierungsseite eingesetzte Untersuchungskommissionen zu schaffen. Letzten Endes ist alles zu St. Blasiens Gunsten ausgegangen (vgl. Ribbele, der sich hauptsächlich darum zu kümmern hatte, in seinem Diarium Hs. St. Paul 167/2 fol. 234r zu 1782 Januar 1, fol. 234v/235v zu Januar 12 bis 18, fol. 294v zu April 27, fol. 301r zu Mai 1). – S. a. Anm. 342. – Diese Thematik, die hier nur in Bezug auf die Affäre des Blasiwalder Bauern Rock gestreift wurde (s. bei Anm. 240ff.), würde sozusagen als Fortsetzung der Salpeterer-Unruhen der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine eigene Untersuchung verdienen.

<sup>337</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 207r–216v zu 1781 Mai 16 bis Juni 15. S. a. Diarium Kuon Hs. St. Paul 88/6 fol. 15v–17v.

<sup>338</sup> Diarium Ribbele fol. 214r zu Juni 1.

<sup>339</sup> Ebd. pag. 216v zu Juni 15.

<sup>340</sup> Ebd. pag. 223v zum 8. August. – Diarium Kuon Hs. St. Paul 88/6 fol. 23v/24r zum 9. August; sein Bericht ist in den Einzelheiten genauer, spielt aber den Coup Granichers herunter.

<sup>341</sup> Ebd. pag. 226r zu 1781 Oktober.

Baron Roll aus Bernau<sup>342</sup> zu diesem Zweck nach Wien gereist; sie würden aber nichts ausrichten, weil der Kaiser die Verträge halte, wenn keine „*laesio ultra dimidium*“<sup>343</sup> vorliege, „*Ich fürchte aber ser, Granicher mögte eine solche erzwingen wollen*“.<sup>344</sup> Kanzler v. Lemppenbach erhält Ende Februar 1782 vom Agenten Müller aus Wien einen Brief, beim Kaiser sei eine Anzeige (von Granicher?) eingegangen, wonach St. Blasien die Albrück viel zu billig gekauft habe, doch wurde die Anzeige nur ad acta gegeben.<sup>345</sup>

Mauritz Ribbele reist nach Wien<sup>346</sup>, denn ein Großereignis steht bevor: Der Besuch des Papstes Pius VI. beim Kaiser<sup>347</sup>, um dessen Reformpolitik zu beeinflussen.<sup>348</sup> Der Gesandte St. Blasiens ist beauftragt zu sondieren, ob Abt Gerbert selbst nach Wien reisen sollte, was der Papst wünscht, der Kaiser aber vielleicht missbilligen wird. Anlässlich des Papstbesuchs hat der Landrat Eybel von Linz ein Büchlein mit dem Titel „Was ist der Papst?“<sup>349</sup> – das wird in Bezug auf v. Granicher eine Rolle spielen! – verfertigen müssen, so wörtlich Ribbele, „*In diesem wird das Oberhaupt der Kirche erbärmlich behandelt, ungemein herunter gesetzt, und die Texte der Schrift, der Kirchenversammlungen und der Väter unverantwortlich gestümlet, verfälscht, und mißhand-*

---

<sup>342</sup> Der Schematismus ... 1775 (wie Anm. 191) verzeichnet unter den Freiburger vorderösterreichischen Regierungsbeamten S. 435 in der Kommerzienkommission einen Kommerzienrat Leopold Freiherr v. Roll, Herr zu Bernau, etc. etc. – Im Diarium Kreutter Hs. St. Paul 87/6 wird fol. 170r zu 1773 Oktober 6 ein Ausflug Gerberts nach Bernau mit Besuch des dortigen Barons v. Roll erwähnt. Zu dieser Zeit hält sich eine Regierungskommission in Bernau, Ibach und Menzenschwand wegen der Auseinandersetzung des Klosters mit den dortigen Bauern auf, s. Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 96/97 zu 1773 September 27 bis Oktober 7, sowie Diarium Kreutter fol. 168v/169v.

<sup>343</sup> Rechtsgrundsatz, nach dem ein Kauf rückgängig gemacht werden kann, wenn der Preis das Doppelte des Wertes einer Ware überschreitet.

<sup>344</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 238v zu 1782 Februar 3.

<sup>345</sup> Ebd. fol. 264v zu 1782 Februar 26.

<sup>346</sup> Ebd. fol. 271rv ff. zu 1782 März 13 bis 17.

<sup>347</sup> Ebd. fol. 275 ff. zu 1782 März 22 ff. werden die Ereignisse um den Papstbesuch ausführlich beschrieben. S. a. Elisabeth Kovács, Der Pabst in Teutschland. Die Reise Pius VI. im Jahre 1782. München 1983.

<sup>348</sup> Vgl. Elisabeth Bradler-Rottmann, Die Reformen Kaiser Josephs II., Göppingen 1973 (Göppinger akademische Beiträge 67), bes. S. 148 ff.

<sup>349</sup> Johann Valentin Eybel, Was ist der Papst? und Wer waren die Päpste? vom Anfange des katholischen Christenthums bis auf den Heutigen Tag, da wir Pius VI in unserm Vaterlande sahen. Eine Ehrenschrift zu seinem unsterblichen Andenken. 1782. 88 S. (und weitere Ausgaben).

let<sup>350</sup> Von Eybel, dem ehemaligen Kirchenrechtler an der Universität Wien und Hauptagitator auf josephinischer Seite, stammt nicht nur dieses Pamphlet, sondern noch viele weitere dieser Art, die z. T. auch in Latein, Französisch und Italienisch erschienen; sie haben natürlich entsprechende Gegenschriften nach sich gezogen.<sup>351</sup>

Die Meinungen der Ratgeber St. Blasians in Wien, ob Gerbert nach Wien kommen sollte, sind gespalten, auch Kanzler v. Lemppenbach rät ab<sup>352</sup>, Gerbert selbst schwankt, entschuldigt zunächst sein Ausbleiben in einem Brief vor dem 24. März 1782 an den päpstlichen Nuntius Garampi<sup>353</sup>, der ihn mehrfach um sein Kommen gebeten hatte<sup>354</sup>, möchte um den 27. März dann doch reisen, sagt aber mit Brief an Ribbele ab, den dieser am 8. April erhält. Inzwischen hatte er sich am Vormittag des 4. April doch zur Reise entschlossen – „über Kopf und Hals mußte eingepackt werden“<sup>355</sup> – die Abreise war schon um halb 1 Uhr nach dem Mittagessen. Am 10. April traf er mit P. Trudpert Neugart in Wien ein.<sup>356</sup> Bereits am nächsten Tag hat er Audienz beim Kaiser, nach Kardinal Migazzi, dem Erzbischof von Wien. Die Audienz ist kurz und Joseph II. äußert sich über beide süffisant und sarkastisch<sup>357</sup>: „Der Fürst

<sup>350</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 275v/276r. – Am 28. April 1782 schreibt Ribbele ins Tagebuch fol. 300r, Eybel habe auch ein Werk „die 7 Capitul über das Mönchswesen“ veröffentlicht, war dem geistlichen Referat des Hofrats Heinke zugeordnet und sei wieder als Landrat nach Linz gewiesen worden, und notiert im Juni 1782 fol. 318v, in Wien wurde für alle geistlichen Sachen ein neuer Kirchenrat („Giunta ecclesiastica oder Consilium Regio-Ecclesiasticum“) eingerichtet, dem auch Hofrat Heinke angehört. Franz Joseph Freiherr v. Heinke (vgl. ADB) war schon 1772 „referens in Austriaco ecclesiasticis“ und agierte nicht zu Gunsten St. Blasians, so dass ihn Gerbert als Referenten gerne ersetzt gesehen hätte; als er es bleibt, sind die Sanktblasier bestürzt (Diarium Kreutter Hs. St. Paul 87/6 fol. 140rv zu 1772 November 5 u. 9).

<sup>351</sup> So erschienen im selben Papstbesuchsjahr 1782 „Was ist der Bischoff?“ und „Septem Capita De Religiosis. Opusculum ex Germanico translatum“ (s. Anm. 350) und noch viele andere, s. Elisabeth Kovács, Der Besuch Papst Pius VI. im Spiegel josephinischer Broschüren, in: Archivum Historiae Pontificiae 20 (1982) S. 163–217. Kovács verzeichnet im Anhang 104 Broschüren. Dieses sonst schwer greifbare Kontroverschrifttum ist dank Digitalisierung jetzt vielfach im Internet zugänglich. – Zu Eybel s. a. ADB und Kovács, ebd. bes. S. 171 u. 193 ff.

<sup>352</sup> Diarium Neugart Hs. St. Paul 88/6 fol. 56v zu 1782 März 31 (Ostersonntag).

<sup>353</sup> Dieses und die im Folgenden genannten Schreiben Garampis fehlen bei Müller (wie Anm. 310). Mit Garampi war Gerbert seit Langem befreundet, s. Pfeilschifter (wie Anm. 61) I S. 78 Anm. 3; vgl. Braun, Codex Villinganus (wie Anm. 48) S. 128, 142f.; Raschl, Wiener Reisen (wie Anm. 91) S. 527 ff.

<sup>354</sup> Diarium Neugart Hs. St. Paul 88/6 fol. 52v/53r zu 1782 März 7 u. 54r zu März 14.

<sup>355</sup> Ebd. fol. 57r.

<sup>356</sup> Das Hin und Her ist im Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 272r–292r zu Februar 17 bis April 10 sehr schön zu verfolgen.

<sup>357</sup> Ebd. fol. 292r.

v(on) St. Blasien hat seine Tücke hinter den Ohren, wie ein gewisser Cardinal.<sup>358</sup> Anschließend begibt sich Gerbert zum Papst, der ihm sagt „man setze ser in Ihn“ und ihn gleich beauftragt, seine Predigt (am Ostersonntag im Stephansdom) für den Druck durchzusehen (dies besorgen Ribbele und Neugart).<sup>359</sup> Am 29. April reist Gerbert wieder ab<sup>360</sup> und trifft den Papst auf der Rückreise am 5. März noch einmal in Augsburg.<sup>361</sup> Die politischen Standpunkte von Kaiser und Papst, die der Öffentlichkeit in einem kurz vor dem Papstbesuch publizierten Briefwechsel zwischen Nuntius Garampi und Staatskanzler Fürst Kaunitz vor Augen geführt worden waren<sup>362</sup>, sind im Übrigen unvereinbar geblieben.

Im Juni 1782 gibt v. Granicher beim Kaiser eine neue Anzeige mit einem Sammelsurium von Anschuldigungen ein<sup>363</sup>: „*Der Granicher packt uns wieder auf ein neues*“: In der Alten-Ämter-Sache habe St. Blasien durch Nuntius Garampi alle Behörden bestochen („*corruptirt*“); man könne beweisen, dass sogar die Reichsherrschaft Bonndorf österreichisch sei, was er ja auch schon früher behauptet hatte<sup>364</sup>; das Kloster schaffe seine Kostbarkeiten in die Schweiz, „*die Wägen wären so schwär gewesen, daß die Kieselstein unter selben geborset (!) wären*“; die Sanktblasier prahlen, der Kaiser könne ihnen nichts anhaben, weil sie einen sicheren Rückhalt im Reich hätten. Die großen Kostbarkeiten seien aber Kisten mit Nägeln für die Reparatur des Dachstuhls der Propstei Klingnau gewesen. Der Waldvogt (Baron v. Landsee) wurde dieser Sache wegen nach Freiburg berufen. Auf dem Rückweg inspizierte er in St.

<sup>358</sup> Unterstreichung original. – Diarium Neugart Hs. St. Paul 88/6 fol. 58v/59r ergänzt: „*nämlich Migazzi. Aus diesem könnte man schliessen, weil der Kaiser wenig Zutrauen zu dem Kardinal hegt, so müsse auch der Fürst von St. Blasy nicht am Besten angeschrieben seyn*“.

<sup>359</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 292rv zu April 11; Diarium Neugart Hs. St. Paul 88/6 fol. 59r zu April 12.

<sup>360</sup> Diarium Neugart ebd. fol. 61r.

<sup>361</sup> Ebd. fol. 65r.

<sup>362</sup> Schriftwechsel, welcher im Dec. 1781 zwischen dem Päpstlichen Herrn Nuntio in Wien Garampi und dem dortigen Herrn Staats-Kanzler, Fürsten Kauniz-Rittberg wegen verschiedener neuen Einrichtungen in den Oesterreichischen Staaten vorgekommen ist. [Wien] 1782. XXIII S. – Nicht in Kovács' Broschürenverzeichnis (wie Anm. 351). – Der Schriftwechsel ist auch Neugart bekannt, s. sein Diarium Hs. St. Paul 88/6 fol. 45v–47r.

<sup>363</sup> Diarium Ribbele Hs. St. Paul 167/2 fol. 323r/324r; s. a. Diarium Neugart Hs. St. Paul 88/6 fol. 69rv zu 1782 Juli 20/21.

<sup>364</sup> Vgl. bei Anm. 263. – Zu diesem Ergebnis kommt auch eine offenbar von kaiserlichen Behörden erstellte Abhandlung mit den Datierungen 1786 September 16 bis Oktober 18 GLAK 99/633 Nr. <28>.

Blasien die Küsterei, das Münzkabinett und die Bibliothek und fand alles vorhanden. „*Der Granicher treibt seinen Hass wieder uns so weit, als nur möglich ist.*“ Eine kaiserliche Resolution lässt Granichers Anzeige auf sich beruhen und tadelt ihn, sie nicht gleich beim Waldvogteiamt vorgebracht zu haben<sup>365</sup> – als solche hat sie der Kaiser also akzeptiert. Man fürchtet weitere Anzeigen Granichers, so wegen eines Gerüchts, der Pater Oberrechner habe einen großen Haufen verschiedener Schriften in einem neuen eisernen Ofen verbrannt.<sup>366</sup>

Sogar gegenüber Beweisen kaiserlichen Wohlwollens ist man im Kloster skeptisch: Als Joseph II. mit Datum Wien 1782 November 23 anlässlich eines Privilegienbestätigungs-Gesuchs des Stifts beschließt, dem gefürsteten Abt die Würde eines Erberzhofkaplans in den Vorlanden, die Titel Ehrwürdig und eines kaiserlichen Rats und die Titularsformel Von Gottes Gnaden „*in Rücksicht der alten Stiftischen Verdiensten bestätigen zu wollen*“, hält Ribbele das für einen „*Streich des neuen obersten Hofkanzlers Grafen v. Kollowrath, der unser Feind [ist]*“. Das sei „*dieses Manns eigen Sprach, weil Er uns keine neue Verdienste, sondern nur Mißverdienste zustehen (!) will*“. <sup>367</sup> Ein paar Zeilen weiter erklärt der Diarienschreiber sogar kategorisch: „*Der Kaiser hasst uns.*“<sup>368</sup>

„*Herr v. Granicher, unser Verräther und geschworener Feind*“, vernimmt man Ende 1782 bestürzt in St. Blasien, bewerbe sich um das Waldvogteiamt in Waldshut und habe gute Aussichten, wenn es die Vorderösterreichische Regierung nicht vereitelt.<sup>369</sup> Der Kaiser habe schleunigsten Bericht dekretiert, wie Granicher bei diesen Posten oder einem anderen in den Vorlanden angestellt werden könne; „*Gott wolle dieses Unglücke abwenden*“. <sup>370</sup> Der Stoßseufzer wird erhört, denn Anfang 1783 kommt die Nachricht aus Wien, man wolle mit der Besetzung des Waldvogteiamts zuwarten, bis sich mehrere „*Competenten*“ zeigten.<sup>371</sup> Granicher bekommt die Stelle nicht.

Unangefochten kann St. Blasien sein großes Jubiläum begehen, nämlich die feierliche Einweihung der schon davor berühmt gewordenen

<sup>365</sup> Diarium Ribbele St. Paul 167/2 fol. 334r zu 1782 September 24.

<sup>366</sup> Ebd. fol. 352r zu 1782 November 19.

<sup>367</sup> Ebd. fol. 354v/355r zu 1782 Dezember 9. – Vgl. Müller, Briefe und Akten I (wie Anm. 310) S. 76 Nr. 62 Anm. 1. – Zu Kolowrat s. Anm. 135, 386 u. bei Anm. 215, 283.

<sup>368</sup> Diarium Ribbele St. Paul 167/2 fol. 355v.

<sup>369</sup> Diarium Neugart Hs. St. Paul 88/6 fol. 80v zu 1782 Dezember 17.

<sup>370</sup> Diarium Ribbele St. Paul 167/2 fol. 356r zu 1782 Dezember 15.

<sup>371</sup> Ebd. fol. 360rv zu 1783 Januar 4.

neu erbauten Domkirche. Selbstverständlich hat man 1783 als das 800. Jubiläumswahljahr gewählt, bezogen auf das Datum der – wie geschildert – in sanktblasischen Augen als echt erwiesenen „Gründungsurkunde“ von 983. Die achttägigen Feierlichkeiten unter Beteiligung des Diözesanbischofs von Konstanz und einer Vielzahl benachbarter Prälaten sowie in Anwesenheit weltlicher Honoratioren dauerten vom 21. bis 28. September 1783.<sup>372</sup> Eine repräsentative Festschrift darüber ließ St. Blasien im Kloster St. Gallen drucken.<sup>373</sup> Anlässlich der Weihe konnte auch schon der 1. Band von Abt Gerberts „*Historia Nigrae Silvae ordinis sancti Benedicti coloniae*“ die Druckpresse St. Blasiens verlassen.<sup>374</sup> In der Predigt an seine Ordensgeistlichen am Vorabend der Kirchweihe, abgedruckt in der Festschrift, gab Gerbert einen Abriss der Geschichte seines Gotteshauses mit dem traditionellen Bezug auf den Gründer Reginbert, von dem er sagt: „*Hier fieng er zuerst zu wohnen an, und erbaute das Kloster, wie die vor 800 Jahren gegebene Urkunde Otto des Zweyten anzeigt.*“<sup>375</sup> Die Auseinandersetzungen um deren Echtheit werden natürlich nicht angesprochen, aber immerhin werden sie in der „*Dritten Predigt*“, einer ausgesprochen „historischen“, doch angespielt: Die Echtheit der „Gründungsurkunde“ wird mit Bezug auf die sie bestätigenden Kaiserurkunden hervorgehoben.<sup>376</sup> Der Redner – es ist der Kapitular des Klosters Rheinau (das als Mutterkloster St. Blasiens gilt) Johann Nepomuk Beck<sup>377</sup> – ist aber auch bemüht, St. Blasiens Staatstreue herauszustreichen im Hinblick auf ein Wort Jesu<sup>378</sup>: „*St. Blasien habe eben so reichlich dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, als Gott, was Gottes ist.*“ Dagegen werde „*das schwarze Gift der Verleumdung*“ wirkungslos bleiben.<sup>379</sup>

Unter eben diesem Motto „*Gebet dem Kaißer, was deß Kaißers ist, und Gott, was Gottes ist*“ hat 1784 auch v. Granicher seinen Angriff auf die „Gründungsurkunde“ erneuert und dieses Mal sogar in die allgemeine Öffentlichkeit befördert oder wenigstens befördern wollen. Es handelt

<sup>372</sup> Ausführlich geschildert im Diarium Neugart Hs. St. Paul 88/6 fol. 102v–104v.

<sup>373</sup> Feyerlichkeit des in dem fürstlichen Stift St. Blasien auf dem Schwarzwald eingeweihten neuen Tempels. Stift St. Gallen 1784, L u. 201 S.; Digitalisat auch im Internet.

<sup>374</sup> Feyerlichkeit (wie Anm. 373) S. XI.

<sup>375</sup> Ebd. S. XXXI.

<sup>376</sup> Ebd. S. 69ff.

<sup>377</sup> Siehe ebd. S. XIX. u. 89.

<sup>378</sup> Mt 22, 21.

<sup>379</sup> Feyerlichkeit (wie Anm. 373) S. 88.

sich um eine in knappen Sentenzen abgefasste, in „Paragrafen“, „Diplomatische Erklärungen“, „Grundsätze“, „Geschichten“ (gemeint sind urkundliche Fakten) und „Beweise“ gegliederte Schrift mit dem Titel „*Beurtheilung des St. Bläsmischen, von einem (!) Kayser Otto vorgegebenen Vergabungs- und Freyheits Briefs*“<sup>380</sup>, die natürlich zu dem bekannten Ergebnis kommt, dass überhaupt alles gefälscht sei. Die Schrift ist auf dem Titelblatt unter das zitierte Motto aus Mt 22, 21 gestellt<sup>381</sup> und hat ein Vorwort, das ihre Publikation rechtfertigt: „*Vorrede. Bey der dermahligen Druckfreyheit machet mann sich kein Bedencken, Bücher heraus zu geben, deren Tituln sogar Vorhin anstössig geschinmen hätten: z. B. Was ist der Pabst? was ist der Bischoff?*“<sup>382</sup> u. s. w. *Es wird also auch um*<sup>383</sup> *so mehr erlaubt seyn, zu fragen, ob diese oder, jene Urkunde ächt, oder nicht ächt seye. Eine solche frage setzen, und darüber seine Meinung [äußern, kan nie nachtheilig seyn; dann wird der Herausgeber seiner meinung]*<sup>384</sup> *überführt, wird er gründlich wiederlegt: so wird der Besizer der angegriffenen Urkunde des ferneren angriffes halber um so mehr gesichert, und er kan davon immer einen besseren Gebrauch machen, findet aber sich das Gegentheil, was für einen Nachtheil solle es einem solchen UrkundBesitzern bringen, wen (!) ein anderer anzeigt, was er gewissenhalber selbst anzuzeigen schuldig war, bevor wenn der Dritte etwan darunter leiden muß? Mit der Herausgabe der Bemänglung deß S. Bläsmischen Diploms glaube also vielmehr ein guttes Werk auszuüben, als Nachtheilig zu handeln. Der*

<sup>380</sup> Erhalten in zwei Abschriften, die textlich bessere in Hs. St. Paul 212/2 fol. 173–181, aber undatiert und ohne die Vermerke, die GLAK 99/263 <7> aufweist, die aber alle gestrichen sind (!): auf der Titelseite oben ein Präsentationsvermerk „*Praes die 7. Febr 1784*“, unten „*à Mr. de Canz.*“ und auf der letzten Seite nach einem ersten Eintrag: „*Diese Schrift betrifft den Fürst Abt von Sankt Blasius zu sein Stift ...*“, danach weiter in unverständlichem Latein und abgebrochen; es folgt ein zweiter: „*Imprimatur ea lege, ut in operis fronte Editoris nomen compareat die 14 Febr: 1784 Hoffinger Mpia.* [= manu propria] *secret.*“ Dieser letztere Eintrag ist der stereotype Vermerk desselben Wiener Zensors, der sich zwei Jahre früher in einer Publikation über das Konstanzer Konzil findet: „*Imprimatur ea lege, vt in operis fronte genuinum auctoris nomen compareat. Viennae die 26. Aug. 1782. Hoffinger Secret.*“, s. das Rezensionsorgan von theologischen Neuerscheinungen „*Nova bibliotheca ecclesiastica Friburgensis*“ Bd. 7 Fasz. I, Freiburg i. Br. 1783, S. 101.

<sup>381</sup> Eben dieses Motto zitierte v. Granicher auch in einem undatierten Konzept einer Schrift an die Majestät, worin er seine Denunziationen rechtfertigt und Geheimnisverrat an seinem vormaligen Dienstherrn St. Blasien bestreitet: GLAK 99/633 Nr. <39>.

<sup>382</sup> Unterstreichungen original. – Siehe die oben behandelten Schriften Eybels bei Anm. 349ff.

<sup>383</sup> Fälschlich „*nun*“ GLAK 99/263 <7>.

<sup>384</sup> [*äußern ... meinung*] fehlt durch Gleichsprung in GLAK 99/263 <7>.

*Verfasser:* „Ob dieser Text anonym oder überhaupt und wo und in welcher Form gedruckt wurde, ließ sich bisher nicht ermitteln.<sup>385</sup> Vielleicht sah sich v. Granicher vor dem Hintergrund der inzwischen von Kaiser Joseph II. nach dem Tod seiner Mutter Maria Theresia 1780 begonnenen Klosteraufhebungen<sup>386</sup> zur Wiederaufnahme seiner Angriffe ermutigt.

Wir hören von v. Granicher noch einmal Ende des Jahres 1786 in zwei Briefen, die Abt Gerbert von einem Informanten „L.“ aus Wien bekam.<sup>387</sup> Diesen Informanten hielt Herausgeber Wolfgang Müller für Sigmund Andreas v. Obser, Regierungsrat in Freiburg, seit 1782 Wirklicher Hofrat bei der Obersten Justizstelle in Wien, † 1787.<sup>388</sup> Nach seiner vertraulichen und kryptischen Mitteilung<sup>389</sup> sind v. Granicher – und Andere? – immer noch gegen St. Blasien tätig, ohne dass die genaueren Umstände mitgeteilt würden, aber mit einem für den Feind St. Blasiens nicht unschmeichelhaften Vergleich: *„Der bekannte G. scheint St. Blasien wie Hanibal den Römern den unauslöschlichen Haß geschworen zu haben. Vor kurzer Zeit wagte ein unbenannter einen bedenklichen Anfall gegen St. Blasien zu machen; er hat aber keine Unterstützung wie billig gefunden [...] Dieses unter uns allein; näher darf mich nicht heraus lassen [...]“* Doch noch ist „Hannibal“ nicht „ad portas“, denn in einem etwas späteren Schreiben, in dem der Absender auch seine Erleichterung ausdrückt, dass sein voriger Brief nicht in falsche Hände kam, bemerkt er beiläufig: *„Von der Ankunft des Hanibal habe ich noch nichts gehöret; [...] wenn sie geschiehet, stelle ich mir schon vor, warum. Ohne einen neuen Versuch wird es schwerlich, aber doch gewiß nicht unglücklich ablaufen.“*<sup>390</sup>

Dies ist das letzte bislang bekannt gewordene Lebenszeichen des Marcellus von Granicher. Merkwürdig bleibt, dass sein Privatarchiv mindestens zum Teil nach St. Blasien gelangt sein muss, so z. B. stammen

<sup>385</sup> Im Broschürenverzeichnis von Kovács (wie Anm. 351) ist er jedenfalls nicht aufgeführt.

<sup>386</sup> Übrigens war es der jetzige Oberste Hofkanzler Leopold v. Kolowrat, der ja ebenfalls mit Granichers Attacken befasst gewesen war (s. Anm. 135 u. bei Anm. 215, 283 u. 367), der am 27. Dezember 1781 den Grundentwurf zur Aufhebung der Klöster dem Kaiser vorgetragen hat, dessen Reskript vom 12. Januar 1782 der Anlass war, als Erstes das Kartäuserstift Mauerbach abzuschaffen und damit die erste Aufhebungsperiode 1782–1784 einzuleiten, s. Urkunden-Regesten aus den ehemaligen Archiven der von Kaiser Joseph II. aufgehobenen Klöster Böhmens, Innsbruck 1901, S. IX.

<sup>387</sup> Gedruckt bei Müller, Briefe und Akten des Fürstabtes Martin II. Gerbert, 1. Politische Korrespondenz (wie Anm. 310).

<sup>388</sup> Ebd. Nr. 101 S. 110 Anm. 1.

<sup>389</sup> Ebd. Nr. 101 S. 110f.: Wien 1786 Oktober 31.

<sup>390</sup> Ebd. Nr. 104 S. 113f.: Wien 1786 Dezember 3.

alle Texte in GLAK 99/122 von 1768 bis 1771, vielfach Konzepte, von seiner eigenen Hand.<sup>391</sup> In GLAK 99/632 <2> und 633 sind zumindest viele Stücke nachweislich eigenhändige, teils sehr korrigierte Konzepte mit Übergabevermerken der Reinschriften und sonstigen Notizen oder auch Abschriften zum eigenen Gebrauch. Es dürfte also im sanktblasischen Archiv v. Granichers schriftlicher Nachlass ganz oder teilweise in das dortige Material thematisch mit eingeordnet worden sein. Granicher scheint keine eigene Familie gehabt zu haben, es werden jedenfalls nie Frau oder Kinder, sondern nur entferntere Verwandte erwähnt.<sup>392</sup> Da er vorderösterreichischer Beamter war, könnte sein schriftlicher Nachlass an seine vorgesetzte Behörde, also die Regierung in Freiburg, gefallen sein, die immer bemüht war, mit St. Blasien ein gutes Verhältnis zu pflegen. Diese könnte dem Kloster als dem Hauptinteressenten v. Granichers Nachlass übergeben haben.

Martin Gerbert hatte 1783 im ersten Band seiner dreibändigen Geschichte des Schwarzwalds<sup>393</sup> die „Gründungsurkunde“ mithilfe des gesamten Arsenal der damaligen Diplomatie abgehandelt, zwar mit Berufung auf ihren von der Vorderösterreichischen Regierung in Freiburg angeordneten und vidimierten Kupferstich<sup>394</sup>, sich aber gehütet, das Wörtchen „falsum“ und erst recht kein Wort über die jahrzehntelange Auseinandersetzung um die Echtheit vor dem Kaiserhof und schon gar nicht den Namen Granicher seiner Feder entfließen zu lassen. Sein Mitbruder Trudpert Neugart<sup>395</sup> hat es zehn Jahre später in seiner Neuedition<sup>396</sup> ebenso gehalten, mit Ausweitung der diplomatischen Beweisführung und unter Beigabe eines verbesserten Kupferstichs.<sup>397</sup> Es tritt hier ein Konflikt zwischen institutionellem Eigeninteresse und wissenschaftlicher Objektivität zu Tage, wobei das erste versteckt und die zweite vorgeschoben erscheint, was der berühmten sanktblasischen „Gelehr-

<sup>391</sup> Vgl. Anm. 98.

<sup>392</sup> Siehe bei Anm. 95ff., 101.

<sup>393</sup> *Historia Nigrae Silvae ordinis sancti Benedicti coloniae [...]*. Tomus I. St. Blasien 1783, hier pag. 179–183. – S. a. bei Anm. 374.

<sup>394</sup> Der Stich ist auch im Tomus III: *Codex diplomaticus*, St. Blasien 1788, dem Abdruck der „Gründungsurkunde“ pag. 15–18 beigegeben.

<sup>395</sup> Über ihn s. die in Anm. 47 genannte Literatur.

<sup>396</sup> Trudpert Neugart, *Codex diplomaticus Alemanniae et Burgundiae transjuranae intra fines Constantiensis* Tomus I, St. Blasien 1791, hier pag. 628–632.

<sup>397</sup> Vgl. UB St. Blasien I (wie Anm. 1) S. 13 Z. 30ff.

tenakademie“<sup>398</sup> nicht zum Ruhme gereicht. Diese Art „damnatio memoriae“ hatte durchaus ihre Auswirkungen auf die spätere wissenschaftliche Beschäftigung mit der „Gründungsurkunde“. So ist sie als echtes Diplom in Mustersammlungen von Urkunden aufgenommen worden.<sup>399</sup> Als 1807 das Kloster St. Blasien aufgehoben bzw. nach St. Paul im Lavanttal transloziert wurde<sup>400</sup>, gelangten seine Archivalien teils dorthin, teils ins großherzoglich Badische Archiv, das heutige General-Landesarchiv in Karlsruhe, vor allem die meisten der sanktblasischen Originalurkunden, darunter auch die „Gründungsurkunde“. Sie entging hier nicht der Aufmerksamkeit eines der ersten Mitarbeiter der Monumenta Germaniae Historica, Karl Georg Dümigé, der sein Berufsleben als Archivar im Generallandesarchiv beschloss.<sup>401</sup> Als dortiger Bearbeiter der ältesten Urkunden veröffentlichte er 1836 unter mancherlei Schwierigkeiten seine „Regesta Badensia“.<sup>402</sup> Obwohl er Urkunden bei „*augenscheinliche[r] Unächtheit oder Verfälschung*“ von der Aufnahme ausschloss<sup>403</sup>, hat er St. Blasiens „Gründungsurkunde“ mit einem sehr kurzen Regest und einer sehr langen Fußnote dazu verzeichnet.<sup>404</sup> In dieser bringt er – über ein halbes Jahrhundert nach den Geschehnissen – die Affäre zwar auf den Punkt, aber leider ohne den genauen Sachverhalt, die Quellen oder gar den Namen Granicher zu benennen, so dass jemandem ohne Kenntnis der oben geschilderten Vorgänge die folgenden Bemerkungen einigermmaßen rätselhaft bleiben mussten<sup>405</sup>: „*Die auffallend grosse Mühe welche sich in neuern Zeiten der Fürst-Abt zu St. Blasien Martin Gerbert (Hist. silvae nigrae III. 15. vgl. <1> 179.) u. insbesondere der berühmte Neugart (Cod. dipl. Alemann. I. 628.) in Ver-*

<sup>398</sup> Siehe Bader wie Anm. 17.

<sup>399</sup> Carl Traugott Gottlob Schönemann, Codex für die practische Diplomantik I, Göttingen 1800, S. 75 Nr. 41; Harry Bresslau, Diplomata centum in usum scholarum diplomaticarum ..., Berlin 1872, S. 109 Nr. 21.

<sup>400</sup> Vgl. Hermann Schmid, Die Säkularisation der Klöster in Baden 1802–1811, Überlingen 1980, S. 166 ff.

<sup>401</sup> Michael Klein, Aus den Anfängen der „Monumenta Germaniae Historica“. Karl Georg Dümigé (1772–1845) in Berichten und Selbstzeugnissen, in: ZGO 140 (1992) S. 221–265.

<sup>402</sup> Carl George Dümigé, Regesta Badensia. Urkunden des grossherzoglich Badischen General-Landes-Archives von den ältesten bis zum Schlusse des 12. Jahrhunderts ... Karlsruhe 1836. – Näheres bei Klein (wie vorige Anm.) S. 226 ff.

<sup>403</sup> Ebd. Vorwort S. V.

<sup>404</sup> Ebd. S. 10 f.

<sup>405</sup> Vgl. meinen seinerzeitigen eigenen Eindruck im UB St. Blasien I S. 15 Z. 136 ff.

*theidigung der Aechtheit dieser Urkunde gegeben haben, könnte schon allein die Vermuthung erregen, dass dieselbe erheblichen Zweifeln unterliege. Die wahre Ursache dieser ausgezeichneten Beflissenheit ist aber noch tiefer, nämlich in einem, nur wenige Jahre vor Erscheinung des durch Mart. Gerbert veranstalteten, Abdruckes und Nachstiches, wirklich vorgewesenen, sehr unerwarteten und bedenklichen damals grossen Verlust drohenden, Angriffe auf dieselbe zu suchen. Der Kampf, durch besondere Umstände erschwert, wurde mit grosser Erbitterung und mit noch grösserem Kostenaufwande durch mehrere Jahre geführt und mit mehr Glück als Ruhm bestanden und geendigt. Ein mehreres davon zu sagen ist hier um so weniger an seinem Orte, weil bey diesem ganzen diplomatischen Kriege intra parietes die Wissenschaft selbst durchaus nichts gewonnen hat, indem die zu Schiedsrichtern verordneten Personen ohne Kenntnisse in dem Fache waren.“* Danach widerlegt er die wissenschaftlichen Argumentationen Gerberts und Neugarts und kommt zum Schluss: „Solch eine gebrechliche Sache ist es um die gelehrtesten und scheinbarsten Hypothesen!“ Aber trotz all seiner diplomatischen Kritik hat er selbst es offen gelassen, ob die Urkunde nun echt oder falsch sei.

Theodor v. Sickel (1826–1908), Direktor des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, seit 1875 auch Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica und Leiter der Abteilung Diplomata, war mit der Edition der Kaiserurkunden von Konrad I. bis Otto III. betraut. 1888 erschienen die Urkunden Ottos II.<sup>406</sup> Die sankt-blasische „Gründungsurkunde“ ist hier als fraglos echte Urkunde ediert<sup>407</sup>, ohne den geringsten Hinweis auf die oben beschriebenen Auseinandersetzungen. Falls er diese kannte, wäre ihre Unterschlagung unredlich gewesen, kannte er sie nicht, wäre das ein kaum entschuldbares Versäumnis. Gerberts und Neugarts Drucke nennt er zwar, geht aber mit keinem Wort auf ihre detaillierten diplomatischen Ausführungen ein, auch nicht in seinen Vorarbeiten zur Edition<sup>408</sup>, und weder hier noch dort erwähnt er das Regest Dümgés. Theodor v. Sickels Zuordnung beruht auf einem einzigen, neuen, allerdings erst aus den diffizilen

<sup>406</sup> Theodor Sickel, Die Urkunden Otto des II. (Otonis II. Diplomata). Hannover 1888.

<sup>407</sup> MGH DD O II n. 297.

<sup>408</sup> Theodor Sickel, Erläuterungen zu den Diplomen Otto II., in: MIÖG Erg.-Bd. 2 (1886) S. 77–192, hier 187f. besonders Anm. 2.

Kanzleiuntersuchungen der Monumentisten möglich gewordenen Argument, nämlich der Zuschreibung des Diktats und der Schrift an einen Notar HD.<sup>409</sup>

Und genau hierin lag der Ansatzpunkt eines anderen Monumentisten, Hans Wibels (1872–1920)<sup>410</sup>, der die Urkunde unter allen denkbaren Aspekten, insbesondere aber des Schriftzeichen-Vergleichs, akribisch in allen Einzelheiten untersuchte<sup>411</sup> – auch das Regest Dümgés keineswegs übersah<sup>412</sup> – und zu dem unzweifelhaften Ergebnis kam, dass sie nur als Nachzeichnung gelten könne, „eine mit seltenem Geschick durchgeführte Nachahmung der Schrift des HD.“<sup>413</sup> Er setzte die Herstellung der Fälschung „um die Wende des 11. und 12. Jh.“ an<sup>414</sup>, indes ich sie präziser in den Jahren 1123 oder 1124 oder gar erst in der zweiten Jahreshälfte 1124 verfertigt glaube.<sup>415</sup> Mit dieser Edition als Fälschung ein Jahrhundert nach Wibel im Urkundenbuch des Klosters St. Blasien dürfte die Odyssee der „Gründungsurkunde“ in Politik und Forschung ihr Ende gefunden haben.

Echt oder nicht echt? Das war gar nicht die Frage, als man für das Jahr 1983 die große St.-Blasien-Ausstellung ansetzte, sondern man wollte ein Jubiläum der 1000 Jahre, wofür jetzt natürlich das Datum der „Gründungsurkunde“ als Aufhänger benutzt werden musste.<sup>416</sup> Weder im Katalog noch im Aufsatzband<sup>417</sup> war damals der wissenschafts- wie kulturgeschichtlich so aufschlussreiche Kampf um den sanktblasischen „Stiftsbrief“ mangels Aufarbeitung ein Thema, ebensowenig in „St. Blasien. Festschrift aus Anlass des 200-jährigen Bestehens“.<sup>418</sup> Hier findet man einzig in der einführenden Abhandlung Pfarrer Heinrich Heideggers

<sup>409</sup> Sickel, Die Urkunden Otto des II. (wie Anm. 406) Einleitung S. 2 Z. 48 ff.

<sup>410</sup> Siehe Harry Bresslau, Hans Wibel. Ein Nachruf, in: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 44 (1922) S. 369–375.

<sup>411</sup> Hans Wibel, Das Diplom Otto's II. für S. Blasien. In: Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde 30 (1905) 152–164.

<sup>412</sup> Ebd. S. 156 Anm. 1.

<sup>413</sup> Ebd. S. 158.

<sup>414</sup> Ebd. S. 163.

<sup>415</sup> Siehe Teil I dieser Abhandlung, FDA 132 (2012) S. 5, 9 u. 12.

<sup>416</sup> Das tatsächliche 1000-Jahr-Jubiläum hätte sich auf die sichere urkundliche Ersterwähnung als Cella alba 858 (vgl. UB St. Blasien [wie Anm. 1] Nr. 2 u. 3) beziehen müssen – aber dieser Termin war nun schon lange verstrichen.

<sup>417</sup> Siehe den Ausstellungskatalog I mit Aufsatzband II (wie in Anm. 9).

<sup>418</sup> Wie in Anm. 47.

„Das Jahr 983 – Ein Einblick in die Geschichtsschreibung des Klosters St. Blasien“ die immerhin anderthalb Jahrzehnte andauernde Auseinandersetzung mit v. Granicher um die „Gründungsurkunde“ nur in einer Anmerkung und ohne Benennung des Gegenstands beiläufig erwähnt.<sup>419</sup>

---

<sup>419</sup> S. 24 Anm. 4.

**Adlige, Begine, Bettlerin. –  
Gertrud von Ortenberg († 1335) in der Nachfolge  
Elisabeths von Thüringen († 1231)**

Von Eugen Hillenbrand

Die Verehrung der Heiligen verweist den gläubigen Menschen auf Alternativen zum alltäglichen Leben und macht deren Lebensform als Weg zum Heil konkret, also wahrnehmbar. Ein solches Leitbild verkörperte Elisabeth von Thüringen seit ihrem frühen Tod 1231.<sup>1</sup> Schon wenige Monate, nachdem die junge Landgräfin in der Nacht vom 16. zum 17. November 1231 gestorben war, bemühte sich ihr Beichtvater Konrad von Marburg darum, die singuläre Stellung seiner ihm anvertrauten Beichttochter durch ein offizielles Heiligsprechungsverfahren zum Ausdruck zu bringen. Er entwarf einen kurzen Lebensabriss Elisabeths und schickte ihn an die Kurie, zusammen mit Aufzeichnungen von Wunderberichten, die nach Zeugenverhören notiert wurden.<sup>2</sup> Dieses Beweismaterial wurde in mehreren Schritten noch ergänzt, zumal man an der Kurie einem vorbildhaften Lebenswandel mehr Aufmerksamkeit schenkte als Wundern.<sup>3</sup> Deshalb erhielten die Aussagen von vier Dienerinnen Elisabeths, die sie zum Teil seit ihrer Kindheit begleitet hatten, einen besonderen Stellenwert. „Unter Eid“ berichteten sie ausführlich

---

<sup>1</sup> Dieter Blume/Matthias Werner (Hrsg.), Elisabeth von Thüringen – eine europäische Heilige. 2 Bde., Petersberg 2007; Christa Bertelsmeier-Kierst (Hrsg.), Elisabeth von Thüringen und die neue Frömmigkeit in Europa (Kulturgeschichtl. Beiträge zum Mittelalter u. zur Frühen Neuzeit, 1). Frankfurt a. M., Berlin, Bern, Wien u.a. 2008.

<sup>2</sup> Ewald Könsgen, Summa vitae Konrads von Marburg, in: Caesarius von Heisterbach, Das Leben der heiligen Elisabeth (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67). Marburg 2007, S. 128–135.

<sup>3</sup> „*In curia plus vitae laudabilitas et conversationis pulchritudo attenditur quam miraculorum*“, ergänzte ein Schreiber den Bericht über das Heiligsprechungsverfahren an der Kurie. Vgl. Albert Huyskens, Quellenstudien zur Geschichte der heiligen Elisabeth: Marburg 1908, S.146, Anm. 16.

über Begebenheiten aus dem Leben ihrer Herrin.<sup>4</sup> Alle späteren Lebensbeschreibungen Elisabeths beziehen sich auf diese Befragung der Dienerinnen im Rahmen des Kanonisationsverfahrens.<sup>5</sup>

Am Pfingstsonntag 1235 erhob Papst Gregor IX. Elisabeth zur Ehre der Altäre und machte aus der hochadligen Außenseiterin, aus der nach den Maßstäben ihres Standes Gescheiterten eine Lichtgestalt für die Gesamtkirche. Mechthild von Magdeburg (1207–1282), die große Mystikerin des 13. Jahrhunderts, wunderte sich, „*das[s] Sante Elisabeth also drate [rasch] helig wart und also unlange [kurz] under der erden lag. Des bericht mich unser herre und sprach alsus: ‚Es ist der botten recht, das si snelle sein. Elisabeth die ist und si was ein botte, den ich gesandt habe zuo den unseligen vrowen, die in der burgen sassen, mit der unküuscheit also sere durhflossen und mit der homuote also sere überzogen und mit der italkeit also sere umbevangen, das si nach rehte in das abgründe solten sin gegangen. Irme bilde ist manig vrowe gevolget der masse si wolten und mohten‘*“.<sup>6</sup>

Eine der Burgfrauen, die Elisabeths Botschaft hörte und den Willen und die Kraft zur Nachfolge besaß, war Gertrud von Ortenberg. Sie war die Tochter des niederadligen Erkenbold, der sich nach seinem Dienstsitz auf der Reichsburg Ortenberg (in der Ortenau) nannte. Während die Berichte und Erinnerungen an Elisabeth ganze Bibliotheken füllen, wissen wir über Gertrud aus einer einzigen Handschrift. Und während Bildhauer und Maler die Gestalt der großen Heiligen christlicher Caritas über viele Jahrhunderte lebendig erhalten haben, gibt es von Gertrud kein einziges Beispiel. Sie blieb so gut wie vergessen. Beider Leben scheinen demnach grundverschieden gewesen zu sein, zumindest was ihre Nachwirkung angeht. Was berechtigt also dazu, Gertrud in der Nachfolge Elisabeths zu sehen?

<sup>4</sup> Libellus de dictis quatuor ancillarum sancte Elisabeth confectus, in: Caesarius von Heisterbach (wie Anm. 2), S. 138–193; I. Würth, Die Aussagen der vier „Dienerinnen“ im Kanonisationsprozess und ihre Überlieferung im so genannten „Libellus“, in: Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1), S. 187–192; L. Vogel, Der Libellus der vier Dienerinnen. Beobachtungen zur Entstehung, Datierung und Wirkungsgeschichte, in: Bertelsmeier-Kierst (Hrsg.), Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1), S. 171–194.

<sup>5</sup> Paul Gerhard Schmidt, Die zeitgenössische Überlieferung zum Leben und zur Heiligsprechung der heiligen Elisabeth, in: Sankt Elisabeth – Fürstin, Dienerin, Heilige, hrsg. von der Philipps-Universität Marburg in Verbindung mit dem Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde. Sigmaringen 1981, S. 1–6.

<sup>6</sup> Gisela Vollmann-Profe (Hrsg.), Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht. Frankfurt a. M. 2003, S. 402.

Vergleichen wir die mittelalterliche Vita Gertruds mit den hagiografischen Zeugnissen zum Leben Elisabeths, so drängt es sich geradezu auf, dass deren Lebensform der Maßstab für Gertrud war. Sie hatte drei Generationen später ihr Handeln ebenso rückhaltlos in den Dienst der Armen und Schwachen gestellt wie ihr großes Vorbild. Es gibt freilich einen bemerkenswerten Unterschied: Gertrud hat das Leben der Armen nicht nur als Wohltäterin begleitet, sondern selbst gelebt. Sie wollte nicht nur für die Armen da sein, sondern mit den Armen zusammenleben. Sie wollte nicht nur Wohltaten von oben nach unten durchreichen, sondern das Elend teilen. Sie erklärte sich zur Bettlerin. Wie lässt sich das Andenken an eine solche Frau wahren?

### Auf der Suche nach der hagiografischen Wahrheit

Gertrud starb am 23. Februar 1335. Dieses Datum kennen wir nur durch eine Notiz in dem Monumentalwerk der „Acta Sanctorum“, worin unter der Leitung des Jesuiten Jean Bolland im Antwerpener Ordenshaus alles verfügbare Material zum Leben der Heiligen gesammelt und ab 1643 im Druck vorgelegt wurde.<sup>7</sup> Es war kalendarisch nach den Festtagen geordnet, an denen die Kirche deren Andenken feiert. Programmatisch war das Titelblatt von vier großen Gestalten umgeben (Abb. 1, Seite 88): „Historia“, die das Handeln der Heiligen aufzeichnet, „Chronos“ mit Sense und Stundenglas als Personifikation der Zeit, „Veritas“, die in der linken Hand ein Brennglas als Sinnbild der Transparenz hält, und „Eruditio“, die Gelehrsamkeit, die in einem Buch liest. Am Fuße des Sockels erfährt der Betrachter die Aufgabe der beiden Helfer<sup>8</sup>: „Antiqua reduco“ – „Ich bringe das Alte wieder ans Licht“ / „Obscura revelo“ – „Ich enthülle das Dunkle.“

Diesem Leitmotiv strenger hagiografischer Arbeit blieben alle weiteren Bände verpflichtet – über Jahrhunderte hin. Nach den beiden Januarbänden erschienen die drei Februarbände erst fünfzehn Jahre später. Da Gertruds Todestag für den 23. Februar bezeugt ist, wurde ihr Name

---

<sup>7</sup> Robert Godding (Hrsg.), *De Rosweyde aux Acta Sanctorum* (Subsidia Hagiographica 88). Sofia 2009.

<sup>8</sup> Eine Abbildung des Titelblattes findet sich in: Eugen Hillenbrand, *Gertrud von Ortenberg – eine vergessene Heilige*, in: *Die Ortenau* 91 (2011), S. 279–296, hier S. 282.

in den dritten Februarband aufgenommen. Nachdem 1837 die „Societas Bollandiana“ ihren Sitz nach Brüssel verlegt hatte, veröffentlichte sie bis 1940 noch siebzig Bände. Sie enden mit dem 10. November. Da Elisabeths Gedächtnistag von der Kirche am 19. November gefeiert wird, fehlt ihr Name bis heute in den „Acta Sanctorum“. Jedoch enthält einer der zahlreichen Bände der „Collectanea Bollandiana“, die sich in der



Abb. 1: Acta Sanctorum, Februar (Band 3),  
 Antwerpen (Jacobus Meursius) 1658.

Brüsseler „Bibliothèque Royale“ befinden, reiches Material zu ihrem Leben. Er trägt die Aufschrift: „*Acta Sanctorum 19. Novembris.*“<sup>9</sup> Mehrfach werden die Textlieferanten namentlich erwähnt, darunter besonders Pater Johannes Gamans. Er war einer der eifrigsten Bollandisten, der in vielen Bibliotheken hagiografische Werke aufspürte und sie seiner Societas zur Dokumentation überließ.

Gertrud von Ortenberg verdankt seinem Sammeleifer, dass wir überhaupt ihren Namen kennen. Vermutlich erwarb er im Straßburger Dominikanerinnenkloster St. Nikolaus in Undis eine Sammelhandschrift, worin auch das Leben Gertruds in mittelhochdeutscher Sprache aufgezeichnet ist<sup>10</sup>: „*Dis ist von dem heiligen leben der seligen frowen genant die Rückeldegen und wz grosser wunder unser lieber herr mit ir gewürcket het, und mit irme eigen namen wz sú gerdrut genant.*“

Die Vita war nicht bekannt, bis sie Hans Derkits 1990 in seiner Wiener Dissertation edierte. Aber da diese Arbeit nur maschinenschriftlich vorliegt, ist sie bis heute nur eingeschränkt nutzbar. (Dieser Umstand gebietet es auch, viele Zitate im Wortlaut der Handschrift wiederzugeben.) Weitere Textzeugnisse zu Gertrud gibt es mit Ausnahme der Grabinschrift nicht.

Das veranlasste schon den Jesuiten Johannes Gamans, in Offenburg selbst nach Spuren Gertruds zu suchen. Welche Stadt ihn da empfing, davon könnte der Stahlstich von 1840 einen Eindruck vermitteln (Abb. 2, Seite 90). Im Vordergrund bemerken wir zwei Fischer bei der Arbeit am Ufer der Kinzig, die hier aus dem Gebirge in die Ebene tritt und bei Straßburg in den Rhein mündet. Auf der andern Seite des Flusses schützt eine hohe Stadtmauer die kleine Reichsstadt mit der Pfarrkirche im Zentrum. Rechts davon erkennt man das Kloster der Franziskaner, die 1280 von Schultheißen und Rat eingeladen worden waren, sich in der Stadt niederzulassen. Ihre Kirche des 14. Jahrhunderts erkennt man an dem für Bettelordenskirchen typischen Dachreiter. Daneben erhebt sich das große Gebäude des Spitals. Im Hintergrund bewacht die Burg Ortenberg den Eingang ins Kinzigtal.

<sup>9</sup> Eine knappe Inhaltsübersicht zu diesem Band bietet: Huyskens, Quellenstudien, S. 31–40: Die Sammlung der Bollandisten, Kodex 8949 der Königlichen Bibliothek zu Brüssel; heutige Signatur d. Bibl. Royale de Belgique: Nr. 3508.

<sup>10</sup> Ediert von Hans Derkits, Die Lebensbeschreibung der Gertrud von Ortenberg. Diss. Phil. Wien 1990. Ein Exemplar befindet sich im Stadtarchiv Offenburg. Daraus zitiere ich im Folgenden unter „G.v.O.“, hier: f. 133r.

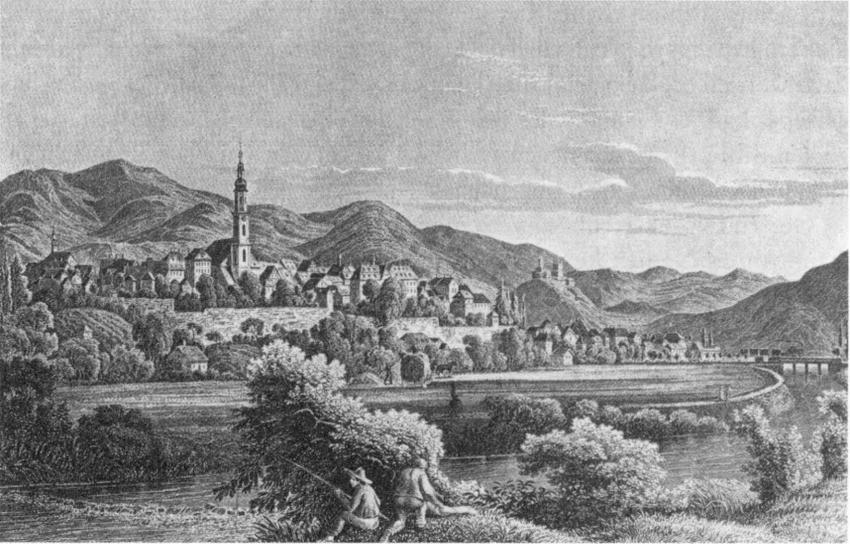


Abb. 2: Offenburg um 1840. Stahlstich von E. Wagner nach K. Corradi.  
Darmstadt (Gustav Georg Lange) um 1840.

Das Bild umschreibt Gertruds engen Lebenskreis, aus dem sie nur selten und in kleinen Schritten heraustrat: Auf die Schauenburg im Renchtal, wo ihr Schwager lebte, auf die nur wenig entfernt gelegene Ullenburg ihres Ehemannes Rickeldegen und in ihr Häuschen in Straßburg, nahe dem dortigen Franziskanerkloster.

In Offenburg selbst fand sie auch ihre Ruhestätte auf dem benachbarten Klosterfriedhof der Minoriten, ihrer „geistlichen brüder“. Die Grabinschrift hielt Johannes Gamans in lateinischer Übersetzung fest: „*Anno MCCCXXXV, VII Kalendas Martii hoc claudebatur antro Domina Gertrudis legitima consors quondam Domini Rickgeldeigin, virtutum cultrix, Offenburg Missis precibus pluribus protegens a periculis. Fac amplius precamur.*“ – „Am 23. Februar 1335 wurde unter diesem Grabhügel die edle Frau Gertrud, Ehefrau des verstorbenen Herrn Rickgeldeigin bestattet. Wahrerin der Tugenden, durch viele Gebete Beschützerin Offenburgs vor drohenden Gefahren, mach es auch weiterhin, wir bitten dich!“<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Acta Sanctorum Februarii III, S. 365.

Damit hatte Gamans eine Bestätigung gefunden, dass die Erzählungen der Vita, die er in der Straßburger Handschrift gefunden hatte, ihren realen Ort hatten. Zur Sicherheit stattete er auch dem damaligen Ortspfarrer einen Besuch ab und hoffte auf weitere Informationen über die Patronin Offenburgs. Er wurde freilich enttäuscht. Gertrud sei zwar eine Selige und Heilige gewesen („*beata et sancta*“) und habe wirklich so gelebt, aber eine Verehrung habe sich in Offenburg nicht durchgesetzt wegen der Gleichgültigkeit späterer Generationen („*incuria posteriorum*“). Das sei auch der Grund, warum sie nicht in den offiziellen Heiligenkalender aufgenommen wurde.

Daraus zogen die Bollandisten ihre Konsequenzen: Sie nahmen Gertrud zwar zum 23. Februar in die „Acta Sanctorum“ auf, aber nicht unter die 52 Heiligen dieses Tages, sondern nur unter die 28 „Übergangenen und vorläufig Zurückgestellten“ („*praetermissi et in alios dies rejecti*“). Gamans begnügte sich damit, den oben zitierten Titel des mittelhochdeutschen Textes der Vita ins Lateinische zu übersetzen und deutete nur deren Umfang an: fünfzig Lagen zu vier Doppelblättern (Quaternionen). Die Handschrift wanderte sozusagen in die Ablage der Bibliothek – wie auch die Collectanea der „Acta Sanctorum 19. Novembris“, die noch lange nicht an der Reihe waren. Bei Gertrud aber blieben die Bollandisten doch skeptisch gegenüber dem Wahrheitsgehalt des einzigartigen Zeugnisses. Dabei betonte Gamans ausdrücklich: „Die Schreiberin der Vita versichert, dass sie alles genau so ihrer Feder anvertraut hat, wie es ihr Heilke von Staufenberg als Augenzeugin berichtet hatte.“ In der Tat notierte sie: „*Ich scribe es also mir jungvrowe Heilke seite. Aber sū hette sin ein teil selber vergessen. Und also ich ungeistlich mensche an dem lebende es allerbest verston kunde von jungvrow Heilke, also han ich es geschriben.*“<sup>12</sup> An anderer Stelle erklärte sie sich selbst zur authentischen Zeugin des Geschehens: „*Dis ist mir selber begegent mit ir, ich, die diese legende zuo dem ersten geschriben hab.*“<sup>13</sup> Dann erzählte sie von einem Familienzweist, den Gertrud in vielen Gesprächen mit ihr schlichtete.

Die Berufung auf zuverlässige Zeugen entsprach genau den seit dem beginnenden 13. Jahrhundert entwickelten Kriterien des Kanonisationsprozesses. Alle vier Dienerinnen Elisabeths von Thüringen sagten „unter

<sup>12</sup> G.v.O., f. 146r.

<sup>13</sup> G.v.O., f. 178r.

Eid“ aus, als sie nach dem Lebenswandel ihrer Herrin gefragt wurden. Und deren erster Biograf, Caesarius von Heisterbach, versicherte, er wolle ihre Verdienste der Nachwelt dokumentieren „*veritate historie servata*“ – „unter Beachtung der historischen Wahrheit“. <sup>14</sup> Das Bemühen um diese Wahrheit war auch für Elisabeths erfolgreichsten Biografen, Dietrich von Apolda, von zentraler Bedeutung. In seiner Vita S. Elisabeth zählte er auf, er sei in Klöster, Dörfer, Städte und auf Burgen gegangen und habe alte und glaubwürdige Personen gefragt, er habe Briefe geschrieben, „um überall und von allen das richtige und wahre Geschehen zu ergründen“ („*hystorie integritatem et rei geste veritatem investigans*“). <sup>15</sup>

Die unbekannte Verfasserin der Gertrud-Vita erkannte allerdings die Schwäche ihres Berichtes: „*Ich schribe nuwent die uswendige hülsen, aber dz marck und den kernen, dz innerste und dz beste blibet underwegen*.“ <sup>16</sup> Sie weiß auch eine Erklärung für ihre Sprachlosigkeit: „*Dirre frowen heiliges leben dz kunden alle menschen nit geschriben noch zu worten bringen. Wan hohe lesemeister, die grosse pfaffen worent und eines erlúhtenden lebens, die hant sich dik [oft] gewundert ihres lebendes und der wunderlichen abgescheidenheit ihres lebendes und der heimlichkeit, die ir got geoffenbart und erzeiget het, dz kunde sú swelber nit geworten, wan es wz ir und donoch allen menschen unnmúgeliç zuo wortende und mit sinnen zuo begriffen*.“ <sup>17</sup> Es geht also nicht nur um Fakten, sondern um eine innere Erfahrung. Sie sieht sich nicht in der Lage, Gertruds Vertrautheit mit Gott in Worte zu fassen und in eine angemessene Begrifflichkeit umzusetzen. Gleichwohl widmet sich der größte Teil der Schrift dem spirituellen Leben einer Frau, die mit allen Kräften die Gottesnähe suchte und dennoch wie Elisabeth „Schwester in der Welt“ („*soror in mundo*“) sein wollte.

### „*Krank am libe und an kraft*“

Über Gertruds Kindheit und Jugend auf der Burg Ortenberg erfährt der Leser wenig. Auf gerade mal sechs von 216 Seiten findet er spärliche

<sup>14</sup> Caesarius von Heisterbach, Das Leben der heiligen Elisabeth, hrsg. und übers. v. Ewald Königsen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67, 2), Marburg 2007, S. 8.

<sup>15</sup> Dietrich von Apolda, Das Leben der heiligen Elisabeth, hrsg. u. übers. v. Monika Renner (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen, 67, 3), Marburg 2007, S. 24.

<sup>16</sup> G.v.O., f. 173r.

<sup>17</sup> G.v.O., f. 146v.

Angaben zu deren familiärer Situation. Die Biografin konnte sich nicht auf Augenzeugen berufen, wie das für die heilige Elisabeth der Fall war, die von zwei der vier Dienerinnen schon seit dem vierten Lebensjahr als Spielgefährtinnen begleitet wurde.

Gertrud war das jüngste Kind des Reichsministerialen Erkenbold, der mit seiner Familie auf der Burg Ortenberg wohnte. Er hatte nach dem Tode seiner Frau ein zweites Mal geheiratet: *„Do geschach es also, dz der ritter nam ein ander eliche frowe, die wz vil besser und edeler denn die erste, wenn sū wz friges geleshtes. Von den frigen von Wildenstein wz sū bürtig. Nu gap unser lieber herre dem ritter und der frowen ouch etwie manig kint miteinander, und besunder ein doehterlin, ein kint, dem unser herre in allem sinem leben und durch alles sin leben gar heimlich ist gewesen.“*<sup>18</sup>

Mit diesen Worten war Gertrud in die gesellschaftliche Ordnung ihrer Zeit eingepasst, und zugleich auch wieder aus ihr befreit, denn eng verbunden („heimlich“) blieb sie nur mit Gott. Ihr Vater starb, als sie sieben Wochen alt war. Ihre Mutter verließ wegen Spannungen mit den Stiefkindern nach weniger als zwei Jahren Ortenberg, durfte aber ihre Kinder nicht mitnehmen. Als sie aus lauter Heimweh wieder zurückkehrte, wurde ihr der Umgang mit ihnen verwehrt. Sie konnte diese nur durch einen Türspalt betrachten. Verzweifelt fuhr sie in ihre Heimat zurück und starb bald darauf.

Für Gertrud begann eine wahre Leidenszeit. Nicht nur die Stiefgeschwister behandelten sie *„gar hertiklich und ungütlich“*. Auch eine Magd misshandelte das Kind mit Stockschlägen, dass selbst einer der Stiefbrüder eingreifen musste. Trost fand es nur bei einer Rittersfrau auf der Burg: *„dú wz ein guote frowe und seite gerne von got und von unsers herren liden“*. In diesen Gesprächen zwischen der einfachen Rittersfrau und dem hilflosen Kind sah die Biografin die entscheidende Grundlage für das spätere Leben Gertruds: Das Versenken in die Passion Christi erzeugte bereits in dem Kind *„eine sundere hitze an dem hertzen“*, sodass es seine Berufung selbst erkannte: *„Es wz von minnen und von mittelidung der marter unsers herren, in dem sū ouch alles ir leben wol verzert hat in dem ellende und armuot.“* Weit vorausblickend umriss die Erzählerin das spirituelle Profil Gertruds, die ihre Leidensgemeinschaft mit Christus in der Zuwendung zu den Schwachen der Gesellschaft und im

<sup>18</sup> Dieses und die folgenden Zitate stehen auf G.v.O., f. 133r./134r.

Gebet zu verwirklichen suchte: „*Ir geist hette alle zit ein stetes nachvolgen dem bilde Cristi, sinem wandel, siner armuot, sinem manigvaltigen liden, siner nützen ler.*“<sup>19</sup>

Mit neun Jahren lernte das Kind den Psalter, die sieben Tagzeiten „*und vil anders gebettes unser lieben frowen und ander heiligen*“. Seine Kammer machte es zum Gebetsraum, wo es das Officium einer klösterlichen Gemeinschaft für sich allein vollzog und nur noch zum Essen unterbrach. Nach der Mahlzeit aber lief es rasch „*zuo den armen kinden, die uf die burg nach brot giengent, und sas under sú zuo in nider, [...] und wz im gar wol mit sinen armen gespúelin*“. Ihnen brachte es das Brot mit, das es heimlich von der Tafel weggenommen hatte, und verteilte es. „*So brachten sú im bluomen. Und vil liebes hette es mit den armen untz an sinen tod.*“ Wiederum erscheint im kindlichen Handeln bereits das ganze Leben vorbestimmt.

Als Gertrud ins heiratsfähige Alter gekommen war, hatte sie nur einen einzigen Wunsch, nämlich in ein Kloster einzutreten. Für diesen Schritt aber war ihr Besitz zu gering, weil ein leiblicher Bruder das gesamte Gut verprasst hatte. Die Familie suchte folglich für Gertrud einen geeigneten Ehemann, der bereit war, sie auch ohne Aussteuer zu nehmen. Ihr Schwager von der Schauenburg fand ihn in dem Ritter Rickeldegen, der auf der benachbarten Ullenburg amtierte. Da dieser gerade Witwer geworden war, zeigte er sich großzügig und stattete seine junge Frau nach ihren Wünschen aus. „*Nuo wz sú in der E und lebete in der E in grosser widerwertigkeit ihres hertzen und ihres willen. Und wider allen iren willen wz sú by der welt und muoste do sin.*“<sup>20</sup>

Der Mittelpunkt ihres Lebens aber wurde das Gotteshaus des Kirchspiels, zu dem die Burg gehörte. Es kann hier nur die Pfarrei Nußbach gemeint sein, auch wenn der Name nicht erwähnt wird. Wenn Gertrud hier die Messe besuchte, war sie „*in grosser sússikeit und gnoden mit unserm herren. Und werete die sússikeit und der lust die messe us und darnoch als lange untz dz sú wider heim gefuor uf die burg*“. Dort aber fühlte sie sich fremd, denn ihr Ehemann war „*ein weltlich unverstanden man und nit ired sinnes*“. Er starb nach vierjähriger Ehe, als Gertrud mit ihrem vierten Kind schwanger war. Am Sarge konnte sie nicht trauern, „*sú hette vil lieber gelachtet denn geweinet*“.

<sup>19</sup> G.v.O., f. 169v.

<sup>20</sup> Die meisten der folgenden Zitate stehen G.v.O., f. 136r–139 v.

Ihre Schwester und deren Mann holten die junge Mutter mit ihren Kindern auf die Schauenburg. Gertrud aber blieb hier nicht lange, sondern erklärte ihren Verwandten, dass sie in die Stadt ziehen wolle. Sie musste sich dafür heftige Vorwürfe anhören: „*Wz wiltu tuon? Wiltu ziehen under froemde lúte, die nit wissen, wer du bist? Man wirt sprechen, dz kint, dz du treist, es sy eines pfaffen oder eines múnches.*“ Gertrud beharrte auf ihrem Entschluss und fuhr mit den Kindern auf einem Karren in die Stadt Offenburg zu einer „armen Schwester“, die sie bereits kannte. „*By der bleip sí und wz by ir und trug einen swartzen mantel und wúrkende túcher*“, die übliche Beginenkleidung, die sie als äußeres Zeichen ihres neuen Lebens wählte.

Ein vergleichender Blick auf Elisabeth von Thüringen drängt sich geradezu auf. Ich will vier Stationen der beiden Lebenswege herausgreifen.

1. Die Schikanen, denen das Kind auf der Burg ausgesetzt war. Elisabeths Mägde berichten voller Empörung über eine einflussreiche Familie des Landgrafenhofes, die das kleine Mädchen mit vielerlei Demütigungen und Bedrückungen („*gravamina et oppressiones*“) quälte. Auch von Verwandten, Vasallen und Ratgebern ihres zukünftigen Mannes musste es sich Gehässigkeiten gefallen lassen, ja, man riet diesem, sie zu verstoßen und zu ihrem Vater zurückzuschicken. Tief gekränkt suchte sie ihre Zuflucht im Gebet. – Gertruds Kindheit war von denselben Erfahrungen geprägt, allerdings war der Kreis ihrer Peiniger enger gefasst; es waren ihre Stiefgeschwister und eine Frau aus dem Gesinde.

2. Die Ehe beider Frauen. Elisabeth war als vierjähriges Kind an den Thüringischen Hof gegeben worden, um sich in ihre Rolle als spätere Gattin des Landgrafen einzuüben. Sie sei zwar gegen den Wunsch ihres Herzens verheiratet worden, doch ihre Ehe wird in den leuchtendsten Farben einer harmonischen Gemeinschaft geschildert. – Gertrud wurde von ihrer Familie einem benachbarten Ritter zur Frau gegeben, der sie auch ohne große Aussteuer übernahm. Sie aber empfand nur „*grosse widerwertigkeit*“ in der Ehe, weil er „weltlich“ war, sie aber lebte „*in grosser minnen unsers herren und betete vil*“.

3. Der Abschied von der Burg vollzog sich bei beiden Frauen grundverschieden. Elisabeth wurde von der Wartburg vertrieben durch die Vasallen ihres verstorbenen Mannes. Sie sei deshalb in die unterhalb der Wartburg gelegene Stadt geflohen und habe sich in das erbärmliche Haus eines Schankwirts begeben, wo sie die erste Nacht in einem Schweinestall verbringen musste. – Gertrud fasste selbst den Entschluss,

aus der Burg zu fliehen. „*Sú sprach: weis got, es mag nit anders sin, ich will es wagen. Unser herre enlot mich nit, des will ich im getruwen.*“ Auf einem Karren fuhr sie mit ihren Kindern in die Stadt und fand Unterkunft bei einer „armen Schwester“. Bei ihr lebte sie fortan „geistlich“, aber ohne einem Orden anzugehören und nicht hinter Klostermauern.

4. Die Kinder beider Frauen spielten in den Viten eine uns heute merkwürdig berührende Rolle. Elisabeth floh zwar mit ihren drei Kindern bei grimmiger Kälte aus der Burg, obwohl sie nicht wusste, wo sie die Kleinen unterbringen sollte. „*Von der Not gezwungen*“ schickte sie diese an verschiedene Orte, um sie dort aufziehen zu lassen. Ihr Biograf Caesarius von Heisterbach lässt die heilige Frau zu Gott flehen, er möge ihr die irdische Liebe zu ihren Kindern nehmen. „*Meine Kinder, die der Herr mir geschenkt, sehe ich als fremde an*“ („*tamquam extraneos reputo*“). – Gertrud floh als schwangere Frau zusammen mit zwei Kindern aus der Burg (eines war bereits gestorben) und entband im Hause der befreundeten Begine. Von da an hören wir kein Wort mehr über die Kinder.

### „*Sú half inen ir armuot tragen*“

Nach der Flucht aus der Burg Ortenberg wurde das Haus der armen Schwestern in Offenburg Gertruds Lebensmittelpunkt. Bald nach ihrem Einzug klopfte eine junge Adlige früh am Morgen an die Türe und bat um Aufnahme. Sie hieß Heilke von Staufenberg. Aus dieser Burg oberhalb von Durbach war sie in der Nacht geflohen, weil ihre Brüder sie nach dem Tode der Eltern „*in die welt geben*“, d. h. verheiraten wollten. Sie aber wollte in ein Kloster eintreten. Gertrud „*empfung sú frölich, wan sú geistlich werden wollte*“. Unabhängig voneinander haben sich beide Frauen gegen ihr bisheriges Leben entschieden, um einen Neuanfang zu wagen. Heilke wurde die engste Vertraute Gertruds, „*XXX jor und 28 wochen hielten sú hus miteinander*“.<sup>21</sup> Sie teilten nicht nur die Unterkunft, sondern auch ihre inneren Erfahrungen.

Eine bessere Zeugin konnte sich die Hagiografin nicht wünschen, auch wenn Heilke zugeben musste, dass sie bereits „*einen teil selber vergessen*“ hat. Mehrfach wird die enge Bindung zwischen Gertrud und Heilke hervorgehoben: „*iegliche wz der andern notdürftig*“, mehr noch:

<sup>21</sup> G.v.O., f. 145v.

Gott selbst hat sie „zusammengefügt“. Es ist auffällig, wie viele Gespräche der beiden Frauen durch die Erzählerin in direkter Rede wiedergegeben werden. Im ständigen Dialog entwickelten sie eine hochgespannte Spiritualität, die der Vita Gertruds ihren ganz eigenen Charakter verleiht. *„Alle ire rede und heimlichkeit, die sū hette, die hette sū mit jungvrow Heilken und etlichen sundern lerern, den sū ouch ir leben sunderlich geoffenbart.“*<sup>22</sup>

Die Lehrer, von denen hier die Rede ist, können eigentlich nur die Franziskaner gewesen sein, an deren Klosterareal das *„alte böse húselin“* der armen Schwestern angrenzte. Gertrud konnte von ihrer Kammer aus dem Gesang der Brüder zuhören: *„Sū sas in irer kammer an irem bette und hörte, dz die brúder messe sungent.“* Ihre Gemeinschaft fand im Kloster der Bettelmönche den geistlichen Mittelpunkt. Hier besuchten die armen Schwestern die Messe und die Predigt der Brüder. Bei ihnen legten sie auch die Beichte ab. Von der Seelsorge des Klerus der nahe gelegenen Pfarrkirche ist überhaupt nicht die Rede. Am Morgen konnte Gertrud es kaum erwarten, bis die Brüder ihre Kirche öffneten. Hier versank sie selbstvergessen ins Gebet, hier erlebte sie Verzückungen und Visionen, dass sie bisweilen wie gelähmt war, sodass Heilke den Küster bitten musste, eine Türe offen zu lassen, bis ihre Gefährtin wieder zu Kräften kam und zurück in ihr Häuschen gehen konnte. Gertrud *„wz der bruoder und des ordens guot frúnd“*.<sup>23</sup> Regelmäßig am Johannestag nach Weihnachten (27. Dezember) bekundete sie das den Brüdern ganz handfest, indem sie dem gesamten Konvent ein Essen zubereitete. Zwei ihrer Halbbrüder waren mittlerweile auch in das Kloster eingetreten, wenn auch nur als *„knechte“*. Die Nähe von Beginenhäusern und Minoritenklöster kommt in vielerlei Begegnungen zum Ausdruck.

### *„Von miner frowen sancte Elisabeth“*

Vorbild der Frauengemeinschaft war die heilige Elisabeth. Um 1250 pries ein Minorit sie als *„mater fratrum minorum“* neben seinem Ordens-Vater Franziskus.<sup>24</sup> Sie scheint „nach 1226/28 durch die Verbin-

<sup>22</sup> G.v.O., f. 153v.

<sup>23</sup> G.v.O., f. 198v.

<sup>24</sup> Huyskens, Quellenstudien (wie Anm. 3), S. 70, Anm. 3; Maria Pia Alberzoni, Elisabeth von Thüringen, Klara von Assisi und Agnes von Böhmen, in: Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1) Bd. 2, S. 47–55.

„ursprünglichem“ Franziskanertum und Hospitaltätigkeit sowohl innerhalb der franziskanischen Bewegung als auch innerhalb der religiösen Frauenbewegung ihrer Zeit einen eigenständigen Weg gegangen“ zu sein.<sup>25</sup> Mit guten Gründen wies M. Werner damit die Vorbehalte von W. Maurer zurück, der feststellte, „dass die franziskanische Komponente in Elisabeths Entwicklung bisher bei weitem überschätzt wurde“.<sup>26</sup> In ihrer späteren Wirkung kann aber diese Komponente nicht hoch genug eingeschätzt werden, wie die Gertrud-Vita in vielen Einzelzügen belegt.

Das Haus, in das Gertrud nach ihrer Flucht aus der Burg eingezogen war, scheint bald ausgebaut worden zu sein, wohl mit den finanziellen Mitteln, die ihr aus dem Wittumsgut zustanden. Nicht nur Heilke, sondern auch andere Frauen schlossen sich dieser Wohngemeinschaft an, die über Jahre hin funktionierte. Dabei wurden gesellschaftliche Unterschiede als etwas Selbstverständliches hingenommen. Mehrfach ist von Mägden die Rede, die den Dienst im Hause verrichteten. Aber Gertrud bot ihnen zum Zeichen ihrer Demut das „Du“ an: „*Sú wz also demútig, dz ir ir megde etlich muosten sprechen ‚Gertrud‘, also sú hiez [...] Ir wz leid, dz man ir in dem huse ere bot.*“<sup>27</sup> Die Biografin übernahm diese Schilderung nahezu wortgleich aus dem Buch der vier Dienerinnen Elisabeths.<sup>28</sup> Auch diese wollte sich von den Mägden nicht mit „Herrin“ ansprechen lassen. Die unmittelbar daran anschließende Aussage, dass die heilige Frau ihre Dienerinnen öfters hinausgeschickt habe, um von ihnen nicht gehindert zu werden, die Töpfe, Schüsseln und Teller selbst abzuwaschen, findet sich ebenso in der Gertrud-Vita wieder. Ihre „humilitas“ erscheint sogar noch gesteigert, indem sie nicht einmal mehr am Gemeinschaftstisch sitzen, sondern nur noch bedienen wollte „*als ein ander arm swester*“. Mehrfach warf die Vitenschreiberin einen Blick in die Küche des Hauses, wo Gertrud für die andern kochte und backte, aber selbst auf Gaumenfreuden verzichtete. Bei einem Schlachtfest im Hause nahm sie „*weder fleisch noch wurste noch broten. Dis det jung-*

<sup>25</sup> Matthias Werner, Elisabeth von Thüringen, Franziskus von Assisi und Konrad von Marburg, in: Elisabeth von Thüringen (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 109–135.

<sup>26</sup> W. Maurer, Zum Verständnis der heiligen Elisabeth v. Thür., in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 65 (1953/54), S. 16–64, hier S. 26.

<sup>27</sup> G.v.O., f. 167r, 161v.

<sup>28</sup> Libellus (wie Anm. 4), S. 185.

*vrow Heilken dig vil we, so sú die guoten broten und wúrste ossen und sú [nämlich Gertrud] sin nit geturste versuochen*“.<sup>29</sup>

Auch Elisabeths Dienerinnen berichteten von der Arbeit ihrer Herrin in der Spitalküche, wo diese das Essen zubereitete, das völlig unschmackhaft war, „weil sie weder kochen konnte noch die dafür notwendigen Zutaten hatte“ („*nec artem preparandi nec materiam habebat*“). Sie selbst gab sich mit wässrigen Gemüsesuppen zufrieden. Und weil sie sich dabei noch ganz dem Gebet widmete, ließ sie das Essen oft anbrennen. Wenn ihr die Mädchen Vorhaltungen machten, ertrug sie diese lachend.



Abb. 3: Elisabeths Spinnstube. Aus dem Krumauer Bildercodex.  
Vorlage: Jenni (wie Anm. 30), Abb. 12.

Weniger problematisch gestaltete sich Elisabeths Arbeit in der Spinnstube. Hier pflegte sie mit ihren Dienerinnen Wolle zu spinnen, die sie dann weben ließ „für die Kleidung der Minderbrüder und der Armen“. Eine Wiener Handschrift, die wohl 1358 dem Franziskanerkloster Krumau geschenkt wurde, zeigt unter den 85 Illustrationen der Elisabeth-Legende auch eine Szene, in der die Frauen die Arbeit gemeinsam ausübten<sup>30</sup> (Abb. 3). Trotzdem berichtet eine Dienerin vom Entsetzen der

<sup>29</sup> G.v.O., f. 170v.

<sup>30</sup> Ulrike Jenni, Die Elisabeth-Legende im Krumauer Bildercodex, in: Elisabeth von Thüringen, (wie Anm. 1), S. 353–380.

Familie über eine solche nicht standesgemäße Tätigkeit. Ihr Vater, der König von Ungarn, habe eigens einen Gesandten nach Marburg geschickt. „Der fand sie am Spinnrocken sitzen und Wolle spinnen. Fasungslos bekreuzigte er sich und rief: Niemals sah man bisher eine Königstochter Wolle aufwickeln.“<sup>31</sup> Für Gertrud war diese minderwertige Arbeit selbstverständlich. Schon am frühen Morgen setzte sie sich ans Spinnrad oder an den Webstuhl und arbeitete „*umb lon*“, so wie sie es bereits als Kind gewohnt war. Damals „*nam es sin kúnckelin oder wz man im zuo tuon gab und wz vil vro, so man es im erlobete*“.<sup>32</sup> Sie freute sich besonders deshalb darüber, weil sie sich so zu der Rittersfrau setzen konnte, die ihr dabei von Christi Leiden erzählte.

Für die Bürger in der Stadt Offenburg entwickelte sich das Haus der armen Schwestern zu einem sozialen und geistlichen Mittelpunkt. Wie Elisabeth in Marburg, so erwarb sich Gertrud im Ortenaustädtchen hohes Ansehen unter den Bürgern.<sup>33</sup> Diese achteten sie wegen ihres Standes, aber noch mehr wegen ihres vorbildhaften sittlichen Lebens. Beides wies Gertrud von sich: „*So die lúte seiten von irer edelkeit, so sprach sú: ach lieben, [...] der ist edel, den tugende edelent und nieman anders.*“<sup>34</sup> Eine Standardformel in mittelalterlichen Heiligenviten, wie wir sie auch in den Lebensbeschreibungen Elisabeths von Thüringen finden. In der Gertrud-Vita ist sie mehrfach variiert.

Nach der Darstellung der Erzählerin wurde Gertruds Haus eine Art Sozialstation für arme und alleinstehende Frauen der Stadt. Sie erhielten Essen und Kleidung, manche fanden hier für einige Wochen eine Unterkunft. Auch Kinder wurden von den Schwestern versorgt, gewaschen und mit frischer Kleidung ausgestattet. „*Ettlich hette sú zehn wochen by ir in dem huse, untz sú im sin houpt schoen und heil gemacht*“, d. h. von der Krätze geheilt. Auch außerhalb des Hauses bot sie den Kranken und Alten ihre Hilfe an. Selbst in ihrem Äußeren wollte sie sich nicht von

<sup>31</sup> Libellus (wie Anm. 4), S. 180; ebenso Caesarius, Vita (wie Anm. 2), S. 67.

<sup>32</sup> G.v.O., f. 134v.

<sup>33</sup> Anneke B. Mulder-Bakker, Fromme Frauen in Straßburg und Meister Eckhart: Gertrud von Ortenberg und Heilke von Staufenberg, in: Zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern, 7 (2012), S. 11–13; Dieselbe, The Age of Discretion: Women at Forty and Beyond, in: Middle-Aged Women in the Middle Ages, ed. b. Sue Niebrzydowski. Cambridge u.a. 2011, S. 15–24.

<sup>34</sup> G.v.O., f. 161v. Die Legenda Aurea des Jacobus de Voragine, übers. v. Richard Benz, 9. Aufl., Heidelberg 1979, S. 874, führt Elisabeth als hoch gerühmte Königstochter ein: „*Sie war von Geschlecht gar edel, aber noch viel edler an Glauben und Frömmigkeit.*“

den Armen unterscheiden. Sie trug kümmerlichste Kleidung aus grobem Gewebe, innen und außen mit Stoffresten zusammengehalten, darüber als Umhang ein großes Tuch aus Leinen; über den Kopf legte sie einen Schleier, „den hing sù in die ougen, und doch verhing sù sich nicht zuo vast“.<sup>35</sup> Ihr Schuhwerk war grob und von einfachstem Zuschnitt.

Wortreich beschrieb die Biografin, wie Gertrud „mit den armen lúten wandelte“ und ihnen half, ihre Armut zu ertragen. Sie teilte alles, was sie selbst nicht brauchte; persönlich bettelte sie für die Armen, ging mit Heilke aufs Feld, um Kraut für Gemüsesuppen zu schneiden, „und ging denn zuo den richen frowen in der stat und bettelte kese und speck und smaltz, und macht ein guot muos und gap es armen lúten“. Ihr Einsatz für die Bedürftigen kannte keine gesellschaftliche Grenzen und mahnte alle Schichten der Bürgerschaft zu fürsorglichem Miteinander: „Barmhertzikeit und miltikeit, die zwo tugenden hette sù volkumenlich an ir úber alle creatures, die zuo erbarmende worent.“<sup>36</sup>

Als 1310 die Bürger unter dem Schutz des Straßburger Bischofs ein Spital in der Stadt gründeten, „den armen siechen und dürftigen zehelfe“, war es für Gertrud selbstverständlich, dass sie mit ihrer Gemeinschaft Pflegedienste übernahm. Sie werden in aller Ausführlichkeit beschrieben. Es ist das ganze Arsenal christlicher Mildtätigkeit, wie es auch die vier Dienerinnen Elisabeths von ihrer Herrin bezeugten.

Konrad von Marburg sprach in seinem Bericht, der dem Papst als Grundlage zur Heiligsprechung Elisabeths dienen sollte, von deren rastlosem Bemühen, das „*Beneficium caritatis*“ in vielfältiger Weise umzusetzen. Es ist bemerkenswert, dass Jacobus de Voragine in seiner Sammlung der Heiligenlegenden, die schon um 1290 den Titel „*Legenda aurea*“ erhielt, den Hauptteil der Elisabeth-Vita nach den sieben Werken der Barmherzigkeit gliederte: Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Nackte kleiden, Kranke pflegen, Gefangene besuchen, Tote bestatten. Wer sie erfüllte, erhielt nach Mt 25, 34 den Anruf Gottes: „*Kommet, ihr Gesegneten meines Vaters. Nehmet das Reich in Besitz, das seit der Weltschöpfung für euch bereitet ist.*“<sup>37</sup> Im Streben nach diesem höchsten Ziel habe Elisabeth ihren Seelenführer und Beichtvater Konrad unter Tränen um Erlaubnis gebeten, an den Türen

<sup>35</sup> G.v.O., f. 160v.

<sup>36</sup> G.v.O., f. 164r und f. 162r.

<sup>37</sup> *Legenda Aurea* (wie Anm. 34), S. 874–881.

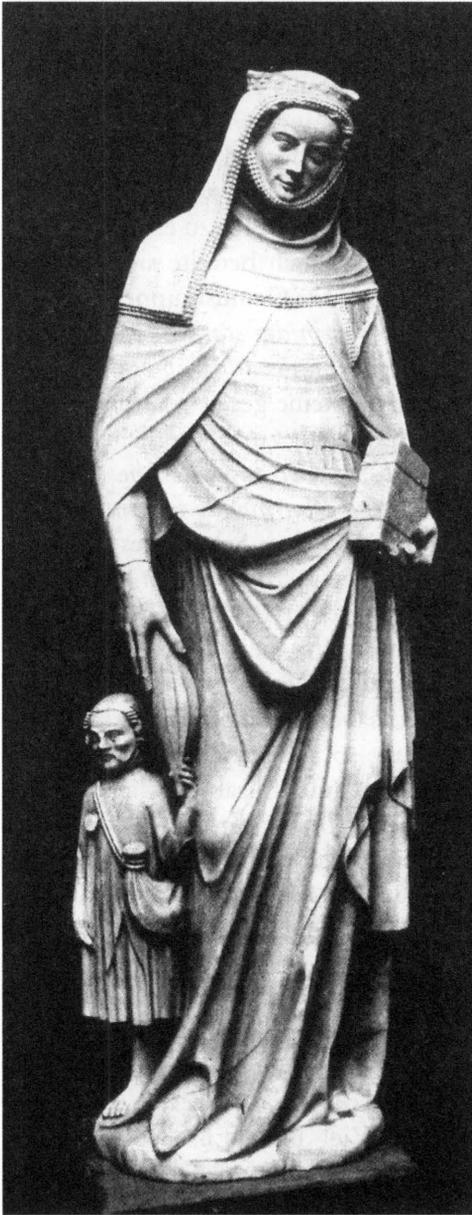


Abb. 4: Elisabeth einem Bettler Brot reichend.  
Vorlage: O. Schmitt, gotische Skulpturen des Straßburger Münsters,  
4. Band (1924), Tafel 198 a.

zu betteln („*hostiatim mendicare*“). Konrad aber lehnte dieses Ansinnen strikt ab. Darauf verzichtete sie am Karfreitag 1228 in der Eisenacher Franziskanerkirche auf „Eltern und Kinder, auf den eigenen Willen und auf alle weltliche Pracht“.<sup>38</sup> Als sie auch auf ihren Besitz verzichten wollte, hielt Konrad sie zurück, „vor allem wegen der Armen, denen sie aus ihrem Vermögen Almosen spenden sollte“. Dann folgte sie ihrem Beichtvater nach Marburg und erbaute hier ein Hospital („*quoddam hospitale*“) zur Aufnahme von Schwachen und Gebrechlichen. Eine der vier Dienerinnen Elisabeths konnte ihr Missbehagen über die Art und Weise, wie Konrad das soziale Engagement seiner Beichttochter abschwächte, nicht ganz unterdrücken: Ihre Herrin übte doch nur Werke der Barmherzigkeit aus („*opera misericordiae*“).

Als etwa hundert Jahre nach der Heiligsprechung Elisabeths, also wohl noch zu Lebzeiten Gertruds, der Straßburger Bischof auf der Südseite des Münsters eine Grabkapelle errichten ließ, beauftragte er einen unbekanntem Bildhauer des Oberrheins, den Übergang vom Hauptschiff in die Kapelle mit einer lebensgroßen Statue der heiligen Elisabeth zu markieren (Abb. 4). Diese oberrheinische Elisabeth verkörpert sozusagen das Idealbild, wie es von Konrad von Marburg vorgegeben wurde: Eine fürstliche Heilige, die mit mildem Lächeln dem kleinen Bettler ein Brot reicht. Diese Elisabeth wahrt soziale Distanz. Ihre Barmherzigkeit lässt vor allem an das milde Verteilen von Almosen denken.

„*Leben wie ein fremde arme ellende swester*“

Gertrud von Ortenberg wollte nicht milde sein, sondern arm. Sie wollte die Distanz aufbrechen zwischen den Barmherzigen und den Bedürftigen. „*Unser herre wollte, dz sū us wer gangen in dz armuot und ellende.*“ Sie selbst beehrte, „*alle dinge zuo londe und ein arm mensch zuo werden durch got*“.<sup>39</sup> Der Kontrast zum Bild der heiligen Elisabeth im Straßburger Münster könnte nicht größer sein. In einer kühnen Formulierung umschreibt die Biografin Gertruds radikale Entscheidung: „*Do sū nun also gar alle dinge hette ufgeben, daz sū nit me hette zuo losen noch zuo geben, noch zuo heissen noch zuo heischen, noch zuo frogen*

<sup>38</sup> Summa (wie Anm. 2), S. 128; Matthias Werner, Die heilige Elisabeth und Konrad von Marburg, in: Sankt Elisabeth (wie Anm. 5), S. 45–69

<sup>39</sup> G.v.O., f. 166r und 225v.

*noch zuo wissen, noch zuo reden mit niemandes nictes, noch kein sehen hette uf kein ding in der zit, [...] do waz sù in gantzem friden mit gotte und mit ir selber und mit allen creaturen, und waz mússig (frei) aller dinge*<sup>40</sup> (Abb. 5).

Diese vollkommene innere Freiheit war ihr in dem sozialen Netz, in das sie während der vergangenen fünfzehn Jahre eingebunden war, nicht möglich. Deshalb entschloss sie sich, zusammen mit Heilke nach Straßburg zu ziehen. Abschied und Neubeginn werden in der Vita detailliert



Abb. 5: Elisabeth verteilt Almosen. Relief des Eisabethschreins zu Marburg. Vorlage: Könsgen (wie Anm. 2), Abb. 6.



Abb. 6: Bettler und Kranke vor einer Kirche.  
Augsburg (Heinrich Steyner) 1532.

beschrieben.<sup>41</sup> Sie bezogen an ihrem neuen Wohnort ein Haus, das sie von „*swester Bride*“ käuflich erworben hatten. Aber ihre Hoffnung, hier „*fremd und unerkannt*“ zu leben, war vergebens. „*Zuohant geriet man sie ouch do bekennen und ihres heiligen lebens warzuonemen.*“ Gertrud übertrug ihrer jüngeren Freundin testamentarisch das neu bezogene Haus, sie wollte noch nicht einmal darin wohnen, sondern wünschte, „*daz sū ouch die herberg muoste rumen und daz sū eine nacht nit sollte sin do sū die ander wer*“. Unbehaust wollte sie sein, aber Heilke hinderte sie daran und bat aufrichtig, sie solle wenigstens als „*fremde swester, die man durch got ladet*“, unter dem gemeinsamen Dach wohnen, wenn auch „*im snödesten kemmerlin*“. Gertrud wollte frei sein, „*nüt enhan und nüt begeren*“.

Gemeinsam holten sie sich Rat bei ihrem Beichtvater, der als Lesemeister am Minoritenkloster in Straßburg tätig war. Seine Antwort enttäuschte sie; „*er wollte nit erkennen, daz es unser herre also wolt [...] Im waz leit, dz sū es also gar enweg wolte geben und sich also gar in gottes*

<sup>40</sup> G.v.O., f. 230v.

<sup>41</sup> G.v.O., f. 212r–225v.

*hand und in ir armuot wolte geben.*“ Er hielt Gertruds Radikalität für unbedacht. Da schaltete sich Heilke ein und erinnerte den Lesemeister an einen mehrfach bezeugten Bericht über die heilige Elisabeth: „*Lieber herre, nu seit man doch von miner frowen sancte Elisabeth, daz sù uf einen tag VC marck enweg gab. Und gab enweg alles, daz sù hette, also gar, daz sù noch brot muoste gon.*“<sup>42</sup> Es ist die erste und einzige Erwähnung der großen Heiligen evangelischer Armut in der Gertrud-Vita. Das Zitat belegt in aller Deutlichkeit, wie sich Gertrud auf Elisabeth als Leitfigur ihres radikalen Handelns berief. Für sie war auch Elisabeth eine Bettlerin, weil sie nicht nur 500 Mark den Armen gab, sondern „*alles, daz sù hette*“. Den Tadel des Lesemeisters, dass sie sich so rückhaltlos „*in gottes hand und in die armuot*“ geben wollte, wies sie zurück. „*Do wart er also entrichtet [verwirrt], dz sù in also mit der worheit überredt hette, dz er ufstund. Und lief von ir und lies sù sitzen und von zorn gab er ir kein antwort.*“

Die „Wahrheit“, die den Zorn des Franziskanerbruders erregte, kannte schon der „*Libellus de dictis IV ancillarum*“. Darin schilderten zwei der Dienerinnen unabhängig voneinander, wie ihre Herrin Arme und Schwache aus Marburg und Umgebung zusammenrief, um ihnen auf einmal 500 Mark zu verteilen. Sie habe die Leute aufgefordert, sich niederzulassen, damit sie selbst durch die Reihen gehen könne, um ihnen zu dienen. Der Text lehnt sich an dieser Stelle eng an ein biblisches Gleichnis (Lk 12, 37) an und hebt so das Außergewöhnliche des Handelns noch hervor. Konrad von Marburg erwähnt Elisabeths großzügige Aktion mit keinem Wort. Er hätte sie auch nicht gutgeheißen. Für Gertrud aber ist sie eine Argumentationshilfe, um ihr Bekenntnis zu radikaler Armut zu rechtfertigen. Sie sah sich in der Nachfolge Elisabeths, weil auch diese bereit war, alles den Armen zu geben, „*also gar, dz sù noch brot muoste gon*“.

In ihrer Ratlosigkeit wandte sie sich an ihren alten Beichtvater in Straßburg. Sein Zuspruch war höchst bemerkenswert: „*Ich mercke wol, wz es ist, wie unser herre mit ir will. Reht als unser herre unseren orden fürsehen und geordent het on eigenschaft und on alle sicherheit, dz will unser herre ouch von ir [...] Er will sù arm haben und dz sù allein siner gnoden warte und von nieman kein sicherheit habe.*“<sup>43</sup> Das ist genau die

<sup>42</sup> G.v.O., f. 219v/220r.

<sup>43</sup> G.v.O., f. 237v.

Gegenposition zu dem erstgenannten Lesemeister, aber auch zu Konrad von Marburg, der Elisabeth den Verzicht auf allen Besitz untersagte. Um die Bedeutsamkeit dieser Aussage hervorzuheben, stellt die Vitenschreiberin den betagten Ratgeber in seinen bisherigen Funktionen vor, wenn auch hier ohne Namen: Er war viele Jahre Lesemeister und Provinzial des Franziskanerordens. Es kann ohne Zweifel nur Heinrich von Talheim gemeint sein, der an anderer Stelle der Vita als Einziger unter den Lesemeistern namentlich erwähnt wird.<sup>44</sup>

Wer war Heinrich von Talheim? Er studierte in Paris, lehrte danach als Lektor am Franziskanerkloster in Straßburg, bevor er 1314 die Leitung des Ingolstädter Klosters übernahm. 1316 wurde er zum Provinzial der Oberdeutschen Ordensprovinz gewählt. Die Berufung in dieses hohe Amt fiel in eine Zeit, als sein Orden wieder einmal besonders herausgefordert war, über die regelgetreue Lebensform Rechenschaft abzulegen. Der Anspruch der franziskanischen Regel, das Evangelium Christi zu bewahren durch ein Leben in Gehorsam, ohne Eigentum und in Keuschheit, zwang die Gemeinschaft seit ihrer Frühzeit immer wieder, einen Ausgleich zu suchen zwischen Armutsgelübde und Gehorsamsbindung.<sup>45</sup> Während die einen das strikte Armutsgelübde ihres Ordensvaters beachten wollten, wiesen die andern auf Notwendigkeiten normaler Lebensbedürfnisse hin. 1312 fanden die Brüder, die den Gedanken einer besitzlosen Armut in der Nachfolge Christi verwirklichen wollten, einen Fürsprecher in Papst Clemens V. Aber schon dessen Nachfolger, Johannes XXII., beklagte 1317 den übertriebenen asketischen Eifer einiger Brüder und rief sie zum Gehorsam auf: „Noch vor der Armut ist der Gehorsam zu achten!“ Und 1322 lehnte der Papst auch deren Lehre von der vollkommenen Armut Christi als Quelle ihres Selbstverständnisses ab. Für den Minoritenorden war diese päpstliche Entscheidung Grund genug zu einer Stellungnahme durch das höchste Gremium, das Generalkapitel. An dieser Versammlung in Perugia nahm

---

<sup>44</sup> G.v.O., f. 151r.; Kurt Ruh, Heinrich von Talheim, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon Bd. 3, Berlin 1981, S. 882–884; Brigitte Degler-Spengler, Oberdeutsche Minoritenprovinz 1246/1264–1939, in: *Helvetia Sacra* V, 1, Bern 1978, S. 42–97, hier S. 63–65.

<sup>45</sup> Erwin Iserloh, Die Spiritualenbewegung und der Armutsstreit, in: *Handbuch der Kirchengeschichte*, hrsg. von Hubert Jedin, III, 2, Freiburg, Basel, Wien 1968, S. 453–460; U. Horst, *Evangelische Armut und Kirche. Thomas von Aquin und die Armutskontroversen des 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts*. Berlin 1992, S. 135 ff.; Karl Josef Rivinius, *Zwischen Häresie und Orthodoxie. Die Armutsbewegungen des Mittelalters am Beispiel der Waldenser und Franziskaner* (Katholische Akademie Schwerte, Vorträge 35), Schwerte 1990.

auch Heinrich von Talheim als Leiter der deutschen Provinz teil. Er wirkte bei der Formulierung eines offiziellen Rundschreibens mit, worin die Ordensleitung der Minoriten vor der ganzen Christenheit bekannte, es sei „gesunde, katholische und rechthläubige Lehre, dass Christus und die Apostel nichts zu eigen“ besessen haben. Begründet wurde dieses Bekenntnis mit Sätzen der Heiligen Schrift und päpstlicher Erlasse. In ungewöhnlich scharfer Form reagierte Papst Johannes XXII. darauf. Er verurteilte die Lehre als häretisch.

Der Konflikt mit der Kurie spaltete den Minoritenorden in zwei Lager, die Konventualen und die Spiritualen. Die Gertrud-Vita führt sie in den beiden Lesemeistern, die um Rat gefragt wurden, vor. Während der erste einen gemäßigten Gebrauch von Besitz befürwortete, sah der zweite in der völligen Besitzlosigkeit, auch der Gemeinschaft, das Ideal der Minderbrüder. Das wollte Gott auch von Gertrud.<sup>46</sup> In die Debatte um das franziskanische Selbstverständnis ist ihre Vita einzuordnen. Was steht höher: Der Gehorsam oder die Armut? Gertrud hatte sich für die Armut entschieden, Elisabeth für den Gehorsam. Heilke musste ihrer Freundin einen Bettelsack nähen, mit dem diese in der Stadt „nach Brot gehen“ konnte. Da mischte sie sich unter das ärmste Volk und musste selbst die bittere Erfahrung machen, dass sie beim Betteln kein einziges Almosen erhielt. Elisabeth blieb durch die Entscheidung Konrads von Marburg in der Lage, den Armen und Bedürftigen Almosen zu verteilen.

Für Gertrud wurde das Gespräch mit ihrem Beichtvater Heinrich von Talheim zu einer Schlüsselszene ihres Lebens – ähnlich wie für Elisabeth das Gelübde am Karfreitag 1228 in der Erfurter Franziskanerkapelle. Gertrud dankte Heinrich mit der ungewöhnlichen Anrede: „*So lon úch got, seliger herre!*“

### „*Sincken in die gottheit*“

Der Bericht über Gertruds Leben in Straßburg ist damit zu Ende. Nur ein großer Stadtbrand blieb noch erwähnenswert, weil er die beiden Frauen zwang, „einige Zeit um Herberge zu betteln“. So zogen sie es vor, nach Offenburg zurückzukehren, wo ihnen vier Jahre später zwei Regelschwestern eine Unterkunft anboten. Gertrud sträubte sich noch

---

<sup>46</sup> Siehe oben Anm. 40.

monatelang gegen diese Hilfe, bis sie dem Drängen ihrer Freundin nachgab, die alles mit ihr teilen wollte, um das Nötigste („*die notdurft*“) zu sichern. Ein Gespräch zwischen Heilke und Gertrud thematisiert noch einmal die gegensätzlichen Positionen in der Armutfrage, dann schweigen sie „*und vertribent ir leben heilliklich in dem dienste gottes*“. Auch die Biografin schweigt, mit der zwiespältigen Begründung: Es wäre noch viel zu sagen über Gertruds Leben, „*aber nuo kann man nit me wissen noch haben von ir*“.<sup>47</sup>

Über diese Einsicht führt sie den Leser in die Mitte von Gertruds „heiligem Leben“. Denn sie bricht aus dem vorhandenen Schatz hagiografischer Zitate aus, seien sie nun historisch beglaubigt oder nur Topoi vorbildhaften Handelns. Sie erkennt das Nicht-Darstellbare der inneren Erfahrungen Gertruds, nachdem diese auf entbehrungsreichem Lebensweg im Loslassen von allen Dingen „die wahre Armut des Geistes“ gefunden hatte. Heilke will es genauer wissen: „*Liebe gertrud, ist daz ‚sinken in die gottheit‘? Do sprach sū: Jo.*“<sup>48</sup>

Das Bild, in das Heilke die mystische Erfahrung ihrer Freundin fasste, kannten die beiden Frauen wohl aus Predigten, die sie in Straßburg gehört hatten. Dort wirkte schon in den Dreißigerjahren Johannes Tauler als Frauenseelsorger. In der mehrfach überlieferten Predigt „*Quae mulier habens drachmas decem*“ suchte er seinen Hörerinnen verständlich zu machen, wie Gott in einer lautereren, gotterfüllten Seele wirkt: „*Si wirt alles das von gnaden, das got ist von naturen, in der vereinunge mit Gotte, in dem inversinkende in Got und wirt geholt über sich in Got.*“<sup>49</sup>

Konrad von Marburg übertrug die Gotteserfahrung seines Beichtkinde Elisabeth in ein anderes, ebenso geläufiges Bild der „Entrückung“. Er würdigte Elisabeth als „*mulier contemplativa*“, deren Antlitz wunderbar strahlte, wenn sie vom einsamen Gebet kam: „Wenn sie aber, was oft geschah, für einige Stunden in einen Überschwang des Geistes gerissen wurde [rapi in excessum mentis], nahm sie danach keine oder nur wenig Speise zu sich.“<sup>50</sup> Thomas von Aquin widmete dem Begriff „*raptus*“ eine ganze Quaestio seiner „*Summa theologica*“, wobei er Textstel-

<sup>47</sup> G.v.O., f. 239v.

<sup>48</sup> G.v.O., f. 231v.

<sup>49</sup> Die Predigten Johannes Taulers, hrsg. von Ferdinand Vetter (Deutsche Texte des Mittelalters 11), Augsburg 2000, Predigt 11, S. 50–56.

<sup>50</sup> *Summa vitae* (wie Anm. 2), S. 132.

len aus der Apostelgeschichte und dem 2. Korintherbrief zitierte.<sup>51</sup> Wie Konrad sich an die Lehrtradition der Kirche anlehnte, um Elisabeths Gotteserfahrung zu erfassen, so nahmen Heilke und mit ihr die Biografin Gertruds drei Generationen später die neue Sprache der Mystiker des 14. Jahrhunderts auf.

Sie erzählten und beschrieben das „heilige Leben“ Gertruds für ihre Zeit und Gesellschaft mit deren Topoi und Erzählmustern. Die Viten-schreiberin fügte Lebenssplitter zu einem Ganzen zusammen; freilich nach eigenem Gutdünken. Sie berief sich ausdrücklich auf eine Zeugin, welche die Wahrheit verbürgte. Gleichzeitig wurde diese Zeugin selbst zu einem Teil der Geschichte, weil sie „dreißig Jahre und achtundzwanzig Wochen lang“ als Gefährtin und Gesprächspartnerin in das Leben der heiligen Frau eingebunden war. Am Ende bekannte die Biografin ihr Unvermögen, deren Lebenslinie bis zum Ende beschreiben zu können; sie schwieg. Zuletzt fand ein Gelehrter des 17. Jahrhunderts den Text der Vita und bewahrte ihn in der Bibliothek seiner Gesellschaft auf, wenn auch „vorläufig zurückgestellt“. Alle diese Stufen kennzeichnen das Bemühen um die hagiografische Wahrheit zu Gertruds Leben in evangelischer Armut.

<sup>51</sup> Thomas v. Aquin, *Summa theologica* II. II. q. 175: De raptu, a.3: Utrum Paulus in raptu viderit Dei essentiam. Ad 3.1: Sicut enim de Paulo legitur quod est raptus usque ad tertium caelum (II Cor 12,2), ita et de Petro legitur Act.10,10, quod cecidit super eum mentis excessus. Dazu Kurt Ruh, *Geschichte der abendländischen Mystik – 3: Die Mystik des deutschen Predigerordens*. München 1996, S. 150ff.

## Zu Leben und Werk des Reichenauer Priors Johannes Egon (1600–1643)

Von Hermann Knittel

Mit Worten hoher Anerkennung würdigt ein Chronist des 18. Jahrhunderts die Persönlichkeit Johannes Egons, der in den Jahren 1626 bis 1643 Prior des Reichenauer Klosters gewesen ist: *„Er war zweifellos ein überaus würdiger Prior, dem das Leben nach der Ordensregel und die Verehrung Gottes, der Gottesmutter und der Heiligen in einzigartiger Weise am Herzen lag, dazu ein nach dem Zeugnis der Gelehrten ungewöhnlich gründlicher Historiker, wie sich an seiner Abhandlung über die bedeutenden Männer der Reichenau und an verschiedenen anderen Schriften erkennen läßt. In seiner gewinnenden und freundlichen Art im Umgang mit Leuten jeglichen Standes war er bewundernswert. Da er in hohem Maß die Gunst des erlauchten Fürsten und Bischofs<sup>1</sup> genoß, erlangte er zum Wohl unseres Reichenauer Konvents die Freiheit, wie ein erfahrener Verwalter eigene Güter hinzuzukaufen.“* Obwohl der Reichenauer Mönch und Historiker Januarius Stahel<sup>2</sup> diese kurze Würdi-

---

<sup>1</sup> Gemeint ist damit Fürstbischof Johann von Waldburg-Wolfegg, 1627–1644 Bischof von Konstanz.

<sup>2</sup> Januarius Stahel, *Annales Succincti Monasterii B. Mariae V. et S. Marci Evangelistae in Augia Maiore seu Divite*. München, Bayerische Staatsbibliothek, Handschriften Clm 15015–15017; spez. zu Egons Zeit: Clm 15017, fol. 253v–288v. Vorarbeiten zu Stahels Chronik in GLA Karlsruhe, Handschriften 65/1098, fol. 47r–156r und 65/1099 fol. 11r–332v. Eine Darstellung von Egons Zeit und seinem Priorat gibt: Hermann Baier, *Von der Reform des Abtes Friedrich von Wartenberg bis zur Säkularisation*, in: *Die Kultur der Abtei Reichenau. Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724–1924*, hrsg. von Konrad Beyerle. München 1925, Band 1, S. 250–254 [Im Folgenden abgekürzt: KAR]. Daten zu Egon auch in: *Helvetia Sacra* Abt. III, Bd. 1, 2. Teil, S. 1094. – Zu Stahel vgl. KAR Bd. 2, S. 1011f. – Zitiert wird die oben wiedergegebene Stelle aus Stahel auch von Karl Preisendanz in: *Die Handschriften der Großherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe VII: Die Reichenauer Handschriften*, beschrieben und erläutert von Alfred Holder. Dritter Band, Lieferung 2: *Zeugnisse zur Bibliotheksgeschichte*, gesammelt und bearbeitet von Karl Preisendanz. Leipzig/Berlin 1917, S. 213. – Wir geben hier und im Folgenden die lateinischen Texte in Übersetzung wieder.

gung erst etwa hundert Jahre nach dem Tod des Priors Johannes Egon niederschrieb, spürt man doch, wie die Erscheinung und das Wirken eines bedeutenden und integren Mannes noch nichts von ihrem Glanz verloren hatten. Frömmigkeit, wissenschaftliches Talent, die Ausstrahlung einer souveränen und gewinnenden Persönlichkeit, diplomatisches Geschick und erfolgreiche Tätigkeit als Verwalter: Es sind viele Facetten, die hier zur Sprache kommen. Wenn heute gelegentlich der Name Johannes Egon genannt wird, dann geschieht dies in Hinweisen auf das Werk, das er hinterlassen hat und das er nicht vollenden konnte: „*De viris illustribus monasterii Augiae Maioris*“ („Über die bedeutenden Männer des Klosters Reichenau“).<sup>3</sup> Egons lateinisch verfasste Schrift hat einen wichtigen Beitrag zur Wiederentdeckung der Reichenauer Geschichte geleistet und hätte noch früher ihre Wirkung zeigen können, wäre nicht der Dreißigjährige Krieg auch für Kultur und Wissenschaft eine Katastrophe geworden.

Geboren ist Johannes Egon in Altdorf bei Ravensburg, dem heutigen Weingarten; als Tag seiner Taufe findet sich im alten (1597 angelegten) Tauf- und Eheregister der dortigen Pfarrei St. Martin der 30. Januar 1600 eingetragen.<sup>4</sup> So könnte Egon vierzehnjährig, was damals das Mindestalter für die Aufnahme ins Kloster war, auf die Reichenau gekommen sein; vielleicht gab den Anstoß zur Wahl dieses Klosters, dass 1614 auf Veranlassung des Konstanzer Bischofs mehrere Mönche aus Weingarten auf die Reichenau abgeordnet worden waren. In den Jahren 1616 bis 1618, also nach einer zweijährigen Probezeit, weilte Egon zum Studium an der Hochschule der Jesuiten in Dillingen<sup>5</sup>, wohin die Konstanzer Bi-

<sup>3</sup> Egons Autograph ist fast vollständig erhalten in GLA Karlsruhe 65/1100, fol. 97r–197r. Das vor fol. 161r fehlende Stück (Pars III Sectio I cap. 1–7) kann aus der Abschrift von Marcus Grieser in GLA 65/1098, fol. 1r–32v ergänzt werden. Gedruckte Ausgabe in: *Thesaurus Anecdotorum Novissimus*, hrsg. von Bernhard Pez OSB. Augsburg und Graz 1721, Band 1, Teil 3, Sp. 627–772. Den größten Teil von Buch II veröffentlichte Karl Preisendanz in dem in Anm. 2 genannten Band auf den Seiten 213–245.

<sup>4</sup> „*Baptizatus est Joannes Ego, filius legitimus Georgii et Dorotheae*“; die Eltern sind als Einwohner von Altdorf vermerkt. Johannes Egon war nicht der erste Sohn des Ehepaares; am 21. Juni 1597 war ein älterer Bruder auf den Namen Conradus getauft worden. – Zur Namensform: Als „*Joannes Ego*“, später bisweilen auch „*Joannes Egonius*“ unterschrieb Egon selbst; für das Epitaph ist „*Joannes Egon*“ bezeugt. Die Späteren schreiben wahlweise Ego (Genetiv: *Egonis*) oder Egonius; Gabriel Bucelin dagegen verwendet, vielleicht spielerisch antikisierend, immer die Form „*Aegonius*“. Wir halten uns hier an die in der Literatur üblich gewordene Namensform Johannes Egon.

<sup>5</sup> Die Matrikel der Universität Dillingen, hrsg. von Thomas Specht (Jahrbuch des Historischen Vereins Dillingen, 1909–1913), I, S. 462. Dort steht verzeichnet, dass „*F. Joannes Ego ex*

schöfe als Herren der Reichenau begabte junge Mönche zur Weiterbildung schickten; Bischof Johann Georg von Hallwil (1601–1604), selbst Jesuitenschüler, hatte damit begonnen, und Bischof Jakob Fugger (1604 bis 1626), der dort studiert hatte, führte dies fort. In diesem Studium in Dillingen hat Johannes Egon, obwohl er nur einen Teil der dortigen langen Ausbildung wahrnehmen konnte, seine exzellente Beherrschung des Lateinischen erworben und den Stil, der die Lektüre seines Werkes zu einem Vergnügen macht. Eine Probe dieses Könnens und zugleich seiner theologischen und kirchengeschichtlichen Kenntnisse gab er in einer Rede, die er am 8. September 1624 zum Fest Mariä Geburt bei einem Besuch in Dillingen vor einer der dortigen Marianischen Kongregationen, der „*Congregatio religiosorum*“, deren Mitglieder Mönche waren, gehalten hat.<sup>6</sup> Darin verbindet er gewandte Rhetorik mit der Frömmigkeit barocker Marienverehrung. Indem er Gedanken und Bilder aus dem Hohen Lied aufgreift und deutet, preist er die Hoheit der Gottesmutter und ihre Jungfräulichkeit; er tadelt heftig häretische Gegner der alten und neuen Zeit und schließt mit einem Blick auf die Entstehung der Marienfeste und auf die Marienverehrung der verschiedenen Ordensgemeinschaften.

An derselben Ausbildungsstätte traf Egon auch einen im Geiste Verwandten, dem er vielleicht sogar überhaupt die Anregung, Geschichte zu schreiben, verdankte: Den fast gleichaltrigen Gabriel Bucelin, der im Kloster Weingarten seine Mönchsgelübde abgelegt hatte. Bucelin ist vor allem als überaus vielseitiger und erfolgreicher Geschichtsforscher bekanntgeworden<sup>7</sup>; nicht weniger als siebzehn historiographische Werke aus seiner Feder wurden gedruckt. Johannes Egon aber hat sich, als er nach seinen Dillinger Jahren auf die Reichenau zurückgekehrt war, nach und nach gründlich mit der Geschichte seines Klosters befasst und sich mit der alten Bibliothek vertraut gemacht, deren Bestand damals mit etwa 450 alten Handschriften vergleichsweise noch gut erhalten war; wichtige,

---

*Augia maiori*“ in die Grammatikklasse (*Syntaxis*) aufgenommen wurde. Den zusammen mit ihm von der Reichenau nach Dillingen entsandten Jacobus Vögelin setzte Egon 1627 als Propst des Klosters Schienen ein.

<sup>6</sup> „*Oratio habita Dilingae in festo Nativitatis Divae Virginis in Congregatione Religiosorum. 1624.*“ Karlsruhe, GLA 65/1101, fol. 51r–56v. Zu den Marianischen Kongregationen Dillingens vgl. den Katalog zur Ausstellung „450 Jahre Universität Dillingen (1549–1999)“, hrsg. von Paul Berthold Rupp und Rüdiger May. München 1999, S. 38f.

<sup>7</sup> Über ihn umfassend: Claudia Maria Arndt (Neesen), Gabriel Bucelin OSB (1599–1681). Leben und historiographisches Werk. Ostfildern 2003. Dort zu Bucelin und Egon S. 52f., 85f.

speziell die Reichenau betreffende Texte schrieb er ab und machte sich Notizen. Seiner gewissenhaften Arbeit des Abschreibens verdanken wir nicht nur die Erhaltung der so genannten „*Tituli Augienses*“ (einer Sammlung kleinerer Gedichte)<sup>8</sup> und einer in Verse gefassten Vita des heiligen Pirmin<sup>9</sup>; verloren wäre vor allem der für die Kenntnis der Geschichte mittelalterlicher Bibliotheken unschätzbare Bücherkatalog der alten Reichenau, der so genannte „*Rotulus*“, den der Schreiber Reginbert in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts angelegt hatte.<sup>10</sup>

Wir müssen hier etwas zurückgreifen und einen kurzen Blick auf die beiden Jahrzehnte vor dem Amtsantritt Egons werfen. Sie waren zunächst eine günstige Zeit für die Mönche der Insel. Bischof Jakob Fugger (1604–1626) war dem Kloster, das zum Bistum Konstanz gehörte, gewogen und entschied, dass die Einnahmen aus den Reichenauer Gütern für das Kloster, nicht für die Diözese gebraucht werden sollten; er gewährte dem Prior wieder die Selbstverwaltung des großzügig zugemessenen Deputats und vermachte dem Konvent zusätzlich 6000 Gulden, um den Mönchen Studien zu ermöglichen. Vor allem aber ließ er, da die alten Wohngebäude der Mönche unter Feuchtigkeit litten und baufällig geworden waren, in den Jahren 1605–1611 den alten Klostertrakt bis auf wenige Reste abreißen und südlich des Münsters den großen neuen Bau im Stil der Spätrenaissance errichten, der auf dem Jubiläumsbild von 1624 mit sichtlichem Stolz dargestellt ist und Vorbild für den Neubau auch anderer Klöster wurde.<sup>11</sup> Zugleich entstand für die alte Bibliothek, die den Mönchen zeitweise entzogen und erst durch Bischof Johann Georg von Hallwil wieder zur Verfügung gestellt worden war, ein eigenes geräumiges Gebäude mit zwei großen übereinanderliegenden und durch eine Wendeltreppe verbundenen Sälen; es ist das bis vor einiger Zeit als Postamt genutzte Haus an der Ecke Burgstraße/Pirminstraße.

<sup>8</sup> GLA 65/1101, fol. 43rff.; hrsg. von Franz Joseph Mone in: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte Bd. 4. Karlsruhe 1867, S. 133–135; Ernst Duemmler in: MGH Poetae Bd. 2, S. 425–428.

<sup>9</sup> Hrsg. von Franz Joseph Mone in: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte Bd. 1. Karlsruhe 1848, S. 39–45. Egons Abschriften der Pirminviten in GLA 65/1096, fol. 115 bis 159 und 183–206.

<sup>10</sup> Egons Abschrift in GLA 96/42. Hrsg. von Karl Preisendanz (wie Anm. 2), S. 71–96. Hierzu auch Felix Heinzer in: *Bibliothek und Wissenschaft* 22 (1988) S. 13.

<sup>11</sup> Zur Blüte der Renaissancebaukunst unter Bischof Jakob Fugger vgl. Elmar L. Kuhn, Eva Moser u. a. (Hrsg.), *Die Bischöfe von Konstanz. Friedrichshafen 1988*, Band 2, S. 52–55; zum Bau der Reichenauer Orgel um 1607 und zur Förderung der Musik durch den Bischof vgl. *da-selbst*, S. 244.

Doch trotz der Fürsorge des Konstanzer Bischofs für das Kloster waren die Spannungen zwischen ihm und der Reichenauer Mönchsgemeinschaft nicht behoben; denn die Mönche setzten immer wieder zu Versuchen an, die 1540 vollzogene Inkorporation in die Diözese rückgängig zu machen. So war Bischof Jakob Fugger am Ende tief verstimmt und ließ es die Reichenauer auch fühlen, indem er die Zahl der Mönche statt der ursprünglich vorgesehenen zwölf auf fünf beschränkte und ein dem Kloster zugedachtes Vermächtnis wieder zurückzog. Unter dem Nachfolger Bischof Fuggers, Sixt Werner von Praßberg, kam es infolge weiterer Streitigkeiten wieder einmal zur Absetzung des Priors, und an die Stelle von Moritz Thüringer trat im Juni 1626 Johannes Egon.

Der neue Prior kam mit Bischof Sixt Werner (1626/1627), der allerdings schon bald verstarb, und dessen Nachfolger, Johann IV. von Waldburg (1627–1644), durchaus zurecht und kümmerte sich nicht nur vorbildlich um das klösterliche Leben der ihm anvertrauten Mitbrüder, die nun wieder, wie ursprünglich vorgesehen, einen Konvent von zwölf Patres bildeten, sondern auch um die Aufgaben der wirtschaftlichen Verwaltung. Was aber neben all diesen Verpflichtungen der Gegenwart den Prior ständig beschäftigte, war die große Vergangenheit des Inselklosters, von dessen geistiger Bedeutung, trotz der imposanten alten und neuen Bauten, nicht mehr viel geblieben war. Die Reichenauer Mönche blickten natürlich neidvoll nach Weingarten, St. Gallen und Einsiedeln, auf Klöster, die mit Stolz nicht nur ihre Geschichte, sondern auch ihre Unabhängigkeit vorweisen konnten<sup>12</sup>, und Weingartner Mönche, die von Zeit zu Zeit ins bischöfliche Kloster Reichenau abgeordnet wurden, um die Reihen aufzufüllen, fühlten sich dadurch geradezu degradiert. Auch wenn Bischof Fugger in wohlwollender und uneigennütziger Weise sein Reichenauer Kloster neu erbaut und gefördert hatte, so hatte man dort doch keinen eigenen Abt, sondern war vom Bischof abhängig, vor allem von bischöflichen Verwaltern, die zuallererst die Vorteile der Diözese im Auge hatten. Dazu kam, dass in vielen benediktinischen Klöstern im frühen 17. Jahrhundert eine Aufbruchstimmung herrschte, ein Wille zur Erneuerung. 1618 taten sich die süddeutschen Benediktinerklöster zusammen, um in Salzburg eine Universität ihres Ordens zu gründen, und im selben Jahr entstand in Frankreich die benediktinische

---

<sup>12</sup> Zu den Beziehungen der Konstanzer Bischöfe zu den Klöstern ihrer Diözese vgl. Die Bischöfe von Konstanz (wie Anm. 11) Bd. 1, S. 32f.

Kongregation der Mauriner, die bald ein Zentrum der Geschichtswissenschaften schufen. Die Besinnung auf die Wurzeln und die Geschichte der Klöster sollte nicht nur rückwärtsgewandt, sondern durch den Blick auf die großen Vorbilder zukunftsweisend sein zur Erneuerung des mönchischen Lebens.

Ganz in diesem Sinne begann damals der Weingartner Mönch Gabriel Bucelin an seinem Werk zur Geschichte der zur Diözese Konstanz gehörenden Benediktinerklöster zu arbeiten: „*Constantia Benedicta*“, auf fünf Bände berechnet, entstand in den Jahren 1627–1632.<sup>13</sup> Als sich Bucelin damals mit der Bitte um Material zur Reichenau an Johannes Egon wandte, ließ dieser ihm vieles zukommen: Zunächst schrieb er ihm aus dem so genannten „Hausbuch“ des Inselklosters, das vor allem die dort im zehnten Jahrhundert entstandene hagiographische Literatur enthält (es ist der in Karlsruhe liegende Augiensis LXXXIV), die Erzählung vom heiligen Markus und die Legende vom Reichenauer Kanakrug selbst ab und ließ eine Kopie der Genesius-erzählung anfertigen; es folgte ein Verzeichnis, in dem er Dichter und Autoren der Reichenau aufgelistet hat, dazu eine Aufzählung von Heiligen, die mit dem Kloster in Verbindung gebracht werden konnten; ferner ein nur im Ansatz durchgeführter Versuch, aus dem Hochadel stammende Reichenauer Mönche ausfindig zu machen. Später reichte Egon eine längere Liste von Bischöfen und Erzbischöfen nach, die seiner Meinung nach sicher oder vermutlich aus den Reihen der Mönche des Inselklosters hervorgegangen waren.<sup>14</sup> Obwohl Johannes Egon diese Verzeichnisse noch ausdrücklich als Arbeiten im Dienst Bucelins verstand und deren Verwendung seinem Adressaten überlassen wollte<sup>15</sup>, kündigte

<sup>13</sup> Hierzu Claudia Maria Arndt, Bucelin (wie Anm. 7) S. 52f. Der vollständige Titel des ungedruckt gebliebenen Werkes lautet: „*Constantia Benedicta, seu historia rerum a monachis Benedictinis per amplissimam Constantiensem dioecesim gestarum.*“ Die einst in der Weingartner Klosterbibliothek aufbewahrten Bände befinden sich heute unter den Handschriften der Landesbibliothek in Stuttgart. Kürzere Auszüge aus dem Werk, vorwiegend die Reichenau betreffend, sind in Sammelbänden in Karlsruhe erhalten (GLA 65/1100, 1102 und 1103).

<sup>14</sup> Diese Listen, die Bucelin dem späteren Reichenauer Prior Franziskus Lambert zukommen ließ, sind enthalten in GLA 65/1100, die Erzählungen in GLA 65/1102.

<sup>15</sup> So lesen wir unter der für Bucelin bestimmten Bischofsliste die Bemerkung: „*Es wird Sache deines Scharfsinns sein, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, das Gute zu wählen und das Schlechte zurückzuweisen. Ich gestehe, die Sache verlangt die gewaltige Mühe und Arbeit, viele Bücher durchzusehen, aber benediktinische Liebe wird alles bezwingen und eine Fabel entzünden, durch die das Dunkel unserer Geschichte erhellt wird. Ich zweifle nicht, dass du ein Werk schaffen wirst, das dem Reichenauer Kloster besonders willkommen sein wird und ruhmreich für den ganzen Benediktinerorden.*“

sich dabei doch verhalten der Plan zu einem eigenen Werk an. Denn angesichts der Tatsache, dass in den immer noch allgemein anerkannten Werken des Historikers Johannes Trithemius zu lesen war, Walahfrid Strabo sei Abt von St. Gallen gewesen und Hermann der Lahme ein Mönch jenes Klosters, erklärt Egon nach einer ersten Zurückweisung dieses Irrtums: „*Doch müßte ich einen schwierigeren Knoten lösen, wenn ich ein Buch schreiben wollte und nicht nur ein Verzeichnis und ein Register [...] Diese Unklarheit und anderes, was damit zusammenhängt, wird mir einmal, wenn Gott mir die Lebenszeit und die Muße gewährt, einen umfassenderen Stoff zur Erörterung und Niederschrift bieten.*“<sup>16</sup> Und anhand weniger überlieferter Zeugnisse lässt sich die Entstehung von Egons Werk „*De viris illustribus monasterii Augiae Maioris*“ recht gut verfolgen; sie fällt ziemlich genau in dieselben Jahre, in denen Bucelin an der „*Constantia Benedicta*“ schrieb.

Als Johannes Egon die Listen für Bucelin anfertigte, besaß er bereits beträchtliche Kenntnisse über die Reichenauer Geschichte. Eine Basis seiner Studien war die von Gallus Öhem deutsch verfasste „*Cronick des Gotzhuses Rychenowe*“, die nach einem einführenden Teil (mit der Darstellung des Besitzes des Klosters, seiner Stifter, seiner Kirchen und Reliquien) am Leitfaden der Äbtesukzession eine Geschichte des Klosters von den Anfängen bis in die Regierungszeit des Abtes Friedrich von Wartenberg (1427–1454) bietet. Es fällt dabei auf, dass Egon nirgends den Namen Öhems nennt. Er hatte offensichtlich nur eine Abschrift von Öhems Werk zur Hand, nicht aber das, was wir das Original nennen können, die um 1505 aus Öhems Konzept von einem Schreiber auf der Reichenau angefertigte Reinschrift, die in der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. (Nr. 15) aufbewahrt wird, die die Grundlage für alle Abschriften war und aus der auch der Name des Verfassers zu entnehmen ist.<sup>17</sup> Ständig herangezogen hat Egon die Chronik Hermanns des Lahmen, von der die Reichenau eine im elften Jahrhundert in Einsiedeln entstandene Handschrift besaß, den jetzigen Karlsruher Augiensis

<sup>16</sup> GLA 65/1100, fol. 27r.

<sup>17</sup> Karl Brandt, Die Chronik des Gallus Öhem. Heidelberg 1893, S. XXIII und XXVII f. Hatte der 1591 abgesetzte und vertriebene Prior Lazarus Lipp diese Reinschrift in seine Verbannung mitgenommen (um seine lateinische Chronik der Reichenau und zugleich eine Fortführung von Öhems Werk bis zum Jahr 1601 zu schreiben), und kam diese erst einige Zeit nach dem Tod Lipp, also erst einige Jahre nach 1629 zusammen mit dessen Manuskripten aus Einsiedeln wieder auf die Reichenau?

CLXXV; doch konnte er diese Handschrift mit zwei neueren gedruckten Ausgaben kritisch vergleichen. Auf welche Weise er das Reichenauer Verbrüderungsbuch – freilich mit noch unzureichender Kenntnis vom Zustandekommen der unzähligen Namenseinträge – und das *Necrologium B* benutzt hat, erklärt er selbst im Vorwort zum dritten Teil seines Werkes.<sup>18</sup> Dazu kam nun eine Fülle von neuerer Literatur und von Erstdrucken, durch die sich unser Autor mit dem für ihn so bezeichnenden Fleiß durcharbeitete. Die Verfasser der damals benutzten lexikonartigen Standardwerke und der Sammlungen alter Quellen sind heute meist unbekannte Namen: Wion, Pistorius, Manlius, Bruschius, Surius, Crusius, Cuspinianus, Lazius, Merckius, Possevinus, Urstisius und eine Reihe anderer. Die Liste der meist umfangreichen Werke, die Johannes Egon herangezogen hat, umfasst etwa sechzig Titel, und wenn er etwas seiner Sache Dienendes in die Hand bekam, hat er es durchgearbeitet. Wie konnte er sich eine so große Zahl von Büchern zugänglich machen? Das Budget für die Reichenauer Bibliothek war recht knapp bemessen und reichte in keiner Weise zur Anschaffung neuerer Literatur, die für eine ernsthafte historische Forschung unverzichtbar war. Doch kam Johannes Egon der Umstand zugute, dass die Jesuiten 1607 in Konstanz in der Nachbarschaft des Münsters ihr Kolleg und ihre Kirche eingeweiht und wenige Jahre zuvor schon ihre Schule eröffnet und den Grundstock zu einer Bibliothek gelegt hatten, deren Bestände rasch und systematisch erweitert wurden. Vor allem nach der Übernahme des Priorats konnte Johannes Egon trotz gewachsener Verpflichtungen freier über seine Zeit und seine Tätigkeit verfügen, auch nach Konstanz fahren und sich dort gründlich einarbeiten. Den größten Teil der von ihm zitierten neueren Werke konnte er also in ständigem Gedankenaustausch mit den Konstanzer Jesuiten in deren Bibliothek benutzen, und dabei griff er mit regem Interesse auch zu den zahlreichen Büchern, die dort neu eintrafen. Es lässt sich sogar anhand der Vermerke zum Jahr der Anschaffung dortiger Bände verfolgen, wie rasch Erkenntnisse aus solchen Neuan-

---

<sup>18</sup> Ausgaben: Das Verbrüderungsbuch der Abtei Reichenau, hrsg. von Johanne Autenrieth, Dieter Geuenich und Karl Schmid. Hannover 1978 (MGH Libri Memoriales et Necrologia, NS 1). – Das alte *Necrologium* von Reichenau, hrsg. von Ferdinand Keller, in: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 6 (1849), S. 36–68. – Zu beiden Werken grundlegend: Roland Rappmann/Alfons Zettler, Die Reichenauer Mönchsgemeinschaft und ihr Totengedenken im frühen Mittelalter. Sigmaringen 1998. Dieser umfassenden Arbeit konnten auch Zuordnungen und Daten der unten beigefügten Inhaltsübersicht zu Egons Werk entnommen werden.

schaffungen in den gerade entstehenden Kapiteln oder in nachträglichen Randbemerkungen in Egons Manuskript Eingang fanden und über welche Jahre sich seine Arbeit hinzog.

Hilfreich für die relative Datierung von Egons Korrespondenz mit Bucelin ist der Grad der Vertrautheit, der sich in den begleitenden Bemerkungen äußert. Als „*Reverentiae Vestrae serviendi promptissimus Frater Joannes Ego Augiensis monachus*“ schickt Egon die Markuserzählung, vielleicht 1626. Mit „*Reverentiae Tuae addictissimus Fr. J. E. monachus*“ unterschreibt er die Sendung des „*Syllabus Scriptorum Monasterii Augiensis*“ (einer Liste der Reichenauer Autoren) sowie einer Aufzählung von Heiligen und von hochadligen Mönchen der Reichenau. Dann aber haben wir als wichtiges Zeugnis einen Brief Egons, datiert auf den 10. Februar 1628, in dem er mit „*Reverentiae Tuae addictissimus Frater Joannes Egonius*<sup>19</sup> *monachus*“ unterzeichnet. Darin teilt er Bucelin mit, der mit ihm befreundete Prokurator der Kartause Ittingen, Pater Henricus, habe ihm Auszüge aus „*De viris illustribus monasterii Sancti Galli*“, einem Werk des St. Galler Historiographen Jodocus Metzler (1573–1639)<sup>20</sup> zugeschickt, in denen Walahfrid Strabo und Hermannus Contractus zu Mönchen von St. Gallen erklärt würden; Egon solle diesen Irrtum widerlegen und Metzler von seiner Meinung abbringen. Das war nun allerdings eine empörende Nachricht. Denn dass der viel gelesene und immer noch hoch geschätzte Trithemius mit derselben Meinung über Walahfrid und Hermann nicht ernst zu nehmen und leicht zu widerlegen sei, darüber war sich Egon schon im „*Syllabus Scriptorum*“ mit Bucelin einig gewesen. Doch wenn nun dieselbe falsche Zuordnung von einem Zeitgenossen und geachteten Autor<sup>21</sup> eines so wichtigen Klosters zu lesen war, wurde eine gründliche Erörterung un-

<sup>19</sup> Der Brief liegt im Hauptstaatsarchiv Stuttgart mit der Signatur B 522 Bü 95 (Blätter 125/124). Die Zahl der in diesem Brief angesprochenen Themen lässt einen häufigen Gedankenaustausch Egons mit Bucelin erkennen. Man beachte im Übrigen die sich wohl nun an Bucelins Gewohnheit anlehrende Namensform.

<sup>20</sup> Gedruckt ebenfalls erst im „*Thesaurus Anecdotorum Novissimus*“ des Melker Stiftsbibliothekars Bernhard Pez, Band 1, Teil 3, Augsburg und Graz 1721, Sp. 555–626; im selben Band finden sich also Metzlers Schrift und Egons entsprechendes Werk. – Ernst Tiefenthaler, P. Jodocus Metzler, Rechtsgelehrter, Chronist und Bibliothekar in St. Gallen, in: *Biblos* 29 (1980), S. 193–220. Vgl. auch *Helvetia Sacra* Abt. III Bd. 1, 2. Teil, S. 1423.

<sup>21</sup> Freilich erklärt Egon zu Metzler sogleich, er halte ihn mehr für einen Rechtsgelehrten als einen der Geschichte Kundigen („*aio ego illum iuris et decretorum peritiorem quam antiquitatis et historiarum*“).

erlässlich, und bereits in demselben Brief beginnt Egon ausführlich mit seiner Argumentation gegen Metzler. Er beschaffte sich alsbald ein Exemplar von dessen Werk und schrieb es für sich ab.<sup>22</sup>

Da der erste Teil von Egons Werk, der die Heiligen und Seligen der Reichenau behandelt, noch keine Kontroversen bezüglich Walahfrid und Hermann enthält, ist er vermutlich vor 1628 zu Stande gekommen.<sup>23</sup> Ein *Terminus post quem* lässt sich durch die Anschaffung des Werkes „*Bavaria sancta*“ des Jesuiten Matthäus Rader durch die Konstanzer Jesuitenbibliothek erschließen, die für 1627 vermerkt ist. Egon beruft sich nämlich auf Rader im dritten Kapitel des ersten Teils. Vermutlich hat er also den 16 Seiten umfassenden Teil I gegen Ende 1627 niedergeschrieben.

Der vollständige Titel, den Egon seinem Werk gab, ist in seinem Autograph nicht enthalten, da ein originales Titelblatt fehlt<sup>24</sup>; die Abschrift von Marcus Grieser, dem Nachfolger Egons im Priorat, überliefert: „*De Viris Illustribus Monasterii Augiae Maioris seu Divitis Tractatus ab admodum R. P. F. Ioanne Egone quondam dicti Monasterii Priore conscriptus Anno MDCXXX.*“ Egon wusste sehr wohl, dass er sich mit dem für seine Schrift gewählten Titel „*De viris illustribus*“ in eine lange, in der Antike beginnende Reihe von Autoren stellte, dass der Kirchenvater Hieronymus seinem „*Catalogus de scriptoribus ecclesiasticis*“ diese Überschrift gegeben, dass Ildefons von Toledo (den Egon in seiner Marienpredigt erwähnt) im siebten Jahrhundert diese Tradition fortgeführt und Sigebert von Gembloux (ca. 1030–1112) sie nach langer Unterbrechung wieder aufgenommen hatte<sup>25</sup>; vor allem aber wurde das weit verbreitete Standardwerk „*De viris illustribus Ordinis Sancti Benedicti*“<sup>26</sup> des Johannes Trithemius (1462–1516) zum Vorbild dieser ordens- und

<sup>22</sup> Seine Abschrift des ersten Buchs des Metzler'schen Werkes ist erhalten in GLA 65/1101; die dort beigefügte Kopie der Vorrede Metzlers stammt nicht von Egons Hand.

<sup>23</sup> Der zweite Teil des Werkes war damals noch nicht durchgeplant; Vorverweise darauf im ersten Teil sind im Autograph als spätere Nachträge erkennbar (in I, 8) oder nicht zutreffend (in I, 4).

<sup>24</sup> Von anderer Hand ist auf der Seite davor (GLA 65/1098 fol. 97r) vermerkt: „*De Viris Illustribus Monasterii Divit-Augensis. Autographum R. P. Eginonis.*“ Nach seinem Vorwort beginnt Egon mit der Überschrift: „*Libri de Viris Illustribus Monasterii Augiae Maioris Pars I.*“

<sup>25</sup> Eine Übersicht über diese Literaturtradition gibt: Walter Berschin, *Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter*. Stuttgart 1986–2004, Bd. 1, S. 334f.; Bd. 2, S. 313f.; Bd. 4/2, S. 610f. – Herrn Professor Berschin danke ich auch für weitere wichtige Hinweise.

<sup>26</sup> Es behandelt im ersten Buch das Leben St. Benedikts; das zweite trägt die Überschrift „*De doctoribus et praecipuis scriptoribus*“, das dritte „*De sanctis et canonizatis ex eo*“; das vierte handelt über die aus dem Orden hervorgegangenen geistlichen Würdenträger, dem Rang nach

klosterbezogenen Geschichtsschreibung. Hermann Baier erklärt, dass die Anregung zu Egons Werk von dem 1606 verfassten Parallelwerk des Jodocus Metzler über St. Gallen<sup>27</sup> gekommen sei. Da Egon aber Metzlers Schrift vor 1628 nicht gelesen hat, kann sie nur indirekt Vorbild geworden sein: Bucelin nämlich hatte, wie aus dem oben besprochenen Brief hervorgeht, Egon eine mehr oder weniger genaue Nachricht über jenes Werk zukommen lassen, ein „*schediasma*“, was so viel wie eine aus dem Stegreif hingeworfene Beschreibung meint. Nach Lektüre und Abschrift von Metzlers Werk hat Egon dann freilich einiges übernommen, was der St. Galler aufgrund der Bestände der dortigen Bibliothek besser wissen konnte.

In seinem kurzen Vorwort, der „*Praefatio ad lectorem*“, erklärt Egon: „*Bevor wir eine ausführlichere Darstellung der bedeutenden Werke und Taten, die Reichenauer Mönche und Äbte innerhalb und außerhalb ihres Klosters vollbracht haben, in chronologischer Reihenfolge beginnen, wenden wir wohl keine überflüssige Mühe auf, wenn wir jetzt nur summarisch streifen und in einem kleinen Bändchen zusammenfassen, was später in einem ausführlicheren Geschichtswerk, das wir mit Gottes Hilfe vorlegen wollen, an vielerlei Stellen je nach Thema und Anlaß zur Sprache kommen wird. Unsere Absicht ist also, in diesem kleinen Werk, wie immer man es nennen will, eine Anzahl bedeutender Männer der heiligen Insel vorzustellen (wer wäre imstande, dies für alle zu leisten?) und ihre Lebensdaten, ihre Herkunft, ihre hohe Würde und anderes mehr zu erkunden, soweit unser bescheidenes Talent es vermag. Um nun systematisch vorzugehen, erschien es zweckmäßig, das ganze Buch in drei Teile zu gliedern. Im ersten werden wir uns mit Männern befassen, die sich*

---

geordnet: Päpste, Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe. Zusammenfassende Nachträge zur Vollständigkeit erscheinen am Ende der Bücher in Kapiteln mit der Überschrift „*De quibusdam aliis*“. 1492 fertiggestellt, zirkulierte das Werk zu Lebzeiten von Trithemius nur in Abschriften, war aber seit 1605 in einer in Mainz gedruckten Ausgabe greifbar. Außerdem gab es aus der Feder desselben Gelehrten „*De scriptoribus ecclesiasticis*“ und den „*Catalogus illustrium virorum Germaniae*“, beide ebenfalls im letzten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts entstanden. Trithemius fand zahlreiche Nachahmer, von denen Johannes Egon neben dem „*Lignum vitae*“ Arnold Wions die illustrierte „*Prosopographia heroum atque illustrium virorum totius Germaniae*“ (1565/66) des Heinrich Pantaleon und „*De scriptoribus ecclesiasticis*“ von Robert Bellarmin kennt.

<sup>27</sup> KAR (wie Anm. 2) Bd. 1, S. 252. Auch Metzler stellte sich in die Tradition der Gattung und nannte in seinem Vorwort als Vorläufer die Kirchenväter Hieronymus und Ildefons von Toledo, dazu Petrus Diaconus von Montecassino (12. Jahrhundert) und vor allem Johannes Trithemius.

*durch heiligmäßigen Lebenswandel, Frömmigkeit und andere glänzende Tugenden ausgezeichnet haben. Im zweiten werden wir durch Bildung und Gelehrsamkeit herausragende Männer behandeln, an denen die Au sehr reich und fruchtbar war. Im dritten Teil aber werden wir viele anführen, die aufgrund ihrer Verdienste nicht nur verschiedene Bischofssitze, sondern auch Erzbischofssitze und Abtswürden erlangt haben. Dies zu deiner Kenntnis, lieber Leser, und dir alles Gute!*“ Gleich hier fällt auf, dass Egon, wie er es wiederholt tun wird, von seinem Vorhaben spricht, eine umfassende Geschichte der Reichenau vorzulegen, ein Ziel, dessen Verwirklichung ihm indes trotz umfangreicher Vorarbeiten versagt blieb.

Nach der Ankündigung der drei vorgesehenen Teile des Werkes aber findet sich im Autograph der Praefatio durchgestrichen: *„In einem vierten Teil schließlich werden wir einige Männer der Reichenau nennen, die von vornehmerer Abstammung gewesen sind“* („*qui illustriores natales habuerint*“). Die adlige Herkunft zu berücksichtigen war vor allem für Bucelin ein wichtiger Gesichtspunkt, und Johannes Egon hatte in seinen Listen für ihn auch dazu einiges in Erfahrung zu bringen versucht, hatte allerdings gleich hinzugefügt, dass die Quellen zur großen alten Zeit des Klosters kaum Auskünfte über die Herkunft der Mönche gaben, und was Genealogien betraf, wandte er sich immer wieder fragend an Bucelin, den unermüdlichen Sammler und Kenner genealogischer Zusammenhänge, der später seine Forschungen in zahlreichen Bänden veröffentlichte. Zwar vergisst Egon bei seinen Kurzbiographien nicht, auch die adlige Abstammung hervorzuheben; aber eine gesonderte Behandlung dieses Themas ließ er bald fallen, nicht nur wegen der dürftigen Quellenlage, sondern auch weil ihm dieser Gesichtspunkt immer weniger beachtenswert erschien. Bezeichnend dafür ist eine sarkastische Bemerkung, die er gegen Ende des zweiten Teils (II, 29) über einen der Äbte äußert: *„Als seltenes Beispiel unter erlauchteren Herren verband er vornehme Abkunft mit außergewöhnlicher Frömmigkeit und Gelehrsamkeit.“*

In genau abgezierkelter Seiteneinteilung hat Johannes Egon den ersten Teil seines Werkes über die Heiligen und Seligen der Reichenau geschrieben. Die Reichenau konnte ja darauf verweisen, in St. Pirmin einen viel verehrten Heiligen als Gründer zu haben. Während aber in dem früheren Entwurf für Bucelin nur acht Heilige und Selige aufgezählt sind, weitet Egon diesen Kreis nun aus: Um Pirmin schart er nicht weniger als zwölf Heilige und Selige. Vorbild für diese Zahl sind natürlich Jesus und

seine zwölf Apostel; dementsprechend sollen ja auch, wie Hermann der Lahme berichtet, neu gegründete Klöster jeweils mit einem Abt und zwölf Mönchen besetzt worden sein. Neben die drei kanonisierten Heiligen Pirmin, Meinrad und Wolfgang traten jetzt Wetti, der Visionär, die Bischöfe und Kirchengründer Egino und Ratold, der Symeon der Legende vom Kanakrug und Hermann der Lahme, der, wie die Legende berichtet, in besonderer Weise durch die Fürsprache der Gottesmutter das Wirken der Gnade erfahren hatte. Die Aufstockung auf die Zahl Zwölf bereitete einige Schwierigkeiten; Egon behilft sich, indem er seinem Leser erklärt: *„Vor die Namen der übrigen aber werden wir ein ‚B‘ setzen, das dir einen Seligen [Beatus] bezeichnen soll; oder wenn du der Ansicht bist, diese Benennung verbiete sich, wirst du wohl nicht ganz bestreiten, dass das ‚B‘ wenigstens einen Guten [Bonus] bezeichnen kann.“* Mit dieser Vorgabe rechnet er nun noch die Äbte Heddo, Heito, Erlebold, Walahfrid und Alawich I. zu den verehrungswürdigen Männern der Reichenau.<sup>28</sup>

Als Beispiel, wie Egon in seiner Darstellung den Stil von Hagiographie und Legende mit der ihm eigenen Rhetorik verbindet, sei aus dem St. Pirmin gewidmeten Kapitel (I, 1) zitiert: *„Die Schar der Reichenauer Väter soll St. Pirmin anführen, den allein man mit vollem Recht den Vater der Reichenau, ihren ‚Reiniger‘, Patron, ersten Abt und Gründer nennen kann. Seiner Herkunft nach aus Gallien, erfuhr er, in Alemannien sei das Heidentum eben zu Grabe getragen und – wo es auch hingehörte – zur Hölle geschickt worden, doch würden nach Art jener stygischen Hydra seine Häupter durch neue, vom bösen Dämon gesandte Kräfte wiedererstehen, und der römische Glaube sei so bedroht, dass nur geringe Hoffnung bestehe, ihn zu bewahren, wenn nicht rasch Hilfe komme. Darunter litt Pirmin; er begab sich nach Rom und erreichte von Papst Gregor, in Germanien predigen zu dürfen, wo und wie lange er wolle. So kam er alsbald nach Alemannien und fuhr zuerst zur Reichenau. Als er die Insel mit dem Zeichen des heilbringenden Kreuzes ge-*

<sup>28</sup> In einem Nachtragskapitel erscheinen als mögliche Selige neben drei Klausnern noch die Äbte Arnefrid und Waldo; bei Letzterem konnte Egon allerdings nicht wissen, dass die Visio Wettini Vorwürfe gegen ihn erhob und ihn unter die Büßer versetzte. An eine Verehrung des Grafen Gerold dachte niemand mehr. Abt Heito hatte den im Zusammenhang mit den Awarrenkriegen 799 umgekommenen Schwager Karls des Großen im Reichenauer Münster ehrenvoll bestatten lassen und ihn als verehrungswürdigen Märtyrer betrachtet, wie der Visio Wettini zu entnehmen ist.

segnet hatte, wälzten sich kriechend sogleich vielerlei Arten von Untieren, Heere von Nattern, Schlangen und giftigen Kröten scharenweise in den Rhein<sup>29</sup>; von ihnen war wie von einem Feind die Au lange besetzt und daher unwirtlich und unbewohnt geblieben. Daraufhin, als die Insel nun gereinigt und entsühnt war, errichtete Pirmin nach der Regel des heiligen Benedikt im Jahre 724 das angesehene Kloster, das er drei Jahre hindurch gottgefällig leitete.“<sup>30</sup> (Siehe Abb. S. 16/17.)

Dieser Teil I mit seinen Hagiographien zeigt noch nicht den Kenntnisstand und die wissenschaftliche Gründlichkeit wie die folgenden Teile; auch hinterlassen die Verweise auf später folgende Kapitel den Eindruck einer gewissen Vorläufigkeit.

Der Brief an Bucelin vom 10. Februar 1628 hatte eine Wende in Anlage und Ausführung von Egons Werk angekündigt. Das Vorwort zum zweiten Teil, der die Gelehrten und Autoren der Reichenau behandelt, legt dies programmatisch dar: „Zwar war unser Gedanke, das ganze Thema, wie man oben<sup>31</sup> sehen kann, nur in einer kurzen Zusammenfassung zu behandeln [compendio absolvere]; doch mehrere Kontroversen, die sich ungerufen von sich aus aufdrängen, werden diesen Teil länger und daher auch komplizierter werden lassen [...] Da nämlich andere, denen es nicht zusteht, manche Glanzlichter der Reichenau für sich in Anspruch nehmen und sich mit fremden Federn kleiden und schmücken wollen, glaubten wir nicht länger schweigen zu dürfen.“ Und bezeichnend für Egons freundliche und verständnisvolle Wesensart liest man ein paar Sätze weiter: „Indes werden wir die Auseinandersetzung in aller Freundschaft führen und ohne Bitterkeit und Gehässigkeit<sup>32</sup> darüber

<sup>29</sup> Außer an den Bericht der Pirminviten dürfte Egon an das 1624 entstandene Bild im Reichenauer Münster gedacht haben, das die Fahrt Pirmins zur Insel und die Flucht der Schlangen darstellt. Da aber Pirmin von Süden kommt, fliehen die Untiere nach Norden in den Gnadensee, nicht in den Rhein.

<sup>30</sup> Die Datierung der Gründung auf das Jahr 724 geht wahrscheinlich, wie ich zu zeigen versucht habe (in: Heito und Walahfrid Strabo, Visio Wettini. Heidelberg <sup>3</sup>2009 [Reichenauer Texte und Bilder 12], S. 22–24) auf Walahfrids Annahme von einem runden Jahrhundert der Reichenauer Klostersgeschichte bis zu Abt Erlebalds Amtsantritt zurück. Eine Vertreibung Pirmins nach drei Jahren, von der auch die karolingische Vita nichts weiß, ist nicht sicher nachweisbar. Die Kalendare und Martyrologien nennen den 3. November als Pirmins Todestag; er starb bald nach 741. – Die Einführung der Benediktusregel im Kloster Reichenau fällt in spätere Jahrzehnte.

<sup>31</sup> Nämlich in der Gestaltung des ersten Teils, wo jeder Heilige oder Selige eine Kurzbiographie auf jeweils einer Seite erhält.

<sup>32</sup> „Sine felle et odio“, in Abwandlung der bekannten Formulierung des Tacitus (Annales I, 1): „sine ira et studio“.

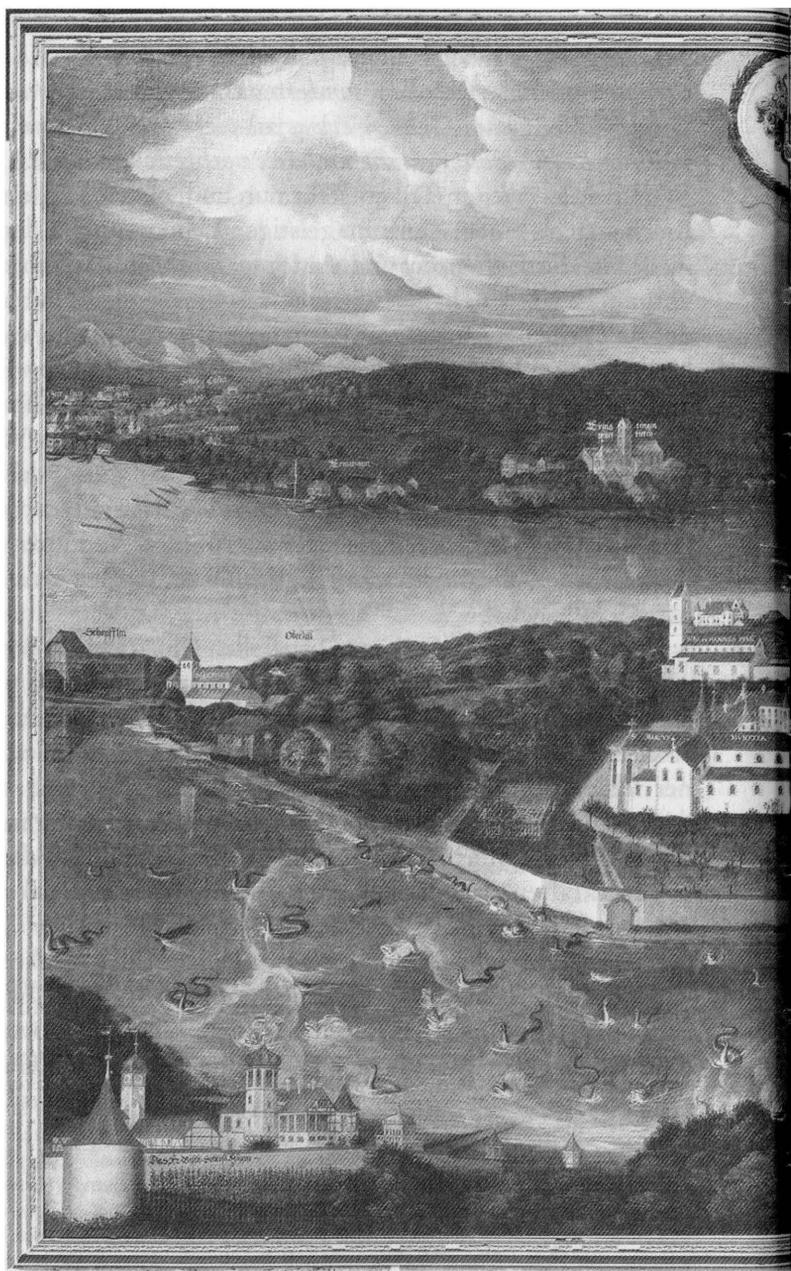
*schreiben; wissen wir doch, dass unsere Gegner diese Männer uns nicht aus Böswilligkeit entreißen und keineswegs den alten Ruhm der Reichenauer schmälern wollen, sondern dass sie sich manchmal aus Liebe zu ihren Klöstern über Gebühr etwas zu viel herausgenommen haben und so ihren Ruhm weiter als die anderen verbreiten wollten.“*

In diesem zweiten Teil entsteht nun zum ersten Mal ein Bild von der Reichenau als einem Zentrum geistigen Lebens, und in den 31 Kapiteln, in denen die Gelehrten und Autoren in chronologischer Reihenfolge vorgestellt werden, haben wir so etwas wie die erste Literaturgeschichte der Reichenau vor uns, eine vorzügliche Übersicht, die, was die Autoren betrifft, kaum Lücken aufweist und die nur aufgrund von Egons bewundernswerter Kenntnis der Quellen und der Literatur zu Stande kommen konnte. Den biographischen Angaben folgt jeweils ein Verzeichnis der Werke des betreffenden Autors. Unverkennbar gehört der panegyrische Ton dazu; denn dem Werktitel „*De viris illustribus*“ entsprechend galt es ja, die großen Sterne der Reichenau zu rühmen. Von ihren Anfängen an, das war jedenfalls die Meinung Egons, habe die Reichenau eine angesehene Schule gehabt.

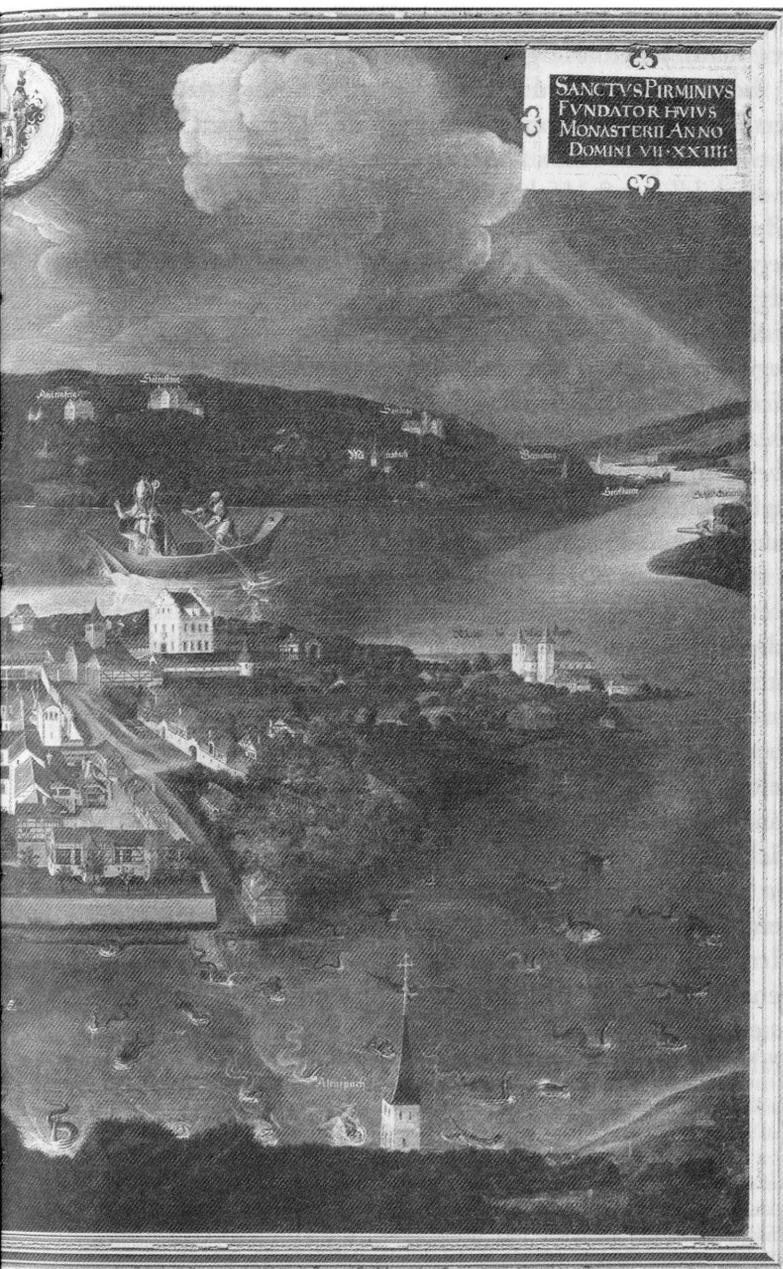
Bereits bei Wetti, dem ersten offiziellen Klosterlehrer der Reichenau<sup>33</sup>, gab es Anlass zu einer Auseinandersetzung. Denn Wettis von Abt Heito aufgezeichnete Vision war damals in der ersten gedruckten, 1513 in Paris erschienenen Ausgabe im Umlauf. Darin aber wurde Wetti mitsamt seiner Vision von den Mönchen des Klosters St. Vinzenz in Metz unter dem Namen Uguetinus als einer der ihren in Anspruch genommen.<sup>34</sup> Johannes Egon konnte den falschen Anspruch mühelos durch den Hinweis entkräften, dass das besagte Kloster in Metz erst viel später gegründet worden war; doch hinderte das einen Florentiner Verleger nicht daran, noch im Jahr 1862 in einem Nachdruck die falschen Angaben zu wiederholen. Gerne hätte Johannes Egon auch Werke Wettis genannt, nahm aber an, dass sie verloren gegangen seien. Er wusste noch nicht, dass aus der Feder Wettis eine ältere Vita des heiligen Gallus stammte, die allein im Codex Sangallensis 553 erhalten geblieben ist.

<sup>33</sup> Walter Berschin, Die Schule der Reichenau (IX.–XI. Jahrhundert), in: ders., *Mittelalterliche Studien*. Heidelberg 2005, S. 229–235.

<sup>34</sup> Clemens Müller, Wettinus – Guetinus – Uguetinus. Ein Beitrag zur Überlieferungsgeschichte von Heitos Visio Wettini, in: Adolf Reinle u.a. (Hrsg.): *Variorum munera florum*, Festschrift für Hans F. Haefele. Sigmaringen 1985. – Heitos Visio Wettini liegt in einer oben in Anm. 30 genannten Neuausgabe vor.



Pirmins Fahrt zur Reichenau. Gemälde im Reichenauer Münster.



Aufnahme: Theo Keller, Reichenau.

Mit großer Freude liest man im 9. Kapitel die Würdigung des Schreibers Reginbert († 846). Johannes Egon hat als Erster nach Jahrhunderten die Bedeutung dieses Mannes für die Reichenauer Bibliothek wieder erkannt. Er zitiert Reginberts bekanntes Exlibris<sup>35</sup> und fährt fort: *„Dieses Denkmal von ehrwürdigem Alter habe ich deswegen ganz zitiert, um damit auf die vorbildliche Sorgfalt unserer Vorfahren und die verabscheuenswerte schlaffe Trägheit der heutigen Mönche hinzuweisen. Denn unser Reginbert hat nicht nur eine so gewaltige Zahl von Büchern mit großer Sorgfalt abgeschrieben, sondern auch aus den Schriften der heiligen Väter Kompendien und Exzerpte angefertigt und sie in schöner Anordnung eingetragen, so dass man staunt, wie ein mit Chorgesang und anderen geistlichen Übungen beschäftigter Mann dies leisten konnte.“*<sup>36</sup> Auch wird neben sehr vielen von ihm in gründlichster Arbeit auf Pergament geschriebenen Büchern bis heute ein Katalog in Form einer langen Rolle, einer sogenannten ‚Rotula‘, aufbewahrt; er führt alle damals in der Reichenauer Bibliothek vorhandenen Bände auf.“ Dass Johannes Egon uns den Inhalt dieses Katalogs durch eine Abschrift gerettet hat, haben wir schon erwähnt.

Von besonderer Bedeutung ist das Kapitel II, 13 über Walahfrid Strabo. Im Autograph nehmen Lebensbeschreibung und Werkverzeichnis drei Seiten ein, die Auseinandersetzung mit Metzler und anderen über die Zugehörigkeit Walahfrids zur Reichenau dagegen nicht weniger als zwanzig Seiten. Es galt nämlich nachzuweisen, dass Walahfrid von Anfang an Mönch der Reichenau gewesen war und nicht, wie Jodocus Metzler hartnäckig behauptete, vor seiner Reichenauer Abtszeit Mönch und Dekan von St. Gallen. Was Egon dazu schreibt, ist ein Musterstück sprach- und geschichtswissenschaftlicher Beweisführung. Er erklärt die Herkunft des Irrtums von Trithemius bezüglich St. Gallen, zieht sodann aus verschiedenen Werken Walahfrids selbst dessen klare Aussagen heran, beruft sich hierauf auf eine Reihe stichhaltiger anderer Quellen (Reginbert, Hrabanus Maurus, das Reichenauer Verbrüderungsbuch, die

<sup>35</sup> Hierzu Walter Berschin, *Mittellateinische Studien* (wie Anm. 33) S. 169–173: Vier karolingische Exlibris; ders., *Eremus und Insula. St. Gallen und die Reichenau im Mittelalter. Modell einer lateinischen Literaturlandschaft*. Wiesbaden 1987, S. 8–11. – Karl Preisendanz, *Reginbert von der Reichenau*, in: *Neue Heidelberger Jahrbücher NF* 1952/53, S. 1–50.

<sup>36</sup> Die mitfühlende Bemerkung verrät zugleich, welche Anstrengung den Prior bei all seinen Verpflichtungen die Arbeit an seinem Werk kostete.

Chronik Hermanns und eine Urkunde) und weist schließlich nach, dass Metzler durch falsch verstandene literarische Floskeln sowie durch falsche Datierung eines Briefes und eines Gedichts seine These stützen wollte. Leider hat Karl Preisendanz, der verdienstvolle Fortsetzer der Arbeit von Alfred Holder zu den Reichenauer Handschriften, bei seiner Teiledition von Egons Werk die seiner Meinung nach überflüssigen polemischen Passagen weggelassen, wo diese doch gerade Kernstücke des wissenschaftlichen Beitrags von Johannes Egon sind.

Der biographische Abriss, den Johannes Egon zu Walahfrid gibt, ist noch sehr lückenhaft. Beim angefügten Werkverzeichnis konnte und musste sich Egon an Metzlers Angaben halten; er differenziert aber, ergänzt durch Bemerkungen zu St. Galler und Reichenauer Beständen und nennt neuere gedruckte Ausgaben. Es blieb nicht aus, dass er auch falsche Zuweisungen übernahm.<sup>37</sup>

Was jedoch Egons Arbeit gebracht hat, sei hier nur durch einen kurzen vergleichenden Blick auf die um 1500 entstandene Chronik des Gallus Öhem angedeutet. Im zweiten Teil seines Werkes bietet Öhem eine Geschichte der Reichenau anhand der Äbtesukzession. Über Walahfrid Strabo bemerkt er zunächst, dass die Frage, ob der Beiname Strabo wirklich auf ein Schielen hinweise, nicht viel bringe; „*er ist aber ein hoher gelehrter man gewesen, dero vil zügknus eines suptilen hirns und vernünfft hinder im verlaussen hat; besonder haut er zway schöne bücher gemacht von dem leben sant Gallen; er hat ouch geschriben von der offenbarung sant Steffan babst und von der wihung des altars sant Petters und Pauls zuo Rom*“. Öhem kennt also die berühmte Gallusvita Walahfrids<sup>38</sup>, doch die andere Werkzuweisung ist ein Irrtum, und alle sonstigen Werke des bedeutenden Mannes sind ihm unbekannt geblieben.

<sup>37</sup> An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, was bei aller Wertschätzung des Werkes von Johannes Egon einer Neuedition im Weg steht: Die biographischen Ausführungen und Werkverzeichnisse müssten mit allzu vielen Ergänzungen und Korrekturen versehen werden. Der interessierte Leser aber sucht nicht einen überholten Stand der Geschichte der Wiederentdeckung der Reichenau, sondern entweder eine aussagekräftige alte Quelle oder eine Zusammenfassung der neuesten Forschungen. Eine Wiedergabe des lateinischen Textes von „*De viris illustribus*“ nach dem Autograph und eine Übersetzung des Werkes, ergänzt durch eine Liste der in die Ausgabe von Pez geratenen Fehler, wird demnächst im Museum Reichenau zur Verfügung stehen.

<sup>38</sup> Die zuletzt erschienene Ausgabe: Walahfrid Strabo, Vita sancti Galli/Das Leben des heiligen Gallus. Lateinisch/Deutsch, übersetzt von Franziska Schnoor, Anmerkungen und Nachwort von Ernst Tremp. Stuttgart 2012. Das erste Buch handelt vom Leben, das zweite von den Wundern des Heiligen.

Dann erwähnt er noch in wenigen Sätzen eine Urkunde Ludwigs des Frommen für die Reichenau und eine angeblich von Walahfrid selbst stammende, zinspflichtige Orte und deren Abgaben betreffende Urkunde, die aber eines der Produkte des Fälschers Udalrich aus dem 12. Jahrhundert ist. Die Bedeutung Öhems für die Überlieferung soll damit nicht herabgesetzt werden; doch sieht man die völlig andere Blickrichtung jener Chronik und die Fortschritte, die Egon zur Wiederentdeckung der Reichenauer Tradition gebracht hat. So musste Stück für Stück vom alten Erbe der Reichenau wieder ans Licht gehoben und bekannt gemacht werden. Bedenken wir, dass noch 1522 der gelehrte Erasmus von Rotterdam, als er zu Schiff auf dem Weg nach Schaffhausen an der Reichenau vorbeifuhr, sich mit der Auskunft zufrieden gegeben hatte, auf der Insel gebe es ein unbedeutendes kleines Nonnenkloster.<sup>39</sup>

Der Höhepunkt des politischen Einflusses der Reichenau war die Zeit des Abtes Hatto. Im Jahre 888 zum Abt der Reichenau gewählt, leitete er zugleich andere Klöster, wurde 891 Erzbischof von Mainz, begleitete König Arnulf zur Krönung nach Rom, wo er vom Papst als Geschenk die Georgsreliquien für die neue Kirche auf der Insel erhielt. Nach dem Tod Arnulfs übernahm Hatto 900 zusammen mit Salomo III., dem Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen, die Regentschaft für den erst siebenjährigen Ludwig, genannt das Kind. Bei den Chronisten, die der sächsischen Seite nahestanden, wurde er allerdings zu dem bösen Bischof, den Teufel in den Ätna warfen (so die Erfurter Chronik) oder der selbst im berühmten Mäuseturm vor den Nagern nicht sicher war (so bei Trithemius). Von den Schattenseiten dieser Persönlichkeit findet sich bei Egon kaum eine Spur, und jedem Leser wird die panegyrische Einleitung des Hattokapitels (II, 18) auffallen, die in der sich steigernden Aufzählung der Eigenschaften eine Rangordnung der Werte und Tugenden verkündet: *„Hattos Leben und seine außergewöhnlichen Leistungen können wegen ihrer Bedeutung, glaube ich, von mir nur mit Schwierigkeiten oder gar nicht dargestellt werden. Denn er war mit den Gaben der Natur und der Gnade so reich ausgestattet, dass man kaum etwas finden kann, was man an ihm vermissen könnte. Forscht man nach seiner ruhmvollen Herkunft: Er stammt aus dem vornehmsten Geschlecht, dem der Könige*

<sup>39</sup> So im 1523 verfassten Brief an Marcus Laurinus (Erasmus, epistulae, ed. Allen, Bd. V, S. 203ff.).

von Frankreich.<sup>40</sup> Schaut man auf seine Würde und Hoheit: Er war Abt der Reichenau und (wenn das zu wenig ist) Erzbischof von Mainz und damit im Rang dem Kaiser am nächsten. Fragt man nach seiner Bildung: Sie war nicht gewöhnlicher Art, sondern gewiß überragend und einem Mann von dieser Bedeutung angemessen. Betrachtet man seine Klugheit bei der Bewältigung seiner Aufgaben: Sie war ganz erstaunlich und einzigartig, so dass Hatto deshalb von einigen Chronisten statt mit seinem Namen einfach ‚der Kluge‘, von anderen ‚der Geniale‘, von manchen auch ‚der Scharfsinnige‘ genannt wurde.<sup>41</sup> Achtet man auf seine Gewandtheit und die seiner Tüchtigkeit entsprechende Bereitschaft, alle, auch die schwierigen Unternehmungen, zu Ende zu führen, wird man sie bewundernswert finden und von einem Ausmaß, wie es nur von den großen Heroen erbracht wird; so kann man gerade hier lernen, dass Tatkräftige von Tatkräftigen stammen und von einem Adler keine schwache Taube zur Welt gebracht wird. Nimmt man schließlich, was das Entscheidende ist, auch sein Leben als Ganzes in den Blick, so wird man erkennen, dass – um es mit einem Wort zu sagen – hier ein Heiliger heilig gelebt hat.“ Diesen Abt und Bischof wollte Egon auch in der Reihe seiner Gelehrten und Autoren nicht auslassen. Er tat dies mit Recht, obgleich er noch nicht wissen konnte, dass Hatto aller Wahrscheinlichkeit nach der Verfasser der älteren Vita der heiligen Verena war, die der Gemahlin Karls III., Richardis, gewidmet ist.<sup>42</sup>

Bei der Behandlung des Abtes Berno und seiner Schriften war Egon ganz auf Trithemius angewiesen. Den Grund dazu beklagt er in der für Bucelin angelegten Autorenliste: „Ich finde (das muß ich offen zugeben) fast keine von Bernos Schriften in unserer Bibliothek, was mich in höchst-

---

<sup>40</sup> Hatto stammte aus dem angesehenen Adelsgeschlecht der Hattonen und war ein Verwandter des Erzbischofs Liutbert von Mainz; mit dem französischen Königshaus, wovon Lазius irrtümlich spricht, bestand keine verwandtschaftliche Beziehung. – Zu Hatto: Friedrich Knöpp, Die Reichsabtei Lorsch. Festschrift zum Gedenken an ihre Stiftung 764. Teil 1, Darmstadt 1973, S. 261–267; Rappmann/Zettler, Reichenauer Mönchsgemeinschaft (wie Anm. 18) S. 299f.; M. Wiech: Das Amt des Abtes im Konflikt (Bonner Historische Forschungen 59) 1999, S. 166ff.; Helmut Maurer in: Die deutschen Königspfalzen Bd. 3. Göttingen 2003, S. 512 und 553.

<sup>41</sup> Hattos überragendes Talent bezeugen die alten Chroniken: Öhem (S. 59), die Annales Fuldenses (zum Jahr 891), die Continuatio Reginonis (zu 912), Hermann (Chronicon zum Jahr 891).

<sup>42</sup> Hierzu: Theodor Klüppel, Reichenauer Hagiographie zwischen Walahfrid und Berno. Sigmaringen 1980, S. 62f. Der Text der Vita ist veröffentlicht in: Adolf Reinle, Die heilige Verena von Zurzach. Legende, Kult, Denkmäler. Basel 1948.

tem Maß ärgert und betrübt.“ Die gleiche Fehlanzeige in den Reichenauer Beständen galt auch für die Werke Hermanns des Lahmen und daher notgedrungen auch dieselbe Abhängigkeit von Trithemius und Metzler, um ein Werkverzeichnis vorlegen zu können. So besteht bei Egon ein eigentümliches Missverhältnis zwischen seiner nur partiellen Kenntnis der Schriften Hermanns und seinem Eifer, den berühmten Mann für sein Kloster in Anspruch zu nehmen.<sup>43</sup> Bei Trithemius liest man übrigens zum ersten Mal, dass das „*Salve Regina*“ von Hermann stamme; damit hat der bisweilen leichtsinnige Kompilator der Reichenau zu wohl unverdientem Ruhm verholfen.<sup>44</sup> Jedoch hat Trithemius Hermann den Lahmen als St. Galler Mönch betrachtet, und darauf beriefen sich, wenigstens teilweise, die St. Galler und ihr Chronist Metzler immer noch. Der St. Galler Hermann, so erklärte Metzler, konnte sich ja auf der Reichenau aufgehalten oder als Mönch dorthin gewechselt haben oder aber als Lehrer dorthin abgeordnet worden sein. Alles hing dabei ab vom Verständnis der Stelle aus Hermanns Chronik, die zum Jahr 1048 bemerkt: „*Der Kaiser (Heinrich II.) brach von Ravensburg, wo er Ostern verbrachte, auf und zog wieder nach Alemannien, kam auf unsere Reichenau und ließ am 24. April in seiner Gegenwart die von dem Herrn Abt Berno errichtete neue Basilika des heiligen Evangelisten Markus, unseres Patrons, von Theoderich, dem Bischof von Konstanz, weihen; und nachdem er das Fest dieses Heiligen bei uns verbracht hatte, feierte er die Himmelfahrt des Herrn in Zürich, Pfingsten in Solothurn.*“ Auf diese Stelle beruft sich Egon natürlich vor allem; er konnte zusätzlich darauf verweisen, dass es außer Trithemius keine alte Quelle gab, die Hermann als St. Galler ausgewiesen hätte, und dass die meisten Historiker, von denen er nicht weniger als zehn anführt, Hermann nur als Reichenauer Mönch kannten. Der umgängliche Prior empfand das Bedürfnis, mit Jodocus Metzler selbst darüber ins Gespräch zu kommen, und sandte ihm seine Ergebnisse zu. Er war bitter enttäuscht von der Reaktion des St. Gallers und schreibt: „*Er wärmte nur seinen so oft hervorgeholten alten Kohl*

<sup>43</sup> Hingewiesen sei auf zwei Publikationen in der Reihe *Reichenauer Texte und Bilder*: Walter Berschin und Martin Hellmann, *Hermann der Lahme, Gelehrter und Dichter*. Heidelberg 2004; sowie: Hermann der Lahme, *Opusculum Herimanni*, eingeleitet, herausgegeben und übersetzt von Bernhard Hollick. Heidelberg 2008. – Die Reichenau würdigte Hermann im vergangenen Jahr anlässlich der 1000-Jahrfeier seiner Geburt mit zahlreichen Vorträgen und einer Ausstellung.

<sup>44</sup> Zu dieser Frage jetzt Walter Berschin in: *Hermann der Lahme* (wie Anm. 43), S. 96–103.

wieder auf, jene Stelle der Chronik stamme nicht von Hermann, und erklärte ferner, der ganze restliche Teil der Chronik ab dem Jahr 1040 sei unecht und von einem andern als Ergänzung hinzugefügt.“ Wieder hatte Egon, der mehrere Überlieferungen und Drucke der Chronik zur Hand hatte, die besseren Argumente: Zumindest bis 1052 stamme alles noch von Hermann, da er zu diesem Jahr vom Tod seiner Mutter berichte und sie eindrucksvoll würdige. Aber mit Metzler war darüber nicht mehr zu reden. Mit einem 25 Jahre jüngeren Prior eines unbedeutenden Klosters diskutiert man nicht, schon gar nicht, wenn er Recht haben könnte.

Für den dritten Teil mit Bischöfen und Äbten, die sicher oder wahrscheinlich aus dem Kloster Reichenau hervorgegangen waren, zieht Johannes Egon verstärkt das Reichenauer Verbrüderungsbuch und das Necrologium B heran, die heute beide in Zürich liegen, und beschreibt diese Bücher, irrt sich aber insofern, als er unter den eingetragenen Namen viel zu viele Mönche der Reichenau erkennen will; eine kritische Benutzung vor allem des erst nach und nach erschlossenen Verbrüderungsbuchs war ihm noch nicht möglich. Dies hat zur Folge, dass von den über dreißig Bischöfen, die Egons Behauptung nach Mönche der Reichenau gewesen sein sollen, dies nur für 15 davon zutrifft. Jedoch hat er sich zu allen Genannten in verstärktem Maß in der Literatur umgesehen; die biographischen Erzählungen werden ausführlicher, die Literaturangaben immer zahlreicher. Begonnen hat Egon den dritten Teil wieder mit Pirmin; auf ihn ließ er die Reihe der Bischöfe folgen. Die Erzbischöfe nahm er in die Mitte und brauchte so die dann folgenden Äbte im Rang gegenüber den Bischöfen nicht tiefer zu stellen.

Bei der Darstellung von St. Pirmins Wirken scheint unseren Autor das kritische Denken verlassen zu haben. Jetzt, wo es um die Größe des Gründers der Reichenau ging, kamen alle Berichte einschließlich denen des Trithemius nur gelegen, und so steht dann Pirmin zum Schluss des langen Kapitels als Gründer einer stattlichen Reihe von 21 Klöstern da. Auch die von Egon geschätzte Chronik des Gallus Öhem hat zu dieser ruhmvollen Zahl kräftig mitgeholfen. Heute ist man sich nur über drei Gründungen einig (Murbach, Reichenau und Hornbach), über wenige andere (Schuttern, Schwarzach) sind Vermutungen möglich, wie Richard Antoni neuerdings feststellt.<sup>45</sup> Interessant werden Egons Ausfüh-

<sup>45</sup> In: Dorothea Walz/Jakobus Kaffanke (Hrsg.), *Irische Mönche in Süddeutschland*. Heidelberg 2009, S. 157–182. Antoni stellt sogar den Aufenthalt Pirmins auf der Reichenau infrage.

rungen zu Pirmin und seinen wirklichen und angeblichen Gründungen allerdings dadurch, dass er Bestand und Veränderungen bei den Wichtigsten der genannten Klöster bis in seine Zeit vermerkt, Kontinuität lobt und Verluste bedauert – ein Gesichtspunkt, den ihm einerseits die wechselvolle Geschichte seines eigenen Klosters, andererseits die Gegenreformation geradezu aufdrängten. So fließt unter den zeitgeschichtlichen Angaben bei der Erwähnung des Klosters Murrhardt, das der Herzog von Württemberg an sich gerissen hatte, auch ein Hinweis auf das Restitutionsedikt von 1630 ein, in dem Ferdinand II. die Rückgabe der von den Protestanten eingezogenen geistlichen Güter verfügte; und Egon erwähnt nebenbei, es sei das Jahr, in dem er dieses Pirminkapitel schreibe.

Leider verfiel Egon bezüglich der Herkunft des Abtes Waldo, der die Reichenau 786–806 regierte, einem Irrtum und kam zu der Behauptung, er sei von Anfang an Mönch der Reichenau gewesen (III/I, 7). Diesmal hatte Metzler recht; denn da Egon offensichtlich die „*Casus sancti Galli*“ des Ratpert nicht kannte und daher nicht wusste, dass der adelsstolze Mönch und Abt von St. Gallen mit dem Konstanzer Bischof Eginon in Streit geraten war und daraufhin an das vom Bischof unabhängig gewordene Kloster Reichenau wechselte, nimmt er fälschlicherweise für St. Gallen einen anderen Abt gleichen Namens an und zeichnet ein Charakterbild Waldos, bei dem der für diesen Mann so bestimmende Ehrgeiz und Stolz nicht zur Sprache kommt.

Da Egon sein großes Pirminkapitel, das erste Kapitel des dritten Teils, in das Jahr 1630 datiert, muss er den zweiten Teil in den Jahren 1628 und 1629 abgefasst haben; in das Jahr 1629 fiel dann auch die für Egon enttäuschende Korrespondenz mit Metzler. Und noch vor der Zeit, in der Egon im dritten Teil die aus dem Reichenauer Konvent hervorgegangenen Bischöfe behandelte, hatte er an Bucelin den diesem Thema gewidmeten „*Catalogus Episcoporum ex Augiensi monasterio ad diversas sedes assumptorum*“ gesandt (jetzt unterschrieb er „*Tuus F. J. E.*“). Die Arbeit an Teil III zog sich jedoch noch lange hin; denn in III / I, 26 (über Bischof Heinrich von Chur) verweist Egon auf eine Stelle in Band XI der „*Annales ecclesiastici*“ des Baronius; der betreffende Band wurde in Konstanz erst im Jahr 1632 angeschafft.

In den Kapiteln des dritten Teils mit den über fünfzig Kurzbiographien von Bischöfen und Äbten öffnen sich sozusagen die Klosterpferten, das Blickfeld erweitert sich geographisch und streift über Jahrhunderte der

Geschichte. Beispiele: In dem Liutward von Vercelli gewidmeten Kapitel erfährt man Vorgänge und Verwicklungen der Regierungszeit Karls III.; im Kapitel über Gebhard I. von Konstanz erzählt Egon von den Normannenkriegen des 9. Jahrhunderts, da von der Korrektur einer falschen Nachricht hierzu für ihn die Glaubwürdigkeit der Reichenauer Markuserzählung abhängt. Im Abschnitt über Bischof Otwin liest man nicht nur Einzelheiten zu Magdeburg und Hildesheim, sondern auch zu Einsiedeln und Pavia. Mit Heinrich von Chur werden wir in die Zeit des strengen Papstes Gregor VII. versetzt; ähnlich kommt bei Abt Eberhard von Nellenburg der Streit zwischen Heinrich IV. und Gregor zur Sprache, die Auswirkung für den Abbatat auf der Reichenau und die mit Waffen ausgetragenen Kämpfe zwischen den Klöstern Reichenau und St. Gallen; mit Diethelm von Krenkingen wird die Zeit Barbarossas und Heinrichs VI. in Erinnerung gebracht.

Im ersten Bereich des dritten Teils ist allerdings aus Änderungen und dem daraus entspringenden Fehler in der Durchzählung bereits erkennbar, dass Egon sein Werk nicht vollständig zu Ende geführt hat. Der Teil III/II aber, der für die aus der Reichenau hervorgegangenen Erzbischöfe vorgesehen war, besteht nur noch aus einem kurzen und offensichtlich abgebrochenen Kapitel über Hatto; danach sind im Autograph viereinhalb Seiten leer geblieben. In seinem früheren Bischofskatalog für Bucelin hatte Egon nach der Nennung Hattos erklärt, seiner Sache ziemlich sicher zu sein, wenn er auch die drei Erzbischöfe Willibert von Köln, Liutbert von Mainz und Liubram von Salzburg als ehemalige Mönche der Reichenau betrachte; die Zahl der unbeschriebenen Seiten des Autographs lässt darauf schließen, dass er zunächst wohl bei seinem Urteil geblieben war. Recht hatte er indessen nur noch bezüglich der Person Liutberts, des Erzbischofs von Mainz und Erzkanzlers Karls III.<sup>46</sup>, und er hätte gewiss ein stattliches Kapitel über ihn verfasst. Doch nach dem eilig hingeschriebenen Hattokapitel hat Egon die Arbeit zunächst abgebrochen.<sup>47</sup>

<sup>46</sup> Liutbert, mit Hatto verwandt, war Mönch der Reichenau und brachte es zum Erzkanzler Karls III., Erzbischof von Mainz (863–889) und Abt von Weißenburg, Ellwangen und Stablo-Malmedy. Zu ihm vgl. Rappmann/Zettler, Reichenauer Mönchsgemeinschaft (wie Anm. 18) S. 404.

<sup>47</sup> In der Ausgabe von Bernhard Pez, Sp. 761 (s.o. Anm. 3), steht an dieser Stelle dementsprechend: „*Horum omnium hucusque ab admodum R. P. Joanne Egonio Priore Augiensi anno 1630 conscriptorum atque ex autographo eiusdem ad verbum fidelissime transcriptorum finis hic est; neque plura de monachis Augiae ad archiepiscopatus promotis subiunxit. Sequentia [sc. die Äbteliste, Sectio III] tamen contexit.*“

Die Sectio III des dritten Teils behandelt dann in teilweise ungewohnter Kürze zwanzig Äbte, die aus dem Kloster Reichenau hervorgegangen sein sollen; leider entspricht Egons Zuweisung zur Reichenau nur in elf oder zwölf Fällen den geschichtlichen Tatsachen. In dieser Äbte-Liste, bei der im Autograph die Kapiteldurchzählung noch fehlt, liegt ein Nachtrag vor, der freilich ebenso wie die früheren Kapitel auf lange Vorarbeit zurückgeht. Egon hat ihn hinzugefügt, um das Werk einigermaßen abzuschließen.

Wie aber könnte der Gesamtplan für das nicht vollendete Werk ausgesehen haben? Offensichtlich wollte der Verfasser nach verschiedenen Ansätzen und Versuchen schließlich den Aufbau des Ganzen und die Zahl der Kapitel sinnvoll abrunden. Wenn Teil I mit den Heiligen und Seligen 14 Kapitel umfasst, die Teile II und III/I mit den Gelehrten und den Bischöfen jeweils 31 Kapitel, und wenn am Ende entsprechend der Skizze zwanzig Kapitel für Äbte vorgesehen waren, könnte Egons Absicht – zumindest in der Endphase der Arbeit an „*De viris illustribus*“ – gewesen sein, dass das Werk die runde Zahl von hundert Kapiteln enthalten sollte.<sup>48</sup>

Nicht nur „*De viris illustribus*“ ist unvollendet geblieben, sondern auch ein wiederholt angekündigtes Hauptwerk, das die Geschichte der Reichenau umfassend darstellen sollte, ist nicht zu Stande gekommen. Dafür lassen sich mehrere Gründe anführen. Als „*expertissimus oeconomus*“ hat Stahel diesen Prior bezeichnet, denn die Aufgabe der Leitung des Klosters und seiner wirtschaftlichen Verwaltung hat Egon sehr ernst genommen. Er war auch darauf bedacht, den Besitz des Klosters zu mehren, und Stahels Chronik (in dieser Hinsicht eine durch die Wiedergabe der Urkunden ergiebige Quelle) berichtet von Käufen und Verträgen in den Jahren 1629 und 1638 bis 1641. So kam z. B. unter Egon das „Bürgle“ genannte Schlösschen Windegg in Niederzell wieder in den Besitz des Klosters.<sup>49</sup> Solche Erwerbungen sollten und konnten dem Kloster wieder eine gewisse, wenn auch bescheidene Unabhängigkeit bringen; und es ging damit gut, solange Egon, der die Wertschätzung des Bischofs genoss, im Amt war. Danach allerdings zogen der Bischof und seine Verwalter

<sup>48</sup> Überraschend wird im Vorwort zum dritten Teil ein vierter Abschnitt angekündigt, der Männer behandeln sollte, die zwar ihre Profess nicht auf der Reichenau ablegten, dort aber studierten oder aus anderen Gründen sich in das Verbrüderungsbuch eintragen ließen. Auf die Ausführung eines solchen Teils aber gibt es keinerlei weiteren Hinweis mehr.

<sup>49</sup> Stahel (wie Anm. 2), Clm 15017, fol. 255v f.; KAR (wie Anm. 2) Bd. 2, S. 1064.

die Nutzung der vom Konvent aus dessen Ersparnissen gekauften Güter wieder an sich.<sup>50</sup> Egon selbst trat nicht wie manche (daraufhin prompt abgesetzte) Vorgänger und Nachfolger im Priorat energisch und kompromisslos für eine Loslösung vom Bistum Konstanz ein; aber wie er über die Inkorporation dachte, lässt er an einigen Stellen deutlich durchblicken.<sup>51</sup> Nicht vergessen sei, dass sich Egon um die Restaurierung des Mittelzeller Münsters kümmerte und dort, wie Stahel berichtet, drei neue Altäre errichten ließ, später noch einen Rosenkranzaltar.

Doch welche ganz andere Belastung auf den Prior zukam, erklärt ein Blick auf die verheerenden Ereignisse im Bodenseegebiet. Der Krieg hatte schon lange seine Schatten vorausgeworfen<sup>52</sup>; 1630 wurde daher die Heilig-Blut-Reliquie von dem Reichenauer Mönch Maurus Speth in das Zisterzienserinnenkloster Günterstal bei Freiburg verbracht. Im April 1632 marschierten die Schweden vor Ravensburg auf; im Herbst desselben Jahres nahmen Württemberger und Franzosen Radolfzell ein. Geplündert wurde von den Schweden auch das Kloster Schienen. Kaiserliche Truppen, die die Stadt Konstanz zu ihrem Schutz aufnehmen sollte und deren Einquartierung eine drückende Last war, wurden zum Teil auf die Reichenau verlegt. Im Sommer 1633 war beinahe das ganze badische Oberland in feindlicher Hand, und am 7. September stand das schwedische Heer vor Konstanz und belagerte die Stadt einen Monat lang, bevor es ergebnislos abzog. Die bäuerliche Bevölkerung, deren Dörfer geplündert und in Asche gelegt wurden, war das Opfer beider Seiten. Die Reichenau blieb durch ihre Insellage vor feindlichen Übergriffen noch verschont, war aber deshalb auch das Ziel zahlreicher Flüchtlinge. Bei der Versorgung des Klosters gab es trotz der Bemühungen des Priors, der sich im Jahr 1632 deswegen an den Bischof wandte, Schwierigkeiten, da die Mittel des Hochstifts Konstanz durch die kriegsbedingten Belastungen knapp wurden und die zu Abgaben verpflichteten Gemeinden völlig verarmt waren. 1634 brach zu all diesem

<sup>50</sup> KAR (wie Anm. 2) Bd. 1, S. 254.

<sup>51</sup> So lobt er den Konstanzer Bischof Johannes (760–782), der zugleich Abt von Reichenau und St. Gallen war, er habe bei Kaiser Karl erwirkt, dass diese Klöster vom Bistum Konstanz exemt wurden (II, 2; cf. III/I, 5). Empört und ungewöhnlich scharf tadelt er andererseits die Inkorporation des einst bedeutenden Klosters Lorsch in die Mainzer Erzdiözese (III/III, 9). Man erkennt sofort, worauf diese Bemerkung anspielt.

<sup>52</sup> Vgl. zum Folgenden: KAR (wie Anm. 2) S. 253f. – Konrad Beyerle, *Konstanz im Dreißigjährigen Kriege*. Heidelberg 1900. – Wolfgang Zimmermann in: *Geschichte der Stadt Konstanz* Bd. 3, Konstanz 1991, S. 221 ff. – Stahel (wie Anm. 2), Clm 15017 fol. 260v ff.

Unglück noch die Pest aus, die im folgenden Jahr ihren Höhepunkt erreichte und drei Jahre hindurch wütete.

Dennoch hat Johannes Egon den Plan, ein groß angelegtes Geschichtswerk zur Reichenau zu schaffen (er spricht von „*fusiores commentationes historicae*“ oder „*annales*“, zuletzt in III/I, 18), nicht aufgeben und hat, wie ein Brief eines Weingartner Mönches bestätigt<sup>53</sup>, seine Studien unermüdlich bis in seine letzten Lebensmonate fortgeführt.<sup>54</sup> Vielleicht hängt der verkürzte Abschluss von „*De viris illustribus*“ mit diesem Ziel zusammen: Die Biographien der auswärtigen Äbte, die Mönche der Reichenau gewesen waren, lenkten ja von der Geschichte des Klosters eher ab. Die Bemerkung Egons im knappen Vorwort zu Teil III/III, er wolle im Folgenden auf die ausführliche Darstellung der Werke und Taten der Äbte verzichten, um seinem Buch den Charakter eines Abrisses zu lassen, zeigt, dass er aufgrund seiner vertieften Studien nun erst recht alles bisher Niedergeschriebene nur noch als vorläufig betrachtete. Bedenkt man aber, dass die Abfassung von „*De viris illustribus*“ etwa fünf Jahre beanspruchte, ohne dass das Buch fertig geworden war, wird klar, dass angesichts der Not der Zeit, der beklagenswert labilen Gesundheit Egons und der wenigen Jahre, die ihm noch verblieben, die Vollendung eines größeren Werkes nicht möglich gewesen sein kann, obwohl er dafür viel Vorarbeit geleistet hatte. Von all seinen sicher umfangreichen Notizen ist aber nichts erhalten. Es gibt zwar Äußerungen, dass ein solches Annalenwerk Egons auf der Reichenau vorhanden gewesen sei; Karl Preisendanz<sup>55</sup> verweist auf zwei Zeugnisse hierzu. Es kann sich aber nur um eine größere Materialsammlung, nicht um eine durchformulierte Darstellung gehandelt haben. Das lässt sich daraus erschließen, dass Stahel zwar an mehreren Stellen ganze Passagen aus „*De viris illustribus*“ zitiert und sich auf dieses Werk beruft, aber nirgends einen Ausschnitt aus Annalen heranzieht. Immerhin nahmen sich

<sup>53</sup> Zitiert bei Stahel, Clm 15017 fol. 286r f. bzw. GLA 65/1099, fol. 143v.

<sup>54</sup> Neue Annalen der Reichenau zu schreiben, war auch dadurch zu einer noch schwierigeren Aufgabe geworden, dass inzwischen die Arbeiten des 1591 abgesetzten Reichenauer Priors Lazarus Lipp, der 1629 in Einsiedeln gestorben war, auf die Reichenau gekommen waren; späte Randnotizen in Egons Manuskript zeugen davon. Lipps Manuskripte sind in dem Sammelband GLA 65/1101 enthalten. Darin finden sich an einigen Stellen Randbemerkungen Egons.

<sup>55</sup> Wie Anm. 2, S. 63 (Zitat aus dem nach Stahels verlorenem Verzeichnis angefertigten Katalog des Magnoald Ziegelbauer, Nr. 124); S. 266f. (Friedrich von Hundbiß-Waltrams schreibt im Jahr 1802, er habe unter alten Codices auch „*Joh. Egonis Prioris Augiae, annales Augienses, cod. Chartac. in 4<sup>o</sup>*“ gesehen).

die Reichenauer der Schrift Egons über deren bedeutende Männer an; von Marcus Grießer, Egons Nachfolger im Priorat, ist eine gute Abschrift erhalten. Besonders aber wusste der Prior Maurus Hummel (1717–1752) Egons Werk zu schätzen; er ließ es dem Bibliothekar des Benediktinerklosters Melk, P. Bernhard Pez, zur Publikation zukommen, und 1721, fast 80 Jahre nach Egons Tod, wurde es in dem von Pez herausgegebenen „*Thesaurus Anecdotorum Novissimus*“ gedruckt.<sup>56</sup>

Die Verehrung der Gottesmutter war Egon immer ein besonderes Anliegen, wie es schon seine Predigt in Dillingen gezeigt hatte. So gründete er im Jahr 1642 eine Marianische Bruderschaft, die „*Archifraternitas SS. Rosarii Beatae Mariae Virginis*“ (Erzbruderschaft des hochheiligen Rosenkranzes der seligen Jungfrau Maria). Eine solche Kongregation, die auch viele Laien aufnahm und nicht nur das Gebet, sondern eine vollkommene Lebensführung ihrer Mitglieder zum Ziel hatte, war in Egons Studienort Dillingen zuerst eingeführt worden, und auch die Konstanzer Jesuiten hatten gleich am Anfang des 17. Jahrhunderts vier davon gebildet; ebenso leiteten dort die Dominikaner eine Rosenkranzbruderschaft.<sup>57</sup> Für die Reichenau genehmigte und bestätigte der Provinzial der Dominikaner in Deutschland die Gründung im Juni 1642, und Egon legte in einer Urkunde die Aufnahme und die Pflichten der Mitglieder fest, zu denen auch Frauen gehörten.<sup>58</sup>

Angesichts des hohen Ansehens, das Egon genoss, verwundert es nicht, dass sich sogar das Gerücht hielt, der Konstanzer Bischof habe ihn als Weihbischof vorgesehen. Als im Jahr 1639 ein neuer Abt für das Kloster Petershausen zu wählen war, wirkte dabei neben dem Abt von Weingarten und Gabriel Bucelin auch Egon in der Kommission als Skrutator mit. Die nie abgerissene freundschaftliche Verbindung mit Bucelin führte im Juni 1642 zu einem einwöchigen Aufenthalt des berühmten Gelehrten auf der Reichenau. Damals besuchten die beiden Freunde die Radolfzeller Kapuziner<sup>59</sup> und waren gern gesehene Gäste des Abts von Petershausen und des Konstanzer Bischofs.<sup>60</sup>

<sup>56</sup> Hierzu Georg Pfeilschifter in: KAR (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 1010.

<sup>57</sup> Hierzu: Konrad Gröber, Geschichte des Jesuitenkollegs und -Gymnasiums in Konstanz. Konstanz 1904, S. 202–210.

<sup>58</sup> Beide Dokumente und ein Mitgliederverzeichnis gibt Stahel in Clm 15017, fol. 283r–286r wieder.

<sup>59</sup> Diese hatten sich in der Zeit der großen Pest um die Pflege der Kranken auch auf der Reichenau besonders verdient gemacht; vgl. KAR (wie Anm. 2) Bd. 1, S. 254.

<sup>60</sup> Claudia Maria Arndt, Bucelin (wie Anm. 7) S. 86.

Seine angegriffene Gesundheit, die Egon durch seinen rastlosen Einsatz nicht geschont hatte, erzwang schließlich im Oktober 1642 den Rücktritt von seinem Amt, wobei man ihm ehrenhalber in Würdigung seiner Verdienste den Titel des Priors beließ. Für einige Monate übernahm Maurus Speth die Amtsgeschäfte, bis im Mai des folgenden Jahres Marcus Grießer als Nachfolger eingesetzt wurde. Johannes Egon starb am 25. Juli 1643 und wurde, wie Stahel berichtet, in dem St. Benedikt geweihten Chor des Reichenauer Münsters bestattet, also im linken Querschiff auf der Epistelseite (d. h. vom unten stehenden Betrachter gesehen vorn rechts), unterhalb der Stufen und der hölzernen Chorschranke.<sup>61</sup> Von dem Grab ist nichts mehr zu sehen; wir kennen nur den von Stahel überlieferten Wortlaut des Epitaphs: „*Obiit admodum Reverendus Pater Joannes Egon, Monasterii Augiae Divitis Prior dignissimus, 25. Julii anno 1643. Cuius anima requiescat in pace. Amen.*“

## Anhang

Die von Johannes Egon in seinem Werk „*De viris illustribus Monasterii Augiae Maioris seu Divitis*“ behandelten Männer der Reichenau:

### *I. Heilige und Selige der Reichenau*

1. St. Pirmin (Bischof, gründet Kloster Reichenau um 724; † nach 741 in Hornbach), 2. St. Meinrad (Mönch und Einsiedler, † 861), 3. St. Wolfgang (Schüler der Reichenau, Bischof von Regensburg, † 994), 4. Wetti (Leiter der Reichenauer Klosterschule, † 824), 5. Eginio (Bischof von Verona, Gründer von Niederzell, † 802), 6. Ratold (Bischof von Verona, Gründer von Radolfzell, † um 845), 7. Symeon (Besitzer des Kanakruges, 1. Viertel des 10. Jahrhunderts), 8. Hermann der Lahme (bedeutendster Gelehrter der Reichenau, Verfasser einer Weltchronik, 1013–1054), 9. Eddo (Abt von Reichenau, Bischof von Straßburg, Gründer von Ettenheimmünster, † nach 762), 10. Heito (Abt von Reichenau 806–822/3, Bischof von Basel, † 836), 11. Erlebold (Abt von Reichenau 822/3–838, † 847), 12. Walahfrid Strabo (Abt von Reichenau 842–849, † 849), 13. Ala-

<sup>61</sup> Clm 15017, fol. 288r und GLA 65/1099, 101r und 143v: „*Sepultus in choro S. Benedicti in cornu Epistolae infra gradus et clathrum ligneum.*“

wich I. (Abt von Reichenau 934–958, † 958). In einem vierzehnten Kapitel erwähnt Johannes Egon weitere Männer, die man seiner Meinung nach zu den Seligen zählen könnte: Arnefrid (Abt von Reichenau und Bischof von Konstanz 736–746), Waldo (Abt von Reichenau 786–806, davor Abt von St. Gallen, danach von St. Denis, † 814), die Reklusen Heinrich (12. Jahrhundert?), Waning und Ato (beide 10. Jahrhundert).

## II. Gelehrte und Autoren der Reichenau

1. Arnefrid (Bischof von Konstanz und Abt von Reichenau 736–746; s.o. I, 14), 2. Johannes (Bischof von Konstanz und Abt von Reichenau 760–782), 3. Waldo (s.o. I, 14), 4. Edefrid (8. Jahrhundert, angeblich Verfasser von Werken in sächsischer Sprache), 5. Heito (s.o. I, 10), 6. Erlebold (s.o. I, 11), 7. Wetti (s.o. I, 4), 8. Tatto (Leiter der Klosterschule seit 824, wahrscheinlich ab 831 Abt in Kempten, † 847), 9. Reginbert (Schreiber, Verfasser des ersten Bibliothekskatalogs, † 846), 10. unbekannter Verfasser der Erzählung von den Wundern des heiligen Genesius (1. Hälfte 9. Jahrhundert), 11. Theganmar (Dekan, Propst in Niederzell, Beichtvater der Mönche, † nach 825), 12. Kerard (unbekannter Verfasser eines Werkes über Synonyme, 9. Jahrhundert?), 13. Walahfrid Strabo (s.o. I, 12), 14. Grimald (nicht Mönch; Schüler und Lehrer an der Klosterschule Reichenau, Kapellan am kaiserlichen Hof in Aachen, Erzkapellan und Vorsteher der Kanzlei Ludwigs des Deutschen, Abt von Weißenburg, 841–872 Abt von St. Gallen), 15. Ermenrich (Mönch von Ellwangen, Schüler Walahfrids auf der Reichenau, Bischof von Passau 866–874, Verfasser der Epistel an Grimald), 16. Buntwid (richtige Namensform Rantwic? Unbekannt; er soll dem Kloster Bücher vermacht haben), 17. St. Meinrad (s.o. I, 2), 18. Hatto (Abt von Reichenau 888 bis 913, auch von Ellwangen, Lorsch und Weissenburg, übernahm für Ludwig IV. die Leitung des Reiches und half bei der Regelung der Nachfolge, † 913), 19.–22. die unbekanntenen Verfasser der Meinradsvita (9. Jahrhundert), der Lebensbeschreibung des Griechen Symeon (s.o. I, 7), der Erzählung „*Vom kostbaren Blut unseres Herrn*“, der Erzählung „*Über die Wundertaten des heiligen Evangelisten Markus*“ (letztere drei Mitte 10. Jahrhundert), 23. Witigowo (Abt von Reichenau 985 bis 997), 24. Purchart (Verfasser der „*Gesta Witigowonis*“, vielleicht Lehrer der Klosterschule und Propst, 10./11. Jahrhundert), 25. Ruodpert (Verfasser eines Gedichts über die Reichenau, verwandt mit Hermann dem Lah-

men, 10./11. Jahrhundert), 26. Warman (nicht Mönch der Reichenau, sondern von Einsiedeln, Bischof von Konstanz 1026–1034, galt irrtümlich als Verfasser einer Pirminvita), 27. Berno (Abt von Reichenau 1008–1048), 28. Hermann der Lahme (s. o. I, 8), 29. Heinrich von Karpfen (Abt von Reichenau 1206–1234, galt irrtümlich als Verfasser einer um 1220 entstandenen Pirminvita), 30. Konrad von Zimmern (Abt von Reichenau 1234 bis 1253, gilt als Verfasser des „*Planctus Augiae*“, der „*Klage der Reichenau*“). In Kapitel 31 wird abschließend erklärt, dass die Reichenau noch weitere, unbekannt gebliebene Dichter hervorgebracht hat, daneben bedeutende Maler.

### *III / I. Aus dem Reichenauer Konvent hervorgegangene Bischöfe*

In Teil III / I werden, wiederum in dreißig Kapiteln, Bischöfe vorgestellt, die Mönche des Reichenauer Klosters gewesen sein sollen (doch hat Johannes Egon bei vielen davon aufgrund einer Eintragung im Verbrüderungsbuch fälschlich auf eine Profess auf der Reichenau geschlossen; Mönche der Reichenau sind mit \* gekennzeichnet): 1. St. Pirmin, der Klostergründer (s. o. I, 1), 2. Eddo\* (s. o. I, 9), 3. Arnefrid (s. o. II, 1), 4. Sidonius (Abt von Reichenau und Bischof von Konstanz, 746–760), 5. Johannes (s. o. II, 2), 6. Hartbert\* (Klosterbischof, 8. Jahrhundert), 7. Waldo (s. o. I, 14, II, 3), 8. Hartrich\* (Bischof aus Sachsen, 8. Jahrhundert), 9. Lambert\* (Klosterbischof, 8. Jahrhundert), 10. Eginio (s. o. I, 5), 11. Heito\* (s. o. I, 10; II, 5), 12. Ratold (s. o. I, 6), 13. Pernolt (Bischof von Straßburg, † 832 oder später), 14. Patecho (Bischof von Konstanz 871–873), 15. Gebhard I. (Bischof von Konstanz 873–874/5), 16. Salomo II. (Bischof von Konstanz 875–890), 17. Liutward (Bischof von Vercelli, Erzkapellan Karls III., † 901), 18. Chadolt\* (Bruder von Liutward, Bischof von Novara, † 891), 19. Rudolph (Bischof von Basel, † 872 oder danach), 20. Ruodpert (Bischof von Metz 883–916), 21. Ermenrich\* (s. o. II, 15), 22a. Wiching (Bischof von Neutra und Passau, † 900), 22b. Otwin\* (Abt von St. Moritz in Magdeburg, Bischof von Hildesheim 954–984), 23. Osdach (Abt von St. Moritz in Magdeburg, Bischof von Hildesheim 985–989), 24. Alawich II.\* (Abt von Pfäfers und Reichenau, Bischof von Straßburg, † 1001), 25. Warman (Mönch von Einsiedeln, Bischof von Konstanz 1026–1034), 26. Heinrich (Bischof von Chur 1070 bis 1078), 27. Ekkehart von Nellenburg\* (Abt von Reichenau, starb 1088 vor Übernahme des Bistums Augsburg), 28. Diethelm von Krenkingen\* (Abt von

Reichenau, Bischof von Konstanz 1189–1206), 29. Heinrich von Montfort (Bischof von Chur 1268–1271), 30. Mangold von Brandis (Kanoniker und Abt von Reichenau, Bischof von Konstanz 1384–1385). Das anschließende Kapitel 31 enthält eine längere Liste von Bischöfen, deren Namen im Verbrüderungsbuch eingetragen sind; allenfalls zwei davon (ein Bischof Adalhelm aus dem 9. Jahrhundert und Otbert, Bischof von Straßburg 906–913) sind Reichenauer Mönche gewesen.

### *III / II. Aus dem Konvent der Reichenau hervorgegangene Erzbischöfe*

Dieser Abschnitt besteht lediglich aus einem kurzen Kapitel über den (schon in II, 18 behandelten) Mainzer Erzbischof Hatto. Im Autograph folgen danach vier leere Seiten.

### *III / III. Aus dem Reichenauer Konvent hervorgegangene Äbte anderer Klöster*

Dieser Schlussteil bringt kurze Ausführungen über zwanzig Äbte verschiedener Klöster, die Johannes Egon aufgrund verschiedener Quellen für ehemalige Mönche der Reichenau hält (die Äbte, bei denen dies zutrifft, sind mit \* gekennzeichnet): 1. St. Amor (angeblich erster Abt von Amorbach: eine von Trithemius frei erfundene Gestalt), 2. Adelbert (ein Abt von Pfäfers, das später fälschlich als Gründung Pirmins angesehen wurde), 3. N. N., der erste Abt von Murbach (er hieß Romanus; trotz Gründung des Klosters durch Pirmin kam er nicht von der Reichenau), 4. Eberswind\* (erster Abt von Niederaltaich, ca. 741–765), 5. Hildolf (auch Helidulf, Abt von Ettenheimmünster, † 778), 6. Johannes (s.o. II, 2; III, 5), 7. Waldo (s.o. I, 14; II, 3; III/I, 7), 8. Grimald (s.o. II, 14), 9. Hatto\* (s.o. II, 18; III/II), 10. Otwin\* (s.o. III/I, 22b), 11. Osdach (s.o. III/I, 23), 12. Alawich II.\* (s.o. III/I, 24), 13. Burkhard\* (Abt von St. Emmeram in Regensburg, † 1037), 14. Werinhar\* (der Versuch seiner Einsetzung als Abt von St. Gallen im Jahr 1083 scheiterte), 15. Nikolaus von Gutenburg\* (Abt von Einsiedeln, † 1364), 16. Kaspar von Breitenlandenber\* (Abt von St. Gallen bis 1457), 17. Johannes von Sulz\* (Abt von St. Georgen im Schwarzwald bis 1364), 18. Michael\* (Abt von St. Georgenberg in Tirol, † 1602), 19. Symeon\* (s.o. I, 7; II, 20; angeblich vor seiner Reichenauer Zeit Abt in Jerusalem), 20. Adelbert II.\* (Abt von Kempten, † 1166).



**Der niedere Klerus auf dem Land.  
Eine paradigmatische Untersuchung zu  
Georg Braun (1835–1913)  
Pfarrer und Ehrenbürger von Liggeringen am Bodensee**

Von Jürgen Klöckler

Kleine Landgemeinden hoben in der Vergangenheit nur sehr selten einzelne Persönlichkeiten durch Ehrungen hervor, zu eng war man im Leben miteinander verbunden und kannte gemeinhin persönliche Stärken wie auch die vielfältigen menschlichen Schwächen. Das trifft auch auf Liggeringen zu, eine bis weit ins 20. Jahrhundert rein agrarisch geprägte Gemeinde – am Bodensee gelegen zwischen Radolfzell und Bodman auf dem höchsten Punkt der bis Konstanz reichenden Landzunge namens Bodanrück. Es war daher kein gewöhnlicher Anlass, als am 19. Januar 2013 – dem 100. Todestag des einzigen Ehrenbürgers – des langjährigen „Pastor rusticus“ Georg Braun (1835–1913) gedacht wurde.<sup>1</sup> Zum einen zelebrierte der emeritierte Weihbischof Paul Wehrle, seit Dezember 2012 neuer „Pfarrherr“ in Liggeringen, zusammen mit dem Leiter der Seelsorgeeinheit St. Radolt, Pfarrer Michael Hauser, sowie dem Subsidiar Pfarrer Karl Hermanns einen festlichen Gedenkgottesdienst in der von Georg Braun 1905 erweiterten und grundlegend umgestalteten Kirche St. Georg. Zum anderen erinnerte anschließend die politische Gemeinde mit einem Vortrag des stellvertretenden Ortsvorstehers Jürgen Klöckler an den ehemaligen Seelsorger, zu dessen ehrendem Gedenken in den frühen 1970er-Jahren auch eine parallel zu Pfarrhaus und

---

<sup>1</sup> Der Aufsatz ist die erheblich erweiterte Fassung eines Vortrags, der am 19. Januar 2013 im Feuerwehrhaus des Radolfzeller Ortsteils Liggeringen gehalten wurde. Vgl. dazu die Artikel von Roland Dost, Ein goldener Kern unter rauer Hülle, in: Südkurier – Ausgabe Radolfzell – vom 22. Januar 2013, sowie von Matthias Güntert, „Pastor rusticus“ mit goldenem Kern. Liggeringen ehrt 100. Todestag von Ehrenbürger Pfarrer Braun, in: Radolfzeller Wochenblatt vom 23. Januar 2013.

Pfarrgarten verlaufende Straße benannt worden war („Pfarrer-Braun-Straße“). Der Zeitpunkt der Straßenbenennung ist Ausweis dafür, dass Georg Braun rund 60 Jahre nach seinem Tod im kollektiven Gedächtnis der Gemeinde präsent war.

Beide Gedenkveranstaltungen vom 19. Januar 2013 zielten darauf ab, den Nachgeborenen die Person von Georg Braun ins Gedächtnis zu rufen, ihn öffentlich zu memorieren. Unter dem lateinischen Begriff „memoria“<sup>2</sup> wird theologisch die Überwindung des Todes und des Vergessens durch Gedenken und Erinnerung verstanden. Aus der „memoria“ leitet sich denn auch die gesamte Memorialkultur ab, im konkreten Fall des Georg Braun etwa die einzige erhaltene Grabstelle des frühen 20. Jahrhunderts auf dem Friedhof Liggeringen, eben das Grab des Ehrenbürgers und seiner ihm den Haushalt über Jahrzehnte führenden Schwestern Katharina und Karoline. Es befindet sich auf dem rund einen Kilometer vom Ortskern in südwestlicher Richtung in exponierter Höhenlage gelegenen „Gottesacker“.

Die Biografie des Ortsgeistlichen Georg Braun darf in gewisser Weise als exemplarisch für den katholischen niederen Klerus in der Erzdiözese Freiburg im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts<sup>3</sup> gelten, als die Hochindustrialisierung auch die südöstlichen Gebiete des Großherzogtums Baden erfasste und maßgeblich zum allmählichen Zerfall der soziostrukturellen ländlichen Gesellschaften beitrug. Der paradigmatische Lebenslauf dokumentiert an einem Fallbeispiel den Entstehungsprozess eines ultramontanen Priestertums, das einer Sakralisierung und Klerikalisierung unterworfen wurde: Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildeten Person und Amt untrennbar eine Einheit.<sup>4</sup> Es bleibt im Rahmen der biografischen Rekonstruktion freilich zu bedenken, dass die Quellengrundlage, beginnend mit einer schmalen Personalakte, für einen einfachen Landpfarrer in der Regel nicht sehr dicht ist.<sup>5</sup> In einem nachrufenden Artikel in der Radolfzeller „Freien Stimme“ wurde am 14.

<sup>2</sup> Jürgen Krüger, Artikel „Memoria“, in: Lexikon für Theologie und Kirche, 3. Aufl., Freiburg 1998, Bd. 7, Sp. 94.

<sup>3</sup> Vgl. dazu: Irmtraud Götz von Olenhusen, Klerus und abweichendes Verhalten. Zur Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert: Die Erzdiözese Freiburg (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 106) Göttingen 1994.

<sup>4</sup> Ebd., S. 393 f.

<sup>5</sup> Der Aufsatz stützt sich im Wesentlichen auf Unterlagen aus dem Pfarrarchiv St. Radolt, Bestand Pfarrei Liggeringen (Dank an Christof Stadler und Pfarrer Michael Hauser) sowie auf Quellen aus dem Gemeindecarchiv Liggeringen, das sich heute im Stadtarchiv Radolfzell befin-

Februar 1913 über Pfarrer Georg Braun pointiert formuliert: „...in Rede und Benehmen steckte aber unter der rauhen Hülle ein goldener Kern.“ Wie kann und soll man diese Aussage 100 Jahre nach seinem Tod auffassen? Wer war dieser Georg Braun?<sup>6</sup>

### Kindheit, Jugend und Studium

Geboren wurde Georg Braun am 18. Dezember 1835 in dem Weiler Wingerbach<sup>7</sup> bei Gengenbach im Kinzigtal.<sup>8</sup> Er entstammte sehr bescheidenen Verhältnissen und suchte den sozialen Aufstieg, den er – wie später auch einer seiner Neffen – über das Priesteramt in der katholischen Kirche vollziehen sollte. Bei der Primiz des Neffen sollte Georg Braun Jahrzehnte später in der Gengenbacher Kirche St. Martin „die Erhabenheit und Würde des katholischen Priesterthums“ in der Festpredigt besonders betonen.<sup>9</sup> Überhaupt war Gengenbach zwischen 1870 und 1914 mit insgesamt acht Neupriestern überproportional erfolgreich bei der Rekrutierung von klerikalem Nachwuchs.<sup>10</sup> Diese Zahl war mit Frucht des seit 1853 als Vikar in Gengenbach, dann in Schwarzach als Seelsorger wirkenden Franz Xaver Lender (1830–1913)<sup>11</sup>, den Georg Braun als Vikar kennen und schätzen lernen sollte. Bis zu seinem Tod sollte er mit seinem späteren Prinzipal Lender „immer miteinander

---

det (Dank an Stadtarchivar Achim Fenner), schließlich auf seine Personalakte und diverse Visitationsprotokolle aus dem Erzbischöflichen Archiv Freiburg (Dank an Archivdirektor Dr. Christoph Schmider sowie, was die Erlaubnis zur Nutzung der Personalakte betrifft, an Generalvikar Dr. Fridolin Keck), zudem auf die Ortsbereisungsprotokolle aus dem Staatsarchiv Freiburg sowie auf damalige Tageszeitungen, die alle im Stadtarchiv Konstanz zugänglich sind, vor allem die in Radolfzell erschienene katholische Zeitung „Freie Stimme“, die ebenfalls katholischen „Konstanzer Nachrichten“, die liberale „Konstanzer Zeitung“ sowie den in Engen erscheinenden freisinnigen „Höhgauer Erzähler“.

<sup>6</sup> Eine Porträtaufnahme von Georg Braun befindet sich in: Peter Hirscher, Dorf, Vogtei und Gemeinde Liggeringen (Hegau-Bibliothek 47) Stockach 1987, Abbildung 30 nach S. 49.

<sup>7</sup> Zur Siedlungsgeschichte von Wingerbach, einer Kurzform von Windeckerbach, vgl. Paul Schaaf (Hrsg.), Gengenbach. Vergangenheit und Gegenwart. Konstanz 1960, S. 27.

<sup>8</sup> Zu den biografischen Daten vgl. das „Necrologium Friburgense“ in: FDA 44 (1916), S. 29.

<sup>9</sup> Vgl. den Artikel „Liggeringen“, in: „Freie Stimme“ vom 15. Juli 1897.

<sup>10</sup> Gerhard Merkel, Studien zum Priesternachwuchs der Erzdiözese Freiburg 1870–1914, in: FDA 94 (1974) S. 5–269, hier S. 194.

<sup>11</sup> Kurzbiografie von Clemens Siebler, Franz Xaver Leopold Lender (1830–1913), in: Badische Biographien. Hg. von Bernd Ottnd, NF, Band II, Stuttgart 1987, S. 187–190 sowie Franz Dor, Prälat Dr. Franz Xaver Lender. Ein Lebensbild, Bühl 1918.

in *brieflichem Verkehr*<sup>12</sup> stehen. Lender wie Braun waren ab den frühen 1870er-Jahren für jeweils rund vier Jahrzehnte als Seelsorger in einer einzigen Gemeinde tätig, der eine als überregional bekannter Zentrums- politiker und Reichstagsabgeordneter in Sasbach (1872–1913), der andere – weniger prominent, aber ebenfalls politisch aktiv – in Liggeringen (1874–1913).

Der Vater von Georg Braun war ein in bescheidenen Verhältnissen lebender, stark überschuldeter Rebmann; die Mutter, eine einfache Frau, verstarb sehr früh. Das Halbweiskind Georg hatte sieben Geschwister, darunter auch die einige Jahre älteren Schwestern Karoline (1828 bis 1917) und Katharina (1834–1909<sup>13</sup>), die ihm als Haushälterinnen (im Alemannischen „Huuserinnen“ genannt) zur Seite standen. Sie waren nach seiner Investitur 1874 fast ihr gesamtes Leben lang im Pfarrhaushalt „versorgt“. Der soziale Aufstiegswille der Wingerbacher Familie Braun konzentrierte sich aber unzweifelhaft auf ein einziges Kind: Georg.

Auf dem bescheidenen und kargen Rebgut seines Vaters lasteten beträchtliche Schulden in Höhe von 1600 Gulden<sup>14</sup>, so dass an eine höhere Bildung für den aufgeweckten Sohn zunächst nicht zu denken war. Die Sozialisation des späteren Seelsorgers Georg Braun ist nicht untypisch für seine Zeit. Durch die historische Forschung ist belegt, dass die Mehrheit der katholischen Geistlichen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tatsächlich aus ländlichen, in der Regel kleinbürgerlich-bäuerlichen Milieus von Gemeinden bis maximal 2000 Einwohnern stammten und eben nicht aus dem Besitz- oder Bildungsbürgertum der größeren Städte.<sup>15</sup> Industrialisierung und Urbanisierung hatten den städtischen Priesternachwuchs der aufgeklärt-liberalen Wessenberg-Zeit versiegen lassen.<sup>16</sup>

<sup>12</sup> Artikel „Aus Stadt und Land: Liggeringen“, in: „Freie Stimme“ vom 14. Februar 1913.

<sup>13</sup> Todesanzeige vom 3. Oktober 1909; „Freie Stimme“ vom 5. Oktober 1913. In der Danksagung formulierte Georg Braun: *„Besonders danke ich für die vielen Kranzspenden, die zahlreiche Begleitung zum Grabe und Teilnahme an dem Seelengottesdienste, den Jünglingen und Jungfrauen für die Ehrenbegleitung, dem Kirchenchor für den erhebenden Gesang. Insbesondere aber sei innigster Dank gesagt dem Hochwürdigem Herrn Dekan Baumann und den übrigen Hochwürdigem Mitbrüdern für ihre liebe Teilnahme. Es gereichte mir dieselbe zu großem Troste.“* „Freie Stimme“ vom 10. Oktober 1909.

<sup>14</sup> EAF Personalakte Georg Braun; Aufstellung der Vermögensverhältnisse vom 14. November 1857.

<sup>15</sup> Merkel, Studien, S. 63 f.

<sup>16</sup> Götz von Olenhusen, Klerus, S. 130.

Wahrscheinlich wurde der aus dem ländlichen Rekrutierungsbereich stammende, intelligente und aufstiegswillige Schüler Georg Braun zuerst vom Gengenbacher Pfarrer unterrichtet und dann auf ein Gymnasium geschickt. Ein Ordinariatserslass vom Februar 1845 hatte alle Geistlichen dazu aufgefordert „auf Knaben mit Talent und frommer Gemütsart zu achten und sie zu Hause zu unterrichten, damit sie dadurch die ersten Gymnasialjahre sparen“.<sup>17</sup> Die finanzielle Förderung der weiteren Ausbildung bis zum Abitur, die eventuell in dem 1850 von Erzbischof Hermann von Vicari begründeten Erzbischöflichen Knabenkonvikt in Freiburg stattfand, ist dann sicherlich mittels Stipendium geschehen, denn die Familie Braun war de facto mittellos. Im Falle der Berufung zum Priester wurden Stipendien oftmals erlassen. Der Priesterberuf war für den aus der landwirtschaftlichen Unterschicht stammenden Georg Braun der einzige Mobilitätsweg, der ihm realistisch gesehen offenstand. Diese Chance zu nutzen war er gewillt – ohne freilich nach den höchsten Sternen am kirchlichen Firmament greifen zu wollen oder zu können.

Nach bestandem Abitur studierte Georg Braun katholische Theologie an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg und trat in das Priesterseminar St. Peter ein. Damit gehörte er zu der beträchtlichen Zahl der Waisen und Halbweisen aus kinderreichen Herkunftsfamilien mit unversorgten Geschwistern bei Studienbeginn<sup>18</sup>, die zu über 75 Prozent keinerlei oder nur sehr geringfügige finanzielle Unterstützung von der Familie erfuhren.<sup>19</sup> In St. Peter im Schwarzwald empfing er zusammen mit 49 anderen Priesteranwärtern am 5. August 1862 die Priesterweihe von Erzbischof Hermann von Vicari (1773–1868).<sup>20</sup> Unter den im selben Jahr geweihten Mitbrüdern von Georg Braun befand sich auch Friedrich Knecht (1839–1921)<sup>21</sup>, seit 1894 für fast 27 Jahre Weihbischof in Freiburg. Nur einer der damals Geweihten, Josef Dilger, sollte später

<sup>17</sup> Ordinariatserslass vom 4. Februar 1845; zitiert nach: Merkel, Studien, S. 33.

<sup>18</sup> Merkel, Studien, S. 119.

<sup>19</sup> Ebd., S. 168.

<sup>20</sup> Vgl. weiter: Karl-Heinz Braun, Hermann von Vicari und die Erzbischofswahlen in Baden. Ein Beitrag zu seiner Biografie (Forschungen zur Oberrheinischen Landesgeschichte, XXXV) Freiburg 1990.

<sup>21</sup> Zur Biografie vgl. Clemens Siebler, Friedrich Justus Heinrich Knecht (1839–1921), in: Badische Biographien, Hg. von Bernd Ottnad, NF, Band II, Stuttgart 1987, S. 164ff. sowie Karl-Heinz Braun, Justus Knecht, in: Dictionnaire d'Histoire et de Géographie Ecclésiastique, Band 29, Paris 2007, 340f.

zum Altkatholizismus<sup>22</sup> übertreten.<sup>23</sup> Nach der Spendung des Weihesakraments durch den Erzbischof fand der junge Vikar Braun zuerst in Schwarzach nahe Bühl bei Pfarrer Lender und dann in Schuttern in der Ortenau am Fuß des Schwarzwalds Verwendung.

Noch während seiner Vikarzeit reiste Georg Braun 1871 nach Rom<sup>24</sup>, in die neue Hauptstadt des geeinten Königreichs Italien, wo sich der Papst seit dem 20. September 1870 gleichsam als Gefangener im Vatikan betrachtete. Mit zahlreichen Geistlichen erhielt Georg Braun eine Audienz bei Papst Pius IX.<sup>25</sup> aus Anlass des 25-jährigen Papstjubiläums, die ganz im Zeichen der im Rahmen des Ersten Vatikanischen Konzils verkündeten päpstlichen Unfehlbarkeit und des Jurisdiktionsprimats stand. Die damals ausgesprochene päpstliche Anregung zur Förderung des heiligsten Herzens Jesu und Marias setzte der junge Kaplan später in seiner Pfarrei Liggeringen um: Hier gründete er 1892 eine Herz-Mariae-Bruderschaft.<sup>26</sup> Die Erinnerung an die Rom-Reise blieb sein Leben lang unauslöschlich und hat ihn sehr stark geprägt – gerade auch politisch. Ohne Zweifel, Georg Braun war ein Ultramontaner geworden, der sich mehr dem Willen des Papstes und der Amtskirche als dem Willen des Landesherrn, dem seit 1853 zumindest in den Sommermonaten auf der Insel Mainau residierenden protestantischen Großherzog Friedrich I., verpflichtet fühlte. Seine Ausrichtung „ultra montes“, also auf das jenseits der Alpen gelegene Rom hin, ließ ihn auch politisch aktiv werden: in der neugegründeten Katholikenpartei in Baden, der Katholischen Volkspartei, die 1888 als Badische Zentrumsparlei neubegründet werden sollte. Diese Partei stand politisch für die Unabhängigkeit kirchlicher Institutionen, für eine kirchliche Schulaufsicht und für einen föderativen Staatsaufbau. Sie vertrat eine großdeutsche Lösung der deutschen Frage

<sup>22</sup> Vgl. dazu Peter Neuner, *Alt-Katholische Kirchen*, in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, 3. Aufl., Band 1, Freiburg 1993, S. 468ff., sowie Johann Friedrich von Schulte, *Der Altkatholizismus. Geschichte seiner Entwicklung, inneren Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland*, Neudruck der Ausgabe von 1887, Aalen 1965.

<sup>23</sup> Zum Fall Dilger, später alt-katholischer Pfarrer in Pforzheim und Furtwangen, vgl. Götz von Olenhusen, *Klerus*, S. 378–383.

<sup>24</sup> Rückblickende Erinnerungen von Georg Braun in: „*Freie Stimme*“ vom 7. März 1903.

<sup>25</sup> Zur Biografie von Giovanni Maria Mastai-Ferretti (1792–1878) vgl. den Artikel „Pius IX.“ in: *Lexikon für Theologie und Kirche*, 3. Aufl., Freiburg 1999, Band 8, Sp. 330–334.

<sup>26</sup> EAF, B 4/6927, Schreiben von Pfarrer Otter (Mühlingen) an das Erzbischöfliche Ordinariat vom 22. Februar 1892: Pfarrer Braun habe sich zur Einführung der Bruderschaft entschlossen.

unter Einschluss Österreichs. Entsprechend predigte auch Vikar Braun von der Kanzel, seit 1866 als neuer Schlosskaplan in Bodman am Bodensee. Zusammenfassend kann er in die Kategorie der ultramontanen Pfarrer eingeordnet werden, die sich strikt *„an das religiös-kulturelle Deutungsmuster hielt, welches die Amtskirche vertrat“*.<sup>27</sup>

In Bodman traf Georg Braun später auf einen Geistlichen, der dem Katholizismus im westlichen Bodenseeraum ein markantes Gesicht im religiösen wie im politischen Bereich gab: Der aus dem nordbadischen Eichtersheim gebürtige Franz Josef Baumann<sup>28</sup>, 53 Jahre lang Pfarrer in Bodman, Ehrenbürger der Gemeinde Bodman, Organisator des katholischen Milieus und 29 Jahre lang Dekan des Kapitels Stockach, zu dem damals auch die Pfarrei Liggeringen zählte. Baumann war einer der prominentesten katholischen Protagonisten in dem weltanschaulichen Grundsatzkonflikt namens Kulturkampf, einer Auseinandersetzung zwischen dem in seinen Eliten protestantisch geprägten, säkular-liberalen badischen Staat und der katholischen Kirche, der sich unter Reichskanzler Otto von Bismarck auf Ebene des Deutschen Reiches fortsetzte und bis in die späten 1880er-Jahre andauerte.<sup>29</sup> Vor allem das zuerst im Großherzogtum Baden, seit 1873 auch in Preußen eingeführte Kulturexamen als staatliche Prüfung in alten Sprachen, Philosophie, Geschichte und deutscher Literatur für angehende Geistliche als Anstellungsvoraussetzung verbitterte die klerikale Seite und produzierte nach 1870 eine große Zahl an so genannten „Sperrlingen“<sup>30</sup>, jungen Neupriestern ohne Einsatzmöglichkeit in der Seelsorge – eben „gesperrt“ für die Ausübung ihres Berufes.

<sup>27</sup> Götz von Olenhusen, Klerus, S. 146.

<sup>28</sup> Zu Baumann (1851–1944) vgl. Herbert Berner: Bodmaner Biographien, in: Bodman. Dorf – Kaiserpfalz – Adel. Hg. von Herbert Berner, Band II, Sigmaringen 1985, S. 473–491, hier S. 473ff.

<sup>29</sup> Vgl. dazu weiterführend: Karl-Heinz Braun, Kirche im liberalen Bürgerstaat. Das Erzbistum von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende der Monarchie 1918, in: Heribert Smolinsky (Hrsg.), Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Band 1. Von der Gründung bis 1918. Freiburg 2008, S. 121–210; Julius Dorneich, Der Kirchenkampf in Baden (1860–1876) und die Katholische Gegenbewegung, in: FDA 94 (1976) S. 547–588; Manfred Stadelhofer: Der Abbau der Kulturkampfgesetzgebung im Großherzogtum Baden 1878–1918 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, 3) Mainz 1969; Josef Becker, Liberaler Staat und Kirche in der Ära von Reichsgründung und Kulturkampf. Geschichte und Strukturen ihres Verhältnisses in Baden 1860–1876 (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, 14) Mainz 1973.

<sup>30</sup> Vgl. dazu Götz von Olenhusen, Klerus, S. 370–373.

Vom Kulturexamen war Vikar Georg Braun freilich nicht mehr betroffen. Von Bodman aus half er schon bald dem Liggeringer Pfarrverweser Ignaz Bechtold aus, zuerst als Kaplan, bevor er schließlich am 27. August 1874 als Pfarrer dort investiert wurde.<sup>31</sup> Liggeringen, kaum fünf Kilometer südlich von Bodman gelegen, war die erste und auch letzte Pfarrei des gebürtigen Schwarzwälders. Auch der 1875 im nur wenige Kilometer entfernten Litzelstetten bei Konstanz investierte Pfarrer Johann Martin Schleyer<sup>32</sup>, der Erfinder der Plansprache Volapük, stammte nicht vom See, sondern aus Oberlauda in Tauberfranken. Die Besetzung von Pfarrstellen mit nicht in der Region geborenen Badenern ist Beleg für das krasse Missverhältnis, das im ländlich geprägten, katholischen Bodenseeraum vor allem in den Dekanaten Engen, Stockach und Linzgau zwischen akutem Priesterbedarf und eigenem Priesternachwuchs bestand.<sup>33</sup> Im Dekanat Stockach beispielsweise waren 1871 sieben von 34 Seelsorgestellten unbesetzt<sup>34</sup>, die Anzahl des aus der Gegend rekrutierten Priesternachwuchses war überschaubar.

### Georg Brauns erste und letzte Pfarrei: Liggeringen

Liggeringen<sup>35</sup> war wie die meisten Gemeinden im westlichen Bodenseeraum um 1875 rein agrarisch geprägt, die Menschen lebten von der Landwirtschaft, die meisten gingen zur Sicherung des Familienunterhalts und zum Abbau der Schulden notgedrungen nebenberuflich einem Handwerk nach. Eine Abwanderung in die Industrie hatte noch nicht stattgefunden, Schiesser in Radolfzell etwa begann erst ab 1876 mit der Produktion. Aber durch die Fabrikarbeit bedingt zog ganz allmählich die säkulare Moderne ins Dorf ein, ein Prozess, der letztlich erst in den

<sup>31</sup> Gebhard Weber, Die Pfarrei Liggeringen und ihre Geistlichen, in: Bodensee-Chronik (Beilage der Deutschen Bodensee-Zeitung) Nr. 10 vom 20. Mai 1930.

<sup>32</sup> Zur Biografie vgl. Reinhard Hauptenthal, Schleyer, Johann Martin (1831–1912), in: Badische Biographien. Hg. von Bernd Ottnad, NF, Band II, Stuttgart 1987, S. 238f.

<sup>33</sup> Merkel, Studien, S. 58.

<sup>34</sup> Ebd., S. 182.

<sup>35</sup> Zur Ortsgeschichte vgl. einführend: Radolfzell und seine Stadtteile. Geographie, Gegenwart, Geschichte. Mit Beiträgen von Franz Götz, Anneliese Müller, Fred Sepaintner und Johanna Willam (Hegau-Bibliothek, 59) Konstanz 1988, S. 55–61 (Wiederabdruck aus: Der Landkreis Konstanz. Amtliche Kreisbeschreibung, Band IV, Sigmaringen 1984, S. 55–61). Ortschronik: Hirscher, Dorf, 1987.

1960er-Jahren seinen Abschluss mit dem endgültigen Zerbrechen der agrarischen Strukturen fand. Aus dem Bauerndorf war, beschleunigt vor allem durch den Zweiten Weltkrieg und seine Folgen, eine Wohnge-  
meinde geworden. Freilich war das Dorf zu Zeiten von Pfarrer Braun sozial gesehen ein anderes: Es war ein agrarisch-geprägter Schicksalsver-  
bund und konfessionell betrachtet eine Glaubensgemeinschaft, und zwar eine „ungemischt“<sup>36</sup> katholische, wie es in einem Visitationsbericht von 1890 hieß.

Seit zwei bis drei Generationen hatte die Realteilung die Betriebsflä-  
chen vieler ohnehin durch die Kosten der Allodifizierung hoch ver-  
schuldeter Landwirtschaften auf wenige Hektar reduziert: Zu viel zum  
Sterben und zu wenig zum Leben. Die Familien waren kinderreich und  
materiell wenig begütert. Im Protokoll einer bezirksamtlichen Orts-  
bereisung vom August 1880 heißt es: „*Die ökonomischen Verhältnisse  
vieler Ortsbürger sind [...] zerrüttet, die Güterpreise sind in Folge mehr-  
facher Zwangsvollstreckungen gesunken und der Kredit ist geschä-  
digt.*“<sup>37</sup> In Zahlen für das Jahr 1869 nach dem Ortsbereisungsprotokoll  
bedeutete das konkret: 97 Familien wohnten in 162 quergeteilten ale-  
mannischen Bauernhäusern mit 43 Pferden, 177 Kühen, 109 Ochsen,  
185 Schweinen und 754 Hühnern.<sup>38</sup>

Das Dorf galt im religiösen Bereich als „gut katholisch“. Im Visitati-  
onsprotokoll von 1879 heißt es: „*Die verheirateten und ledigen Männer  
beichten meistens nur an Ostern, die Frauen 3, manche auch viermal im  
Jahre. Dasselbe gilt von den Jungfrauen, manche von diesen beichten  
noch öfters. Zwei jeden Sonntag.*“<sup>39</sup> Im Jahr 1875 waren von den 474  
Einwohnern 472 Katholiken (99,6 %) und zwei Personen jüdischen  
Glaubens.<sup>40</sup> Sonntäglicher Gottesdienstbesuch, regelmäßige Beichte,  
zahlreiche Flurprozessionen (u. a. am Pfingstmontag eine Öschbenedik-

<sup>36</sup> EAF, B 4/6924; Beantwortung der Visitationsfragen durch Pfarrer Braun vom 30. Juli 1890.

<sup>37</sup> Staatsarchiv Freiburg, B 715/1 Landratsamt Konstanz Nr. 3579; Tagebuch über die Orts-  
bereisung vom 26. August 1880.

<sup>38</sup> Hirscher, Dorf, S. 75.

<sup>39</sup> EAF, B 4/6924; Beantwortung der Visitationsfragen durch Pfarrer Georg Braun vom 26. April 1879.

<sup>40</sup> Die Religionszugehörigkeit in Baden in den letzten 100 Jahren auf Grund amtlichen Ma-  
terials mit 26 Karten. Bearbeitet und hg. vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe  
1927, S. 140.

tion<sup>41</sup>), der Bezug der katholischen Presse (vor allem der vom Radolfzeller Münsterpfarrer Friedrich Werber<sup>42</sup> redigierten „Freien Stimme“), die Errichtung zahlreicher Flurkreuze<sup>43</sup> und eine gelebte Volksfrömmigkeit zeichneten die Menschen tief in ihrer Wesensart aus.

Doch die gelebte Volksfrömmigkeit konnte auch leicht Blüten treiben, wie folgender Bericht im „Höhgauer Erzähler“ vom 24. März 1874 über eine angebliche Wundererscheinung im Dorf belegen mag: *„Nun wird [...] geschrieben, in Liggeringen geschehen sogar Wunder, – große Wunder, – Wunder wie sie in Frankreich nicht einmal vorkommen.“* Das war eine Anspielung an die Marienerscheinung in Lourdes, als am 11. Februar 1858 die vierzehnjährige Bernadette Soubirous angab, eine „weiße Dame“ sei ihr erschienen. Der tendenziöse Bericht fährt fort: *„In dem Tischwinkel eines Bürgers schwitzt schon seit Jahren der ‚Herrgott‘ (um sich in der dortigen Sprache auszudrücken) helles Wasser, ja in Tropfen geformtes helles Wasser – –. O böse Zeitverhältnisse [...] Die Sache verhält sich aber so: ein Bürger stellte täglich beim Essen ein- oder zweimal den dampfenden Kartoffeltopf unter den Herrgott (Christusbild), wodurch das Bild über und über mit Wassertropfen bedeckt wurde, welche auch nach dem Essen, nachdem der Topf entfernt war, hängen blieben. Die Leute, dies wahrnehmend, glaubten hier an ein Wunder und weißsagten schlimme Zeitverhältnisse voraus. Schon strömten die Nachbarn und ihre Weiber herbei, das Wunder zu sehen, und um einige Tropfen als Reliquien auf ein Tuch geflossen, zu erhalten. Selbst der Pfarrer des Orts“,* also Georg Brauns Amtsvorgänger Pfarrverweser Bechtold, *„wurde so niedergeschlagen, daß er in der hl. Messe die hl. Wandlung vergaß und mit ungesegnetem Brod [!] und Wein den andächtigen Betern Zeremonien vormachte. – Aber o schreckliches Wort, – Denken –, Frucht der Hölle – –! Ein Bürger, der weiter gekommen als auf den Radolfzeller Viehmarkt, und der wußte, daß Wasserdampf sich wieder in Wasser verwandelt und Tropfen bilde, vereitelte durch seine Erklärung das Wunder, und da seither der dampfende Kartoffeltopf woanders hin-*

<sup>41</sup> Das Erzbistum Freiburg in seiner Regierung und seinen Seelsorgsstellen. Hg. vom Erzbischöflichen Ordinariate (Realschematismus). Freiburg 1910, S. 695.

<sup>42</sup> Zur Biografie vgl. Franz Götz, Werber, Friedrich (1843–1920), in: Badische Biographien. Hg. von Bernd Otnad, NF, Band III, Stuttgart 1990, S. 287 ff.

<sup>43</sup> Rainer Meschenmoser, Zeichen am Wegesrand. Von Wegekreuzen, Bildstöcken und Kapellen zwischen Konstanz und Güttingen, in: Das Delphin-Buch 5. Rund um Konstanz ... und dort selbst. Hg. vom Delphin-Kreis, Konstanz 1997, S. 153–185, zu Liggeringen S. 171 ff.

gestellt wurde, so schwitzt auch der Herrgott nicht mehr –. Doch – Feder schweig für jetzt.“ So endete der mit beißendem Spott geschriebene Artikel.

### Georg Braun als Pfarrer in Liggingen 1874–1913

Der gebürtige Schwarzwälder galt im Dorf und in der Umgebung bald schon als ein Original mit Ecken und Kanten, aber auch mit einem großzügigen Herz. Mit dem zwei Jahre jüngeren Heinrich Hansjakob (1837–1916)<sup>44</sup>, der als Pfarrer in Hagnau die erste badische Winzergenossenschaft ins Leben rief und der wie Georg Braun aus dem Kinzigtal stammte, verband ihn mancher Charakterzug. Wegen Beleidigung saß der Hagnauer Pfarrer 1873 für sechs Wochen im Radolfzeller Gefängnis.<sup>45</sup> Ein Journalist der „Freien Stimme“ meinte rückblickend sogar, Hansjakob würde in Pfarrer Braun „ein würdiges Sujet für seine originellen Helden finden“.<sup>46</sup> Der Ligginger Pfarrer hätte durchaus zu einer Romanfigur werden können. Georg Braun war durch und durch ein origineller Mensch, „Aeußerlich etwas barsch und abstoßend“<sup>47</sup>, verfügte er zweifellos über eine „rauhe Schale“. Zugleich gab er aber nicht den geringsten Anlass für Skandale, Verfehlungen oder Devianz: „Sein sittlicher Wandel ist tadellos“, urteilte der zuständige Dekan auch mit Blick auf den Zölibat.<sup>48</sup> Georg Braun war ein Frühaufsteher, der in der Regel bereits um sieben Uhr abends zu Bett ging.<sup>49</sup> Das Priesterideal des Konzils von Trient mit seinen Pflichten hatte er zeit seines Lebens vor Augen: Residenzpflicht, Jagdverbot, Priesterexerzitien, Genehmigungspflicht für Haushälterinnen, Einheitlichkeit des Ritus und Wirtshausverbot um des eigenen Vergnügens willen.<sup>50</sup> Hingegen pflegte Pfarrer

<sup>44</sup> Helmut Bender: Heinrich Hansjakob (1837–1916), in: Badische Biographien. Hg. von Bernd Otnad, NF, Band II, Stuttgart 1987, S. 117–120.

<sup>45</sup> Vgl. dazu: Erwin Gatz (Hrsg.), Wie Priester leben und arbeiten. Quellen zur Lebenskultur und Arbeitswelt des deutschen Seelsorgeklerus seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Regensburg 2011, S. 347f.

<sup>46</sup> Artikel „Aus Stadt und Land: Liggingen“, in: „Freie Stimme“ vom 14. Februar 1913.

<sup>47</sup> Ebd.

<sup>48</sup> EAF, B 4/6924; Bericht des Dekans Otter (Mühlingen) vom 25. August 1890.

<sup>49</sup> Pfarrarchiv St. Radolt, Radolfzell, Bestand Pfarrei Liggingen; undatierte Pfarrchronik, handschriftlich von Pfarrverweser A. Lehmann geführt, unpaginiert.

<sup>50</sup> Götz von Olenhusen, Klerus, S. 182–186.

Braun die standesmäßige Geselligkeit unter den Priestern der Umgebung. Immer am Fest des heiligen Georg, das ja zugleich sein Namens- tag wie auch das Patrozinium der Pfarrkirche war, versammelte er seine geistlichen Mitbrüder aus dem Dekanat im Pfarrhaus. Er freute sich sehr, wenn „möglichst alle seiner Einladung in sein allzeit gastfreundliches Pfarrhaus Folge leisteten“.<sup>51</sup>

Ökonomisch gesehen war er ein typischer Landpfarrer, ein „Pastor rusticus“. Man sollte dabei bedenken, dass allein der zum Pfarrhof mit seiner „[Zehnt-]Scheuer<sup>52</sup>, Stallung und Waschk[üche]“<sup>53</sup> gehörige Pfarrgarten eine Fläche von rund 9000 m<sup>2</sup> umfasste, die es zu bewirtschaften galt. Die Erträge der gesamten, weitaus größeren Pfarrpfründe dienten ihm mit zum Unterhalt: 1862 betrug das Pfründe- einkommen der Pfarrei 840 Gulden in „Geld, Güterertrag und Holz“.<sup>54</sup> Eine landwirtschaftliche Nebentätigkeit fiel dem Sohn eines Rebmannes sicherlich nicht schwer. Der Selbstversorger hielt sich strikt an die Maxime seines ehemaligen Prinzipals Lender: „In meinem Haus wird nichts gekauft als Salz und der Lahrer Kalender.“<sup>55</sup> Pfarrer Braun führte den Anbau von Hopfen in der Gemeinde ein – heute heißt eine südlich des Pfarrhauses verlaufende Straße im Gedenken an die Aktivitäten des Seelsorgers „Im Hopfengarten“. Am Hopfenanbau beteiligten sich auf seine Initiative hin schließlich 23 Landwirte „mit kleineren und bis über zwei Morgen großen Gärten“.<sup>56</sup> Er selbst erntete beispielsweise im Jahr 1904 insgesamt die beachtliche Menge von neun Zentner Hopfen.<sup>57</sup> Seine Hopfenanlagen brachten ihm ordentliche Einnahmen, von denen er bisweilen – so die Überlieferung – die gesamte Gemeinde in einem der drei

<sup>51</sup> Weber, Pfarrei.

<sup>52</sup> Die Zehntscheuer wurde Anfang der 1950er-Jahre abgebrochen und durch den Neubau eines Kindergartens ersetzt. Vgl. Schule in Liggeringen 1907–2007. 100 Jahre Neubau der Schule, 50 Jahre Fertigstellung des Kindergarten. Bearbeitet von Bettina Klöckler u. a., Radolfzell 2007.

<sup>53</sup> Das Erzbistum Freiburg in seiner Regierung und seinen Seelsorgsstellen. Hg. vom Erzbischöflichen Ordinariate (Realschematismus), Freiburg 1910, S. 695.

<sup>54</sup> Realschematismus der Erzdiözese Freiburg. Hg. vom Erzbischöf[lichen] Ordinariat, Freiburg 1863, S. 337.

<sup>55</sup> Zitiert nach: Wie Priester leben, S. 220.

<sup>56</sup> Hirscher, Dorf, S. 78.

<sup>57</sup> In dem Artikel „Hopfen“ in der „Freien Stimme“ vom 20. September 1904 heißt es: „In Folge der jüdischen Feiertage ist das Geschäft flau. Der Rückgang beträgt 10 M[ar]k und mehr. In Möggingen und Liggeringen wurden 95–130 M[ar]k bezahlt. Herr Pfarrer Braun in Liggeringen verkaufte 9 Zentner.“

noch heute bestehenden Gasthäuser „Adler“, „Germania“ und „Kranz“ freihielt. Wie Heinrich Hansjakob kümmerte sich Georg Braun somit nicht nur um das seelische Heil der Gemeinde, sondern er hatte auch *„ein offenes Ohr und ein verständnisvolles Herz für die täglichen Sorgen“*<sup>58</sup> der ländlichen Bevölkerung.

Zudem widmete er sich im großen Pfarrgarten unter anderem der Bienenzucht, im Jahr 1885 konnte er vier Zentner Honig gewinnen.<sup>59</sup> Wie selbstverständlich betrieb er auch intensiv Obstbau und pflanzte Hochstamm-Obstbäume auf der Liggeringer Gemarkung. Obwohl aus einer Rebmansfamilie stammend, ist über seinen Einsatz für den Weinbau nichts bekannt; das wäre vielleicht auch mit der zur Bierherstellung betriebenen Hopfenzucht kollidiert. Zudem war der Rebbau infolge diverser Blatt- und Wurzelkrankheiten im Bodenseeraum generell auf dem Rückzug, um bald nach der Jahrhundertwende in Liggeringen ganz eingestellt zu werden.

Sein Verhältnis zur politischen Gemeinde scheint weitgehend ungetrübt gewesen zu sein; aufgrund seines Herkommens aus kleinbäuerlichem Milieu und seiner alemannischen Mundart sah man in ihm seinesgleichen und akzeptierte ihn, trotz oder gerade wegen der Autorität, über die er als Pfarrer zweifellos verfügte. Die Beziehungen von Pfarrer Braun zu seinen klerikalischen Vorgesetzten dürften ebenso wenig belastet gewesen sein. Denn bereits fünf Jahre nach seiner Einsetzung als Pfarrer besuchte 1879 der Freiburger Weihbischof und Bistumsverweser Lothar von Kübel (1823–1881)<sup>60</sup> die Gemeinde, dessen Visitations- und Firmungsreisen sich in den ländlichen Gegenden im Zeichen des Kulturkampfes zu *„regelrechten Triumphzügen“* entwickelten.<sup>61</sup> Je mehr Weihbischof Kübel vom badischen Staat bedrängt wurde, desto geschlossener standen die Katholiken hinter ihm. Die „Freie Stimme“ berichtete über seinen Besuch am 13. Mai 1879:

*„Wie nicht anders zu erwarten, wurde Hochderselbe mit der seiner hohen Würde entsprechenden Ehrfurcht empfangen. Man war hoch erfreut, nach 32 Jahren wieder einmal einen Bischof in seiner Mitte zu sehen. Schon bei dem eine halbe Stunde von hier entfernten, zu hiesiger*

<sup>58</sup> Zitiert nach: Wie Priester leben, S. 221.

<sup>59</sup> Artikel „Vom See“, in: „Freie Stimme“ vom 9. Juli 1885.

<sup>60</sup> Zur Biografie vgl. Christoph Schmider, Der verhinderte Bischof. Erzbistumsverweser Lothar von Kübel (1823–1881), in: Konradsblatt Nr. 5 vom 3. Februar 2002.

<sup>61</sup> Ebd.

*Pfarrei gehörenden Hofgut Röhrnang wurde ihm von dessen Besitzer eine höchst ehrfurchtsvolle Ovation bereitet. Am Eingange des Ortes selbst war die ganze Gemeinde mit allen ihren Gliedern und Vertretern, sowie der Kriegerverein zum Empfange versammelt, wobei der hohe Herr vom Ortspfarrer und Bürgermeister begrüßt wurde, von Letzterem mit einer wirklich erhebenden Ansprache, die sichtlich einen tiefen, wohlthueden Eindruck auf ihn macht. Dieser Empfang, sowie die stattlichen Triumphbögen, die reiche Bekränzung und Beflaggung der Häuser und Verzierung der Kirche ließen ihn erkennen, daß, wie er auch wiederholt hervorhob, in der Pfarrgemeinde Liggeringen ein guter katholischer Geist herrscht. Nur zu bald verließ der hohe Gast uns wieder, den besten Eindruck mitnehmend.“*

Pfarrer Braun engagierte sich nicht nur seelsorgerisch, sondern auch mildtätig durch die Einrichtung zweier Armenstiftungen<sup>62</sup>, die freilich in der Hyperinflation von 1923 ebenso wie seine Schenkung an den Kirchenfonds und seine Stiftung zur Abhaltung einer Mission zur Bekämpfung von „Unglaube, Indifferentismus und religiöse Lauigkeit“<sup>63</sup> restlos vernichtet werden sollten – wie so viele Stiftungsvermögen in ganz Deutschland. Er war zudem Inhaber des Zähringer Löwenordens als Ritter I. Klasse. Den 1812 gestifteten badischen Verdienstorden hatte Georg Braun von Großherzog Friedrich I. am 9. September 1906 für langjährige pflichtgetreue Dienstleistung als Ortsgeistlicher verliehen bekommen. Diese Auszeichnung diente auch der Integration der ultramontanen Priester in den badischen Staat. Sechs Jahre später, anlässlich des goldenen Priesterjubiläums im August 1912<sup>64</sup>, erhielt Georg Braun noch das Eichenlaub zu diesem Verdienstorden verliehen.<sup>65</sup>

Außerdem übte er seit 1883 auch das Amt des Definitors im Dekanat Stockach aus, er war also Stellvertreter von Dekan Baumann, der wiederum insgesamt 27 Pfarrern im Dekanat Stockach vorstand. Oder anders ausgedrückt: Pfarrer Braun war der zweite Mann im Dekanat Stockach. Politisch trat er in seinen Jahren in Liggeringen für die Katholische Volkspartei ein, das spätere Zentrum; etwa in den Jahren 1881 und

<sup>62</sup> „Necrologium Friburgense“ in: FDA 44 (1916) S. 29.

<sup>63</sup> Claudius Heitz, Volksmissionen, in: Heribert Smolinsky (Hrsg.), Geschichte der Erzdiözese Freiburg. Band 1. Von der Gründung bis 1918. Freiburg 2008, S. 441–455, hier S. 447.

<sup>64</sup> Zu den Festlichkeiten anlässlich des goldenen Priesterjubiläums vgl. den Artikel „Kirchliche Nachrichten: Liggeringen“, in: „Freie Stimme“ vom 14. August 1912.

<sup>65</sup> Vgl. die Notiz „Personalien“, in: „Konstanzer Nachrichten“ vom 5. Dezember 1912.

1901 anlässlich der Wahl zur Zweiten Kammer des Badischen Landtages als Wahlmann für den Wahlbezirk Konstanz-Land.

Die selbstständige Gemeinde Liggeringen hat ihrem langjährigen Ortsgeistlichen unmittelbar vor der Jahrhundertwende das Ehrenbürgerrecht verliehen.<sup>66</sup> In dem am 27. August 1899 ausgestellten Ehrenbürgerbrief heißt es: „*Hochw[ürdiger] H[err] Pfarrer! 25 Jahre sind es nun, daß E[hr]w[ürdige] Hochwürden in unserer Gemeinde als Seelsorger wirken. In Kirche und Schule, am Krankenbett und in der Privatseelsorge haben Sie sich stets als guten Hirten [sic] erwiesen und haben als Tröster der Armen, als Hüter des Friedens, als Freund der Kinder, als stiller Wohltäter der Bedrängten sich die Anerkennung und Liebe aller Gutgesinnten erworben. Wir glauben, unsern Dank nicht besser ausdrücken zu können, als daß wir Sie hiermit zum Ehrenbürger unserer Gemeinde ernennen.*“<sup>67</sup> Das Dokument trug die Unterschriften von Bürgermeister Ludwig Weidele sowie der Gemeinderäte Josef Reiser, Johann Winter, Franz Maurer, Georg Straub, Ignaz Maier und Hermann Zunftmeister.

### Erweiterung bzw. Neubau der Kirche St. Georg

Liggeringen war über Jahrhunderte ein pastoraler Sonderfall, da im Mittelalter zwei Kirchen bestanden. Die im Oberdorf gelegene Kirche St. Verena, die im 18. Jahrhundert abgegangen ist und deren Reste samt dem umliegenden mittelalterlichen Friedhof unverständlicherweise in den 1990er-Jahren einem Neubau in exponierter Lage weichen mussten, sowie die ältere, aus einer Kapelle einer Burg der Herren von Liggeringen hervorgegangene Kirche St. Georg auf einem Sporn in Richtung Außer Dorf. Reste der quadratischen Chorturmkirche (12,70 Meter) kamen beim Heizungsbau von 1989 ans Tageslicht. Die Kirche stammte wohl aus der Mitte des 11. Jahrhunderts und es dürfen enge Beziehungen zum Kloster Allerheiligen in Schaffhausen vermutet werden, deren Klosterkapelle „*Ecclesia resurrectionis*“ von 1047/50 fast identische Maße aufweist.<sup>68</sup> Die Kirche St. Georg wurde 1711 barockisiert und 1718

<sup>66</sup> Stadtarchiv Radolfzell, Bestand Liggeringen Gemeinderatsprotokolle; Beschluss des Gemeinderats von Liggeringen vom 13. August 1899.

<sup>67</sup> Vgl. den Artikel „Liggeringen“, in: „Freie Stimme“ vom 14. Februar 1913.

<sup>68</sup> Christof Stadler, Radolfzell. Münster Unserer Lieben Frau (Hegau-Bibliothek, 104) Passau 1998, S. 54.

konsekriert; von diesem Sakralbau ist bis heute der Georgsaltar in dem zur Kapelle umgewandelten Chor erhalten. Diese barockisierte Kirche war Ende des 19. Jahrhunderts zu klein, der mit Zwiebelhaube versehene Turm auffällig geworden. Zuerst ließ Georg Braun 1881 die imposante, den Sporn stützende Mauer zur Hauptstraße hin erneuern, was Voraussetzung für einen Neubau von Kirchturm wie Kirchenschiff selbst war. 1895 konnte schließlich ein neuer Kirchturm mit 31,5 Metern Höhe errichtet werden, der mit vier Glocken der Firma Grüninger in Villingen bestückt wurde.<sup>69</sup> Die Kosten beliefen sich auf 17 500 Mark für den Turm und 3600 Mark für die Glocken. Die große und die kleine Glocke wurden im Ersten Weltkrieg eingeschmolzen, die zweite und die dritte Glocke wurden zusammen mit den neu angeschafften Glocken schließlich im Zweiten Weltkrieg abgenommen; beide Abnahmeaktionen sollte Georg Braun nicht mehr erleben (müssen). In der Kirchturmspitze, genauer gesagt in der Kugel, fand sich bei der letzten Sanierung der Jahre 2003/04 eine Urkunde aus der Feder von Pfarrer Braun.<sup>70</sup>

<sup>69</sup> Eine Aufnahme der alten Kirche von 1711 mit dem neu errichteten Kirchturm von 1895 ist zu finden in: Hirscher, Dorf, 1987, Abbildung 25 nach S. 49.

<sup>70</sup> Der transkribierte Text lautet: „*Im Namen der allerheiligsten und ungetheilten Dreieinigkeit. Im Jahre des Heils Eintausend achthundert neunzig und fünf den 25. Juni, als Leo XIII im 18. Jahre Papst, der hochwürdigste Herr Dr. Johannes Christian Roos im 10. Jahre Erzbischof von Freiburg war und Wilhelm II im 8. Jahre deutscher Kaiser, im 44. Jahr der Regierung des Großherzogs Friedrich von Baden, wurde auf dem neuerbauten Kirchthurm das Thurmkreuz aufgepflanzt nachdem in letzterem gegenwertige Urkunde mit je einer Nummer des Badischen Beobachters, des Freiburger Boten, des Freiburger Katholischen Kirchenblatts, der Konstanzer Nachrichten, der Freien Stimme, der Konstanzer Zeitung eingeschlossen worden waren. Der Thurbau selbst wurde im Frühjahr 1894 begonnen und im Sommer 1895 beendigt und erbaut nach den Plänen des Erzbischöf[lichen] Filialbauamts Konstanz unter seinem Vorstand dem Architekten Belzer durch den Bauunternehmer Gasser aus Konstanz und Zimmermeister G. Steppacher von Schwandorf. Bauführer war Architekt Rindt von Konstanz. Zugleich wurden 4 neue Glocken im Gewicht von 26 ½ Ztr. [=1325 Kilogramm], gegossen von Glockengießer Grüninger von Villingen, angeschafft. Die Kosten für den Thurm ad ca. 17.500 M[ark] und für die Glocken ad 3600 M[ark] abzüglich des alten Glockenmaterials, gewerthet zu 890 M[ark], 2710 M[ark], zusammen 20710 M[ark] werden bei der Sparkasse Radolfzell erhoben und auf dem Wege der Annuität in 25 Jahresquoten, welche jeweils auf die hiesige Kirchengemeinde umgelegt werden, wieder heimbezahlt. Damals war Bürgermeister hiesiger Gemeinde Guntram Weber, Pfarrer Georg Braun, Lehrer Hauptlehrer Karl Keck, die Pfarrgemeinde zählte in diesem Jahre rund 500 Seelen. Die Schule in zwei Klassen 95 Kinder. Es wurden eine Gemeindeumlage von 47 P[fennigen] pro 100 M[ark] Grund- und Häusersteuerkapitalien u[nd] eine Kirchengemeindeumlage von 10 P[fennig] erhoben. In diesem Jahre wird es sehr viel Futter und auch ziemlich viel Obst geben; dagegen wird der Ertrag der Reben, welche bereits seit mehreren Jahren an der Blattfallkrankheit leiden ein ganz geringer sein. Das Vieh hatte einen hohen, die Frucht dagegen einen sehr geringen Preis. Der letzte Winter war sehr streng und lange andauernd und so schneereich, wie seit Menschengedenken nicht mehr, weshalb viel*

Dann machte sich Georg Braun an den Neubau einer nach Osten ausgerichteten neuen Kirche im neoromanischen Stil. Die Pläne stammten vom Erzbischöflichen Bauamt Konstanz. Diese Kirche ist 1905 errichtet worden und bot 387 Gläubigen Platz, was in etwa der Zahl der praktizierenden Katholiken entsprach. Der alte Chor mit dem Georgsaltar blieb als Beicht- und Taufkapelle erhalten. In der Pfarrchronik heißt es dazu: *„Seinem Unternehmungsgeist und seiner Tatkraft haben wir die neue Kirche zu verdanken. Sein Name ist mit unserer Kirche unzertrennlich verbunden. Ihm gebührt Dank und Anerkennung, solange die Kirche und ihr stolzer Turm dastehen [...] Die Kirche in ihrem Rohbau kostete 42.000 Mark, wovon der Kirchenfond 35.000 M und die örtliche Kirchensteuer 7.000 Mark leistete. Plan und Zeichnung entwarf das Bauamt in Konstanz.“*<sup>71</sup>

Was bedeutete diese finanzielle Leistung der Kirchengemeinde? Das Umrechnen in heutige Währung ist selbstverständlich nur mit größter Vorsicht möglich. Gemessen werden soll anhand der Berechnung der

---

*Wild in Folge von Hunger und Kälte einging. Dieses Jahr war bisher reich an großen Naturereignissen. Erdbeben richteten in verschiedenen Ländern, besonders im Herzogthum Krain, wo die Stadt Laibach fast ganz zerstört wurde, großen Schaden an. Durch schwere Gewitter und Wolkenbrüche wurden viele Gegenden besonders aber die Amtsbezirke Neustadt, Donaueschingen und Bonndorf derart heimgesucht, daß die einzelnen betroffenen Gemeinden nicht im Stande sind, die Schäden, welche viele Millionen betragen, aus eigenen Mitteln zu beseitigen. Am schwersten wurde der Amtsbezirk Balingen-Ebingen in Württemberg, wo über 50 Menschenleben zu beklagen sind, betroffen. Ein freudiges Ereigniß bildete die Eröffnung des Nord-Ostseekanals, welche im Monat Juni unter Betheiligung sämtlicher Kulturstaaten stattfand. Liggeringen, den 25<sup>ten</sup> Juni 1895*

*Der Gemeinderath:*

*Bürgermeister Weber*

*H[ermann] Zunftmeister*

*Franz Maurer*

*Georg Straub*

*Johann Winter*

*Ignaz Mayer*

*Josef Raiser*

*Kath[olischer] Stiftungsrath:*

*Braun, Pfarrer*

*Bürgermeister Weber*

*Liberat Mayer*

*Georg Winter*

*Sigmund Leiz*

*Hauptlehrer*

*Karl Keck*

*Die Mitglieder der Kirchengemeindevertretung: Ludwig Weidele, Richard Mayer, Sigmund Mayer, Josef Seeberger, Josef Gramund, Josef Seeberger, Anselm Fritschy, Eduard Mayer, Martin Stäuble, Johann Winter, Ignaz Seeberger, Ignaz Mayer, Marx Mayer, Adolf Seeberger, Franz Maurer, Martin Straub, Georg Straub, Josef Raiser [und] Nepomuk Straub.“*

[Handschriftliche Ergänzungen mit blauem Bleistift:] *„Die Thurmspitze wurde erstellt durch Zeno Hüggle Flaschner aus Radolfzell und von Karl Schönberger [aus] Bodman, Sohn Heinrich Hüggle [Text zerstört] von Thurmspitze gearbeitet.“* Pfarrarchiv St. Radolt, Radolfzell, Bestand Pfarrei Liggeringen.

<sup>71</sup> Pfarrarchiv St. Radolt, Radolfzell, Bestand Pfarrei Liggeringen; undatierte Pfarrchronik, handschriftlich von Pfarrverweser A. Lehmann geführt, unpaginiert.

Gebäudeversicherung, die bei Altbauten bis heute in Goldmark des Jahres 1914 und einem gleitenden Neuwertfaktor (16,2 im Jahr 2013) ausgewiesen wird. Auf Grundlage dieses versicherungsmathematischen Neuwertfaktors betragen 42 000 Goldmark in heutiger Währung gerechnet ungefähr 680 000 Euro. Davon trug die Kirchengemeinde, also die Gläubigen selbst, 7000 Goldmark oder rund 113 000 Euro. Zusammen mit dem Turm und den Glocken (aber noch ohne die Innenausschmückung) waren jetzt Mittel im heutigen Wert von über einer Million Euro verbaut worden. Das war ein großer Kraftakt für die gesamte, nicht wohlhabende Gemeinde, nicht nur rein finanziell, sondern auch durch zahllose freiwillige Hilfsdienste und Arbeitseinsätze (zahllose „*unentgeltliche Hand- und Fuhrdienste*“ wie es in den Quellen heißt). Entsprechend stolz waren die Menschen, weshalb sich in mancher Familie bis heute ein Gedenkbild aus dem Jahr 1905 erhalten hat, welches das neue Gotteshaus von innen und außen zeigt.<sup>72</sup> Die von Georg Braun geschaffene Kirche kann mit Fug und Recht als sein Lebenswerk bezeichnet werden. St. Georg in Liggingen ist zweifellos eine der markantesten Kirchen auf dem gesamten Bodanrück. Und es ist das Verdienst eines seiner Nachfolger, nämlich von Pfarrer Karl Wenzel (1927–1995), rund 80 Jahre später diese Kirche innen wie außen grundlegend saniert und damit dem Lebenswerk von Georg Braun für die nächsten Jahrzehnte Dauer verliehen zu haben. Es kann in Zusammenhang mit der Bautätigkeit auch erwähnt werden, dass Pfarrer Braun das 1626 errichtete Pfarrhaus im Jahr 1909 grundlegend sanieren ließ.

### Der Mensch Georg Braun

„*Unter einer rauhen Hülle ein goldener Kern*“: Welche konkreten Charakterzüge der Person des Ortsgeistlichen waren hier angesprochen? Der Schwarzwälder Alemanne war zweifelsohne geprägt durch eine entbehnungsreiche Kindheit und eine in materiellem Mangel zugebrachte Jugend. Georg Braun war ganz offensichtlich misstrauisch und verschlossen gegenüber Menschen, die er nicht näher kannte. Aber er war herzlich und gütig gegenüber denjenigen, die er im Laufe der Jahre lieb gewonnen hatte. Vom Naturell her scheint er etwas schwerfällig ge-

<sup>72</sup> Abbildung 26 in: Hirscher, Dorf, 1987, nach S. 49.



wesen zu sein, wie es in seiner Personalakte an einer Stelle heißt. Ohne seine Pflichten zu vernachlässigen, neigte er bisweilen zur Bequemlichkeit, so die Einschätzung seiner kirchlichen Vorgesetzten. Und er sei zudem ängstlich um seine Gesundheit besorgt gewesen, gar ein Hypochonder<sup>73</sup>, wie es an einer anderen Stelle heißt. Im Frühjahr und im Herbst sah man ihn mit einem vor Erkältung schützenden, rotseidenen Halstuch zur Kirche und zur Schule gehen.<sup>74</sup> Der ihm vorgesetzte Dekan urteilte zur Jahrhundertwende: *„Nur in erlaubten Fällen und ausnahmsweise besucht er das Wirtshaus. Im Umgang ist er zurückhaltend und vorsichtig, besonders gegenüber Weibspersonen.“*<sup>75</sup> Dass er hin und wieder doch die Dorfwirtschaften besuchte, eben in den aus kirchlicher Sicht erlaubten Fällen, beweist ein im Gasthaus „Germania“ bis heute erhaltener und sorgsam verwahrter Bierkrug, dessen Authentizität die Senior-Gastwirtin bestätigt hat. Ein eigener Bierkrug in der 1870 gegründeten „Germania“ trug sicherlich zu seiner Volkstümlichkeit bei, genauso wie der Umstand, dass Georg Braun als großer Raucher und

<sup>73</sup> EAF, Personalakte Georg Braun († 1913); Bericht des Dekans Baumann von 1904.

<sup>74</sup> Pfarrarchiv St. Radolt, Radolfzell, Bestand Pfarrei Liggeringen; undatierte Pfarrchronik, handschriftlich von Pfarrverweser A. Lehmann geführt, unpaginiert.

<sup>75</sup> EAF, Personalakte Georg Braun († 1913); Bericht des Dekans Otter vom 15. Januar 1900.

Schnupfer galt. Es ist überliefert, dass er in Gesellschaft gerne seine Schnupftabaksdose herumgehen ließ und oftmals Zigarren verteilte. Seine Leidenschaft galt auch dem nur in Baden verbreiteten Kartenspiel Zego<sup>76</sup>, was wiederum auf seine gesellige Seite hindeutet. Im Schulunterricht – die Volksschule galt ihm als „annexum religionis<sup>77</sup> – pflegte er an den Schulbänken entlang zu gehen und die Schüler in Ohren und Backen zu kneifen. Das tat er mit Vorliebe auch auf der Straße, wo ihn die Kinder mit „Gelobt sei Jesus Christus“ begrüßten. Seine Antwort lautete stets: „In Ewigkeit. Amen.“

Georg Braun galt als ein großer Freund der Kinder und widmete sich intensiv der Jugendarbeit, die dazu führen sollte, dass die Geburtsjahrgänge von 1865 und bis etwa 1905 einschneidend durch ihn geprägt wurden. So gesehen war das religiöse Leben in der Gemeinde bis zum Ableben dieser Jahrgänge in den 1970er- und 1980er-Jahren von ihm mitbeeinflusst, was auch die zwei Generationen nach seinem Tod erfolgte Namensgebung der Pfarrer-Braun-Straße erklärt. Der erfolgreiche pastorale Einsatz von Pfarrer Braun war bereits von Dekan Baumann 1911 in den Akten festgehalten worden: Von 425 erwachsenen Katholiken besuchten 314 regelmäßig den Gottesdienst, es habe in jenem Jahr keine einzige uneheliche Geburt gegeben und das katholische Zentrum habe bei den letzten Wahlen 79,5 % der Stimmen erhalten.<sup>78</sup> Das Wirken des ultramontanen Pfarrers Georg Braun hatte nach fast vierzig Jahren deutliche Spuren hinterlassen.

Nur wenige Monate nach dem feierlich begangenen goldenen Priesterjubiläum sollte er einem schweren Magenleiden erliegen. Der Liggeringer Ehrenbürger Pfarrer Georg Braun ist am 19. Januar 1913<sup>79</sup> – wie es in der Freien Stimme hieß – „*abends um 8 Uhr, im Alter von 76 Jahren friedlich im Herrn entschlafen*“. Die Sterbesakramente hatte der „*treue Sohn der Kirche*“<sup>80</sup> am selben Nachmittag von Pfarrer Joos aus Langenrain erhal-

<sup>76</sup> Friedrich Schlager: Das badische Nationalspiel „Zego“ und die andern in Baden und an Badens Grenzen volksüblichen Kartenspiele, in: Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs zum 60. Geburtstag. Hg. von Karl Friedrich Müller, Lahr 1951, S. 293–307.

<sup>77</sup> Wie Priester leben, S. 279.

<sup>78</sup> EAF, Personalakte Georg Braun († 1913); Bericht des Dekans Baumann von 1911.

<sup>79</sup> Artikel „Baden und die Nachbarschaft: Liggeringen“, in: „Konstanzer Nachrichten“ vom 21. Januar 1913.

<sup>80</sup> Vgl. den Artikel „Kirchliche Nachrichten“ in: „Freie Stimme“ vom 20. Januar 1913.

ten. *„Der Zug zum Gottesacker ging durch Schnee und Eis“*<sup>81</sup>, wo am 22. Januar 1913 die Beerdigung stattfand, über die in den Konstanzer Nachrichten folgendermaßen berichtet wurde: *„Unter allgemeiner Teilnahme fand [...] das Leichenbegängnis des hochwürdigen Herrn Pfarrers Braun statt. Herr Graf v. Bodman gab nebst 20 Geistlichen dem verstorbenen Seelsorger das Geleite. Die Grabrede hielt Herr Dekan Baumann von Bodman, in der er hinwies auf den Seeleneifer, die edlen Priestertugenden und das mildtätige Priesterherz des Verstorbenen. So ruht nun unser geistiger Vater unter denen, welchen er während 39 Jahren als Freund und Berater in leiblicher und geistiger Not unverdrossen die besten Dienste erwiesen. Gott gebe dem edlen Priester die ewige Ruhe.“*<sup>82</sup>

### Zusammenfassung

Der Typus des „Pastor rusticus“, den Georg Braun in Liggeringen verkörperte, war in allen ländlichen Gebieten der Erzdiözese Freiburg verbreitet. Diese Seelsorger entstammten in der Regel den ländlichen Unterschichten, viele waren oftmals Voll- oder Halbweise. Durch den Ortsgeistlichen geschult und mit Stipendien ausgestattet, machten sie einen Großteil des priesterlichen Nachwuchses in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus. Nach Theologiestudium in Freiburg und Besuch des Priesterseminars in St. Peter folgte Ordination und Vikarszeit. Der Kulturkampf zwischen protestantisch-liberal geprägtem badischem Staat und katholischer Kirche bewirkte bei vielen dieser Nachwuchspriester eine Verfestigung ultramontaner Einstellungen. Die meisten jungen Priester richteten ihre Blicke auf Papst Pius IX. nach Rom, welcher der katholischen Kirche nach dem Ersten Vatikanum ein zentralistischeres Gesicht zu geben im Stande war. Folglich engagierte sich der niedere Klerus auf dem Land ab Mitte des 19. Jahrhunderts für das katholische Vereinswesen<sup>83</sup> und den im Aufbau befindlichen politischen

<sup>81</sup> Vgl. den Artikel „Liggeringen“ in: „Freie Stimme“ vom 23. Januar 1913.

<sup>82</sup> „Konstanzer Nachrichten“ vom 25. Januar 1913.

<sup>83</sup> Weiterführend: Winfrid Halder, *Katholische Vereine in Baden und Württemberg 1848–1914. Ein Beitrag zur Organisationsgeschichte des südwestdeutschen Katholizismus im Rahmen der Entstehung der modernen Industriegesellschaft* (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, 64) Paderborn 1995.

Katholizismus, erst in der Katholischen Volkspartei, ab 1888 schließlich im Badischen Zentrum. Auch im aufgeklärt-liberalen Bodenseeraum stießen politischer Katholizismus und Ultramontanismus bei den bäuerlichen Schichten ab der Jahrhundertmitte ganz allmählich auf Akzeptanz<sup>84</sup>, um im wilhelminischen Kaiserreich einen Höhepunkt mit der Ausbildung eines geschlossenen katholischen Milieus zu erreichen. Träger der Aktivitäten war der niedere Klerus auf dem Land, der eben nicht bürgerlich-liberal wie die staatlichen Eliten auftrat. Wer sich als Priester nicht ultramontan zeigen konnte oder wollte, wie etwa Brauns Weiejahrgangskollege Josef Dilger, trat früher oder später zum Altkatholizismus über, der insbesondere im Bodenseeraum vertreten war und in Konstanz im September 1873 seinen dritten Altkatholikenkongress ausgerichtet hatte.<sup>85</sup> Doch die Mehrzahl der jungen ultramontanen Priester – wie etwa Franz Xaver Lender oder Heinrich Hansjakob – übernahm neben ihrer seelsorgerischen Tätigkeit verstärkt politische Mandate oder trat zumindest indirekt – wie etwa Georg Braun bzw. Franz Josef Baumann aus Bodman oder auch Johann Joos aus Langenrain – als Wahlmänner<sup>86</sup> bei den Landtagswahlen in Erscheinung.

In der Pastorierung erzielten sie in den geschlossenen katholischen Gemeinden beachtliche Erfolge, wie etwa die absoluten Stimmenzahlen für das Zentrum oder auch die praktizierte Volksfrömmigkeit belegen. Sie beförderten die Ausbildung eines katholischen Milieus auf dem Land. Die Dörfer waren Schicksals- wie Konfessionsgemeinschaften, unter geistlicher Führung des Seelsorgers, der sich in der Regel intensiv um die religiös-soziale Prägung der Kinder und Jugendlichen in der Kirche (Ministrantendienst, Katechese) und in der als „annexum religionis“ verstandenen Volksschule kümmerte. Das war zielführend: Kaum eine Prägung ist so entscheidend wie die Sozialisation in Kindheit und Jugend. Entsprechend blühte in vielen agrarisch geprägten Gemeinden das religiöse Leben und zwar nicht nur in der Kirche, sondern auch nach außen: Sichtbare Zeichen waren Benediktionsprozessionen, die Erweiterung oder der Neubau der Gotteshäuser, die Errichtung zahlloser Flurkreuze und Kapellen. Kern- und Angelpunkt des katholischen Milieus auf dem

<sup>84</sup> Götz von Olenhusen, Klerus, S. 388.

<sup>85</sup> Vgl. dazu weiter: Konrad Gröber, Der Alt-Katholizismus in Konstanz. Die Geschichte seiner Entwicklung und Bekämpfung, in: FDA 39 (1911) S. 190–248.

<sup>86</sup> Vgl. die amtliche Liste der Wahlmänner Konstanz-Land, in: „Freie Stimme“ vom 10. Oktober 1901.

Land waren Priester, die oftmals am Ende des 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr lange in den Gemeinden wirkten: Die beiden Beispiele Lender und Braun – wie gesehen – für jeweils rund vier Jahrzehnte. Diese Vertreter des niederen Klerus auf dem Land wurden zu hervorragenden Integrationsfiguren für die konservativ-patriarchalisch strukturierten Dörfer: Sie vertraten in der Regel keine ökonomischen Eigeninteressen, sie dienten vielmehr in den Augen der Landbevölkerung ausschließlich ihrer vom liberal-bürgerlichen Staat angegriffenen Kirche<sup>87</sup>, weshalb große Verbundenheit herrschte. Anlässlich des goldenen Priesterjubiläums von Georg Braun hieß es aus dem Mund eines Pfarrangehörigen voller Pathos: „... *da fühlten wir uns wieder eins mit unserem Pfarrer.*“<sup>88</sup>

In den ländlichen Gebieten waren diese Priester als Pfründeinhaber auch Nebenerwerbslandwirte. Sie trieben die großen Pfarrgärten um, sie züchteten Bienen, sie widmeten sich aufgrund der eigenen Sozialisation den Spezialkulturen wie etwa dem Wein-, Hopfen- oder Obstanbau und führten das Leben eines mit der Natur und den Jahreszeiten verwurzelten „Pastor rusticus“, das schlussendlich ihrer sozialen Herkunft entsprach und ihnen mental entgegenkam wie innerfamiliär Anerkennung brachte. Das steigerte zugleich ihre Akzeptanz in der Gemeinde, genauso wie der in ihrer sozialen Abstammung begründete alemannische Dialekt sie umgehend integrierte. Die Menschen der bäuerlichen Unterschichten solidarisierten sich mit ihren Seelsorgern – trotz der autoritären Stellung, welche die Priester nach außen hin bisweilen schroff und abweisend wirken ließ. Die über Jahrzehnte sich erstreckenden Dienstzeiten waren wiederum Voraussetzung für nachhaltiges Wirken im pastoralen wie auch im sozialen Bereich. Der Dank der „Herde für ihren guten Hirten“ war schließlich in nicht wenigen Fällen die Verleihung des Ehrenbürgerrechts und damit eine memoriale Heraushebung und Perpetuierung der Seelsorger über die eigene Zeit hinaus – wie das Beispiel des Liggeringer Pfarrers Georg Braun zeigt.

---

<sup>87</sup> Götz von Olenhusen, Klerus, S. 392.

<sup>88</sup> Artikel „Liggeringen“ in: „Freie Stimme“ vom 14. August 1912.



# Der Ruhrkinderkaplan Josef Merk

Von Marie-Louise Bemelmans-Vidéc

## 1. Elendsjahre im Ruhrgebiet

1923: im Ruhrgebiet herrscht Elend. Der Bischof von Münster, Johannes Poggenburg, schreibt im kirchlichen Amtsblatt von Münster vom 21. 2. 1923<sup>1</sup>: *„Die Not im besetzten Gebiete erheischt von neuem und besonders dringlich die Unterbringung unterernährter Kinder in ländlichen Familien. Die übermäßige Steigerung der Lebensmittelpreise, die wachsenden Schwierigkeiten der Zufuhr, vor allem der große Mangel an Milch gefährden Gesundheit und Leben vieler Kinder. Die Unterernährung nimmt in erschreckendem Masse zu. In einer Stadt des neu besetzten Gebietes ist ermittelt worden, dass 35 % der Schulkinder unterernährt sind (...) [Daher] richte ich an die ländliche Gemeinden die dringende väterliche Mahnung und Bitte, mit erneuter Bereitwilligkeit unterernährte Kinder bei sich aufzunehmen.“*

In der gleichen Ausgabe wird gemeldet: *„Im Jahre 1922 [sind] einige tausend Kinder aus Stadt und Industrie in den ländlichen Gemeinden des Bistums untergebracht worden.“* Gleichartige Berichte und bischöfliche Aufrufe findet man in diesen Jahren in den Amtsblättern der Bistümer Paderborn und Köln.

In 1922 hört Kaplan Josef Merk – ein junger, lungenkranker Priester, der als Hausgeistlicher im Krankenhaus zu St. Blasien arbeitet – zum ersten Mal durch seine Kontakte mit den Kranken von Rhein und Ruhr von dem großen Elend und der Kindernot im Ruhrgebiet und wird nach

---

<sup>1</sup> Großen Dank bin ich Frau Dipl.-Theol. Ursula R. Kanther, Kanzlerin der Kurie, Bistum Essen – Bischöfliches Generalvikariat, schuldig. Sie hat freundlichst für mich die Informationen aus den Amtsblättern der Bistümer Paderborn, Münster und Köln zusammengetragen, die sich auf die Unterbringung der unterernährten Kinder auf dem Lande in diesen Diözesen zu Anfang der 20er-Jahre des vorigen Jahrhunderts beziehen.

Horst-Emscher (bei Gelsenkirchen) eingeladen. Peter Löhmann<sup>2</sup> schildert eindringlich die Situation, die der junge Kaplan dort vorfand:

*„Das Jahr 1922 war für die Leute an der Ruhr ein hartes Jahr. Hart wie all die Nachkriegsjahre. Rauchlos ragten viele Schloten ins Land. Nur in den Bergwerken wurde mit voller Belegschaft die Kohle gefördert. Doch diese Kohlenförderung ging auf das Reparationskonto und war eine Scheinblüte. Mit dem Lohn konnten die Bergleute nichts anfangen, denn das Geld hatte keine Kaufkraft. Es reichte nicht einmal für die kärgliche Nahrung, geschweige für die Kleidung und den übrigen Lebensbedarf [...] Das war das Bild, das sich dem jungen Kaplan Josef Merk im Ruhrgebiet auf den ersten Blick dargeboten hatte. In tiefster Seele ergriffen, wollte er die Not nun auch ganz kennen lernen. Er ging in die Arbeiterkolonien und klopfte an den Türen der einzelnen Familien an [...] Was musste aus all den Kinder werden, die in dieses Elend hineingewachsen? Wie konnten sich ihnen überhaupt schon Begriffe von der von Gott geschaffenen Welt formen? Die ganze Umwelt stand doch im krassen Widerspruch zum gesamten Unterricht.“<sup>3</sup>*

Im nächsten Winter, in dem er erneut erkrankte, erreichten ihn neue Leidensberichte von der Ruhr: Die Besatzungstruppen waren über den Rhein gegangen und hatten auch das Ruhrgebiet besetzt.<sup>4</sup>

## 2. Biografie Josef Merk: Die jungen Jahre

Josef Merk wurde am 24. Juni 1890 in Seewangen im Schwarzwald geboren und wurde früh Waise.<sup>5</sup> Von seinem Religionslehrer gefragt, ob

<sup>2</sup> Für die Biografie von Kaplan Merk verlasse ich mich ganz auf das Buch „Der Ruhrkinderkaplan Josef Merk“, Freiburg im Breisgau (Herder) 1935, mit dem der Autor Peter Löhmann dem Kaplan ein beeindruckendes Denkmal geschaffen hat. Außer mittels den in diesem Buch erwähnten formellen Quellen und persönlichen Zeugnissen gibt es keine Möglichkeiten, das Bild dieses großen Priesters weiter zu vervollständigen, umso mehr, da nicht bekannt ist, wo sich das im Geleitwort erwähnte Archiv von „Hundert[en] von nachgelassenen Briefen“ an den Kaplan befindet (Information von Stadtarchivar Walter Liehner, Überlingen). Im Geleitwort von Engelbert Krebs, Dogmatikprofessor an der Universität Freiburg i. Br., wird erwähnt, dass der Verfasser „für die Zeichnung des vorliegenden Lebenswerkes und Lebensbildes deshalb berufen [sei], weil er jahrelang in enger Zusammenarbeit mit Kaplan Josef Merk verbunden war und Hunderte von nachgelassenen Briefen zur Verfügung hatte, durch deren sorgfältige Sichtung und Prüfung er ein wahrheitsgetreues Bild zu zeichnen imstande war“ (S. VIII).

<sup>3</sup> Löhmann, S. 2–5.

<sup>4</sup> Löhmann, S. 6–7.

<sup>5</sup> Vgl. zum Folgenden Löhmann, S. 106–135.



er nicht Priester werden wolle, „*bejahte er diese Frage freudig*“.<sup>6</sup> Im September 1902 wurde er am Großherzoglichen Gymnasium zu Rastatt in die Untertertia angenommen. Im Gymnasium, wie auf der Volksschule, war er einer der Ersten und zeigte in den Sprachen glänzende Begabung, eine Begabung, die ihm in seiner späteren Hilfsarbeit sehr von Nutzen war.

Mit 18 Jahren zog er im Oktober 1908 ins Erzbischöfliche Theologische Konvikt nach Freiburg. Nach Absolvierung des sechsten Semesters schickte ihn die Erzbischöfliche Behörde nach Innsbruck, damit er dort noch ein weiteres Jahr studiere. Löhmann erwähnt ausdrücklich die internationalen Kontakte, die Merk in diesem Innsbrucker Jahr aufbaute: „*Zur Zeit Merks waren neben den 80 deutschen Studenten und den vielen Studierenden aus allen Nationen etwa 60 amerikanische Theologen im Canisianum. Die Amerikaner waren ihm besonders herz-*

---

<sup>6</sup> Löhmann, S. 106.

*lich zugetan (...) Gerade in dieser Freundschaft lag etwas von der göttlichen Vorsehung. Denn als er später, selber arm und krank, immer wieder die Not der Armen und Kranken linderte, da flossen ihm für seine Hilfe aus der alten Freundschaft mit den amerikanischen Studenten finanzielle Mittel zu.“<sup>7</sup>*

Am 2. Juli 1913 empfing er aus der Hand von Erzbischof Thomas Nörber die Priesterweihe. Seine ersten Posten waren in Hausen im Kiltal (3 Monate) und Hechingen in Hohenzollern. *„Da kam der große Krieg. Josef Merk meldete sich als Feldgeistlicher, wurde aber nicht angenommen. Er schrieb den aus der Pfarrei und seiner Heimat ins Feld gezogenen Soldaten Briefe [...] Er sammelte Liebesgaben, packte bis tief in die Nacht hinein die Pakete und sorgte am meisten für die, von denen er wusste, dass sie in der Heimat keine Angehörigen mehr besaßen.“<sup>8</sup>*

In diesen Jahren machte sich seine Krankheit schon bemerkbar: *„Immer wieder hatte er mit Nasenbluten, Stechen in der Brust und mit Nachtschweiss zu kämpfen [...] So arbeitete er als Vikar der Pfarrei und seit dem Kriegsausbruch als priesterlicher Kamerad der Frontsoldaten ein volles Jahr in Hechingen. Dann rief ihn der Gehorsam im Weihnachtsmonat des ersten Kriegsjahres als Vikar an die Liebfrauenpfarrei nach Karlsruhe.“<sup>9</sup>*

Im Sommer 1915 brach er zusammen und der Arzt verordnete ihm eine Kur in Höhenluft. Er verbrachte die Kur im Johannesstift zu Zizers bei Chur und – von seinem Arzt empfohlen – eine *„gründliche Kur in Arosa [...] weil sonst in zwei bis drei Jahren vollendete Schwindsucht zu erwarten sei“<sup>10</sup>* Im November 1916 wurde er nach Baden zurückgerufen, um eine Vikarstelle in Vöhrenbach zu bekleiden. *„Josef Merk war übergücklich, nun endlich nach so langer Zeit wieder in der Seelsorge zu sein.“<sup>11</sup>*

Im Frühjahr 1917 spielte die Krankheit wieder auf: *„Die Schmerzen in der Brust wollten nicht nachlassen. Bei der kleinsten Anstrengung spuckte er Blut [...] Sein Pfarrer [...] schrieb selber um eine erneute Kur an das Ordinariat und bot dazu sogar seine eigene finanzielle Hilfe an. So wanderte der junge Priester im Mai 1917 zum zweiten Male aus der aktiven*

<sup>7</sup> Löhmann, S. 109.

<sup>8</sup> Löhmann, S. 111.

<sup>9</sup> Löhmann, S. 112.

<sup>10</sup> Löhmann, S. 114.

<sup>11</sup> Löhmann, S. 115.

*Seelsorge in den Krankheitsurlaub.* „Zuerst fand er Verpflegung im Krankenhaus zu Vöhrenbach, dann erhielt er die Stelle des Hausgeistlichen im Krankenhaus zu St. Blasien. In diesem Krankenhaus lagen viele Lungenkranke, und „diesen Leidensgenossen wollte er priesterlicher Freund sein [...] Und als die Kranken längst in ihrer Heimat waren und auch er nicht mehr in St. Blasien weilte, blieb er doch ihr Freund und Seelsorger“.<sup>12</sup> Dieses konsequente Verhalten in seinen Freundschaften charakterisiert ihn in allen seinen Werken. In St. Blasien erfuhr Kaplan Josef Merk dann zum ersten Mal von der großen Kindernot im Industriegebiet.

In den nächsten zwei Jahren änderte sich seinen Gesundheitszustand wenig: „Immer wieder mahnte ihn das Blutsucken an sein tückisches Leiden.“ Im Oktober 1918 kam die Anweisung, nach Hödingen am Bodensee zu gehen und dort den schwerkranken Pfarrer zu vertreten. „Hödingen liegt nahe bei Überlingen an einer Berghalde [...] Ihn quälte jeder Schritt die Höhe hinan. Mit nahezu 40 Grad Fieber kam er an seinem Bestimmungsort an, wo inzwischen der Pfarrer gestorben war. Es war ihm einfach unmöglich, sich aufrechtzuhalten, und so schleppte er sich denn nach Überlingen zurück, wo er im Krankenhaus von Arzt und Schwestern freundlich aufgenommen wurde.“<sup>13</sup>

Löhmann würdigt den langen Leidensweg den Josef Merk gehen musste: „Fast den ganzen Winter hindurch lag er zu Bett. Die schweren Fieber wollten nicht mehr weichen. Auch das Herz machte ihm mehr und mehr Sorgen [...] Im April 1919 durfte er zum ersten Mal wieder für einige Stunden das Krankenhaus verlassen [...] Vierzehn volle Jahre lebt Kaplan Josef Merk im Überlinger Krankenhaus.“ Bis zu seinem frühen Tod. „Das fieberreiche Leiden, die vielen Operationen, die in den nächsten Jahren folgten, die ständigen Schwächen und Schmerzen hätten menschlich gesehen, seinen Willen erdrücken müssen. Doch er blieb bis zu seiner letzten Stunde der willensstarke, frohgemute, Gutes wirkende Priester [...] Obwohl er mit dem Tischtitel und dem großherzig gewährten erneuten Zuschuss seiner kirchlichen Behörde den Tagessatz des Krankenhauses bezahlte, nahm er sich doch so sehr seiner Mitkranken an, dass man ihn allgemein als den Hausgeistlichen ansah.“<sup>14</sup>

<sup>12</sup> Löhmann, S. 117.

<sup>13</sup> Löhmann, S. 119.

<sup>14</sup> Löhmann, S. 119/120.

### 3. Entschluss zum Kinderhilfswerk

Kaplan Merk wollte „den Kindern des Industriegebietes Helfer und Hirte sein“.<sup>15</sup> „Es war ihm wie eine begnadete Vision. Vor ihm standen die Bauernhäuser des Linzgaues, des Hegauers, des Schwarzwaldes, seiner Heimat und der nahen Schweiz. Im Überfluss lebte man auch dort nicht. Aber hier war ein Land ohne die trostlose Krankheit des Industriegebietes [...] An jedem Tische der ungezählten Bauernhäuser sah er ein Kind sitzen [...] Die erste Hilfe sollte der Not der Besatzungszeit gewidmet sein [...] Über die augenblickliche Not hinaus sollte es ein großes Kinderhilfswerk werden, dessen ganzer Sinn und Zweck auf die Einordnung dieser jungen Menschen [...] in eine große soziale Neuordnung werden, wie sie der unvergleichliche Papst Leo XIII. die Welt und vorzüglich seine Priester gelehrt hatte.“ Aber er spürte seine beschränkten Kräfte, und „rang nun doch schon volle fünf Jahre vergeblich um den Rückweg in die tätige Seelsorge [...] Keine Woche verging, ohne dass ihn das Fieber packte, und es gab fast keinen einzigen Monat, der ihn nicht krank ans Bett gebunden sah [...] Dass er den Keim zum frühen Tode in sich trug, wusste er [...] Was er sich im Namen des Kinderfreundes vom Herrn erbat, das war die Gnade, sein Krankenlager mit dem Seelsorgedienst für die armen Industriekinder verbinden zu dürfen.“<sup>16</sup>

Die ersten Pläne besprach er mit Schmiedemeister Kleinebrink – einem von ihm betreuten Lungenkranken aus Horst-Emscher – der die Pläne mit zu seinem Dechanten ins Ruhrgebiet nahm, und so wurde der erste Grundstein zum Kinderhilfswerk gelegt.<sup>17</sup> In den nächsten Monaten warb Josef Merk für die Ärmsten der Armen, ging von Haus zu Haus in der Stadt und in der weiten Umgebung auf die Suche nach hilfsbereiten Familien, bis in die Schweiz. Er konnte nach kurzer Zeit ins Ruhrgebiet melden: „Hier sind die Familien bereit euren Kindern freiwillig für einen ganzen Sommer, ja auch für ein halbes Jahr und mehr, wenn’s sein muss, ein Heim, einen gedeckten Tisch und alle Liebe, deren sie bei euch entbehren müssen, zu schenken.“<sup>18</sup>

<sup>15</sup> Löhmann, S. 13.

<sup>16</sup> Löhmann, S. 11–13.

<sup>17</sup> Löhmann, S. 13–15.

<sup>18</sup> Löhmann, S. 21.

#### **4. Ein zwölfjähriger Junge aus Horst-Emscher kommt nach Überlingen**

Mit 200 Kindern von Horst-Emscher nahm die Arbeit des Ruhrkinderkaplans im Sommer des Jahres 1923 ihren Anfang. Mein Vater, Matthias F. Videc, geboren 1911 in Horst-Emscher als Sohn slowenischer Einwanderer, war eines dieser Kinder. In der Hinterlassenschaft meines Vaters fand ich Briefkarten und andere Memorabilien aus den 20er-Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Kaplan Josef Merk, adressiert an meinen Vater. Bilder vom Grabe dieses Kaplans, im Jahre 1935 aufgenommen, und Aufzeichnungen im Tagebuch meines Vaters deuteten darauf hin, dass der Kaplan einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Das Löhmann-Buch, das ebenfalls in diesem Archiv lag, erzählte mir dann die ganze Geschichte dieses außerordentlichen Priesters. Die Zeit bei den Pflegeeltern, Familie Seeber in Überlingen, war meinem Vater kostbar gewesen, was sich in einer lebenslangen Freundschaft äußerte.

Sein eigener Vater war im Ersten Weltkrieg gefallen; seine Mutter fand einen neuen Gatten, und die Familie vergrößerte sich allmählich. Die Armut machte der Familie sehr zu schaffen und führte letztendlich dazu, dass sie sich im Oktober 1923 entschloss, nach „Holland“, d. h. in den Süden von Limburg auszuwandern, wo der Stiefvater eine Stelle bei den Kohlebergwerken fand und wo sich – im Vergleich zum Ruhrgebiet – eine viel bessere und stabilere Wirtschaftslage vorfand. Mein Vater kehrte nach seiner Zeit bei den Pflegeeltern in Überlingen zurück nach Horst-Emscher an die Rektorschule, wo er sehr gerne und mit sehr guten Zeugnissen studierte. Die Familie brauchte aber seine Unterstützung, und so musste er – sehr zu seinem Bedauern – die Schule verlassen und kam im Herbst 1923 ebenfalls nach Brunssum, Süd-Limburg. Den Traum vom Studium konnte er dann erst für seine Kinder verwirklichen.

#### **5. Das Kinderhilfswerk: Probleme und Erfolge**

Löhmann bespricht die organisatorischen Probleme des neuen Kinderhilfswerks, besonders in den ersten Jahren, als die Erfahrung noch fehlte. So war es nicht leicht, die Kinder auszuwählen, und die richtige Wahl zu treffen von Gastgeberfamilien, die zu jedem Kind „passte“. Merk versuchte, die Anreise der Kinder wenigstens teilweise mitzuerle-

ben: „Viele Transporte holte er selber im Entsendegebiet ab. Die ganze Fahrt verwandte er darauf, einen Einblick in die seelische Verfassung der Kinder zu gewinnen [...] Er machte sie mit dem neuen Leben bekannt, das schon am andern Tag beginnen sollte, und gab ihnen für die erste Zeit Winke und Ratschläge [...] Gestattete es ihm sein Gesundheitszustand oder die viele Arbeit nicht, die Kinder in ihrer Heimat abzuholen, dann fuhr er ihnen eine Strecke weit entgegen, um die Verteilung auf die einzelnen Züge nach den verschiedenen Richtungen selber zu leiten und wenigstens die Kinder zunächst einmal flüchtig kennen zu lernen. Jedem Kinde überreichte er einen Zettel mit dem Namen der Familie, zu der es kam, und eine Postkarte mit seiner Anschrift, damit es im Notfalle sofort in der Lage war, ihm zu schreiben [...] Er sah darauf, möglichst zwei Kinder in einem Orte unterzubringen und vor allem die Geschwister beisammen zu lassen.“<sup>19</sup>

Im Herbst 1923 kam bereits ein zweiter Transport. Die ersten Erfahrungen waren nicht nur positiv, besonders wo es um die Wahl der Kinder ging, und deshalb ging der Kaplan selber mit den heimkehrenden Kindern ins Ruhrgebiet, „um an Ort und Stelle all die Mängel zu besprechen und mit den maßgebenden Stellen grundlegende Richtlinien für die weiteren Transporte auszuarbeiten“.<sup>20</sup> Er versuchte, so viel wie möglich, die Transportbegleiter der Kinder in die Dörfer zu den Kindern zu führen. „Sie sollten aus eigener Anschauung ein Bild von dem neuen Leben der Kinder gewinnen, damit sie all die Eindrücke in der Heimat wieder wirksam verwendeten. Ohne Rast und Ruh’ fuhr er mit ihnen bald dahin, bald dorthin, begrüßte die Pflegeeltern und unterhielt sich mit seinen Schützlingen. Wo immer er vorsprach, war man beglückt über den Besuch des Kinderkaplans. Und jedes Mal gab es eine große Freude, wenn er seine Leica aus der Tasche zog und einige Aufnahmen machte.“<sup>21</sup>

„Das bewundernswürdige Gedächtnis des Kaplans, durch sorgfältige Aufzeichnungen unterstützt, hatte jede einzelne Bauernfamilie mit all ihren Eigenarten vor sich. So sorgte der Kaplan dafür, dass das Verhältnis der Charaktere zwischen Pflegeeltern und Pflegekind tunlichst aufeinander abgestimmt waren.“<sup>22</sup> „Noch lange nicht jede Familie, die sich für ein Kind meldete, war für die Aufnahme geeignet. Er musste sie aus-

<sup>19</sup> Löhmann, S. 75/76.

<sup>20</sup> Löhmann, S. 26.

<sup>21</sup> Löhmann, S. 78.

<sup>22</sup> Löhmann, S. 45.

wählen, musste wieder ausscheiden und musste die wertvollen, brauchbaren Familien zu einem festen Stamm vereinen.“<sup>23</sup> Er war darauf bedacht, dass es sich bei den potenziellen Gastfamilien nicht um den Versuch handelte „zu billigen Knechten oder Mägden zu kommen“.<sup>24</sup>

Um von vornherein einen Missbrauch seines Werks auszuschalten, schuf er sich in den Pfarrern der Landgemeinden und in achtbaren Bauernfamilien gute Mitarbeiter. Im Laufe der zehn Jahre seiner Jugendbetreuung sandte er immer und immer wieder eine Reihe von ihnen als Transportbegleiter mit ins Ruhrgebiet. So lernten sie aus eigener Anschauung die Not der Kinder kennen und wurden, in der Heimat wieder angekommen, bei der Auswahl der Pflegestellen die wertvollsten und überzeugtesten Mitarbeiter.

Auf die 200 Kinder des Jahres 1923 folgten im nächsten Jahre nur 100. „Und auch bei den Wenigen fehlte es nicht an Enttäuschungen. Aber dann wurde es allmählich besser. Denn im Jahre 1926 hatte er bereits 440 Familien geworben, die jährlich einem armen Kinde eine Pflegestätte boten. Die Zahl wuchs weiter und ging jährlich über 600 weit hinaus.“<sup>25</sup>

## 6. Kleines Krankenzimmer, große Diözese

Von seinem kleinen Krankenzimmer aus „bediente“ der Kaplan eine große Diözese. Mit den Worten Löhmanns: „Das große Gebiet der Entsendeorte und das weite Land der Unterbringung wurde ihm wie ein eigenes Reich, in dem er genau Bescheid wusste. Das geht ganz deutlich aus den Briefen hervor, die er zu hunderten sowohl den Arbeiterfamilien als auch den Bauernfamilien sandte. Im allgemeinen waren es Rundschreiben, die er verfasste [...] mit Weisungen und Ratschlägen. Den Bauern vermittelte er durch seine Rundschreiben das rechte Verstehen für die charakterlichen Besonderheiten des fremden Kindes, und den Eltern gab er in der Heimat Beruhigung und Zufriedenheit.“<sup>26</sup>

Dem Kaplan, so stellt Löhmann fest, eignete eine große Organisationsgabe. 600 Kinder in einem einzigen Sommer unterzubringen ist aber auch harte Arbeit: „Sechshundert Kinder aber unaufhörlich zu betreuen

---

<sup>23</sup> Löhmann, S. 32.

<sup>24</sup> Löhmann, S. 49.

<sup>25</sup> Löhmann, S. 78–80.

<sup>26</sup> Löhmann, S. 88.

*und zu überwachen, das erfordert übermenschliche Geduld, Liebe, Hingabe, Ausdauer und Opferbereithheit.“<sup>27</sup> „Die schönsten Stunden für den Kaplan und seine Kinder brachte stets der Sonntagnachmittag im Überlinger Krankenhaus. Das war die Besuchszeit für die Kinder [...] Zu zweit und zu dritt kamen sie am Nachmittag von allen Seiten her zu ihm. Manche Kinder gingen stundenweit, nur um einige Zeit bei ihrem Kaplan zu sein [...] Jeden Sonntag zeigten sich neue Gesichter. Aber regelmäßig kamen sie alle in gewissen Zeitabständen wieder zu ihrem Kaplan zurück. Man konnte sich mit ihm so ganz ohne Furcht aussprechen, und für alles wusste er einen guten Rat [...] Wenn Kinder jemals im Priester ein anschauliches Bild vom Guten Hirten empfangen haben, dann gewiss in diesen Besuchstunden beim Kaplan Merk.“<sup>28</sup> „Er nahm sich in wahrer Vatergüte der Waisen unter seinen Kindern an. Die Vollwaisen unter den ankommenden Kindern behielt er ganz besonders im Auge, und wenn er ein kinderloses Ehepaar wusste, das bereit war, ein solches Kind zu adoptieren, dann verschaffte er dem Waisen eine neue, bleibende Heimat.“<sup>29</sup>*

Und er vergaß die Kinder auch nach deren Zurückkehr in die Heimat nicht. Da blieb er ihnen ein väterlicher Freund. Das geht ganz klar hervor aus zwei Postkarten, die er meinem Vater schickte, vier Jahre nach deren Zeit in Überlingen:

*„Mein lieber Freund Mathias!*

*Es hat mich gar sehr gefreut, wieder einmal etwas von Dir zu hören. D.h. verraten hast Du mir ja noch nichts, hast nur gesagt, Du wollest mir etwas sagen. Also dann mal kräftig los mit einem 7 km langen Brief! Wo bist Du denn? Was macht das Paterwerden? Von Horst kamen immer wieder einige Rektoratler, aber meine Fragen nach Dir blieben immer ziemlich unbeantwortet. Es geht mir auch so ordentlich. Die vielen Kinder tun m. Herzen oft nicht so gut. H.Gr. Dein treuer ...“*

*„Lieber Mathias!*

*Hab' innigsten Dank für deinen Brief der mich gewaltig freute. Hatte ich mich doch so oft gewundert was mit Dir sei. Aber wie kannst Du nur*

<sup>27</sup> Löhmann, S. 79.

<sup>28</sup> Löhmann, S. 92–94.

<sup>29</sup> Löhmann, S. 96.

*meinen Du seiest mir gleichgültig! Ich wollte Dir eben auch ausführlich antworten. Habe 400 Ruhrkinder jetzt beisammen, so kam ich noch nicht dazu; bin auch meist nicht wohl, soll aber noch werden. Herzliche Grüsse für heute, Dein altgetreuer Merk, Kpl.“*

Den Kindern, die in die Heimat zurückkehrten, sandte er noch ein letztes Rundschreiben. Beim Abschied von Überlingen schenkte der Kaplan meinem Vater eine kleine touristische Broschüre mit zwölf Fotografien vom Bodensee mit einem persönlichen „Auftrag“. Beim Abschied von den Pflegeeltern wurden die Kinder in den meisten Fällen von Kopf bis Fuß neu gekleidet, *„und der Not in der Heimat gedenkend, hatten sie ihm an Speck, Brot, Mehl und Äpfel so viel mitgegeben, als er nur eben im Zuge unterbringen konnte. Und auch noch in späteren Tagen gedachten sie des Kindes und sandten immer wieder ihre Gaben ins Ruhrgebiet“*.<sup>30</sup>

Es gab auch damals schon eine Art „Evaluation“ des Kinderhilfswerkes: *„Der Essener Caritasverband sandte nach der Heimkehr der Kinder dem Kaplan jedes Mal eine genaue Liste, in der zum Namen des Kindes und der Pflegeeltern auch das eigene Zeugnis des Kindes über Pflegeeltern und Pflegestätte beigefügt war [...] Von einhundertfünfzig Kindern, die im November 1932 allein nach Essen zurückgekehrt waren, hatte überhaupt nur ein Kind angegeben, es habe es schlecht gehabt. Fünf äußerten sich befriedigend. Alle andern aber waren voll des höchsten Lobes.“*<sup>31</sup> Insbesondere die verbesserte Gesundheit war Anlass, dass manche Kinder mehrere Jahre zu ihren Pflegeeltern wiederkehrten, um dort die Sommermonate zu verbringen oder auch mehrere Jahre dort zu verbleiben.

## 7. Eine neue Familie

Im Februar 1936 erwähnt mein Vater in seinem Tagebuch eine Liste von Menschen, die ihm am liebsten sind und zum Vorbild waren, darunter Kaplan Merk und die Familie Seeber, seine Überlinger Pflegeeltern und ihre zwei Töchter. Sein Archiv enthält sehr viele Briefe, Postkarten

---

<sup>30</sup> Löhmann, S. 70.

<sup>31</sup> Löhmann, S. 71.

und Fotografien, geschrieben an die und von der Pflegefamilie. Die Korrespondenz hält an bis ins Jahr seines Todes 1990. Er besuchte die Familie im Laufe der Jahre noch öfters.

In seinem Tagebuch schreibt mein Vater am 7. November 1935 während eines Aufenthaltes in Überlingen: *„Schlaf ich, träume ich, oder bin ich noch der Student. Wie viele Jahre, und das ist für uns Menschen doch lang, lang, habe ich geträumt von einer Reise nach Überlingen. Was für Pläne gemacht! Und jetzt bin ich hier. Bestimmt. Hier. Noch wohl in einem feinen Hotel gegenüber dem herrlichen Münster, der mir bis jetzt in seiner Gesamtheit von allen Kirchen am besten gefällt.“*

Am 11. November berichtet er vom Besuch an seine Pflegeeltern: *„Gerade Abend gegessen: zerstückelte Blutwurst mit Bratkartoffeln, Most und Brot. Hinterher Tee mit Gebäck dass Maria vor 4 Wochen noch gebacken hat. Ist es ein Wunder, oder was? Das, worüber ich 11 Jahre gesinnt habe ist anwesend: dieselben lieben Personen: Herr Seeber und Frau Seeber. Maria und Gretel sind verheiratet und verlobt [...] sinnend und träumend möchte man die Zeit festhalten. Mit 3 Mann sitzen wir an der Tafel (am Tisch). Der letzte Abend. Morgen um 1 Uhr mittags soll mich der Zug weiterführen [...] Werde ich nochmals hier verweilen dürfen? [...] Dank meinen einstigen Wohltätern, als auch für die schönen Tage jetzt. Dass Gott's vergelte.“*

Nach dem Kriege, während dem verschiedene Briefe von beiden Seiten verloren gegangen waren, gibt es wieder eine rege Korrespondenz mit der Tochter; die beiden Eltern waren 1943 gestorben. Sie schreibt: *„Jedenfalls sind Sie uns genau so willkommen, wie Sie unseren Eltern willkommen gewesen wären. Und ich hoffe sehr, dass Sie meine Einladung nicht abschlagen werden.“* In einem langen Brief meines Vaters an die Tochter Gretel Seeber vom 19. Dezember 1949 schreibt er: *„Ich bin Ihren lieben Eltern noch viel verschuldet, auf allen Gebieten, für ihre weise Ratgebungen, Vorbild und Liebe. Ich habe immer noch [da]von geträumt, dass ich es einmal vergüten könnte, so dass sie es frei und ungehindert [hätten] annehmen können, und es wäre mir auch geglückt, wenn nicht der Krieg dazwischen gekommen wäre.“*

Nach dem Krieg hat mein Vater der Familie dann tatsächlich geschäftlich helfen können. Gretel schreibt in einem Brief in 1950: *„Wie würde sich da mein lieber Vater freuen, wenn er noch erlebt hätte, wie eine Freundschaft, die von Kindern durch Zufall einst geschlossen wurde, sich heute im Lebenskampf und Geschäftsexistenz noch bewährt.“* Noch im

Jahr 1990 schreibt die Tochter Gretel: *„Ich staune, dass Du gerne an Deine erste Zeit in Überlingen denkst [...] An der Grabstätte von Pfarrer Merk gehe ich immer vorbei, wenn ich das Grab von meinem Mann besuche und denke dann an jene Zeit zurück. Lange ist's her!“*

## 8. Nicht nur Kinderhilfswerk

Kaplan Josef Merk war vielseitig tätig: *„Mehr als ein zerbrochenes Leben richtete er wieder auf. Stellenlosen Kranken verhalf er in großer Zahl zu einer Beschäftigung. Erfuhr er bei seinen Krankenbesuchen, dass einer ohne Arbeit war, dann las er von diesem Augenblick an aufmerksam alle Zeitungen auf die Stellenangebote hin, schrieb und telefonierte für ihn, und wenn es schwer gehen wollte, machte er alle seine Freunde mobil [...] Mit den Jahren wuchs allein aus solchen Kranken eine ganze Karitasgemeinde an. In ungelenker Handschrift schrieben ihm die Knechte und Dienstmädchen. Sie kamen zu ihm ins Krankenhaus zurück und fragten ihn in allen schwierigen Fragen um Rat und ließen sich von ihm sogar ihre Briefe schreiben [...] In seinem kleinen, bescheidenen Krankenzimmer ging es ein und aus. Sehr oft fand niemand mehr Platz. Vom Land und aus der Stadt und auch von weit her kamen die Leute mit ihren Anliegen. Sie saßen und standen im Zimmer und warteten zu zweit und zu dritt vor der Tür, um den Kaplan zu sprechen. An einem einzigen Tage empfing er einmal 70 Besuche. Er war der Nothelfer in der Heimat und er war es weit in der Ferne.“<sup>32</sup>*

Löhmann gibt viele *„Beispiele der einzigartigen Liebestätigkeit dieses Priesters. Nie hat jemand aus seinem eigenen Munde darüber etwas erfahren. Still und verschwiegen schritt er die Wege seiner Liebe. Ahnungslos um all das Gute ging seine Umgebung neben ihm her [...] Erst die sorgfältige Prüfung seiner Briefschaften, die er hinterließ, hat den Freunden einen Blick in ein kaum fassbares Wohltun vermittelt [...] Die noch mögliche Addition an Hand von flüchtigen Aufzeichnungen und Schuldscheinen hat ergeben, dass die finanzielle Hilfe, die er Kleinrentnern, armen Handwerkern und Gewerbetreibenden, armen geistlichen Mitbrüdern in der Erzdiözese und Diaspora, Theologiestudierenden, Wan-*

<sup>32</sup> Löhmann S. 121–124.

*derburschen, Dienstboten und Kranken vermittelte, Tausende von Mark betrug. Staunend fragt man sich wie das möglich war. Aber auch darauf gibt das Studium seiner brieflichen Hinterlassenschaft Auskunft: Vorzüglich in Amerika, aber auch in der Schweiz und in Holland besaß er unter katholischen Priestern und Laien treue Freunde. Sie alle wussten um die große Karitasseele des Kaplans“.<sup>33</sup>*

Löhmann nennt ihn deswegen „einer der meisterlichen Brückenbauer“ und charakterisiert sein Wirken sehr schön: *„Der Kaplan war in jeder Hinsicht ein moderner Caritaspriester, aber er lebte aus dem urewigen Geiste seiner Kirche. Hindernisse kannte er kaum. Als ihm die schwere Krankheit den Dienst in der aktiven Pfarrseelsorge raubte, baute er sich eine eigene Pfarrei: erst waren es die lungenkranken Leidensgenossen, dann folgten die Kranken und die Dienstboten der Überlinger Zeit. Täglich wurde der Seelsorgebezirk weiter und größer, bis er eines Tages ein Reich wie eine Diözese besaß. Seine Korrespondenz ging nach der Schweiz, nach Holland, Flandern, Frankreich, Österreich und Amerika. In Deutschland nach dem Rheinland, nach Westfalen, nach Holstein, Oldenburg, Hannover, Brandenburg, Schlesien und Bayern. Überall hatte er Freunde wohnen, die ihm halfen, und überall Menschen, denen er für Seele und Leib Nothelfer war [...] Kaplan Josef Merk übte eine regelrechte Brief-Seelsorge, und hier hat er größer und erfolgreicher gewirkt, als er es als Prediger jemals gekonnt hätte.“<sup>34</sup>*

## 9. Den Heiligen der Kirche nahe gekommen

So charakterisiert Löhmann den Kaplan in den letzten Seiten seines Buches: *„Kaplan Josef Merk besaß Macht über die Herzen aller. Wer aus irgend einem Grunde sich von der katholischen Kirche und ihren Priestern abgewandt hatte oder ihnen sonst fremd gegenüber stand, vermochte dem gütigen Kaplan nie auf die Dauer zu widerstehen. Vielen brachte er im Laufe der Jahre wieder den Frieden mit Christus und seiner Kirche.“<sup>35</sup>*

<sup>33</sup> Löhmann, S. 121–124.

<sup>34</sup> Löhmann, S. 126/127.

<sup>35</sup> Löhmann, S. 120/121.

„Das Größte und Herrlichste aber schuf er im fünften Jahre seiner Überlinger Krankenhauszeit, als er in einem wahrhaft heroischen Entschluss auf die Hilfe Gottes vertrauend und einzig von der Liebe Christi getrieben das Hilfswerk für die armen Industriekinder begann [...] Wohl fesselte ihm tage- und wochenlang das Krankenlager die Schritte, aber nicht den Geist und nicht die Hände. Hunderte Briefe an Trostsuchende waren vom Krankenbett geschrieben, viele Bücher und Geldspenden von hier aus verschickt, ganze Kindertransporte von hier aus organisiert [...] Nur wer mit dem Blick für verborgenes Heldentum dem Kaplan in seinem kleinen Zimmer zusah, gewahrte staunend dieses Leben eines Heiligen.“<sup>36</sup>

Dann schildert Löhmann die letzte Tage des Kaplans: „Mit dem Oktober 1931 nahm das Leiden des Kaplans von Tag zu Tag zu. Eine Operation brachte ihm etwas Linderung. Doch er wusste, dass er sich nun für das Sterben bereit halten musste [...] Und in seinem Testament, das er am 7. Oktober niederschrieb, sprach er die Bitte aus: ‚Für mein Begräbnis selbstverständlich Armenklasse – ich gebe nicht viel auf Äusserlichkeiten [...] Da ich eigentlich nie richtig ‚gearbeitet‘ habe, wird es ohnehin in einigen Minuten erledigt sein [...] Bekanntmachung erübrigt sich. Vom Begräbnis dispensiere ich auch meine besten Freunde. Sie sollen für mich beten‘. Ende des Weihnachtsmonats 1932 hatten sich im Rücken und Fuß neue Geschwülste gebildet [...] Eine Operation am Vorabend des heiligen Weihnachtsfestes brachte dem Schwerleidenden etwas Erleichterung, doch den Tod vermochte sie nicht mehr zu bannen [...] Vier lange Wochen peinigten ihn die Wunden im Rücken und am Fuß und machten ihm das Liegen zur Qual. Er blieb heiter und guten Mutes, sah jeden Morgen und Nachmittag die ganze Post durch, schrieb mit zitternder Hand selber noch Kranken Trostbriefe [...] Sein Leben war Liebe geworden. Er war das vollkommene Abbild Christi, des Meisters, der die ewige Liebe ist.“<sup>37</sup> „Bevor ihn die Todesnacht umfing, richtete er sich im Beisein seines Freundes, des Benefiziaten Möhrle, und der ihn pflegenden Krankenschwester noch einmal auf, sprach mit letzter Kraft: ‚Ich segne all die lieben Kinder und grüsse sie im Geiste!‘ Und dann gab die zitternde Hand den letzten Segen.“<sup>38</sup>

<sup>36</sup> Löhmann, S. 128.

<sup>37</sup> Löhmann, S. 129–132.

<sup>38</sup> Löhmann, S. 97.

Er starb in der Nacht vom 23. zum 24. Januar 1933. *„Und das Wunderbare an seiner Hirtenarbeit war nicht, dass er sie mit so großer Liebe und Selbstlosigkeit vollführte, sondern dass er, der Schwerkranke, diese mühsame Arbeit, zu der eine Reihe Kräfte gehört hätte, ganz allein vollbrachte. Da ist er den Heiligen der Kirche nahegekommen. Mit der Liebe und dem Glauben hat er Berge versetzt. So leuchtet sein Beispiel über das Kinderland hinaus allüberall dorthin, wo Industrienot und Kinderelend herrschen. Die Bevölkerung des Industriegebietes und die Bauern aber gaben ihm den Namen ‚Ruhrkinderkaplan‘.“*<sup>39</sup>

*„Zwei Tage lang kamen die Trauernden aus der Stadt und vom Lande durch den hohen Schnee, noch einmal den großen Nothelfer zu sehen. In endloser Reihe zogen sie an seiner Bahre vorbei [...] Am Donnerstag, den 26. Januar 1933, trug man den toten Kaplan vom St.-Nikolaus-Münster, wo sechs Knaben und sechs Mädchen von der Ruhr dem väterlichen Freund die Ehrenwache gehalten hatten, nach dem Überlinger Friedhof [...] Aus der ganzen Erzdiözese, vom Rhein und von der Ruhr gaben ihm Freunde das letzte Geleit [...] Auf dem Überlinger Friedhof [...] hat der Ruhrkinderkaplan seine letzte Ruhestätte gefunden. Ein schlichtes Holzkreuz, auf dem der Bildhauer nach dem Entwurf der Dominikanermalerin Frau M. Gertrudis Endres das Bild des Kinderfreundes eingegraben hat, ist Denkmal seines heldenhaften Priesterlebens.“*<sup>40</sup>

## 10. Ganz vergessen?

Es scheint, man hat den Ruhrkinderkaplan vergessen, in Überlingen, im Schwarzwald und im Ruhrgebiet. Das Buch, mit dem Peter Löhmann dem Ruhrkinderkaplan ein rührendes und überzeugendes Denkmal geschaffen hat ist – bis jetzt – das einzige „formelle“ Dokument, das von seinem Leben und Wirken zeugt. Das Grab auf dem Überlinger Friedhof, das von meinem Vater im Jahr 1935 während einer Reise nach Überlingen und einem Besuch an seine ehemaligen Pflegeeltern fotografiert wurde (siehe Abbildung), gibt es leider auch nicht mehr. Es scheint also, dass – abgesehen von der Löhmann-Biografie – alle Spuren dieses einzigartigen Mannes ausgewischt sind. Es wird höchste Zeit, ihn wieder

<sup>39</sup> Löhmann, S. 97.

<sup>40</sup> Löhmann, S. 134/135.



„ins Rampenlicht“ zu stellen, gerade in dieser Zeit mit ihrer andauernden Negativität und traurigen Missbrauchsgeschichten, wenn es um die Betreuung von Kindern geht. Der Schwarzwald und Überlingen sollten diesen vorbildlichen, mutigen Sohn, und die Kirche sollte diesen bescheidenen, großen Priester nicht vergessen.



## **Ein Tagebuch aus dem Priesterseminar St. Peter. Die Aufzeichnungen von Max Schwall**

Von Christopher Dowe

Tagebücher weisen eine jahrhundertealte Tradition in der europäischen Kultur auf. Eine ihrer Wurzeln liegt in der Gattung der Chroniken, die zu den ältesten literarischen Formen zählen. Wie diese bestehen Tagebücher aus einer Vielzahl von Einträgen, die nummerisch sortiert sind und zeitlich aufeinander folgen. Tagebücher ermöglichen so dem Lesenden, eine zeitliche Entwicklung nachzuvollziehen und sind damit Teil eines spezifischen linearen Zeit- und Geschichtsverständnisses. Doch dies allein macht ein Tagebuch noch nicht zum Tagebuch. Vielmehr besitzen Tagebücher eine weitere Dimension. Sie dienen der Selbstreflexion und sind damit aufs Engste mit der allmählichen Herausbildung eines modernen Verständnisses menschlicher Individualität verbunden, die sich in den europäischen Kulturen seit dem Spätmittelalter vollzog.<sup>1</sup>

Dabei entwickelten sich im Laufe der Jahrhunderte und abhängig vom jeweiligen gesellschaftlichen und kulturellen Umfeld des bzw. der Schreibenden sehr unterschiedliche Formen des Tagebuchs. Neben Formen, die noch stark der Gattung Chronik verhaftet blieben wie manche Kriegstagebücher des Ersten Weltkrieges, die als Vorwegnahme späterer Regimentsgeschichten geschrieben wurden, fanden während der Aufklärung entstandene Tagebücher der gesellschaftlichen Eliten ihren Bezugspunkt in einem beständigen Nachdenken über Moral und moralisch richtiges Handeln. Eine besondere religiöse Bedeutung besaßen Tagebücher für viele pietistisch geprägte Protestanten, für die das Verfassen eines Tagebuches ein wichtiger Bestandteil ihres religiösen Lebens war und eine Möglichkeit bot, sich täglich religiös Rechenschaft abzulegen.

---

<sup>1</sup> Zur Gattung Tagebuch vgl. mit weiterer Literatur Ralph-Rainer Wuthenow, *Europäische Tagebücher. Eigenart, Formen, Entwicklung*, Darmstadt 1990; Sibylle Schönborn, *Tagebuch*, in: Friedrich Jäger (Hg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 13, Stuttgart 2011, Sp. 222–226.

Mit dem hier editierten Tagebuch des angehenden katholischen Priesters Max Schwall<sup>2</sup> aus Karlsruhe über seine Zeit im Priesterseminar der Erzdiözese Freiburg wird hingegen ein spezifisch katholisches Tagebuch vorgestellt. Es verfügt nicht nur über chronologische Elemente, die seine Erlebnisse in St. Peter zwischen dem 8. Oktober 1919 und dem 22. Juni 1920 dokumentieren und damit einen ganz außergewöhnlichen Blick auf den Alltag in einer kirchlichen Ausbildungsstätte ermöglichen, die Außenstehenden weitgehend verschlossen war. Das Tagebuch diente Schwall auch der Selbstreflexion, dies jedoch in einer genuin katholischen Mischung und mit Blindstellen, die sich durch Schwalls Katholizität erklären lassen. Denn das in unregelmäßigen Abständen geführte Tagebuch übergeht etwa immer wieder Themen und Aspekte, die nach katholischer Auffassung Gegenstand der Beichte sind. Wenig ergiebig ist das Tagebuch ebenfalls, was das Gebetsleben Schwalls anbelangt, und als Ort der täglichen religiösen Selbstreflexion dienen die oft unregelmäßig und mit größeren Unterbrechungen vorgenommenen Einträge auch nicht. Aber auch viel von dem, was sich Schwall während den Exerzitien und Meditationen erarbeitete, reißt der angehende Priester allenfalls an. Schwalls Tagebuch wird man vielmehr gerecht, wenn man es als komplementär zu den geistlichen Übungen und seinen Beichten versteht. Und so gesehen ist es ein genuin katholisches Tagebuch.

Wenn man Schwalls frühere Tagebücher – in der Schule 1910 beginnend – betrachtet<sup>3</sup>, so zeigt sich, dass Schwall erst spät zu dieser Form des Schreibens fand – parallel zu seinem allmählichen Reifen zu einem Priester. Denn als junger Schüler hatte er beispielsweise die religiösen Erfahrungen seiner ersten Exerzitien in seinem Tagebuch festzuhalten versucht. Später führte er während seiner Studienzeit im Theologischen Konvikt in Freiburg neben dem Tagebuch ein gesondertes Betrachtungsbuch<sup>4</sup>, in dem er ihm wichtige Bibelstellen und religiöse Erkenntnisse sammelte, das aber nicht überliefert ist und das Schwall nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr benutzt zu haben scheint. Dafür finden wieder einige Erkenntnisse aus Exerzitien im Mai 1919 Eingang in das Tagebuch<sup>5</sup>, während er entsprechende Einträge wenige Monate später im Priesterseminar nicht mehr machte. Einzige Ausnahme aus der Zeit in St. Peter ist die schriftlich festgehaltene Rechtfertigung, warum er sich für das Priesteramt geeignet und berufen fühlt. Welche Bedeutung das Tagebuch dennoch für Schwall besaß und welche zukünftige Funktion es übernehmen könne, erkannte der dortige Spiritual

<sup>2</sup> Zu Schwall vgl. Reiner Albert, *Der Religionslehrer Max Schwall*, in: ders./Günther Saltin (Hg.), *Zwischen Konformität und Gewissen. Zeugnis Mannheimer Katholiken im Dritten Reich*, Sigmaringen 2003, S. 121–147; ferner den Nachruf in *FDA* 82/83 (1962/63), S. 470.

<sup>3</sup> Auch diese befinden sich im Haus der Geschichte Baden-Württemberg und wurden für diesen Beitrag eingesehen. Im Folgenden als TB mit jeweiligem Datum nachgewiesen.

<sup>4</sup> Vgl. TB 31. 12. 1914.

<sup>5</sup> TB ab 6. 5. 1919ff.

Otto Schöllig<sup>6</sup>, der dem angehenden Priester empfahl, „*sich öfters ganz Stimmung und das innere Bewußtsein aufzuschreiben, mit dem man sich jetzt auf die entscheidende Weihe vorbereitet, damit man später Trost und Ruhe schöpfen kann aus der Gewißheit, daß man mit voller Erkenntnis und mit dem sicheren Bewußtsein des höheren Berufes die hlg. Weihen empfangen habe*“.<sup>7</sup>

Gerade die Besonderheiten des Tagebuchs mit seinen Grenzen und Blindstellen verweisen darauf, wo Grenzen des Sag- und Schreibbaren waren. Solche dem historischen Wandel unterliegenden Grenzen können wichtige Auskünfte für eine modern verstandene, kulturgeschichtlich argumentierende Frömmigkeitsgeschichte liefern, die für weite Teile des 20. Jahrhunderts noch zu schreiben ist.

Aus Sicht der Diözesangeschichte bietet das Tagebuch einen punktuellen Einblick in die Geschichte des langjährigen Priesterseminars St. Peter<sup>8</sup>, dessen Historie ebenso noch der umfassenden Erforschung harrt wie wichtige Teile der Priesterausbildung der Erzdiözese nach 1914, wie Philipp Müller jüngst in seinem wichtigen Überblick zu diesem Thema im ersten Band der Geschichte der Erzdiözese Freiburg betonte.<sup>9</sup> Schließlich gewährt das Tagebuch einen Einblick

<sup>6</sup> Otto Schöllig, geb. 20. 3. 1883 in Scheringen (Pfarrei Waldhausen), ord. 1. 7. 1908, Vikar in Tauberbischofsheim, Boxtal, Freiburg (Herz Jesu), ab 1909 Kaplan an der Anima in Rom, ab 1912 Spiritual in St. Peter, ab 1932 dort Subregens, 1945–1949 dort Regens. † 13. 10. 1950. Vgl. FDA 71 (1952), S. 257–259. Schöllig lehrte zu Schwalls Zeiten zudem im Priesterseminar Aszetik, Liturgik und Rituslehre.

<sup>7</sup> TB 5. 2. 1920.

<sup>8</sup> Zur Geschichte von St. Peter vgl. Philipp Müller, Das Priesterseminar in St. Peter als Nachfolger der Benediktinerabtei, in: Freiburger Diözesanarchiv 126 (2006), S. 49–64, mit der älteren Literatur zu den Anfängen des Seminars. Vgl. ferner Erwin Gatz, Priesterseminar, in: ders. (Hg.), Priesterausbildungsstätten der deutschsprachigen Länder zwischen Aufklärung und Zweitem Vatikanischen Konzil, Rom/Freiburg/Wien 1994, S. 78/79; Simon Weber, Das Priesterseminar, in: Wilhelm Burger (Hg.), Das Erzbistum Freiburg in Vergangenheit und Gegenwart, Freiburg 1927, S. 114–117. Für das Jahr 1862/63 sehr aufschlussreich, aber im Rückblick aufgeschrieben von Heinrich Hansjakob, Aus meiner Studienzeit. Erinnerungen, Freiburg 10. Aufl. 1966 [entspricht der 7. vermehrten Aufl. von 1910], S. 349–374. Unergiebig in dieser Hinsicht hingegen: Erwin Gatz (Hg.), Wie Priester leben und arbeiten. Quellen zur Lebenskultur und Arbeitswelt des deutschen Seelsorgeklerus seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Regensburg 2011. Zur Geschichte der Pfarrgemeinde St. Peter siehe Josef Läufer (Hg.), Pfarrchronik St. Peter, Freiburg 1992. Ebd., S. 333–338 auch Übersicht über die Vorsteher des Priesterseminars.

<sup>9</sup> Philipp Müller, Die Ausbildung hauptberuflicher pastoraler Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, in: Heribert Smolinsky (Hg.), Geschichte der Erzdiözese Freiburg Bd. 1, Freiburg/Basel/Wien 2008, S. 250; ebd. die ältere Literatur. Irmgard Götz von Olenhusen, Klerus und abweichendes Verhalten. Zur Sozialgeschichte katholischer Priester im 19. Jahrhundert: Die Erzdiözese Freiburg, Göttingen 1994, standen die Archivalien des Priesterseminars nicht zur Verfügung. Allgemein zur Priesterausbildung vgl. Erwin Gatz (Hg.), Geschichte des kirchlichen Lebens, Bd. IV: Der Diözesanklerus, Freiburg 1995; Erich Garhammer, Seminaridee und Klerusausbildung bei Karl August Graf von Reisch. Eine pastoralgeschichtliche Studie zum Ultramontanismus des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1990. Bis weit ins 20. Jahrhundert hineingehend am Beispiel Münsters, Thomas Schulte-Umbeg, Profession und Charisma. Herkunft und Ausbildung des Klerus im Bistum Münster 1776–1940, Paderborn 1999.

in eine besonders prägende Phase eines bewegten Priesterlebens, denn der Autor sollte in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik insbesondere als Jugendseelsorger in der Region Mannheim bekannt werden und aufgrund seiner Haltung immer wieder in Konflikte mit dem NS-Regime geraten.<sup>10</sup>

Der Verfasser des Tagebuchs, Max Schwall, wurde am 16. März 1894 in eine kleinbürgerliche katholische Familie in Karlsruhe hineingeboren. Der Vater, ein gelernter Handwerker, hatte sich zum Oberpostsekretär hinaufgearbeitet. Schwalls Mutter starb 1900 und hinterließ vier Kinder. Der Vater heiratete bald wieder und nahm seine Schwägerin zur Frau, zu der Max ein enges emotionales Verhältnis aufbaute. Schon mit neun Jahren hatte der Junge den Wunsch, Priester zu werden, weshalb der Vater ihm den Besuch auf dem Reformgymnasium ermöglichte, an dem Max Schwall Latein und Griechisch lernen konnte.<sup>11</sup> Schwalls Jugend wurde wesentlich durch sein großes Engagement in der Pfarrjugend von St. Bernhard in Karlsruhe geprägt. Der dortige Jugendverein und dessen Mittelschülervereinigung banden viel Zeit von Schwall, der in engem Kontakt mit den örtlichen Kaplänen stand. Ausgiebige Wanderungen durch den Schwarzwald und ein Ausflug zum Mainzer Katholikentag 1911 stellten für den Schüler herausragende Erlebnisse dar. Nach dem Abitur begann Schwall sein Theologiestudium am 25. Oktober 1913 in Freiburg und zog, wie damals üblich, umgehend in das Theologische Konvikt, den so genannten „Kasten“<sup>12</sup>, ein. Zu Beginn des Ersten Weltkrieges wurde Max Schwall gesundheitsbedingt<sup>13</sup> zunächst nicht eingezogen, erhielt in den Semesterferien eine Kurzausbildung als Sanitäter und setzte sein Studium fort. In der Freiburger Konviktsverbindung Unio Albertina übernahm er als einer der wenigen noch Aktiven zahlreiche Funktionen. Denn die angehenden Priesteramtskandidaten der Erzdiözese Freiburg wurden, sofern sie nicht schon zum Subdiakon geweiht worden waren, fast ausnahmslos eingezogen.<sup>14</sup> Mitten im Sommersemester 1915 traf dies auch Schwall, der zunächst als einfacher Infanterist beim Karlsruher Feld-Artillerie-Regiment 14, später beim Badischen Leib-Grenadier-Regiment 109, zuletzt als Offizier beim Sturmbataillon 14 und beim Infanterie-Regiment 417 bis zum Kriegsende vor allem auf den Schlachtfeldern an der Westfront eingesetzt

<sup>10</sup> Vgl. Albert, Religionslehrer.

<sup>11</sup> Unter dem Titel *Aus meinem Leben* (im Folgenden als AML) verfasste Schwall zwischen dem 29. 9. 1957 und dem 25. 10. 1957 handschriftliche Erinnerungen an die Zeit bis 1929. Das Original befindet sich im Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Zur Wahl seiner Schulen vgl. AML S. 2.

<sup>12</sup> TB 25. 10. 1913.

<sup>13</sup> Er litt noch an Spätfolgen einer Brustfellentzündung, aufgrund derer er das Wintersemester 1913/14 ohne Prüfungen beendet hatte. Die entsprechenden Prüfungen holte Schwall im Sommersemester 1914 nach (TB 30. 5. 1914).

<sup>14</sup> Müller, Ausbildung, S. 250/251.

wurde.<sup>15</sup> Schwall hatte das Glück, Schlachten wie die an der Somme trotz langer Einsätze an vorderster Front zu überleben. Am 20. August 1917 am linken Knöchel verwundet, konnte er im Lazarett in Landau genesen und bis März 1918 privat weiter studieren. Diese Leistungen erhielt er nach Ablegung zweier Prüfungen in Freiburg angerechnet.<sup>16</sup> Nach der Ausbildung zum Offizier war Schwall ab Mai 1918 wieder im Feld und nahm an schweren Schlachten bei Verdun und Laon teil. Erst vor Weihnachten 1918 wurde er aus der Armee entlassen.<sup>17</sup> Am 3. Februar 1919 nahm Schwall sein Theologiestudium wieder auf und absolvierte als Konviktler ein Not- oder Zwischensemester von acht Wochen.<sup>18</sup> Wie er in seinem Tagebuch festhielt, brauchte Schwall wie viele seiner 20 Kursgenossen des III. Kurses<sup>19</sup> mehrere Wochen, um sich wieder auf das Leben im Konvikt und an das Lernen und Meditieren zu gewöhnen.<sup>20</sup> Am Ende des Sommersemesters 1919 hatte Schwall den universitären Teil seiner Ausbildung absolviert. Nach dem erfolgreichen Ablegen der Aufnahmeprüfung für das Priesterseminar Anfang August und einer Reise nach München und in die Alpen im September 1919 begann für Schwall am 7. Oktober 1919 der letzte Teil seiner Ausbildung zum Priester in St. Peter.

In seinem Tagebuch aus dem Priesterseminar spiegelt sich die tiefe Freude des jungen Mannes, der Priesterweihe entgegenzugehen. Die Aufzeichnungen gewähren aber auch Einblicke in von Schwall deutlich empfundene Unterschiede zwischen den Weiehekandidaten. Sozialgeschichtlich interessant ist, wie sehr Schwall seine Herkunft aus einfacheren Verhältnissen als Nachteil empfand und sich selbst beim Verkehr „in besseren Kreisen“ „mit Grund“ ein „Inferioritätsgefühl“ attestierte.<sup>21</sup> Dass Geld frei mache, wie er schrieb, veranschaulichte er immer wieder, und entsprechend groß war seine Erleichterung, als er durch Stipendien von seinen Geldsorgen befreit wurde.<sup>22</sup> Hervorzuheben ist ferner, wie stark Schwall eine gute wissenschaftliche Ausbildung als Maßstab an sich und andere angehende Priester anlegte und eigene Defizite betonte. Dabei ist auffällig, dass sich in Schwalls Tagebuch – auch aus der Zeit vor dem Priesterseminar – überhaupt keine Hinweise darauf finden lassen, dass für ihn Glauben und Erkenntnisse moderner Wissenschaften möglicherweise in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen könnten. Dabei stellte diese Thematik in der späten

---

<sup>15</sup> Max Schwall. Trommelfeuer an der Somme, in: Stephan Dujardin, Theologen an der Front 1914/18, Mannheim 1934, S. 16–18.

<sup>16</sup> AML S. 6.

<sup>17</sup> Ebd.; TB 20. 12. 1918.

<sup>18</sup> Zu diesen achtwöchigen Zwischensemestern vgl. Schulte-Umberg, Profession, S. 433.

<sup>19</sup> TB 6. 2. 1919.

<sup>20</sup> TB 6. 2. 1919 und 31. 3. 1919.

<sup>21</sup> Vgl. z. B. TB 7. 2. 1920.

<sup>22</sup> Ebd. und 13. 5. 1920.

wilhelminischen Zeit eine der zentralen Herausforderungen für katholische Studierende und Akademiker dar und beschäftigte sie unter den Schlagworten Inferiorität, Reformkatholizismus und Modernismus.<sup>23</sup>

Weniger einen sozialgeschichtlichen als einen bildungsgeschichtlichen Hintergrund hat, dass sich in Schwalls Tagebuch zahlreiche Passagen zum Thema Askese, also dem Ringen um christliche Vollkommenheit finden, denn St. Peter gehörte zu den wenigen Priesterseminaren, die eine eigene Vorlesung zur Aszetik anboten.<sup>24</sup>

Die Aufzeichnungen Schwalls machen zudem deutlich, welche tief greifenden Folgen der Erste Weltkrieg auch auf die Priesterausbildung hatte. Das galt nicht nur für die Lücken, die der Krieg unter den Priesteramtskandidaten gerissen hatte – im Falle des Erzbistums war jeder vierte 1914 Theologiestudierende gefallen. Dies galt auch für die Nichtzulassung zweier Kurskameraden zur Weihe, nachdem sich im Priesterseminar die Schwere ihrer kriegsbedingten gesundheitlichen Einschränkungen gezeigt hatte. Als eine direkte Fortsetzung von gesellschaftlichen Konflikten der Kriegsgesellschaft lassen sich Zusammenstöße zwischen Schwall und Kurskameraden deuten, bei denen die tiefen Gräben zwischen Mannschaftsdienstgraden und Offizieren selbst im Priesterseminar hervortraten.<sup>25</sup> Diese Spannungen hatten während der Kriegszeit nicht nur zu starken Verwerfungen zwischen den Soldaten geführt, sondern bildeten auch den Hintergrund dafür, dass in der Revolution von 1918 Mannschaftsdienstgrade den Offizieren die Schulterstücke abrissen.<sup>26</sup>

Ferner lag der Altersdurchschnitt in Schwalls Weihejahrgang, bedingt durch den jahrelangen Einsatz an der Front oder in der Etappe, mehrere Jahre höher als bei früheren Weihejahrgängen. Von anfänglichen Eingewöhnungsschwierigkeiten nach dem Wiedereintritt ins Konvikt hatte Schwall schon im Frühjahr 1919 geschrieben, und so manche Wissenslücke mussten er und seine Kurskameraden noch im Priesterseminar mühsam schließen. Doch scheinen die Kriegserfahrungen bei vielen angehenden Theologen auch tiefe Spuren in ihrem Glauben und ihrer Frömmigkeit hinterlassen zu haben. Denn Schwall betont in seinem Tagebuch mehrfach, *„wir haben Aufmunterung und Begeisterung nötig; im*

<sup>23</sup> Vgl. dazu Christopher Dowe, *Auch Bildungsbürger. Katholische Studierende und Akademiker im Kaiserreich*, Göttingen 2006, S. 231–290. Zur Modernismusthematik mit Blick auch auf Priesterseminare vgl. u.a. August Hagen, *Der Reformkatholizismus in der Diözese Rottenburg*, Stuttgart 1962; Karl Hausberger, *Thaddäus Engert (1875–1945). Leben und Streben eines deutschen „Modernisten“*, Regensburg 1996. Als Überblick mit der älteren Literatur vgl. Claus Arnold, *Kleine Geschichte des Modernismus*, Freiburg/Basel/Wien 2007.

<sup>24</sup> Otto Schöllig, *Dr. Nikolaus Gühr. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens*, Karlsruhe 1925, S. 42.

<sup>25</sup> TB 27. 3. 1920.

<sup>26</sup> Zu diesen Spannungen vgl. z. B. Bernd Ullrich/Benjamin Ziemann, *Frontalltag im Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a. M. 1994, S. 122–124.

*Krieg hat der Idealismus fast aller schwer gelitten*“.<sup>27</sup> Vor diesem Hintergrund gesehen, handelte es sich im April 1920 auch nicht einfach um einen „Seminar-koller“, als Schwall und mehrere Kurskameraden über den Regens zutiefst enttäuscht waren. Hier stießen – so ist zu vermuten – ganz unterschiedliche Frömmigkeitsstile aufeinander. Manches von dem, was Schwall Ries vorwirft, insbesondere das Fehlen von Idealismus und von positiven Glaubensaussagen, erklärt sich möglicherweise so, dass Ries einer Theologie des strafenden Gottes verhaftet war, die weite Teile der Frömmigkeitsgeschichte des 19. Jahrhunderts geprägt hatte, die jedoch zu Beginn des 20. Jahrhunderts allmählich abgelöst wurde, ein Wandel, der durch den Krieg und seine Folgen dramatisch verstärkt und beschleunigt wurde.<sup>28</sup> Leider lässt sich jedoch eine solche Vermutung nicht allein mit dem Tagebuch Schwalls belegen, zumal Forschungen zu einer kulturwissenschaftlich argumentierenden Frömmigkeitsgeschichte des 20. Jahrhunderts, wie sie etwa der Tübinger Kirchenhistoriker Andreas Holzem für das 19. Jahrhundert zu schreiben begonnen hat, noch weitgehend ein Desiderat sind.

Schließlich fällt in Schwalls Tagebuch aus dem Priesterseminar auf, dass weltliche Ereignisse praktisch keinen Niederschlag finden. Einzig das Ende des Kapp-Lüttwitz-Putsches erwähnt Schwall in seinem Tagebuch und lässt seine strikte Ablehnung der Sozialdemokratie erkennen<sup>29</sup>, eine Haltung, die auch seine spätere Arbeit in Mannheim als Jugendseelsorger prägen sollte.<sup>30</sup>

Nach seiner Priesterweihe am 20. Juni 1920 in St. Peter und seiner Primiz am 27. Juni 1920 in seiner Heimatpfarre St. Bernhard in Karlsruhe ging Schwall als Kaplan nach Ketsch bei Schwetzingen, das er als „*ein unschönes, großes, volkreiches Dorf*“ mit Industriearbeitern, die in Mannheim arbeiteten, darunter viele Kommunisten, erinnerte.<sup>31</sup> Dort wirkte er schwerpunktmäßig in der Schule, kümmerte sich um Kranke und betreute den katholischen Jugendverein. Ab dem 5. Juli 1921 war er einer der drei Kapläne der Freiburger Herz-Jesu-Kirche. Unterricht und Jugendarbeit im Jungmännerverein zählten zu seinen Hauptaufgaben.<sup>32</sup> Nach einem Konflikt mit seinem Stadtpfarrer, der ihm verbieten wollte, ins Theater zu gehen<sup>33</sup>, wurde Schwall zum 10. April 1923 nach Mannheim-Neckarau versetzt und wirkte in der großen Vorstadtpfarre zusammen

---

<sup>27</sup> TB 20. 4. 1920.

<sup>28</sup> Vgl. Andreas Holzem, Vorstellungen – Personen der Überwelt, in: Peter Dinzelsbacher/Michael Pammer (Hg.), Handbuch der Religionsgeschichte im deutschsprachigen Raum, Bd. 5: 1750–1900, Paderborn u. a. 2007, S. 239–285, 541–547. Vgl. aber auch die Beobachtungen mit Blick auf das Münsteraner Priesterseminar bei Schulte-Umberg, Profession, bes. S. 446–453.

<sup>29</sup> TB 15. 3. 1920: Kurz scheinen auch Kriegsausgang und Revolution auf in TB 5. 2. 1920.

<sup>30</sup> Albert, Religionslehrer, S. 125.

<sup>31</sup> AML S. 10.

<sup>32</sup> AML S. 11.

<sup>33</sup> AML S. 13/14.

mit zwei Mitkaplänen.<sup>34</sup> Ab 1. Mai 1925 arbeitete Schwall „*als erster Religionslehrer Badens an der Gewerbeschule*“, wobei er keiner Pfarrei mehr zugeordnet war und aufgrund seiner Tätigkeit den Titel Professor führen durfte.<sup>35</sup> Später unterrichtete Schwall außerdem am Realgymnasium Mannheim.<sup>36</sup> Zudem übernahm er das Amt des Bezirkspräses der Katholischen Jungmännervereine Mannheims und engagierte sich stark in der katholischen Sportbewegung bei der Deutschen Jugendkraft.<sup>37</sup> Mit Verve vertrat er die Mannheimer Zentrumsparterie, deren örtlichem Vorstand er angehörte, in verschiedenen städtischen Ausschüssen, die mit Jugendarbeit zu tun hatten.<sup>38</sup> Wie Schwall während der Zeit des Nationalsozialismus immer wieder mit dem Regime in Konflikt geriet, hat Reiner Albert umfassend aus den Quellen erhoben.<sup>39</sup> Nach unzähligen Vorladungen bei der Gestapo wurde Schwall schließlich im September 1942 als Pfarrverweser nach Rauenberg bei Wiesloch versetzt, nachdem er vom badi-schen Kultusministerium aus dem Schuldienst entfernt worden war. Obwohl es Schwall nach 1945 wieder in den Schuldienst nach Mannheim zog, machte ein Herzleiden eine Rückkehr unmöglich. Ab 1949 wirkte er als Pfarrverweser in Ebersweier, Landkapitel Offenburg, bevor er am 19. März 1958 dort starb.

Über eine Verwandte Schwalls, die die kontinuierlich von 1910 bis 1920 ge-führten Tagebücher des Pfarrers mehr als ein halbes Jahrhundert aufbewahrte, gelangten die Aufzeichnungen während der Vorbereitung einer den Ersten Weltkrieg thematisierenden Ausstellung („Der Erste Weltkrieg und die Sinne“, geplante Eröffnung April 2014) in das Stuttgarter Haus der Geschichte Baden-Württemberg. Nach dem hier edierten vorletzten Tagebuch fing Schwall ein letztes Tagebuch an, das er nur noch sporadisch führte und mit drei Einträgen 1921, zwei 1922 und je einem 1923, 1924 und 1927 schließlich schloss.

Für die Edition wurde der handschriftliche Text abgeschrieben, wobei die Rechtschreibung und die Interpunktion des Originals einschließlich Fehlern und Inkonsistenzen beibehalten wurde. Verschreibungen, Hervorhebungen und Marginalien finden sich nur in sehr geringer Zahl, sodass auf einen eigenen text-kritischen Apparat verzichtet werden konnte. Entsprechende Hinweise wurden in die ansonsten inhaltlichen Anmerkungen integriert. Seitenwechsel in der Vor-lage werden in der Edition mit „//“ angezeigt. Schwall machte zwischen einzel-nen Sätzen seiner Aufzeichnungen stark schwankende Abstände. Da weder ein

---

<sup>34</sup> AML S. 15.

<sup>35</sup> AML S. 19.

<sup>36</sup> AML S. 20.

<sup>37</sup> AML S. 16, 23/24. Vgl. auch Reiner Albert/Günther Saltin, *Katholisches Leben in Mannheim*, Bd. II B, Ostfildern 2012, S. 369–375.

<sup>38</sup> AML S. 32/33.

<sup>39</sup> Albert, *Religionslehrer*. Vgl. auch Albert/Saltin, *Leben*, S. 418–424, 427–430, 433–435.

durchgehendes inhaltliches noch ein konsequent angewandtes formales Prinzip erkennbar ist, wurde darauf verzichtet, diese Variation der Abstände in der Edition wiederzugeben. Einfügungen des Editors stehen in eckigen Klammern.

### Im Priesterseminar St. Peter

8. 10. 1919.

An der Hand meines seligen Vaters<sup>40</sup> kam ich anno 1907 zum ersten Male nach St. Peter. Ich weiß noch gut, wie ich damals die schöne Kirche mit den vielen Altären anstaunte, wie ich dem Vater lauschte, der vom Priesterseminar erzählte und wie damals schon die frohe Hoffnung in meinem Herzen lebendig wurde, hierher einmal zu kommen; denn Priester, d. h. Kaplan wollte ich werden, das stand damals schon fest.<sup>41</sup>

Gestern Abend wurde die Hoffnung des 13jährigen Knaben zur Tatsache. Deo gratias! Und der gute selige Vater wird sich wohl freuen jetzt droben im Himmel, er, der mir unbewußt damals das Verlangen und die Freude zum geistlichen Berufe in mir gefördert und genährt hat; ist er doch nicht umsonst mit mir damals gerade hierher gewandert. Gestern abend also sind wir von Kirchzarten aus hier herauf gewandert, in montem sanctum.<sup>42</sup>

Unterwegs nochmals eine gemütliche Einkehr, dann aber grüßten bald die beiden hochragenden Türme den Ankömmlingen zu. Einige // kühle geschäftliche Worte des Regens<sup>43</sup>, und gleich waren wir in der Clausur<sup>44</sup>, wo ich auch bald meine liebe Zelle gefunden habe. Im ersten

---

<sup>40</sup> Leopold Schwall (27. 12. 1859 bis 9. 6. 1916), zuletzt Oberpostsekretär, verheiratet mit Theresia Krams († 28. 5. 1900) aus Rastatt, Schwalls Mutter. Der Witwer mit vier Kindern heiratete seine Schwägerin Frieda (geb. 2. 8. 1876, † 1950).

<sup>41</sup> Zu Beginn seines ersten Tagebuches beschreibt Schwall unter dem Datum 18. 3. 1910 seine Erinnerungen an diese 1907 getätigte Reise. In dieser 1910 verfassten Passage finden sich keine Hinweise auf den Wunsch, Priester zu werden. Diesen Wunsch erwähnt Schwall in seinem Tagebuch erstmals während eines Exerzitienaufenthaltes in Neusatzek am 1. 4. 1910.

<sup>42</sup> Nach St. Peter.

<sup>43</sup> Josef Ries, geb. 9. 12. 1867, ord. 5. 7. 1892, bis 1898 Vikar in Heidelberg, 1898 Repetitor im Priesterseminar St. Peter, 1912–1932 dessen Regens. † 19. 6. 1932. Vgl. FDA 64 (1936), S. 26–30.

<sup>44</sup> Das Priesterseminar befand sich in den Räumen des ehemaligen Benediktinerklosters St. Peter. Vgl. zur Geschichte des Klosters Hans-Otto Mühleisen (Hg.), Das Vermächtnis der Abtei. 900 Jahre St. Peter auf dem Schwarzwald, Karlsruhe 1993.

Stock (leider!) gegen den Garten zu ein Zimmer ganz allein. Ich bin recht froh drum, daß ich allein bin und hoffe, daß die Bude nicht zu kalt werden wird. Die Zimmer im ersten Stock sollen ja sonst und hier besonders sehr kalt und ungesund sein.

Der erste Eindruck war sehr gut; augenblicklich sind bereits Exerzitionen, die uns in den Geist des Hauses einführen sollen. Möge der liebe Gott mir seine Gnade geben, daß ich hier mein Ziel erreiche, daß er, wie ich glaube, mir gesteckt hat, daß ich ein guter, tüchtiger und richtig frommer Priester werde.

O beata solitudo, o sola beatitudo!<sup>45</sup> Möge auch ich die Wahrheit dieses alten Ordensspruches in meiner Zelle erleben!

18. 10. 19. Das habe ich nun schon gemerkt, daß ich hier noch weniger zum Tagebuch-führen [sic] komme als in Freiburg oder daheim; denn auch hier geht alles „anschließend“; es wird keine Zeit verloren, für den ganzen Tag ist man in jeder Stunde festgelegt, für seine Arbeit könnte man doppelt so viele Zeit brauchen, und für Tagebuchaufzeichnungen ist in // der Tagesordnung keine Zeit frei. Es ist wirklich interessant, wie man hier sofort nach den Exerzitionen mit Volldampf begonnen hat ohne große Umschweife oder Einleitungen; und dabei soll es später noch schlimmer werden mit der Zeit, was ich ja gerne glauben will.

Schließlich ist ja dieses Tagebuchführen ein Privatvergnügen, auf das man verzichten kann. Nur mein fein sauber gebundenes Feld- oder Kriegstagebuch freut mich ungemein. Das ist ein Schatz köstlicher Erinnerungen.

Es geht mir nun tadellos hier; ich habe Freude an der Arbeit, am Gebet, und an allem. Morgens stehe ich 1/2 Stunde früher auf, um meine Betrachtung vor der hl. Messe zu machen, und ich glaube, daß ein großer Teil des Segens am Tage von diesem „Morgenopfer“ kommt. Wenn ich nur gut betrachten lerne! Das ist mein innigster Wunsch. Und dann, daß ich gesund bleibe; dann möge mich Gottes Gnade an den Weihealtar führen; ich bin gerne bereit, mein „Ecce Domine, adsum“<sup>46</sup> zu sprechen. //

---

<sup>45</sup> O glückselige Einsamkeit, o einzige Glückseligkeit!

<sup>46</sup> Siehe, o Herr, ich bin da! – Antwort des angehenden Priesters bei der Priesterweihe.

30. Nov. 1919. Nur mal wieder einige Zeilen: Es ist hier tadellos; ich habe mich vorzüglich eingelebt; mein schönes Zimmer ist mir eine liebe einsame Zelle, Studium und Gebet, überhaupt der ganze Betrieb sagen mir zu. Berufszweifel hatte und habe ich keine und bin glücklich. Mit dem hochw. Herrn Spiritual<sup>47</sup> habe ich eine ganz offene Ansprache gehalten und mir einen Teil der Verantwortung abgetragen damit. Die beste Freundschaft verbindet mich natürlich mit Alfred<sup>48</sup>; aber dazu habe ich noch viele gute Kameraden, ebenfalls Freunde; am nächsten von diesen steht mir Walter Großmann<sup>49</sup> „der Leo rugiens“<sup>50</sup>, dem wir gerade heute Mittag wieder, wie schon so oft, einen Mordsstreich angerichtet haben. Dazu kommt Bächle<sup>51</sup>, das 2/3 Schnurrandenbandenmitglied<sup>52</sup> vom Hofbräuhaus<sup>53</sup>, dann Dr. Geis<sup>54</sup>. Das ist so eigentlich die Schnurrandenbande. Es geht natürlich vielfach fidel zu hier; aber es wird auch tüchtig gearbeitet, wozu man nur zu wenig Zeit hat. Die Spaziergänge ins Freie sind jeweils großartig; wir haben nur zu selten schönes Wetter.

<sup>47</sup> Otto Schöllig. Zu ihm vgl. Anm. 6.

<sup>48</sup> Alfred Beer, geb. 8. 8. 1892 in Altona, aufgewachsen in Karlsruhe, seit dieser Zeit mit Max Schwall befreundet, ord. 20. 6. 1920, Kooperator am Münster Konstanz, ab 15. 10. 1923 Repetitor am Theologischen Konvikt Freiburg, ab 1926 Studentenseelsorger, ab 1. 8. 1932 Erzbischöflicher Sekretär, ab 15. 4. 1934 Rektor der Burse Markgraf Bernhard in Freiburg, 14. 9. 1935 Diözesanjugendseelsorger, † 7. 6. 1958 bei Sinzheim. Vgl. FDA 82/83 (1962/63), S. 452–453; Badische Biographien NF 1, S. 35–37; Albert Maria Lehr, Alfred Beer. Erinnerung und Anruf, Freiburg 1968.

<sup>49</sup> Walter Großmann, geb. 27. 3. 1892 in Freiburg, ord. 20. 6. 1920, 1920–1922 Vikar in Radolfzell, Buchen, Ettenheim, Ballrechten, Villingen, dann Studienurlaub in Freiburg. 1923 Vikar in Freiburg-Zähringen. Im gleichen Jahr Promotion (Dr. phil.) an der Universität Freiburg in Musikwissenschaften. 1924 Studienurlaub in Freiburg (Schweiz). 1925 Eintritt in die Benediktinerabtei Beuron als Frater Chrysostomus. Er war schon während seiner Ausbildung eine Zeit lang in Beuron. Angaben nach Personalkarte im Erzbischöflichen Archiv in Freiburg.

<sup>50</sup> Ein Spitzname, der möglicherweise unter Anspielung auf 1 Petrus 5, 8 gegeben wurde.

<sup>51</sup> Otto Bächle, geb. 12. 12. 1893 in Birndorf, ord. 20. 6. 1920, Vikar in Kuppenheim, Oberried, Malsch b. E. 1921, Karlsruhe (U. L. Frau) 1924, 1928 Pfarrverweser, dann Pfarrer von Schellbronn, ab 1940 Pfarrer von Welschingen, ab 1943 im Ordinariat, ab 1949 Hausgeistlicher in Geisingen, † 4. 10. 1950 in Freiburg. Vgl. FDA 71 (1951), S. 256.

<sup>52</sup> Schnurrant – (Bettel-)Musiker.

<sup>53</sup> Schwall reiste mit befreundeten Kommilitonen im September 1919 nach München. Einige Tage verbrachte die Gruppe zudem in den Alpen (TB 30. 9. 1919). Vgl. auch TB 31. 12. 1919 und 23. 2. 1920.

<sup>54</sup> Rudolf Geis, geb. 16. 6. 1892 in Freiburg, Dr. phil. 29. 7. 1914, ord. 20. 6. 1920, Vikar in Lörrach und Karlsruhe (St. Bonifaz), dann ab 8. 11. 1921 Repetitor am Collegium Borromaeum Freiburg, ab 18. 4. 1929 dessen Direktor. Ab Januar 1938 invest. Dompfarrer und Dekan des Stadtkapitels Freiburg, pensioniert 1. 10. 1955, † 28. 11. 1958 in Freiburg. Vgl. FDA 82/83 (1962/63), S. 455–457.

Mit meiner Gesundheit dürfte es besser gehen; Herz und Brustfell<sup>55</sup> machten wir schon Schwierigkeiten, so daß ich zwei Tage lang im Bett eine Schwitzkur mitmachte unter Walters<sup>56</sup> und Saur's<sup>57</sup> Pflege. //

Aber es hat sich wieder gemacht, und der Arzt sagt, es wäre nichts los. Schlimmer steht es mit Stumpf<sup>58</sup>, der ganz üble Herzkrämpfe bekommen hat.

Alles in allem: Es geht mir gut, ich bin glücklich und hoffe mit Gottes Gnade ein glücklicher Priester zu werden.

6. 12. 19. Es ist schwer in Worte zu fassen, was ich nun für mich niederschreiben will; aber vielleicht ist der heutige Tag der Markstein einer Wendung meines Innenlebens, die sich schon einige Zeit leise und mir fast unmerklich vorbereitet hat. Alfred<sup>59</sup>, mit dem ich heute Nachmittag mal wieder ging, hat da einen großen Einfluß gehabt, denn er hat eine instinktive Sicherheit in solchen Dingen. Innere Verwandlungen gehen langsam, die Natur läßt sich nicht brechen, die Gnade Gottes läßt sich nicht herbeizwingen. Ich aber habe vielleicht zu sehr gemeint im letzten Jahr, manches zwingen zu können, mit Gewalt den Himmel stürmen, mit Gewalt ein Heiliger werden zu können; mein Ideal: Willensmensch. Und das hat mich hart gemacht, hart manchmal gegen mich selbst, dann ging es mal // wieder nicht mehr und eine Depression war da, weil das Ziel nicht erreicht war; hart vielleicht auch gegen meine Kameraden; wenn ich auch äußerlich versuchte, nett und freundlich zu sein, der ganze Verkehr war doch zu wenig durch die Liebe formiert [sic]. Egoist. Hart war ich auch gegen den Heiland, dem ich wohl alle meine geistlichen Pläne vorlegte, gegen den ich aber viel zu gleichgültig, viel zu geschäftsmäßig war; die Liebe von innen heraus, so die echte kindliche Frömmigkeit war das alles nicht; das war alles so viel gemacht, und so

---

<sup>55</sup> Eine im Januar 1914 zugezogene Brustfellentzündung ließ Schwall Teile des Wintersemesters verpassen, die er dann bis einschließlich SS 1914 nacharbeitete. Die Nachwirkungen dieser Erkrankung führten auch zur späten Einziehung Schwalls.

<sup>56</sup> Großmann. Zu ihm vgl. Anm. 49.

<sup>57</sup> Hermann Saur aus Kirchheim bei Heidelberg. Gehörte wie Max Schwall bereits im Studienjahr 1913/14 dem Freiburger Theologenverein Unio Albertina an, desgl. im Kriegsnotsemester 1919. Saur wurde aus gesundheitlichen Gründen nicht zum Priester geweiht. Er starb am 18. 6. 1920. Vgl. auch weiter unten im Tagebuch.

<sup>58</sup> Vermutlich Emil Stumpf, aus Würzburg, Grombühlstr. 20, der wie Schwall im Studienjahr 1914/15 dem Theologenverein Unio Albertina Freiburg angehörte.

<sup>59</sup> Alfred Beer. Vgl. zu ihm Anm. 48.

wenig geworden. Viel ist daran das Büchlein von Hock „Vergegenwärtigung Gottes“<sup>60</sup> Schuld; ein gewisses Mechanisieren des geistlichen Lebens. Wenn ich so an die Zeit von Obersekunda bis Oberprima<sup>61</sup> denke, an jene glücklichen, überglücklichen Kommunionstage, ja, das war eine andere Frömmigkeit als die heutige; viel Idealismus; viel Liebe; viel Heilandsliebe; viel Marienliebe. Ich will den ganzen gedrehten Ballast von mir werfen und den lieben göttlichen Heiland wieder um eine recht kindliche Frömmigkeit bitten, um ein unschuldig einfaches Herz, um den Geist des lieben Subregens Gühr.<sup>62</sup> Ganz dem Herzen Jesu vertrauen.

Hie Ries<sup>63</sup> – Hie Gühr! Ich wähle Gühr! //

31. 12. 19. Sylvesterabend!

Zum Jahresschluß doch auch einige Zeilen; habe ich ja das Jahr über recht wenig niedergeschrieben[.] Ein anderes Gefühl als das des innigsten Dankes gegen Gott, meinen Lehensherrn, bringe ich nicht gut auf heute Abend. Wie inhaltsreich war doch gerade dieses Jahr!

Zu Beginn kaum vom Militär entlassen<sup>64</sup>, schwebte auf allen Lippen die Frage: Was nun? Aber zielbewußt und zielsicher habe ich das Jahr hindurch gelebt; der gütige Gott hat mein Lebensschiff sicher gelenkt und geleitet. In 6 Monaten wurde mit Hochdruck das ganze Pensum des III. Kursus<sup>65</sup> durchgegangen; viel hatte ich noch zu wiederholen von

<sup>60</sup> Konrad Hock, Die Übung der Vergegenwärtigung Gottes. Ein Büchlein für Seelen, die nach Vollkommenheit streben, Würzburg 1917.

<sup>61</sup> Abschlussklassen vor dem Abitur.

<sup>62</sup> Nikolaus Gühr, geb. 5. 12. 1839, ord. 26. 5. 1866, bis 1868 Studium in Rom, ab 1898 Vikar in Meersburg, 1870–1872 Direktor der Studienanstalt in Breisach, ab 1872 Spiritual im Priesterseminar St. Peter, ab 1887 dort Repetitor und ab 1888 Subregens. † 25. 6. 1924. Vgl. FDA 54 (1927), S. 34–36; Schöllig, Gühr.

<sup>63</sup> Der Regens Josef Ries war für seine Strenge, Distanziertheit und seine Temperamentsausbrüche bekannt. Vgl. neben den Aufzeichnungen von Schwall, vor allem weiter unten, auch FDA 64 (1936), S. 29.

<sup>64</sup> Schwall war ab 19. 12. 1918 wieder Zivilist (TB 20. 12. 1918).

<sup>65</sup> Das Theologiestudium für Priesterkandidaten war in drei Doppelsemester an der Universität und dem Konvikt eingeteilt. Danach folgte die Ausbildung im Priesterseminar. Die Doppelsemester wurden ebenso wie die Gruppe der jeweiligen Studierenden als I., II. und III. Cursus bezeichnet. Schwalls 5. Semester, ein Notsemester, begann am 3. 2. 1919 und dauert bis März. Ab 6. 5. 1919 war Schwall wieder in Freiburg für die zweite Hälfte des III. Cursus, der mit Exerzitien begann. Die Einführung eines vierten Studienjahres für Theologen nach 1918 betraf Schwall nicht mehr. Zu Letzterem vgl. Müller, Ausbildung, S. 252/253.

1915<sup>66</sup> her, hatte auch noch Examina zu machen. Alles ging gut, auch der Konkurs<sup>67</sup>; aber ich glaube, die Tiefe und Gründlichkeit litt Not darunter. Es war doch eigentlich eine Gewaltleistung.

Nun bin ich bereits 3 Monate hier im Priesterseminar. Tiefster Frieden, emsiges Studium, schönes Leben. Ein Traum ist in Erfüllung gegangen! Was ich zu Beginn des Jahres nur mit Herzklopfen zu denken wagte, ist wahr geworden! //

Auch innerlich ist es vorangegangen; auch hier eine gewisse Zielstrebigkeit. Im Zwischensemester<sup>68</sup> allerdings und in den Osterferien litt ich ziemlich unter diesen lähmenden Berufsskrupeln; es waren keine positiven Zweifel, aber eine niederdrückende Furcht, keinen Beruf zu haben. Dafür, o gütiger Gott, den innigsten Dank, daß du mich aus diesem Zustand herausgeführt hast in den Exerzitien!<sup>69</sup>

Diese Exerzitien Anfang Mai waren überhaupt ein markanter Einschnitt in meinem Leben; sie waren gut.

Seither beherrscht mich der wunderbare Gedanke: Nicht ich habe Gott erwählt, sondern Gott mich! *Vocatus sum*. Und dieses Bewußtsein ist ein hohes und großes Glück. Mein öfteres Gebet geht um Bewahrung dieser Gnade. Ich bin nicht Herr über mich, ich bin nicht mein Eigentum, ich gehöre Gott, ich bin Minister Christi; alle meine Arbeit ist Lehensdienst, alle meine Brüder und all' mein Gut ist Lehen, ist Eigentum Gottes, ich bin nur Verwalter. Dieses Bewußtsein habe ich klar! Und deshalb war es mir nicht frei, über meine Zeit zu verfügen, ein Jahr noch hinzuzusetzen, wie ich es gerne getan hätte. Gott hat alle Umstände so gefügt, daß ich in den III. Kurs // und nunmehr nach St. Peter konnte, gut konnte, und das war für mich ein deutlicher Wink.

Und es ging mir auch sonst gut in diesem Jahr. Ich hatte und habe das große Glück, mit Alfred zusammen sein zu dürfen; das ist sicher eine große Gnade Gottes. Wie sehnsüchtig hatte ich dies im Felde oft gehofft, wie innig gewünscht, obwohl es ganz unwahrscheinlich war; und nun

---

<sup>66</sup> Während des 4. Semesters, also der zweiten Hälfte des II. Kurses, wurde Schwall am 29. 5. 1915 als Soldat gemustert und eingekleidet. Seine Prüfung in Kirchenrecht konnte er nicht mehr ablegen und musste den Stoff im Notsemester 1919 nachhören und die entsprechende Prüfung parallel zum III. Kurs ablegen (vgl. TB 6. 2. 1919).

<sup>67</sup> Die Aufnahmeprüfung für das Priesterseminar, die Schwall Ende Juli/Anfang August 1919 ablegte (vgl. TB 20. 7. 1919 und 4. 8. 1919).

<sup>68</sup> Im Februar und März 1919.

<sup>69</sup> Vgl. die Tagebucheinträge um Ostern 1919 sowie die zu den ab 6. 5. 1919 beginnenden Exerzitien.

wurde es wahr. Und wir haben wirklich viel aneinander. Wie wenige gute Freundschaften gibt es doch! Wie glücklich sind wir!

Finanziell hatte ich mehr Glück als Verstand. Ich staune selbst: 400 Mark besaß ich als ich entlassen wurde; 2800 M habe ich ausgegeben in diesem Jahr. 2400 Mark habe ich also bekommen in diesem Jahr, und woher? von allen Seiten! Manchmal war es direkt wunderbar, wie mir das Geld zuflog; ganz unerwartet meist; durch den Direktor Bilz<sup>70</sup> besonders. Näheres im Kassenbuch.<sup>71</sup> Ich habe viele Bücher angeschafft und fast alle sind bezahlt. Nur 180 Mark habe ich Bücherschulden. Sicher habe ich viele Hilfe dem hl. Antonius zu verdanken, den ich unter dem Einfluß der lieben guten Frau Mark<sup>72</sup> verehren lernte. //

An freudigen Stunden war gerade auch kein Mangel in diesem Jahre; bei gar manchem Streich mit unserem lieben Walter Großmann, dem Semmelblotzenden Leo rugiens habe ich Tränen gelacht; besonders gedenken will ich unserer herrlichen Sommerreise<sup>73</sup> nach München und in die Alpen, der Gründung der „Schnurrandenbande“ im Hofbräuhaus mit ihren soliden Grundsätzen: 1.) Nur die Ruhe! 2.) Nicht imponieren lassen!

3.) Heiliger Leichtsinn!<sup>74</sup>

Hinzu kommt das Doctum von H. H. Tröscher<sup>75</sup>: „Wer zu viel schafft, wird dumm!“ Überhaupt hier in St. Peter geht es gottvoll zu; die erweiterte Schnurrandenbande umfasst:

<sup>70</sup> Jakob Bilz war Direktor des Freiburger Konviktes, in das Schwall am 25. 10. 1913 eintrat (TB 25. 10. 1913). Zu Bilz: geb. am 4. 3. 1872 in Unterliederbach am Main, ord. 1. 7. 1897. Bis 15. 10. 1899 Vikar in Karlsruhe-Mühlburg, dann Studienaufenthalt in Rom, ab 1901 Repetitor am Theologischen Konvikt in Freiburg, ab 1906 Direktor desselben. Zuvor Promotion in Theologie in Freiburg, 1914 Habilitation. Ab 1919 Professor für Dogmatik an der Universität Freiburg, emigriert 1937, † 2. 6. 1951 in Freiburg. Vgl. FDA 77 (1957), S. 177–181 (mit Schriftenverzeichnis).

<sup>71</sup> Das Kassenbuch hat sich nicht erhalten.

<sup>72</sup> Mit der katholischen Familie Mark in Karlsruhe waren Max Schwall und Alfred Beer eng freundschaftlich verbunden. Mit Karl Mark war Schwall u.a. im katholischen Jugendverein aktiv. Frau Mark starb am 23. 9. 1919. Vgl. z. B. TB 27. 1. 1919, 30. 9. 1919.

<sup>73</sup> Schwall reiste mit befreundeten Kommilitonen im September 1919 nach München. Einige Tage verbrachte die Gruppe auch in den Alpen (TB 30. 9. 1919). Vgl. auch TB 30. 11. 1919 und 23. 2. 1920.

<sup>74</sup> Vgl. auch oben.

<sup>75</sup> Vermutlich Andreas Tröscher, geb. 31. 10. 1885 in Hinterzarten, ord. 2. 7. 1912. 1912–1914 Vikar in Konstanz-Petershausen und Mannheim (Herz Jesu), 1914–1917 Einsatz als Sanitäter, 1917/1918 als Feldgeistlicher. Danach Vikar in Karlsruhe (St. Bernhard), der Heimatgemeinde von Schwall, und in Fautenbach. Ab 14. 1. 1925 Pfarrverweser in Appenweier, ab 16. 9. 1925 desgleichen in Tiefenbronn. Ab 25. 8. 1932 Pfarrer in Kappel am Rhein, ab 2. 6. 1967 Pfarrer in Grunern. Ruhestand 25. 10. 1967, † 23. 5. 1976 in Hinterzarten. Vgl. FDA 102 (1982), S. 159/160. H. H. = Hochwürden Herr.

Alfred, Bächle und mich, Dr. Geis, Walter Großmann; dazu kommt hie und da noch: Stumpf<sup>76</sup>, Schleicher<sup>77</sup>, Wiederkehr<sup>78</sup>.

Es ist aber immer gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; und der liebe Gott schickt uns manches Leid, zu unserem Besten. Und daran fehlt es mir auch nicht.

Vor allem macht mir meine Gesundheit dauernd Sorge; ich bin manchmal nur ein halber Mensch; die rechte Lungenseite stößt eben dauern an der Rippenwand an; besonders in letzter Zeit wieder. Das Klima hier oben ist sehr rauh; und ich // habe trotz der Kriegsstrapazen eben doch eine schwache Konstitution. Aber auch hierin bin ich Lehensträger: Ganz wie Gott will. Nachfolge Christi. Ein wahres Kreuz ist die Sorge um Sofie<sup>79</sup> und Frieda<sup>80</sup>; ein trauriges Kapitel; wie überhaupt das Schicksal meiner Lieben daheim mir dieses Jahr besonders nahe ging. Dazu kam die Krankheit und der Tod der von mir hoch geehrten lieben Frau Mark<sup>81</sup>; an ihr habe ich viel verloren. Und nun ist die Marie<sup>82</sup> auch noch krank, und ich ahne Schlimmes für sie. So viel Leid gerade in dieser Familie! Gott muß sie sehr lieben!

Regen Anteil nehme ich dann noch am Seelenkampfe einiger junger Theologen, die um den Beruf, oder gar um den Glauben ringen; wie schwer sind doch diese Kämpfe! Heute gehen drunten in Freiburg die Exerzitien los; möge der liebe Gott sie reich begnadigen.

<sup>76</sup> Emil Stumpf. Zu ihm vgl. Anm. 58.

<sup>77</sup> Friedrich Schleicher, geb. am 24. 10. 1893 in Freiburg, ord. 20. 6. 1920. Vikar in Schönau i. W., Mannheim (St. Bonifatius) und St. Trudpert, von 1. 2. 1925 bis 24. 11. 1927 dort Spiritual, danach Vikar in Schopfheim, Oberweier b. Lahr und Stauffen, ab 15. 10. 1929 Pfarrverweser, ab 22. 5. 1932 Pfarrer in Oberweier b. Lahr. Ruhestand 15. 10. 1969, † 13. 9. 1982 in Oberweier. Vgl. FDA 106 (1986), S. 318/319.

<sup>78</sup> Arnold Wiederkehr, geb. 20. 9. 1892 in Schwerzen, ord. 20. 6. 1920, Vikar in Lahr, am 6. 12. 1921 Präfekt am Gymnasialkonvikt in Rastatt, ab 18. 4. 1929 Spiritual am Collegium Borromaeum in Freiburg, ab 12. 5. 1935 Pfarrer in Eschbach bei Freiburg, Kurat und Spiritual in Hegne ab 22. 5. 1947, † 25. 7. 1958 in Konstanz. Vgl. FDA 82/83 (1962/63), S. 474.

<sup>79</sup> Vermutlich Schwalls älteste Schwester (geb. 10. 5. 1888), die er weiter unten als verschollen bezeichnet.

<sup>80</sup> Eine jüngere Schwester (geb. 21. 4. 1896) von Max Schwall, die immer wieder in heftige Konflikte mit ihrer Familie geriet. Vgl. z. B. TB 7. 10. 1914, 20. 4. 1919. Schwall machte schon 1911 seinen Eltern Vorwürfe, weil sie Frieda abends „ins Spiel“ gehen ließen. Sie müsse mehr Hausarbeit übernehmen (TB 11. 12. 1911).

<sup>81</sup> Die Mutter eines Jugendfreundes von Max Schwall starb am 23. 9. 1919 (TB 30. 9. 1919).

<sup>82</sup> Vermutlich eine Tochter von Frau Mark.

Als Abschluß aber des ganzen Jahres 1919 ein freudiges, dankbares, von Herzen kommendes

Deo gratias! //

1920

Neujahr 1920.

In nomine Domini! so sei das neue Jahr begonnen. So Gott will wird es werden das gnadenreichste Jahr meines Lebens. Introibo ad altare dei<sup>83</sup>, in diesem Jahr noch! Welche Freude löst doch dieser Gedanke in meinem Herzen aus! Es wird das Hoffen der Seele gestillt; der Herr bereitet reiche Gnaden für mich; daß ich ihrer doch recht würdig wäre.

Calicem salutaris accipiam!<sup>84</sup> exultabo et gaudebo<sup>85</sup>, calix meus inebrians, quam praecalus est!<sup>86</sup> In domum Domini ibo; Dominus det suam gratiam et pacem!<sup>87</sup>

Suscipe Domine universam meam libertatem!<sup>88</sup>

Ecce venio, ut faciam, Deus, voluntatem tuam.<sup>89</sup>

Omnia in nomine Domini Jesu Christi!<sup>90</sup> //

5. 2. 1920. Der hochw. Herr Spiritual Schöllig ist eigentlich daran schuld, daß ich heute das Tagebuch vornehme; er meinte nämlich bei einer Aussprache zwischen mir und ihm, es wäre gut, sich öfters ganz Stimmung und das innere Bewußtsein aufzuschreiben, mit dem man sich jetzt auf die entscheidende Weihe vorbereitet, damit man später Trost und Ruhe schöpfen kann aus der Gewißheit, daß man mit voller Erkenntnis und mit dem sicheren Bewußtsein des höheren Berufes die hlg. Weihen empfangen habe.

Nun ja, ich war also am Dienstag das zweite Mal bei ihm wegen Gewissensausprache. Ein drittes Mal war ich an Weihnachten bei ihm, aber mehr wegen einer anderen Sache.

<sup>83</sup> Ich werde eintreten zum Altar des Herrn.

<sup>84</sup> Oft zur Kommunion gebetet (Ps 115, 3 Vulgata): Den Kelch des Heils will ich empfangen.

<sup>85</sup> Ich werde jauchzen und mich freuen.

<sup>86</sup> Ps 22, 5 Vulgata: Du füllst mir reichlich den Becher.

<sup>87</sup> In das Haus des Herrn werde ich gehen; der Herr gewähre seine Gunst und seinen Frieden.

<sup>88</sup> Nimm, Herr, meine ganze Freiheit. Anfang eines Gebetes von Ignatius von Loyola, das Teil der ignatianischen Exerziten ist.

<sup>89</sup> Hebr 10, 9. Teil der Weiheliturgie zum Subdiakon: Siehe, ich komme, Gott, um Deinen Willen zu tun.

<sup>90</sup> Kol 3, 11: Alles ist im Namen des Herrn, Jesus Christus.

Ich bin nämlich der Ansicht, daß ich mir meine Verantwortung wesentlich erleichtere, wenn ich zu dem von Gott gesetzten Seelenführer recht offen bin; so habe ich es in Freiburg gehalten<sup>91</sup>, so auch hier. Wenn irgend etwas dann nicht recht ist bei mir, dann wird es der Herr Spiritual schon sagen. Im wesentlichen allerdings werde ich und werden alle ihr Innenleben selbst aufbauen müssen, ganz individuell, und dieses Streben wird hier sehr unterstützt, ja der Herr Spiritual dringt direkt darauf; denn später steht man ja auch allein, muß man sich selbst helfen. Aber so eine Aussprache mit // dem Seelenführer ist eine gute Kontrolle erstens seiner selbst, dann eine gute Willensstütze, dann eine Beruhigung darüber, ob man auf dem rechten Weg ist, und schließlich bekommt man immer gute und wichtige Anregungen für sein Innenleben; und noch viele andere Vorteile dieser Offenheit kann ich mir klar machen.

Was den Beruf angeht, so bin ich immer noch der ruhigen Zuversicht, daß ich wirklich berufen bin. Ich freue mich auf die spätere Wirksamkeit, auf die Praxis, Schule, Predigt, Kranken-Seelsorge etc. etc. Besonders das hlg. Opfer wird täglich eine reiche Quelle der Freude und Kraft für mich sein. Mein tägl. Gebet geht um die Gnade, doch ein recht guter, kindlich frommer Priester zu werden. Es wird wohl auch von anderen viel für mich gebetet, und so hoffe und wünsche ich, daß ich vor Berufszweifeln verschont bleibe in diesem Monat jetzt noch und in den hlg. Exerzitien. Es ist ja auch klar: ich wäre unglücklich, wenn ich mir sagen müßte, ich sei nicht berufen; das ist ja meine Freude, meine Hoffnung, meine Sehnsucht von Jugend auf, eintreten zu dürfen zum Altare des Herrn.

Die Pflichten des hlg. Amtes glaube ich mit der Gnade Gottes tragen zu können; aus mir allein bin ich schwach; wenn ich aber immer bete um die Beharrlichkeit, dann wird es schon gehen. // Das Gelübde der Jungfräulichkeit werde ich mit Gottes Beistand halten, wie ich es bisher gehalten habe. Die Versuchungen und der innere Aufruhr sind ja manchmal sehr stark und ich bin schon besonders leidenschaftlich veranlagt; aber was bis jetzt gelungen ist, wo ich jetzt 26 Jahre alt bin, wird mit Hilfe der speziellen Berufsgnaden erst recht gelingen; dieses feste Vertrauen habe ich.

Mit dem Gebetsleben kann und muß es noch besser werden; meine blühende Phantasie, diese Lügnerin, spielt mir manchen Streich; vor allem auf die Betrachtung werde ich noch mehr Wert legen; das muß noch mehr Gebet und persönliche Arbeit werden.

---

<sup>91</sup> 1919 im Konvikt während des 3. Kurses.

Was das Studium angeht, so steht das Problem der Ausnützung der Zeit im Vordergrund; denn das möchte ich fertig bringen, viel und gut arbeiten und doch Zeit haben; aber das erfordert eine dauernde Selbstbekämpfung und energische Selbstzucht.

Eine eigene Frage bildet das Partikularexamen<sup>92</sup>; da habe ich bisher die Vergegenwärtigung Gottes geübt; aber ich muß notgedrungen auch die negative Arbeit aufnehmen; der Herr Spiritual meint, positiv die Übung der Vergegenwärtigung Gottes und negativ die Vorsicht im Reden zu üben.

Im großen und ganzen ist es seit Oktober in manchen Stücken // besser geworden; aber lange nicht so, wie ich es gewünscht hätte. Es ist tatsächlich ein Schwimmen gegen den Strom; wenn man nicht dauernd arbeitet, kommt man zurück; und bei aller Arbeit kann man manchmal froh sein, wenn man nur am Erreichten bleibt. Die große Gefahr liegt im Alltäglichen; man gewöhnt sich gar so leicht an mittelmäßige oder schlechte geistige Arbeit.

Möge mir der liebe Gott auf die Fürbitte der lieben Gottesmutter so viele Gnaden geben, daß ich ein frommer und tüchtiger Priester werden kann.

Vorgestern war ich auch einmal in der „bösen“ Welt draußen, ganz allein, nämlich beim Zahnarzt in Kirchzarten; wir haben ja das herrlichste Frühlingswetter jetzt, mitten im Winter, und so war es mir ganz wohl zu Mute, als ich nach Eschbach hinunter stieg und dann nach Kirchzarten. Wie lange wird es noch gehen, und ich steige wirklich vom heiligen Berg hinab, um für die Seelen da unten zu sorgen? Teils freundlich, teils glücklich haben mich die Leute begrüßt; ich aber werde einmal für ihr Höchstes zu sorgen haben; da will ich doch heute schon beten. Beim Zahnarzt selbst war es weniger angenehm und es entfuhr mir sogar einmal ein guter militärischer Kraftausdruck; aber jetzt // sind glücklich die Zähne plombiert; und mit leichtem Herzen stieg ich daraufhin wieder über Rechtenbach auf den Lindenberg, und genoß das wunderbarste Naturschauspiel: die goldene Sonne sandte ihre letzten Strahlen durch

---

<sup>92</sup> Das Partikularexamen ist eine besondere Methode der Gewissenserforschung, die zu den traditionellen Konzepten der Seelenführung im abendländischen Mönchtum gehört. Jeden Abend wird dabei auf Anraten des geistlichen Begleiters oder des Beichtvaters für einen bestimmten Zeitraum ein besonderer Verhaltensaspekt strengerer Prüfung unterzogen.

den leichten Dunst und verschwand in majestätischer Pracht hinter den Kybfelsen; nur auf den höchsten Gipfeln, dem Schauinsland, Feldberg, Weißstannenhöhe, Turner<sup>93</sup>, Kandel u.s.w. lag noch einige Minuten ihr goldener Abschiedskuß. Zu gleicher Zeit, wie die Sonne versank, stieg hinter den Höhen von St. Märgen die volle Scheibe des Mondes auf; ich stand bewundernd und anbetend vor Gottes Größe. Worte können es nicht schildern, welche Herrlichkeiten in der Schöpfung des Herrn liegen. Wenige Minuten später stand ich oben auf dem Hochgericht<sup>94</sup>; der leichte Dunst lag wie die glatte Oberfläche eines Sees über den Tälern (etwa 750 m Linie). Und als große Inseln ragten die schneebedeckten Riesen des Schwarzwaldes heraus als ein markiges Festland; am schönsten war aber die Spitze des Kybfelsen, ein herrliches Felsenriff im Meere, hinter dem die untergehende Sonne ein goldenes Abendrot in sattesten Farben hinterlassen hatte.

Und ganz am Horizont hoben sich die scharfen Umrisse der// Hochvogesen ab im blutigen Rot: französisches Land mit deutschem Blute getränkt. — — — Ich mußte mir die schmerzliche Erinnerung an Deutschlands Unglück verscheuchen: Gewaltfrieden, Revolution, Streiks, Staatsbankrott, Sittenlosigkeit — — — —

Ich war froh, als ich wieder im Seminare war; es war kalt geworden; die Sonne war zu anderen Völkern gegangen, uns blieb der unbarmherzige kalte Mond. Aber die Hoffnung lebt in unseren Herzen, daß auch uns einmal wieder die Sonne strahlend und wärmend aufgeht, und wenn es erst dann ist, wenn die Sonne erscheint in Gestalt eines Kreuzes hoch oben am Himmel — — — —

6. 2. 1920. Dr. Geis: aus besten Kreisen<sup>95</sup>; tadellose Erziehung im Elternhaus; große Freiheit in materieller Hinsicht; sorgfältiges wissenschaftliches Studium in Innsbruck; gute solide Aszese; während des Krieges dauernd in Deutschland als Krankenträger; vor allem wissenschaftlich interessiert; steht über der Praxis eines Kaplans; wenig Verbindung nach den unteren Volksschichten; wird jedenfalls in die theologisch-wissenschaftliche Laufbahn gehen. //

---

<sup>93</sup> Der Berg Thurner.

<sup>94</sup> Waldfreie Anhöhe (813 m) zwischen St. Peter und Lindenberg.

<sup>95</sup> Geis stammte aus einer gut vernetzten katholischen Freiburger Architektenfamilie (FDA 82/83 (1962/63), S. 455.

A. Beer: Aus besten Kreisen; tadellose häusliche Erziehung; früh selbstständig; hervorragendes Talent für praktische Arbeit; Streben nach Wissenschaft; allseitig interessiert; selbst[st]ändiger Denker. Der geeignete Mann für eine führende Stellung in der Gebildetenseelsorge; wo man ihn hinstellen wird, ganze Arbeit.

W. Großmann: Aus besten Kreisen; gute häusliche Erziehung; stark innerlich veranlagt; viel Gefühl bzw. Gemüt; weniger für die Praxis; Fachmann in Musik, Liturgie, Aesthetik und anderen schönen Künsten; Ordensberuf?

M. Schwall: Aus guter, aber einfacher Familie; aus der gewöhnlichen Menschenschicht herausgewachsen; kürzestes und mangelhaftestes Studium von diesen Vieren; finanziell sehr schlecht gestellt; keine Verbindungen nach oben; rein praktisch veranlagt mit einem kleinen Stich ins Schöngeistige; Liebe zur Praxis, zur Seelsorge; war allein Offizier und Infanterist von diesen Vieren.

Und diese vier Kerle kommen recht gut miteinander aus; allerdings ist die Freundschaft zwischen Alfred und mir unübertroffen; der Volksgeschmack haftet uns beiden am meisten an. Mich persönlich hat Fortuna am wenigstens begünstigt; wenn ich aber nur ein frommer seeleneifriger Priester werde; das genügt. //

7. 2. 20. Ich will die Gegenüberstellung von Geis, Großmann, Alfred und mir noch etwas fortsetzen; es hat jetzt schon seinen Reiz und wird es später einmal erst recht haben. Der Grundunterschied zwischen mir und ihnen liegt vor allem in der Herkunft: alle dreie sind aus den besseren Ständen, Akademikerfamilien; ich bin aus dem bürgerlichen Mittelstande; alle dreie sind finanziell gut, sogar sehr gut gestellt, ich habe immer zu kämpfen und zu sorgen; ich allein muß um Stipendien eingeben, ich allein bin bezügl. der Kleidung, Bücher etc. übel dran und auf die Mildtätigkeit anderer angewiesen; und das ist eine niederdrückende Sache, macht einen unfrei; Alfred kommt mir auch darin noch am nächsten, aber gleichwohl fehlt es ihm nicht an den notwendigen Mitteln. Wenn nicht diese materielle Seite wäre, hätte ich wohl kaum die Vertretung des Beuroner Kunstverlags und des Badischen Beobachters<sup>96</sup> übernommen.

---

<sup>96</sup> Die in Karlsruhe erscheinende Tageszeitung Der Badische Beobachter war das Sprachrohr des badischen politischen Katholizismus.

Alle drei haben ferner eine viel längere und bessere theologische Ausbildung als ich; Geis ist ja Dr. philosophiae, hat in Innsbruck mehrere Jahre studiert und ist durchgebildet; Alfred hat auch zwei Jahre Studium mehr als ich und war auch ein Jahr in Innsbruck; Walter hat ebenfalls ein Jahr mehr als ich und war zudem ein Jahr lang in Beuron. Ich aber habe in der Hinsicht ein // mangelhaftes Studium, weil ich nur 6 Semester in Freiburg habe, wovon das 4. nur einen halben Monat dauerte<sup>97</sup>, (das andere dieses Semesters studierte ich privatim nach)<sup>98</sup>, das 5. war das abgekürzte Kriegsnotsemester und am Ende des 6. war der Konkurs.<sup>99</sup> Aber nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in aszetischer Hinsicht sind sie mir überlegen; Dr. Geis und Alfred zehren immer noch von Innsbruck; in der Schule der Jesuiten haben sie etwas gelernt<sup>100</sup>; Walter war ja in Beuron und hat daran selbstverständlich seine Anleitung. Ich aber war in Freiburg, wo gerade die aszetisch-praktische Ausbildung nicht besonders ist; vom Spiritual Vomstein<sup>101</sup> hatte ich viel; dann aber kam der Krieg und an Herrn Öchsler<sup>102</sup> hatte ich fast nichts. Wenn ich nur an die Büchlein von Hock<sup>103</sup> und der Mutter Fey<sup>104</sup> denke! das ist doch eine falsche Richtung gewesen. Und so stehe ich in aszetischer Hinsicht allein; nur von Alfred habe ich da ungeheuer viel und am Spiritual ein wenig. Und mit den anderen Kameraden ist selten ein Gespräch über diese Dinge auf die Beine zu bringen. Schließlich sind sie mir auch

<sup>97</sup> Schwall wurde am 29. 5. 1915 gemustert und als Soldat eingekleidet (TB 12. 6. 1915).

<sup>98</sup> Nach seiner Verwundung am 20. 8. 1917 konnte Schwall im Lazarett in Landau genesen und bis März 1918 privat weiter studieren. Diese Leistungen erhielt er nach Ablegung zweier Prüfungen in Freiburg angerechnet. Vgl. AML, S. 6.

<sup>99</sup> Aufnahmeprüfung für das Priesterseminar.

<sup>100</sup> Die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Innsbruck wurde durch jesuitische Professoren geprägt.

<sup>101</sup> Karl Stephan Vomstein, geb. 20. 9. 1879 in Schliengen, ord. 2. 7. 1903, Vikar in Karlsruhe (Unserer Lieben Frau), ab 1909 Kurat in Karlsruhe-Grünwinkel. Ab 1913 Repetitor am Theologischen Konvikt in Freiburg, ab 1918 Spiritual des Provinzhauses Hegne, ab 1931 Anstaltsdirektor in Herten, resigniert 1953, † 13. 2. 1953 in Herten. Vgl. FDA 77 (1957), S. 217/218.

<sup>102</sup> Joseph Öchsler, geb. 28. 3. 1885 in Kirrlach, ord. 5. 7. 1911. Vikar in Karlsruhe (St. Bonifatius) und Freiburg (St. Martin). 1914/15 Studienaufenthalt in Rom am Campo Santo. Dann Mitglied des Freiburger Missionsinstituts. Ab 10. 12. 1918 Spiritual am Theologischen Konvikt in Freiburg. 6. 7. 1923 Dompräbendar; ab 28. 1. 1934 Pfarrer in Freiburg (St. Martin). Mitbegründer der Elisabeth-Schwestern in Freiburg und bis 15. 4. 1970 deren Superior. Ruhestand 1. 10. 1956. † 23. 1. 1975 in Freiburg. Vgl. FDA 97 (1977), S. 547–549.

<sup>103</sup> Vermutlich Konrad Hock, Die Übung der Vergegenwärtigung Gottes. Ein Büchlein für Seelen, die nach Vollkommenheit streben, Würzburg 1917. Vgl. auch TB 6. 12. 1919.

<sup>104</sup> Vermutlich Clara Fey, Die Übung der Mutter, Freiburg 1913.

infolge ihrer Herkunft in den vornehmen Umgangsformen etwa über; aber da wenigstens nicht viel; nur daß es ihnen mehr angeboren ist, ich aber die Sache langsam und mühsam lernen mußte; sie bewegen sich also viel // leichter und viel freier in besseren Kreisen, während mir immer noch so etwas das Inferioritätsgefühl<sup>105</sup> anhaftet, und das ja auch mit Grund. Auch in dieser Hinsicht macht eben das Geld frei.

Auffallend ist nun, daß ich allein den Krieg von seiner schlimmsten Seite, als Infanterist mitgemacht habe; daß ich allein lange Monate am nächsten am Feinde stand und durch Patrouille etc. am meisten wohl mein Leben zu Markte getragen habe; daß ferner ich allein verwundet war<sup>106</sup> und ich allein auch Offizier war. Alfred ist dann der nächste, denn auch er hat unendlich viel mitgemacht und den Krieg reichlich ausgekostet; die widerlichsten Gegensätze nur haben es verhindert, daß er nicht Offizier geworden. Aber Dr. Geis dagegen saß während des ganzen Krieges als Sanitäter in Ettlingen, hatte Zeit genug, sich wissenschaftlich mindestens auf dem laufenden zu halten und seine Allgemeinbildung zu vervollkommen; Walter schließlich war einmal 8 Tage lang als Artillerist im Felde, hat sogar einmal schießen gehört, aber dann saß er in Freiburg auf der P.Ü. (Post-Überwachungsstelle) und studierte nebenbei bei Finke<sup>107</sup> im historischen Seminar.

So steht also die Tatsache fest, daß gerade diejenigen, die es von Hause aus am schönsten hatten im Kriege am wenigsten zu // leiden hatten. Nur Alfred macht da eine Ausnahme.

Brauche ich mir nun also irgendwelche Vorwürfe zu machen, wenn ich nicht so viel kann, weiß und gelte als diese drei Freunde? Doch sicherlich nicht! Gottes Vorsehung hat mich aus ziemlich einfachen Verhältnissen heraus in diesen Freundeskreis geführt, wo eben schon von Natur aus die Verhältnissen so liegen, daß ich der Inferiore bin. Ich will

<sup>105</sup> Katholische „Inferiorität“ war ein Schlüsselbegriff gesellschaftlicher Debatten der wilhelminischen Zeit, in der einerseits um die Stellung katholischer Bildungsbürger innerhalb der Gesellschaft des Kaiserreiches, andererseits innerkatholisch um die Stellung gegenüber moderner Kultur und Wissenschaft gerungen wurde. Vgl. zu den Debatten Martin Baumeister, Parität und katholische Inferiorität. Untersuchungen zur Stellung des Katholizismus im Deutschen Kaiserreich, Paderborn 1987; Dowe, Auch Bildungsbürger.

<sup>106</sup> Schwall wurde am 20. 8. 1917 vor Verdun am linken Knöchel verwundet (AML S. 6).

<sup>107</sup> Heinrich Finke (1855–1938), seit 1899 Ordinarius für Geschichte an der Universität Freiburg. Vgl. Odilo Engels, Heinrich (Johannes) Finke, Historiker, in: Bernd Ottvad (Hg.), Badische Biographien. Neue Folge Band 2, Stuttgart 1987, S. 87–89; Friedrich Wilhelm Bautz, Heinrich Finke. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Band 2, Hamm 1990, Sp. 33.

vielmehr demütig und bescheiden sein und Gott danken für diese Erkenntnisse. Daß mir diese Lage und dieses Bewußtsein allerdings manchmal ein bitteres Gefühl verschafft, will ich doch auch niederschreiben; aber ich will es nicht. Dagegen könnte ich noch eine große Portion Selbstbewußtsein und Rückenmark brauchen. Und mit der Gnade Gottes wird alles gut werden, denn „der Geist weht, wo er will“.

Dr. Geis wird wohl sicher in das Lehrfach einschlagen; für die Seelsorge ist er kaum bestimmt. Walter ist eine Größe für sich; was aus ihm werden wird, ist mir unklar; vielleicht studiert er auch weiter und betätigt sich auf dem Gebiete der Musikgeschichte, Liturgie, Choral ... Vielleicht kehrt er auch eines Tages nach Beuron zurück, denn dahin gehört er wohl. Alfred hat die meisten Aussichten, eine führende Stelle in der Akademiker- und Gebildetenseelsorge einzunehmen; // er möchte wohl gerne weiterstudieren [sic] und es wäre gut für ihn; wenn einer von uns, dann mag er einmal die Mitra tragen; denn er hat eine gute Aszese, klaren Verstand, kirchl. Sinn, viel Aktivität, viele eigene Gedanken und ein gutes Führertalent. Ich bin schließlich für die Praxis geschaffen, für die Seelsorge, und dahin zieht es mich auch. Mittelmäßig bin ich ja doch nur in allen Stücken, habe nur einen praktischen Sinn und eine wohl große Liebe zum Volk und zur Jugend; also werde ich mal 10 Jahre lang Kaplan irgendwo; möglichst anfangs an ruhiger Stätte, aber doch nicht ganz auf dem Lande; denn da bin nicht daheim. So eine mittlere Stadt: Tauberbischofsheim, Bruchsal, Ettlingen, Bühl, Offenburg, Lahr ... wird mich wohl zunächst in ihren Mauern sehen, und dann kann es an die Jugendseelsorge gehen. Und später halt dann irgendwo Pfarrer, ... das hat ja Zeit. Wenn ich nur einmal gut predigen kann, das wäre so mein Ideal, um in ständiger Verkündigung des Wortes Gottes gute Christen heranzuziehen; auch Exerzitien und Missionen. Vielleicht schlägt es mich auch in die Politik; wozu ich ja auch Liebe und Hinneigung habe.

Aber nun Schluß: Möge mir Gottes Gnade zunächst einmal helfen, ein kindlich frommer, tüchtiger Priester zu werden; und dann fiat voluntas dei!<sup>108</sup> //

---

<sup>108</sup> Geschehe Gottes Wille!

11. 2. 1920. Es wird bereits etwas ruhiger im Hause; auch ich selbst muß von mir konstatieren, daß ich seit den letzten Wochen viel mehr in meine Klausur zurückgezogen bin als früher; Besuche unterlasse ich so ziemlich ganz und bekomme auch lange nicht mehr so viele als früher. Es geht den hlg. Weihen zu! Diesen Monat noch soll die Entscheidung fallen. Bereits erklang das „Iterum atque iterum considerare debetis ...“<sup>109</sup> an unser Ohr, und wir wollen es wirklich ernst nehmen. Als Vorbereitung auf die hlg. Weihe habe ich bereits eine Novene zur lb. Mutter Gottes gehalten, augenblicklich mache ich eine zum göttl. Herzen Jesu, und bis kurz vor dem Weihetag wird noch eine zum hlg. Geiste gehalten; alle in der Meinung, rechte Klarheit über meinen Beruf und reiche Gnaden für den Beruf zu erhalten, damit ich recht entschieden, freudig und sicher und mit vollem Bewußtsein den wichtigen Schritt mache.

Über meinen Beruf bin ich mir ja klar, ganz klar. Seit den Tagen meiner Kindheit lebte nie eine andere Sehnsucht in mir als die zum Altare; mit großem Dank gegen Gott denke ich an die herrliche Gnadenstunde meiner ersten hlg. Kommunion zurück, wo ich weinte vor Glück und dem lieben Heiland Treue versprach für immer. Später kamen die Exerzientage in Neusatzeck, Tage schönsten und heiligsten Glückes, wo ich zum ersten Male ganz positiv meiner Berufung zum Priestertum gewiß wurde, am 2. April 1910.<sup>110</sup> Ich war damals ebenfalls überglücklich in dem kleinen trauten Kirchlein von Neusatzeck.

Es kamen die Jahre der Sekunda und Prima<sup>111</sup>; die Treue habe ich, Gott sei es geklagt, nicht immer gehalten; aber in dem einen Punkte gab es nie einen Zweifel: in meiner Berufung. Ich arbeitete mit Gottes Gnade mit, ging öfter zu den hlg. Sakramenten, hatte Alfred zum Freund und

---

<sup>109</sup> Auszug aus der Liturgie zur Subdiakonsweihe: Wieder und wieder werdet ihr betrachten müssen.

<sup>110</sup> In Neusatzeck nahm Schwall als Schüler zweimal an Exerzitien teil. Die ersten Einkehrtage dauerten vom 29. 3. 1910 bis 2. 4. 1910. In sein Tagebuch beschrieb Schwall nicht nur detailliert den Tagesablauf, sondern erwähnte schon am 1. 4. 1910 nach einer Generalbeichte bei Pater Leo: „Ich will Priester werden.“ Ein Jahr später nahm Schwall wieder an Exerzitien in Neusatzeck teil – dieses Mal mit Pater Joseph Schmidle aus Beuron. Auch diese Einkehrtage bestärken ihn in dem Wunsch, Priester zu werden (TB 23. 4. 1911). Pater Joseph Schmidle, geb. 3. 4. 1870 in Heitersheim, am 3. 7. 1895 in St. Peter geweiht, 1895/96 Vikar in Ettenheim und Freiburg (St. Martin), 1901 Eintritt in den Benediktinerorden (Beuron). Später Eintritt in die Kartause Hain bei Düsseldorf, dort am 12. 1. 1953 gestorben (Angaben nach Personalkarte im Erzbischöflichen Archiv Freiburg).

<sup>111</sup> Unter- und Obersekunda, Unter- und Oberprima als letzte Klassen vor dem Abitur.

Herrn Heilmann<sup>112</sup> zum Beichtvater, und bald ging es gut. Ich stand eben damals zu unvorbereitet vor ganz neuen Zuständen, in die ich mich erst innerlich einfügen mußte; es hat wohl doch zur rechten Zeit das rechte Wort gefehlt.<sup>113</sup>

Die Jahre der Prima standen schon ganz unter dem Zeichen des künftigen Theologen; und als mich mein lieber seliger Vater nach dem Abitur fragte, was ich werden wolle, da kannte ich nur eine Antwort: „Du weißt es ja schon lange“! Er aber sagte: „Es ist gut so; aber das eine sage ich dir: wenn du nicht glücklich wirst als Priester, dann sage nie, ich hätte dich dazu genötigt. Du kannst werden, was du willst.“ //

Mit Freuden zog ich nach Freiburg zum Studium<sup>114</sup>; in den ersten Wochen des I. Kurses<sup>115</sup> hielt uns der damalige Direktor Bilz<sup>116</sup> einen Vortrag über die Kriterien des Berufs; ich prüfte damals, und die Prüfung fiel positiv aus.

Im W.S. des II. Kurses<sup>117</sup> stellte ich nach guter Vorbereitung unter Leitung des H. H. Spirituals Vomstein<sup>118</sup> abermals die Berufsfrage, und wieder mußte ich positiv entscheiden. Damals hat mir der Herr Vomstein geboten, nicht wieder die Berufsfrage zu stellen; mein Beruf sei sicher; vor allem solle ich mir in St. Peter keinerlei Skrupel mehr machen.

Es kam der Krieg, ich war Soldat geworden.<sup>119</sup> Aber unter dem feldgrauen Waffenrock schlug immer ein Theologenherz; wo immer ich war, immer war ich kath. Theologe, immer suchte ich die Feldgeistlichen auf und habe wohl nie meine Stellung verleugnet. Am schlimmsten Tage

---

<sup>112</sup> Otto Heilmann, geb. 19. 3. 1884 in Säckingen, ord. 1. 7. 1908. Danach Vikar in Malsch bei Ettlingen, ab 1910 in Karlsruhe (St. Bernhard), ab 30. 10. 1917 Pfarrverweser in Kappelrodeck und ab 6. 11. 1918 in Steinbach bei Bühl. Ab 12. 9. 1920 Religionsprofessor an der Oberrealschule in Mannheim. Zum 1. 1. 1945 zur Ruhe gesetzt und Wirken als Hausgeistlicher im Theresienkrankenhaus in Mannheim. † 17. 3. 1964. Heilmann betreute als Kaplan in Karlsruhe (St. Bernhard) u. a. die Jugendarbeit der Gemeinde und war Beichtvater von Schwall. Vgl. FDA 82/83 (1962/63), S. 500.

<sup>113</sup> Das Tagebuch für diesen Zeitraum gibt keinen Aufschluss, was sich hinter diesen Andeutungen verbirgt.

<sup>114</sup> Schwall begann sein Studium im WS 1913/14 und wohnte von Anfang an (ab dem 25. 10. 1913) im Theologischen Konvikt (TB 25. 10. 1913).

<sup>115</sup> Der an der Universität zu absolvierende Teil der Priesterausbildung bestand für Schwall aus drei Kursen à 2 Semestern.

<sup>116</sup> Jakob Bilz. Zum ihm vgl. Anm 70.

<sup>117</sup> WS 1914/15.

<sup>118</sup> Hochwürden Herr Karl Stephan Vomstein. Zu diesem vgl. Anm. 101.

<sup>119</sup> Schwall wurde am 29. 5. 1915 gemustert und als Soldat eingekleidet (TB 12. 6. 1912).

aber meines Lebens, dort auf dem Cléry-Riegel<sup>120</sup> an der Somme am 12. Sept. 1916, da bot ich dem Herrn mein Leben an: lieber solle er mich jetzt, da 90 % dafür sprachen, daß ich nicht mehr lebend aus dieser Hölle käme, sterben lassen, als daß ich einmal ein unglücklicher Priester werden möchte.<sup>121</sup>

Gottes barmherzige Hand hat mich wider Erwarten mit wenigen // Kameraden damals errettet, hat mich der Theologie wieder zugeführt.

Jetzt vor einem Jahre nun, im Zwischensemester<sup>122</sup> in Freiburg und vor allem beim Herrn Heilmann in Steinbach<sup>123</sup>, da lag wie ein Alp die Frage auf mir: wie wäre es, wenn du nicht berufen wärest? Ich war mir lange nicht klar darüber, die Sache ging halt unbeachtet mit mir herum. Die Lösung könnte ich ja im letzten Tagebuch nachlesen: die Gnade Gottes hat mir die Augen geöffnet, und seit dem 6. oder 7. Mai letzten Jahres leuchtet mir das Ziel wieder klar vor Augen.<sup>124</sup>

Meine Vorsteher in Freiburg<sup>125</sup> alle, alle bekannten geistlichen Herren, meine Freunde und ich selbst, alle sind wir von meinem Berufe überzeugt: da darf ich es ruhig wagen und den Schritt tun. Dominus pars hereditatis meae<sup>126</sup>, so habe ich bereits bei der Tonsur gesprochen<sup>127</sup>; diese Überzeugung hat sich nur noch gemehrt und verstärkt bei mir. Ich freue mich auf die hlg. Weihen; die Verpflichtungen hoffe ich mit Gottes Gnade treu halten zu können, nachdem es bisher schon seit mindestens 6 Jahren gut gegangen ist; aber die Hilfe des Herren muß ich mir sichern, sonst wäre es übel für mich! In Gottes Namen denn will ich mein „Adsum“ sprechen. //

<sup>120</sup> Bezeichnung der deutschen Soldaten für eine Anhöhe auf dem Schlachtfeld der Somme-Schlacht (TB 13. 9. 1916).

<sup>121</sup> Ähnlich in TB 31. 3. 1919, hier allerdings mit Datum 11. 9. 1916. Am 13. 9. 1916 hielt Schwall abweichend von den späteren Deutungen Folgendes zu den Geschehnissen des Vortages fest, nachdem er beschrieben hatte, wie er in einem Schützengraben stundenlang intensivstem Artilleriebeschuss ausgesetzt war: „Ich betete, bereitete mich auf das Ende vor, dankte Gott und bat ihn, lieber jetzt mein Leben hinzunehmen, als daß ich später als ein unglücklicher Priester der Kirche Schande bereite. Und noch vieles andere dachte ich.“

<sup>122</sup> Von Februar bis April 1919 absolvierte Schwall ein Kurzsemester.

<sup>123</sup> Otto Heilmann wirkte vom 6. 11. 1918 bis zum 12. 6. 1920 als Pfarrverweser in Steinbach bei Bühl. Zu Heilmann vgl. Anm. 112.

<sup>124</sup> Während Exerzitien.

<sup>125</sup> Direktor, Spiritual und andere Ausbilder des Theologischen Konvikts in Freiburg wurden als Vorsteher bezeichnet.

<sup>126</sup> Der Herr ist der Anteil meines Erbes. Teil der Liturgie beim Empfang der Tonsur.

<sup>127</sup> Wann Schwall die Tonsur empfing, lässt sich mittels des Tagebuchs nicht klären.

14. 2. 20. Eine sehr unangenehme Sache bildet z. Zt. das Gesprächsthema in unserem Hause: unseren Kursgenossen Saur<sup>128</sup> und Schindler<sup>129</sup> ist vom Ordinariat mitgeteilt worden, daß sie wegen mangelnder Gesundheit nicht zu den Weihen zugelassen werden und bis zur Wiederherstellung derselben zu beurlauben sind.

Es ist ein hartes Los, das die beiden getroffen hat; aber wir müssen eben auch in diesen äußeren Verhältnissen den Finger und die Vorsehung Gottes sehen. Das Ordinariat hat jedenfalls ganz richtig gehandelt; ich kann nicht anders sagen.

Saur war Sanitätsunteroffizier und hat als solcher in Fismes an der Vesle kurz vor Kriegsschluß eine schwere Gasvergiftung sich zugezogen. Folge: schwerer Herzklappenfehler, Atemnot etc. Nun ist er noch dazu Gesundheitsskrupulant<sup>130</sup>, wagt nichts und ist völlig arbeitsunfähig. Er kann keine 5 Minuten an einem Stück gehen; Bergsteigen gar nicht; nicht springen; verträgt die Kost hier nicht und ist fast dauernd krank. In der Seelsorge ist er einfach nicht zu gebrauchen vorläufig.

Schindler war ein tapferer Soldat, 40er<sup>131</sup>, Offiziersstellvertreter. Mehrmals schwer verwundet ging er immer wieder ins Feld. Ein Schuß durch die rechte Backe zerstörte ihm auf der einen Seite das Gehör völlig. // Ein Granatsplitter drückte ihm die Schädeldecke ein und verletzte das Gehirn, so daß er heute eine Silberplatte oben hat und ziemlich nervös ist. Dazu kam wenige Tage vor Schluß des Völkermordens eine schwere Verschüttung. Folge: ganz mangelhaftes Gehör, so daß er den größten Teil der Vorlesungen und die Exhorten<sup>132</sup> nicht versteht; ziemliche Nervosität. Aber sonst ist er gesund und ein tüchtiger Mensch, und wir hätten es gerne gesehen, wenn er geweiht worden wäre; für die Seelsorge zwar völlig unfähig, d. h. fürs Beichthören, aber für einen selbständigen Büroposten würde er sich gut eignen.

Beide haben die Dummheit gemacht, daß sie es darauf ankommen ließen; die Ärzte in Freiburg haben ihnen bessere Zeugnisse ausgestellt; nun aber machte bei Saur eine neuerliche schwere Krankheit und bei

<sup>128</sup> Hermann Saur. Zu ihm vgl. Anm. 57.

<sup>129</sup> August Schindler, aus Gütenbach bei Furtwangen, im WS 1913/14 im 2. Cursus und Mitglied der Konviktsverbindung Unio Albertina, desgl. im Studienjahr 1914/15 (3. Cursus).

<sup>130</sup> Einer, der befürchtet, krank zu sein bzw. zu werden.

<sup>131</sup> Soldat des preußischen Füsilier-Regiments „Fürst Karl-Anton von Hohenzollern“ (Hohenzollernsches) Nr. 40, das von 1910 bis 1919 in Rastatt stationiert war.

<sup>132</sup> Exhorte als deutsche Variante von Exhortatio (Ermunterung).

Schindler sein eigenes Gewissen einen Strich durch die Rechnung. Ihr Los ist hart und ich bete für beide; mögen sie sich in ihren Herzen zu rechtfinden und volle Klarheit erhalten über Gottes heilige Absichten mit ihnen. Wunderbar sind des Herrn Wege, wir Menschen begreifen es eben nicht. //

Freitag 20. 2. 20. Gestern hatte ich Pech in der Repetitio<sup>133</sup> beim Regens; auf die Frage, ob man bei zweifelhafter Disposition des Poenitenten absolvieren dürfe<sup>134</sup>, gab ich eine falsche Antwort und wußte nachher zwei Einzelfälle nicht. Allen Respekt aber vor dem Herrn Regens! Höflich und bestimmt wies er darauf hin, daß man das einfach wissen müsse; aber ganz im Gegensatz zu einem ähnlichen Fall früher, blieb er ruhig und überlegt, ja ich glaube, er hat zu große Achtung vor mir und wollte deshalb nicht losschießen. Mir war eben beides wirklich aus dem Gedächtnis geschwunden und zudem war es nicht gerade auf gestern zu repetieren. Aber der Regens gab mir sofort Gelegenheit, mein sonstiges Wissen zu beweisen und entschuldigte dann nachher selbst: „Nun ja, ich sehe, daß sie Bescheid wissen; das vorhin scheint ihnen entfallen zu sein; entschuldigen sie!“ Und nachher nochmals.

Ich schreibe dies nicht wegen mir, sonder wegen dem Herrn Regens. Nach seinem Ruf, den er im Lande hat, gilt er nämlich als äußerst streng und aufbrausend.<sup>135</sup> Nun haben wir seit Anfang bewundert, wie sehr er sich in der Gewalt hat; mehrmals konnten wir es direkt ihm ansehen, daß er sich zur Ruhe zwingt. Schon zweimal, bei Karrer<sup>136</sup> und Großmann ging es ähnlich wie bei mir, // nur daß er dort nichts zurücknahm und die Herrn einfach sitzen ließ. Und nur einmal bis jetzt, ich glaube am 20. Jan., erlebten wir einen richtigen Wutausbruch von ihm wegen einer ganz minimalen Störung des Unterrichts; damals hat er nun allerdings viel Sympathie verloren im Kurs, denn es war zu stark, die Fäuste und das Novum.<sup>137</sup>

---

<sup>133</sup> Überprüfung des Kenntnisstandes früher behandelte Wissensbestände.

<sup>134</sup> Bei der Beichte.

<sup>135</sup> Vgl. auch den Nachruf auf Josef Ries in FDA 64 (1936), S. 29.

<sup>136</sup> Joseph Karrer, geb. am 3. 4. 1890 in Betenbrunn, ord. 20. 6. 1920; in 9 Pfarreien Vikar, ab 21. 8. 1928 Kurat in Schollach, von 1932 bis 1940 in 6 Pfarreien als Pfarr- bzw. Kaplansverweser, am 25. 3. 1940 in Untersiggingen als Pfarrer investiert, hier 1955 in den Ruhestand gegangen, † 5. 3. 1976. Aus einfachen Verhältnissen stammend, wurde er während seines Militäreinsatzes von 1914 bis 1918 viermal verwundet und litt zeitlebens unter ständigen gesundheitlichen Einschränkungen. Vgl. FDA 102 (1982), S. 151/152.

<sup>137</sup> Ein neuartiges Ereignis.

Aber mir nimmt dies die Hochachtung vor ihm nicht. Er beherrscht sich eben doch ganz gewaltig.

Ich aber werde mich jetzt vermehrt an das Studium der Pastoral machen und auch den Hlg. Geist inständig um Erleuchtung des Verstandes und Stärkung des Gedächtnisses bitten.

Zur Ergänzung muß ich nun noch nachtragen, daß wir festgestellt haben, daß das, was der Herr Regens von mir wissen wollte, tatsächlich genau im Buche steht – aber 24 Seiten später als da, wo wir standen<sup>138</sup>; und so trifft mich wirklich keine Schuld, daß ich diese Einzelfälle nicht wußte.

{15. 4.: heute erst wurde repetiert, was ich am 19. 2. gefragt wurde.}<sup>139</sup>

Nachdem am Montag der Saur nach Freiburg in das St. Josefs haus<sup>140</sup> gereist ist, verließ nun heute auch Schindler<sup>141</sup> unseren Kreis, jedenfalls schweren Herzens und begleitet vom tiefsten Mitleid seiner Kursgenossen; hätte es doch jeden von uns im Felde so gehen können. Nun geht auch noch die Grippe wieder um<sup>142</sup> und hat // bereits den Herrn Regens und Dr. Baumeister<sup>143</sup> gepackt; und unser liebes Schleicher-Fritzle liegt an hohem Fieber und leichter Lungenentzündung im Bett; auch den Haas<sup>144</sup> hat es ein wenig [sic]. Wenn doch nur die Exerzitien und die Weihe nicht gestört wird.

<sup>138</sup> Vermutlich Nikolaus Gühr, *Die heiligen Sakramente der katholischen Kirche*. Bd. 2, Freiburg 1903; die Seiten 1–235 beziehen sich auf das Bußsakrament, Schwall bezieht sich vermutlich auf eine Stelle auf den S. 101–120.

<sup>139</sup> Nachtrag von Schwall in eckigen Klammern.

<sup>140</sup> Katholisches Krankenhaus in Freiburg.

<sup>141</sup> August Schindler. Zu ihm vgl. Anm. 129.

<sup>142</sup> 1918 und 1919 hatte auch in Deutschland die besonders aggressive Form der Spanischen Grippe zu zahllosen Toten geführt. Schätzungen gehen weltweit von bis zu 50 Millionen Toten aus. In den folgenden Jahren kam es zu schwächeren Nachepidemien. Vgl. z. B. Wilfried Witte, *Erklärungsnotstand. Die Grippe-Epidemie 1918–1920 in Deutschland unter besonderer Berücksichtigung Badens*, Herbolzheim 2006.

<sup>143</sup> Repetitor Ansgar Baumeister, geb. 18. 6. 1873 in Karlsruhe, ord. 28. 10. 1899 in Rom. Ab 1900 Vikar in Freiburg (Herz Jesu), Malschenberg, Fautenbach, ab 1903 Studienurlaub an der Universität Breslau, ab 1904 Repetitor in St. Peter, ab 1921 dort als Professor, ab 1924 Subregens, 1932–1945 Regens des Priesterseminars und zugleich 1938–1945 Pfarrer der Kirchengemeinde St. Peter. † 20. 3. 1950. Vgl. FDA 71 (1951), S. 247–249.

<sup>144</sup> Friedrich Haas, geb. 4. 11. 1891 in Zizenhausen. Vikar in Bühlertal und Rheinsheim (ab 1923), Karlsruhe (St. Bernhard) ab 1924. Ab 1928 Pfarrverweser in Prinzbach, ab 1929 dort Pfarrer. † 6. 3. 1955. Vgl. FDA 77 (1957), S. 268.

Montag, 23. 2. 20. Nun ist der langersehnte Tag gekommen; um 1/2 5 Uhr heute Nachmittag haben die hl. Exerzitien begonnen. Mit Freude und mit Bangen beginne ich dieselben; mit Freude, weil endlich einmal die Stunde der höheren Weihe naht, wo ich mich wirklich ganz Gott und seinem hlg. Dienste geben und das „Adsum“<sup>145</sup> sprechen darf; das ganze Leben war ein Harren und eine Vorbereitung auf diese Tage; nun winkt die Erfüllung. Deo gratias! Aber auch mit einem gewissen Bangen: denn die große Verantwortung und die Last des Amtes steht berghoch vor mir und kam mir selten so groß vor, wie gerade jetzt; es ist wie damals, als wir am Kochelsee am Fuß der Alpen standen<sup>146</sup>; je näher wir hinkamen, desto mehr wuchsen die Alpen in den Himmel.

Aber ich beginne auch mit Ruhe diese Tage; ich habe das ruhige Bewußtsein, wirklich berufen zu sein; es gilt nun in diesen Tagen, nochmals zu prüfen, zu klären, Sünden bereuen, Fehler erkennen, Vorsätze zu // fassen, um dann mit Ernst und Freude und Entschiedenheit an den Weihealtar zu treten. Veni Sancte Spiritus!!<sup>147</sup>

24. 2. 20. Die furchtbaren Wahrheiten des jüngsten Gerichtes und der Höllen standen heute morgen vor meinem Auge; sie haben nicht mehr diesen Eindruck gemacht wie früher manchemal; mag daher kommen, daß man nichts mehr mit der Hölle zu tun hätte, wenn man jetzt hinüber müßte. Ich werde mir aber doch Mühe geben, die Betrachtungen noch viel mehr zu vertiefen. Obwohl noch Winter, herrscht draußen (schon seit 3 Wochen!!) das schönste Frühlingswetter; da kann man doch wenigstens in den Garten und mit den Vögeln gemeinsam dem lieben Gott ein Loblied singen. Und der arme Schleicher liegt im Bett und würde doch so gerne die Exerzitien mitmachen; ich bringe ihm jeweils die Betrachtungspunkte nachher hinein.<sup>148</sup>

Weder sich unberufen in den Priesterstand eindringen, noch aber dem Beruf feige aus dem Wege gehen und das Talent vergraben: so lauteten

---

<sup>145</sup> Vgl. oben.

<sup>146</sup> Schwall reiste mit befreundeten Kommilitonen im September 1919 nach München. Einige Tage verbrachte die Gruppe auch in den Alpen. Am 15. 9. 1919 war sie am Kochelsee (TB 30. 9. 1919).

<sup>147</sup> Komm, o Heiliger Geist!

<sup>148</sup> Durch mehrere schwere Erkrankungen gegen Kriegsende schon geschwächt, zog sich Friedrich Schleicher in St. Peter eine Lungenentzündung zu, deren Folgen ihn in den nächsten Jahren stark einschränken sollten. Vgl. FDA 106 (1986), S. 318.

heute morgen die Worte des Spirituals. Ich glaube, mir gilt die letzte Mahnung; an Gottes Willen kann ich nicht mehr zweifeln; so will ich denn mit festem Vertrauen auf seine Gnade und seinen Beistand den entscheidenden Schritt tun. //

25. 2. 20. So nimm denn meine Hände und führe mich!<sup>149</sup>

So bete ich heute; der Weg ist erkannt, das Fähnlein gewählt, der Ruf des Herrn zu seinen Waffen ergangen. Aber der Feinde sind viele, der Weg ist schmal und steil und meine eigene Sündhaftigkeit zieht nach unten. Soll ich verzagen? Soll ich angesichts der Berge von Schwierigkeiten aufstecken? Nein! Jetzt heißt es, die Treue halten, Opfer und Mühen übernehmen. Habe ich dem irdischen Vaterland gedient in tausend Gefahren, habe ich dort oft und oft das Leben eingesetzt<sup>150</sup>, warum sollte ich es nicht noch viel mehr hier? Dort habe ich oft und innig gefleht und gebetet: So nimm denn meine Hände! Vater, ich rufe dich, Vater, du führe mich!! Ich will es auch jetzt beten und ganz dem Herrn vertrauen. Und wenn der Weg auch lang und schmal und steil zu sein scheint, so will ich eben nicht dauernd auf den ganzen Weg sehen, sondern Schritt für Schritt vorangehen; und einen Schritt kann ich immer machen; ob ich ein zweites überhaupt noch machen darf, steht in Gottes Hand. Einen Tag halte ich das strenge Leben sicher aus; heute sicher; und für morgen brauche ich ja nicht zu sorgen; morgen ist mir ja nicht sicher; und wenn das „morgen“ kommt, dann ist es heute, und heute kann ich immer standhalten; also nur Mut und Gottvertrauen.

Wenn ich nur allmählich meine Selbstsucht, Selbstgefälligkeit, Rücksichtslosigkeit, Hochmut und Eigenliebe immer mehr erkenne und niederringe. Demut!! //

am abend: Es ist mir wie nach einem reinigenden Gewitter: alles klar, wunderbare Luft, schönste Fernsicht. Die große Frage: Darf ich mit moralischer Gewißheit annehmen, daß mich Gott zum hlg. Priestertum berufen hat? habe ich wieder entschieden, nein, hat Gott der Herr entschieden. Ich habe früher schon die vielen Gelegenheiten niedergeschrieben, wo ich mir der göttl. Berufung klar bewußt wurde; heute

<sup>149</sup> Beginn eines Kirchenliedes von Julie von Hausmann von 1861.

<sup>150</sup> Anspielung auf seinen Dienst als Soldat im Ersten Weltkrieg.

habe ich nochmals an Hand der Merkmale geprüft, und will doch diese Prüfung für spätere Zeiten schriftlich niederlegen.

Erstes Merkmal: guter Ruf in der Heimatgemeinde; dessen bin ich sicher. Daheim in Karlsruhe-Ost bin ich beliebt, viele nehmen regsten Anteil an mir und viele harren schon jahrelang sehnsüchtig auf den Tag meiner Primiz; darüber darf ich voll und ganz beruhigt sein: hier ist oder wäre wirklich vox populi = vox dei.<sup>151</sup>

Zweites Merkmal: hlg. Reinheit! Nach ihr strebe ich von Jugend an; ich weiß, daß ich stark erregbar bin, daß ein wildes Feuer niedergehalten werden muß. Aut innocentes, aut poenitentes!<sup>152</sup> frei von schwer sündhafter Gewohnheit; seit mindestens einem Jahr keine schwere äußere Gewohnheitssünde mehr! Diese strengen Bedingungen sind bei weitem erfüllt; eine schlechte Gewohnheit kannte ich nie! Nie habe ich mich freiwillig selbst befleckt! Nie ein Weib gesehen! O Herr! Gib die Gnade, daß ich mich frei halte von jeder schweren Sünde, besonders in diesem Punkte! Mit Gottes Gnade, glaube ich, werde ich meine Gelübde halten können; ich darf es wagen, im Vertrauen auf Gott. //

Drittes Merkmal: Wissenschaft. Ob die in genügender Weise vorhanden ist, darüber urteilen meine Vorgesetzten. Ich habe das Gefühl, als müßte noch manches besser sein; besonders Moral. Der Krieg hat da viel geschadet.<sup>153</sup>

Viertes Merkmal: Neigung zum Beruf; zu den priesterlichen Tätigkeiten. Nun, die habe ich seit frühester Kindheit. Nie stand mir ja etwas anderes vor Augen; ob meine liebe selige Mutter mir den Priesterberuf erbetet und ins Herz gelegt hat? Ich weiß es nicht. Niemand drängte mich, und doch wollte ich nie etwas anderes. Doch auch darüber habe ich, glaube ich, schon geschrieben. Auch als Soldat habe ich mir die Liebe zum Beruf bewahrt.

Fünftes Merkmal: Gute reine Absicht! Ja, was will ich denn? Was steht und stand denn stets vor meinen Augen? Reichtum? Wohlleben? Ruhe? behäbiger Landpfarrer? berühmter Stadtpfarrer? Professor? Ach quatsch! Kaplan wollte ich werden von jeher, einfacher Kaplan, so wie ich ihn im

<sup>151</sup> Volkes Stimme ist Gottes Stimme.

<sup>152</sup> Entweder die Unschuldigen oder die Schuldigen!

<sup>153</sup> Schwall unterbrach während des Krieges sein Studium und diente als Soldat an der Front. Im Frühjahr 1919 belegte er ein Kurzsemester.

Herrn Dreher<sup>154</sup>, Herrn Heilmann<sup>155</sup> etc. stets vor Augen hatte. Daß man auch Stadtpfarrer werden kann, kam mir wohl erst als Oberprimaner<sup>156</sup> in den Sinn; überhaupt dachte ich noch nie weiter als an den Kaplan; für alles andere wird der liebe Gott sorgen, denn ich weiß nicht, wie es gehen soll und wohin es mich endgültig zieht. Ich wollte nur immer ein guter Priester werden!<sup>157</sup> die Volksmissionen<sup>158</sup> und Exerzitien<sup>159</sup> haben mir das angetan. Und dann liebe ich eben halt doch den göttlichen Heiland; ihm will ich mich anschließen von // Jugend an, und es war mir immer eine Freude und ein Stolz, bei den besonderen Verehrern des Herrn zu sein. Und ich will es bleiben. Und ferner bin ich katholisch, katholisch bis auf die Knochen! Welchen Einfluß hatte doch der Mainzer Katholikentag<sup>160</sup> auf mich! Und immer war ich begeistert für den Papst und die hlg. Mutter, die Kirche. Leider habe ich mir in den letzten Jahren öfters Kritik erlaubt am Ordinariat, an der Freiburger Behörde; aber da waren leider vielfach Geistliche selbst tonangebend; jetzt aber will ich mich in Ehrfurcht und Liebe fern halten von unberechtigter Kritik. Gehorsam lautet die Parole, freudiger vernünftiger Gehorsam. Und die Herrn, die öfters schimpften, sind tatsächlich nicht immer die besten. Das beste Vorbild ist mir mein hochgeehrter Stadtpfarrer Stumpf<sup>161</sup>, dem ich überhaupt noch manches abgucken möchte.

<sup>154</sup> Joseph Dreher, geb. 31. 3. 1878 in Wintersulgen, ord. 2. 7. 1903. Vikar in Freiburg (Herz Jesu), Karlsruhe (St. Bernhard), ab 15. 2. 1910 Pfarrverweser in Bretten, hier investiert am 24. 8. 1911. Ab 24. 9. 1922 Pfarrer in Konstanz (Dreifaltigkeit). Ab 1. 8. 1959 Ruhestand, † 11. 2. 1967 in Konstanz. Als Brettener Kaplan war Dreher zu Schulzeit Schwalls eine wichtige Bezugsperson für den Heranwachsenden. Vgl. FDA 93 (1973), S. 297–299.

<sup>155</sup> Heilmann war zu Schulzeiten Schwalls Kaplan in Karlsruhe (St. Bernhard) und betreute u. a. den Jugendverein, dessen Mittelschülerabteilung Schwall mitgründete und in dem er sich zusammen mit Alfred Beer stark engagierte.

<sup>156</sup> Schüler der Abschlussklasse vor dem Abitur.

<sup>157</sup> So auch Schwall schon in TB 29. 4. 1911.

<sup>158</sup> Über eine Volksmission, die Pater Timotheus OSB aus Kloster Beuron im März 1911 in Karlsruhe (St. Bernhard) abhielt, berichtet Schwall in seinem Tagebucheintrag vom 24. 3. 1911 ausführlich.

<sup>159</sup> Besonders wichtig waren für Schwall zwei Exerzitien in Neusatzeck im März 1910 und im April 1911.

<sup>160</sup> Max Schwall fuhr 1911 zusammen mit seinem Freund Alfred Beer mit dem Rad zum Mainzer Katholikentag und stieß dort zu anderen Mitgliedern seines katholischen Jugendvereins, die mit dem Schiff nach Mainz gefahren waren. Über die „unvergeßlichen Tage“ in Mainz berichtet Schwall in TB 20. 8. 1911.

<sup>161</sup> Dr. August Stumpf, geb. am 30. 9. 1871 in Walldürn, ord. 1. 7. 1896, zunächst Vikar in Gengenbach, ab 1897 in Karlsruhe (St. Stephan), ab 1901 Pfarrkurat in Karlsruhe (St. Bernhard), ab 1910 ebenda Pfarrer, ab 1923 Pfarrer in St. Stephan und Dekan in Karlsruhe, † 29. 9. 1937. Vgl. FDA 68 (1941), S. 14/15.

Also: Kein Merkmal versagt die Probe; und mein Herz spricht zu laut; und der Heiland ruft zu deutlich. Nun will ich aber auch zum letzten Male mich gefragt haben und endgültig rufen: Ja, mein lieber Heiland, ja, mein Herr und mein Gott, Adsum! Ecce venio ut faciam voluntatem tuam<sup>162</sup>; sequar te quocumque ieris!<sup>163</sup> Gib mir nur Deine Gnade, reiche mir deine Hände.

O mein Gott! Dank! Hab' innigen kindlichen Dank! //

26. 2. 20. abends: Ich habe meine Exerzitienbeichte gemacht und meinen Schuldschein zerschnitten. Introibo ad altare Dei; ich will hintreten zum Weihealtar, in simplicitate cordis.<sup>164</sup> Mit Demut und Einfalt des Herzen; denn das habe ich in dem halben Jahr hier gesehen, daß ich aus mir allein nichts kann; nur der Gnade Gottes verdanke ich es, wenn ich vor Schwerem bewahrt blieb; das eigene Schwergewicht, die eigene Sündhaftigkeit, die ich dazu noch gerne übersehe, die zieht mich schon genügend nach unten. Aber ich will um so mehr auf Gott den Herrn vertrauen; omnia possum in eo!<sup>165</sup> Und will nunmehr ganz den übernatürlichen Geiste leben. Was nützt es für den Himmel? Wie nimmt sich die Sache sub specie aeternitatis<sup>166</sup> aus? Alle Ereignisse, das ganze Leben soll noch mehr als bisher im übernatürl. Glaubensgeiste, in der übernat. Lebensauffassung ruhen. Und nun weihe ich mich freudig und rückhaltlos Dir, o Gott; mit allem was ich bin und habe gehöre ich Dir! Nimm mich an, leite mich, führe mich, segne mich! Und ihr lieben Heiligen, vor allem Du, meine liebe himmlische Mutter, bittet für mich, daß ich ganz rein dem Herrn mich opfere, daß ich ganz rein bleiben möge im Leben!

Es werden Schwierigkeiten kommen und große Versuchungen zu Stolz, Habsucht und Genußsucht; sie müssen kommen. Da bitte ich heute schon um Hilfe und Kraft und Gnade von oben.

Nun biete ich Dir nochmals mein Leben an, ewiger allmächtiger Vater, und // bitte Dich, nimm es, nimm es jetzt sofort in den zwei Fäl-

---

<sup>162</sup> Hebräer 10, 9. Teil der Weiheliturgie zum Subdiakon: Ich bin da! Siehe, ich komme, Gott, um Deinen Willen zu tun.

<sup>163</sup> Matthäus 8, 19; Lukas 9, 57: Ich werde folgen, wohin auch immer Du gehen wirst.

<sup>164</sup> Abweichend von der üblichen Praxis übersetzt Schwall die beiden lateinischen Zitate hier an dieser Stelle.

<sup>165</sup> Philipper 4, 13: Alles vermag ich durch ihn.

<sup>166</sup> Unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit.

len, die vielleicht eintreten könnten; laß' es nie zu, daß ich jemals in eine schwere Sünde falle, laß' es nie zu, daß jemals einer meiner Kursgenossen seinem Berufe ~~oder~~<sup>167</sup> und unserer hlg. Mutter, der Kirche, Schande bereite. Lieber nimm mein Leben, siehe, ich biete es Dir an, mit vollem Bewußtsein, mit freiem Willen! Jesu, fili David, miserere nobis!<sup>168</sup>

27. 2. 20. Am Vorabend der hl. Subdiakonatsweihe.<sup>169</sup>

Es ist mir ganz feierlich zu Mute; voll freudiger Erregung wie am hlg. Abend des Weihnachtsfestes, voll ernster großer Gedanken wie am Vorabend des Karfreitags. Freude! O ja; denn nun ist endlich der Tag gekommen, da ich dem Rufe Gottes folgend ganz und unwiderruflich ihm geboren werde, der Tag, auf den ich so lange harrete den ich so innig herbeisehnte. Ganz für Gott! Was könnte ich mir schöneres wünschen? Gott sei Dank für die freudige sichere Gewißheit, die ich über meinen Beruf im Herzen trage! Nun betete in diesen Tagen die Kirche des ganzen Erdkreises für uns; meine nächsten Verwandten, meine Freunde, sie beteten für mich; und ich habe es an gutem Willen auch nicht fehlen lassen; ich habe herrliche Stunden erlebt gerade in diesen Tagen; nun denn mit Gott voran! Freue Dich, meine Seele, und frohlocke zu Gott, deinem Schöpfer!

Aber auch ernste Gedanken sind mir im Sinn; ist doch ein folgen-schwerer // Schritt, den ich morgen früh freiwillig tun will. Mit eigener Hand reiße ich die Brücke nieder, die mich mit der Welt, mit meinen nächsten Verwandten verbindet; noch bin ich frei; dann nicht mehr.<sup>170</sup> Und was ich erstrebe ist ein Kreuz; es wird vermehrt gelten, daß ich den Kampf führe gegen alle Selbstsucht, Hoffart, Habsucht, und vor allem gegen jenes Laster, gegen das ich mich durch ein heiliges Gelübde verpflichten will. Und so werfe ich mich mit dem göttlichen Heiland im Ölgarten auf die Knie und bitte und flehe: Herr, gib Kraft! stärke mich,

<sup>167</sup> Im Original durchgestrichen.

<sup>168</sup> Jesus, Sohn Davids, erbarme Dich unser!

<sup>169</sup> Das Subdiakonat war die niedrigste der höheren Weihen. Der Subdiakon war zu immerwährendem kirchlichem Stundengebet und zu vollkommener Enthaltensamkeit verpflichtet. Der Subdiakon unterstützte den Diakon in der Liturgie, sorgte sich um das Wasser für den Altardienst, um die Altarwäsche und die Altargefäße und übernahm das Vortragen der feierlichen Lesung bzw. das Absingen der Messepistel. Vgl. dazu Gühr, Sakramente, Bd. 1, S. 304–314.

<sup>170</sup> Die Weihe zum Subdiakon war unwiderruflich. Gühr, Sakramente, Bd. 1, S. 306.

denn aus mir allein kann ich es nicht. Du hast mir den Beruf gegeben, gib mir bitte auch das Vollbringen!

Je enger ich mich an den Heiland anschließen will, desto mehr muß ich mich auf Kreuz und Leid gefaßt machen; das ist Grundgesetz der Nachfolge Christi. Ich will es mit Mut umfassen mein Kreuz: In cruce salus!<sup>171</sup> Aber ich bin auch gewiß, daß der *conformitas dolorosa* die *conformitas gloriosa*<sup>172</sup> folgen wird; und ich weiß aus eigener Erfahrung, daß der Heiland immer bei mir ist, wenn nur ich nicht mich von ihm trenne; so will ich denn echtes Vertrauen haben auf ihn, der mir zuruft: Sei getrost, ich habe die Welt überwunden!

Und nun gehe ich an den Weihealtar mit Ernst, mit festem Gottvertrauen, in aller Demut und mit heiliger Freude: *Ecce Domine, adsum, venio, ut faciam voluntatem tuam!* Amen.<sup>173</sup> //

Samstag, 28. Februar 1920.

Haec est dies, quam fecit Dominus:

Lactemus et exsulemur in ea! Ps. 117, 24.<sup>174</sup>

Ego mundo crucifixus sum, et mundus crucifixus est mihi!<sup>175</sup>

Adsum!<sup>176</sup> das war das erste Wort, das mir heute von den Lippen kam. Oben in dem lichtdurchfluteten Fürstensaal, an dessen Decke prächtige, lebendige farbenfrohe Gemälde von der feinsten und zierlichsten Rokostuckatur umrankt sind, dessen reine weiße Wände durch ruhige Gemälde schön gegliedert sind, da knieten wir 31 Ordinandi<sup>177</sup>, ganz in die weiße Albe<sup>178</sup> gehüllt und gegürtet mit dem Cin-

<sup>171</sup> Im Kreuz ist Heil!

<sup>172</sup> Der schmerzvollen Wesensgleichheit die ruhmreiche Wesensgleichheit.

<sup>173</sup> Hebräer 10, 9. Teil der Weiheliturgie zum Subdiakon: Siehe, Herr, ich bin da, ich komme, um Deinen Willen zu tun.

<sup>174</sup> Ps 117, 24 Vulgata und Beginn eines weit verbreiteten Antiphon: Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat; wir wollen jubeln und uns an ihm freuen.

<sup>175</sup> Variation von Galater 6, 14: Ich bin der Welt gekreuzigt worden und die Welt mir.

<sup>176</sup> Dieses Wort sprechend schreitet der zum Subdiakon zu Weihende auf den Bischof zu. Eine Beschreibung und Interpretation der Weiheliturgie, wie sie Schwall in St. Peter lernte, vgl. Gühr, Sakramente, Bd. 1, S. 305f. Den vollständigen lateinischen Text inklusive des liturgischen Ablaufs siehe Pontificale Romanum Clementis VIII ac Urbani VIII iussu editum et a Benedicto XIV recognitum et castigatum, Paris 1859, S. 27–36.

<sup>177</sup> Die Weihekandidaten.

<sup>178</sup> Die Albe, das weiße priesterliche Messgewand, galt u.a. als Zeichen der Seelenreinheit. Vgl. Lambert Rolle, Albe, in: Michael Buchberger (Hg.), Kirchliches Handlexikon, Bd. 1, München 1907, Sp. 107/108.

gulo puritatis<sup>179</sup> auf den roten satten Teppichen vor unserem Bischof.<sup>180</sup> Wie ein Vater, in ruhiger patriachalischer Majestät saß unser geliebter Oberhirte am Altare, der in reiches Grün gestellt einen wirklichen heiligen Ort darstellte. Und nun ging die ganz herrliche ceremonien- und symbolreiche Weihe vor sich: und ich war dabei. In nomine Domini huc accedite!<sup>181</sup> Und wir taten den Schritt; froh, freudig und glücklich tat ich ihn; gleichsam als freue sich auch der Himmel, so ergoß sich ein Meer von Sonnenlicht in den Saal, auf die blütenweißen Gewänder, ein Bild der Gnade, die Gott der Herr hier in so vielen Seelen geschaffen. Ergreifend war die // Allerheiligenlitanei; völlig auf den Boden ausgestreckt, in demütigster Haltung flehten wir die Scharen der Heiligen um ihre Fürbitten an.<sup>182</sup> Es kam die Weihe selbst, die Überreichung der Gewänder, der Opfergang, eine ergreifende hlg. Messe, und dann kam er selbst, der Heiland, der Freund, der Bräutigam meiner Seele. Favete linguis!<sup>183</sup> Ich habe ihn in simplicitate cordis mei<sup>184</sup> das heilige Gelübde ewiger Jungfräulichkeit abgelegt.

Nun ist der Schritt getan. Cantabo Domino in vita mea, psallam Deo meo, quamdiu sum. Iucundum sit ei eloquium meum: ego vero delectabor in Domino!<sup>185</sup>

Sonntag, 29. Febr. 1920.

Accipe Spiritum sanctum, ad robur et ad resistendum diabolo et tentationibus eius:  
In nomine Domini!<sup>186</sup>

<sup>179</sup> Der die Albe schürzende Gürtel des Priesters galt als Symbol keuscher Gesinnung. Vgl. Karl Hilgenreiner, Cingulum, in: Michael Buchberger (Hg.), Kirchliches Handlexikon, Bd. 1, München 1907, Sp. 942.

<sup>180</sup> Zu Thomas Nörber vgl. Christoph Schmider, Die Freiburger Bischöfe, Freiburg u. a. 2002, S. 117–124.

<sup>181</sup> Im Namen des Herrn, tretet hierher! Aufforderung des Bischofs an die Weiehekandidaten, nach der Admonition auf ihn zuzutreten. Vgl. Gühr, Sakramente, Bd. 1, S. 308.

<sup>182</sup> Die so genannte Prostration und Genuflexion, vgl. Gühr, Sakramente, Bd. 1, S. 308.

<sup>183</sup> Hütet eure Zungen! Zuruf der römischen Priester bei Beginn eines Opfers. Zugleich aber auch stehende bildungsbürgerliche Redewendung der Zeit.

<sup>184</sup> Schwall übersetzte die Wendung selbst mit in „Demut und Einfalt des Herzen“ (TB 26. 2. 1920).

<sup>185</sup> Ps 103, 33 und 34 Vulgata: Ich will dem Herrn singen, solange ich lebe bzw. Möge ihm mein Dichten gefallen. Ich will mich freuen am Herrn.

<sup>186</sup> Ausspruch des Bischofs bei der Weihe zum Subdiakon bzw. Diakon: Empfange den Heiligen Geist zur Stärkung und um dem Teufel und seinen Versuchungen zu widerstehen, im Namen des Herrn.

Noch fühle ich die Hand, die heilige und heilbringende Hand des Bischofs auf meinem Haupte: „Empfange den hlg. Geist ...“!

Wenn je, dann habe ich heute das Wehen des Geistes gefühlt; wie wohlthuende Wärme durchrieselte es mich, und in dem hlg. Augenblicke stiegen // die innigsten Bitten empor zum Heiligmacher: Veni Sancte Spiritus!<sup>187</sup>

Ich bin froh und glücklich wie ein Kind; und es fehlen mir die Worte und Begriffe, wollte ich niederschreiben, was mich heute und gestern schon alles bewegt hat. Wie liebevoll und weise ist doch die heilige Mutter, die Kirche, daß sie einen so herrlichen Ordinationsritus angeordnet hat; die streitende Kirche im demütigsten Gebet, die triumphierende Kirche in unsagbarer Herrlichkeit, alle Glieder des mystischen Leibes des Herrn flehten und beteten und erlehten Gottes Segen herab auf uns, die wir berufen sind, *comministri et cooperatores Corporis et Sangunis Domini*<sup>188</sup> zu sein.

Und am Altare saß unser geliebter Vater und Oberhirte, Erzbischof Thomas Nörber, eine ehrwürdige Patriarchengestalt<sup>189</sup>, gebeugt vom Alter, aber mit unbiegsamen Willen, geschmückt und angetan mit den heiligen bischöflichen Gewändern, um uns in seine Streitschar einzureihen. In den liebevollsten Worten ermahnte er uns immer wieder: *Filii dilectissimi!*<sup>190</sup> Inbrünstig flehte er um Gottes Segen, den er uns in sakramentaler Weise übermitteln sollte. Und dann feierte er die hlg. Geheimnisse und wir mit ihm. *Domine Jesu, sponsabo te mihi!*<sup>191</sup> *In simplicitate cordis mei laetus tibi offero omnia!*<sup>192</sup> *Calicem Domini accipiam!*<sup>193</sup>

---

<sup>187</sup> Komm Heiliger Geist!

<sup>188</sup> Mitdiener und Mitarbeiter des Leibes und Blutes des Herrn. Bezeichnung für die liturgischen Funktionen des Diakons im *Pontificale Romanum*.

<sup>189</sup> Der 1846 geborene Erzbischof Thomas Nörber sollte am 27. 7. 1920 sterben. Krankheitsbedingt konnte Nörber die Priesterweihe Schwalls im Juni 1920 nicht mehr spenden. Vgl. auch Anm. 180.

<sup>190</sup> Geliebteste Söhne. Liturgische Bezeichnung für die zu weihenden Subdiakone, vgl. *Gehr, Sakramente*, Bd. 1, S. 309 Anm. 3.

<sup>191</sup> Herr Jesus, ich traue mich Dir an. Nach Hosea 2, 22.

<sup>192</sup> In der Einfachheit meines Herzen bringe ich Dir voller Freude alles dar.

<sup>193</sup> Oft zur Kommunion gebetet (*Psalm 115, 3 Vulgata*): Den Kelch des Heils will ich empfangen.

Montag, 1. März 1920.

Heute vor 8 Tagen, am 23. Februar nachmittags habe ich mit dem „Aperi Domine ...“<sup>194</sup> das Breviergebet begonnen<sup>195</sup>, das nun von meinen Lippen kommen soll alle Tage meines Lebens bis zum, wie Gott geben möge, seligen Ende. Schon während der Exerzitien hattest ich viel Freude daran; ganz besonders herrlich war es aber am Samstag, gestern und heute, wo ich den ganzen Jubel der Weihetage und die feste Zuversicht auf Gott den Herrn daraus las. Nun lohnt sich meine Arbeit seit Oktober, das tägliche Studium der Psalmen und die Bemerkungen, die ich in das Horae diurnae<sup>196</sup> und in das Psalterium<sup>197</sup> machte. Möge Gott reiche Ehre für sich und reiche Gnaden für die hlg. Kirche und für mich aus meinem schwachen Gebete ersprießen lassen.

Freitag, 5. März 1920. Ich könnte ja noch vieles nachtragen von den hl. Tagen; aber es geht nicht. Nur noch einiges aus der Ansprache unseres hochwgt.<sup>198</sup> Erzbischofs. „Ich rechne auf sie, ganz bestimmt! Und wenn 90% des Klerus untreu werden sollten, auf sie rechne ich, auf jeden einzelnen ... Die Aussichten für die Zukunft sind nicht rosig; unsere Zeiten gleichen sehr denen der ersten christl. Jahrhunderten [sic] ... Ich appelliere an ihre Ehre! Mit derselben Treue und demselben Mute, mit dem sie den irdischen Vaterlande dienten, setzen sie sich auch für die hlg. Kirche ein ...“ //

Er empfahl uns recht ausführlich die Übung der Vergegenwärtigung Gottes und richtete warme Worte an uns alte Krieger; so alte gereifte Leute habe er noch nie geweiht. Er hat ja bei den Weihen jeden einzelnen scharf angesehen; wir selbst erkennen das natürlich nicht, daß die Kriegszeit in unseren Gesichtszügen ihre Spuren hinterlassen hat.

Interessant ist, wie den einzelnen in ihren Exerzitien gegangen ist; mehrere blieben ganz ruhig; sie hatten die Sache schon vorher mit dem Spiritual erledigt; auch ich habe mich über die Berufsfrage weiter nicht mehr aufgeregt sondern nur nochmals geprüft. Den Alfred aber hat es nochmals gepackt; das große Opfer der persönl. Freiheit lag sehr schwer

---

<sup>194</sup> Öffne, Herr.

<sup>195</sup> Mit der Weihe zum Subdiakon begann die Verpflichtung des täglichen Breviergebetes.

<sup>196</sup> Auszug aus dem Brevier, der die Tagesshoren enthält.

<sup>197</sup> Zusammenstellung der Psalmen.

<sup>198</sup> Hochwürdigster.

auf ihm und erst die Exerzitienbeichte hat ihm selige Ruhe gebracht; ich freue mich für ihn, wie wir überhaupt am letzten Sonntag Nachmittag eine Stunde reinsten Glückes genossen im Bewußtsein, den wichtigen Schritt gemeinsam getan zu haben. Einige andere sind nicht tiefgründig veranlagt, wiewohl ich einem Kameraden besonders es gewünscht hätte, wenn er sich die Sache nochmals reiflich überlegt hätte; doch Gottes Wege sind nicht unsere Wege, und ich bete um so mehr für den Herrn.

Notheisen<sup>199</sup> hat sich nicht weihen lassen: er will zu den Trappisten; ein großer Entschluß und ein großer Ruf Gottes; ich freue mich für ihn.

Und unser lieber Neidig<sup>200</sup>, der ewige Unglückswurm, der alles verkehrt // machte, noch immer äußerst unpraktisch war und spintisierte, den ich nur mit Bangen während den Exerzitien betrachtete, er hat nun wirklich eine ganz üble Nervenzerrüttung. Völlige Verrücktheit, unerhörte Angstzustände, Urteilsunfähigkeit und andere geistige Störungen sind bei ihm eingetreten; so meinte er täglich, er müsse um 11 oder um 5 Uhr sterben, ging heute Nacht um 1/2 2 Uhr zum Herrn Dr. Baumeister und verlangte die Sterbesakramente, der ihn mit Gewalt aus dem Zimmer jagen mußte, und kam heute Mittag zum Spiritual, kniete auf dessen Betstuhl und verlangte ebenfalls die hl. Ölung. Heute Abend gar legte er dem Mundel<sup>201</sup> eine ganze Beichte ab, um ihm zu sagen, warum er sterben müsse. Es ist fruchtbar, so ein Zusammenbruch jetzt nach den hlg. Weihen. Armer Neidig!

Es müßte gut gehen, wenn er für das Priesterleben noch brauchbar werden würde.

In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch wurde auch in der Kirche eingebrochen; zum Glück wurden die Diebe gestört und zogen leer wieder ab. Im ganzen Lande häufen sich nun immer mehr die Kirchen-

---

<sup>199</sup> Wendelin Notheisen, aus Hambrücken bei Bruchsal, im Notsemester 1919 im Kurs von Max Schwall, zugleich Mitglied in der Konviktsverbindung Unio Albertina. Im Studienjahr 1914/15 im 3. Cursus und Mitglied der Unio Albertina.

<sup>200</sup> Karl Neidig war im WS 1914/15 im 3. Kurs und gehört wie Schwall der Unio Albertina an. Er wurde mit Schwall in St. Peter zum Subdiakon geweiht, starb jedoch vor der Priesterweihe am 11. 3. 1920 in Freiburg. Er stammte aus Balzfeld (Amt Wiesloch).

<sup>201</sup> Josef Mundel, geb. 12. 9. 1891 in Bad Cannstatt, Besuch des Konviktes in Tauberbischofsheim, ord. 20. 6. 1920. Vikar in Karlsruhe (St. Stephan), 1923–1929 Präfekt in Sasbach, 1929 Kurat in Obertsrot, ab 27. 4. 1932 Pfarrer in Hainstadt, ab 14. 6. 1942 Pfarrer in Zuzenhausen, zudem von 1946 bis 1959 Dekan des Kapitels Waibstadt, 1. 5. 1962 Ruhestand, † 18. 4. 1965 in Neckarelz. Vgl. FDA 89 (1969), S. 576/577.

diebstähle und Verunehrungen des S.S. Sacramentum.<sup>202</sup> Ein ernstes und trauriges Zeichen der Zeit, aber auch eine Mahnung zur Vorsicht, woran es leider noch viel zu sehr fehlt. Jetzt kann man die silbernen Leuchter und das SS.<sup>203</sup> bei Nacht weg tun; früher hatte man nicht daran gedacht. //

Montag, 15. März 1920. Heute morgen haben wir ein Requiem gehalten für unseren armen Neidig; letzten Donnerstag ist er in Freiburg unten gestorben und gestern in seiner Heimat Balzfeld<sup>204</sup> beerdigt worden. Es war noch eine aufregende Sache mit ihm, die uns alle furchtbar erschüttert hat; ich hatte so Kopfweh und auch so dumme Gedanken und Vorstellungen, daß ich absichtlich nichts in das Tagebuch schrieb, um mich ja von diesen Zwangsvorstellungen frei zu machen. Aber Neidig wußte schon vor den Weihen, daß er geistig nicht normal, bzw. erblich belastet sei; das hat ihn so gequält, daß er wirklich die Sache bekam und eben verrückt war. In seinen Anfällen offenbarte er eine kindliche Frömmigkeit, besonders zur lieben Mutter Gottes. Gestern vor 8 Tagen kam er in einem solchen Anfall plötzlich nur mit Hose und Hemd bekleidet in das Hochamt und wollte auf die Kanzel um zu predigen: „Es gibt eine Hölle, und wer es nicht glaubt, kommt hinein! Sich selbst hielt er dauernd für verdammt. Er mußte nach Freiburg gebracht werden, wo ihn nun der liebe Gott in die ewige Heimat aufnahm, wie wir sicher annehmen. R.i.p.!

Und in unserem lieben Vaterlande ist wieder Revolution; in Berlin ist die Militärpartei eingerückt, Ebert und seine Regierung sind geflohen.<sup>205</sup> Es ist doch zu traurig, daß wir nicht zur Ruhe kommen. Heller Wahnsinn leitet diese Männer, die über ihre selbstsüchtigen Pläne das Volk // immer tiefer in das Unglück stürzen. Auch der General Lüttwitz<sup>206</sup> ist dabei, der mich seinerzeit in Mariembourg<sup>207</sup> am Tage des

---

<sup>202</sup> Sanctissimum – das Allerheiligste.

<sup>203</sup> Sanctissimum.

<sup>204</sup> Bei Wiesloch.

<sup>205</sup> Am 13. 3. 1920 putschten Teile der Armee und Freikorps in Berlin gegen die Reichsregierung, die nach Stuttgart floh. Nach wenigen Tagen scheiterte der so genannte Kapp-Lüttwitz-Putsch nach einem Generalstreik.

<sup>206</sup> Walther von Lüttwitz. Zu ihm vgl. Georg Meyer, Walther Freiherr von Lüttwitz, in: Neue Deutsche Biographie. Band 15, Berlin 1987, S. 486/487.

<sup>207</sup> Schwall wurde in den letzten Tagen des Krieges bei Mariembourg in Belgien eingesetzt (TB 10. 11. 1918 und 14. 11. 1918).

Waffenstillstandes umarmt hat und mich beschwor, mit meinen Leuten treu zu bleiben.<sup>208</sup>

Wenn nur nicht unser armes Volk die Geschichte ausfressen müßte! Der Ebert'schen Sozzenregierung<sup>209</sup> gönne ich die Sache schon; denn ihre Revolution bei Kriegsende war noch ein größeres Verbrechen als die jetzige.

Samstag 27. März. Zehn schwere Tage übelster innerer Kämpfe und Versuchungen liegen hinter mir; Gott sei Dank, daß es vorüber ist. Man kann und muß wahrlich demütig werden, wenn man so greifbar wahrnimmt, daß man seine Seele in einem zerbrechlichen Gefäße hat. Es ist direkt beschämend, daß man über seinen niederen Menschen so wenig Gewalt hat, daß es der größten Wachsamkeit und Willensenergie bedarf, um aus solchen Gefahren heil davon zu kommen. Es graut mir allerdings davor, daß ich mich mit der Materie, Noldin, de sexto<sup>210</sup>, noch weiter beschäftigen muß. Aber es muß halt sein, und so wird dann sicherlich die Gnade auch weiterhin nicht fehlen. Wie schwer mag es aber erst Laien sein, rein zu bleiben! Wie viel Liebe und Geduld müssen wir // da im Beichtstuhl haben. ich will wirklich immer recht demütig bleiben und daran denken, daß ich selbst die schwersten Kämpfe mitzumachen hatte.

Eine andere Sache will ich noch kurz erwähnen; es ist zu bezeichnend. Mundel<sup>211</sup>, mein Tischnachbar, ehemals in russ. Gefangenschaft<sup>212</sup>, will ein Erzdemokrat sein, schimpft dauernd über die alte Regierung, die Preußen, die Juden und die Offiziere; ... aber niemals über unsere wahren Feinde, die Entente.

Wegen seiner leidenschaftl. Angriffe auf die Offiziere, wobei es ihn gar nicht stört und er gar keine Rücksicht darauf nimmt, daß auch ich und mehrere andere Kursgenossen Offiziere waren, habe ich schon

---

<sup>208</sup> In seinem Tagebuch erwähnt Schwall dieses Ereignis nicht. Dafür berichtete er, dass am 11. 11. 1918 Exzellenz Leiser ihm und seinen Leuten in Mariembourg den Waffenstillstand bekannt gegeben habe (TB 14. 11. 1918; vgl. 16. 11. 1918).

<sup>209</sup> Sic!

<sup>210</sup> Hieronymus Noldin, Summa theologiae moralis. Complementum primum: De sexto praecepto et de usu matrimonii, Regensburg 1911.

<sup>211</sup> Josef Mundel. Zu ihm vgl. Anm. 201.

<sup>212</sup> Mundel verbrachte mehr als zwei Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft. Vgl. FDA 89 (1969), S. 576.

manchen Strauß mit ihm gehabt beim Essen.<sup>213</sup> „Die Offiziere sind schuld, daß wir den Krieg verloren haben;“ davon konnte ich ihn noch nie abbringen; sie sind auch schuld an der Revolution; sind schuld am moralischen Zusammenbruch. Ausdrücklich bat ich ihn heute Mittag, er möge das Verallgemeinern bleiben lassen, es wäre für mich beleidigend; er erklärte aber rundweg, das ginge gegen seine Überzeugung. Die Theologen-Offiziere hätten auch lange gebraucht, bis sie sich erinnert hätten, daß sie Theologen seien. Direkt unerhört!

(das nahm er zurück; er habe es nicht so gemeint .

Die Offiziersehre gibt es für ihn nicht)<sup>214</sup>

Wegen Bekleidungsgehdern erhob er den Vorwurf, die Offiziere hätten doch das meiste umsonst von der Kammer bezogen, was ganz falsch ist; ich verlangte Beweis, und da erzählte er von einem Leutnant, der vor das // Kriegsgericht kam, weil er Decken gestohlen. So setzt also Mundel seelenruhig uns mit Dieben auf eine Stufe. Es ist einfach unglaublich.

Mundel ist nun, und das schreib ich mit gutem Gewissen nieder, als Prolet bekannt; denn er schimpft über alles, auch über die Kirchenbehörde; aber nur hintenrum; an der richtigen Stelle hat er noch nie eine Beschwerde angebracht, wie wir es ihm schon mehrmals hier gezeigt haben. Maßlos wird übertrieben, und dann läßt er sich nichts sagen; ein feines Schmunzeln, und damit Schluß. Aber wie es ihm einmal später gehen wird, darauf bin ich gespannt.

Ich konnte überhaupt schon bei anderen bemerken, die so gerne über Offiziere schimpfen, daß sie gerade die Paschanaturen haben, Mundel, Hugelmann<sup>215</sup> (?), Reichert<sup>216</sup> – – – . Klotzig und taktlos vielfach und sehr eingebildet; und schließlich vielleicht verärgerter Neid.

<sup>213</sup> Zu den Spannungen zwischen Mannschaften und Offizieren in den deutschen Armeen des Ersten Weltkriegs vgl. Einleitung. Unter Datum vom 1. 9. 1916 berichtet Schwall, der zu diesem Zeitpunkt an der Somme kämpfte, in seinem Tagebuch vom starken und verbreiteten Unmut der Mannschaften über die bessere Versorgung und Sonderrechte von Offizieren.

<sup>214</sup> Das in runden Klammern Stehende wurde von Schwall nachträglich seitlich neben die beiden vorangegangenen Sätze geschrieben.

<sup>215</sup> Karl Friedrich Hugelmann, geb. 12. 10. 1893 in Stupferich, ord. 20. 6. 1920. Vikar in Walldürn, Lahr, Pforzheim (St. Franziskus), Offenburg (Dreifaltigkeit). Pfarrverweser in Büßlingen (ab 26. 4. 1929), in Iffezheim (ab 23. 11. 1932) und Schonach (ab 30. 11. 1933). Ab 10. 10. 1935 Pfarrer in Schonach. † 15. 10. 1964 in Baden-Baden. Hugelmann war zwischen 1914 und 1918 Soldat. Vgl. FDA 89 (1969), S. 552/553.

<sup>216</sup> Karl Reichert, geb. 8. 6. 1891 in Malsch bei Ettlingen, ord. 20. 6. 1920. Vikar in Freiburg-Zähringen, Schönau i. W., Müllheim, Freiburg (Herz Jesu). Ab 7. 5. 1929 Kurat in Büh-

{Nachschrift: Ich habe mich über die Sache mit Mundel auseinandergesetzt und ihm klaren Wein eingeschenkt; sofort am Tag darauf. Die Sache ist wieder in Ordnung; vor weiterer Kritik habe ich ihn gewarnt.}<sup>217</sup>

Karsamstag, [03. 04.] 1920.

Te Deum laudamus!<sup>218</sup> Diesen herrlichen Lob- und Dankgesang habe ich eben zum ersten Male als Subdiakon bei der Auferstehungsfeier gesungen, bzw. gebetet. Zum ersten Male habe ich in den hlg. Gewändern das Amt des Subdiakons ausgeübt. //

Die Auferstehungsfeier mit ihrem Jubel reißt einen ja immer mit; aber so nahe beim göttl. Heiland dabei zu sein dürfen, das ist doch feierlich und schön. Resurrexit Dominus!<sup>219</sup> Alleluia!

So schöne Kartage habe ich noch nie erlebt wie hier; erst der Gründonnerstag mit der Erinnerung an das letzte Abendmahl. dann<sup>220</sup> die prächtigen Metten, die altehrwürdigen Klagelieder und die wundervoll vertonte Antiphon: „Christus obediens factus est pro nobis ...“<sup>221</sup> Gestern am Karfreitag war striktes Silentium<sup>222</sup> und Exerzienstimmung. Beim Gottesdienst war ich Zeremoniar und hatte damit eine schwere Aufgabe, Deo Gratias daß alles geklappt hat! Ganz herrlich war die gesungene Passion; wunderbar ist die Vertonung dem Texte angepaßt.

Und heute Morgen der Karsamstag-Gottesdienst! Es standen mir die Tränen in den Augen, als wir das Gloria sangen und das unsagbar schöne Alleluia. Ich freue mich schon kindisch auf das Hochamt morgen; wie tief und herrlich ist doch die Liturgie der hlg. Kirche! Wahrlich, hier spürt man das Wehen des hlg. Geistes in allen Gebeten, Zeremonien und Gesängen.

Alleluia! Alleluia! //

---

lertal-Obertal, ab 13. 12. 1934 Pfarrverweser in Sandweier, ab 14. 5. 1936 Pfarrer in Untersimonswald. 15. 2. 1967 Ruhestand, † 14. 3. 1970 in Karlsruhe. Reichert war von Februar 1915 bis November 1918 Soldat. Vgl. FDA 93 (1973), S. 417/418.

<sup>217</sup> Im Original eckige Klammern.

<sup>218</sup> Dich, Gott, loben wir!

<sup>219</sup> Der Herr ist auferstanden!

<sup>220</sup> Trotz Punkt klein weiter.

<sup>221</sup> Bis vor der Liturgiereform diente diese Bibelstelle (Phil 2, 8–9) Gründonnerstag als Graduale: Christus ward für uns gehorsam bis zum Tode.

<sup>222</sup> Schweigen.

Freitag, 16. April.

Seit den sogen. Osterferien ist schon wieder eine Woche vorbei; es waren nur „sogen.“ Ferien, denn in Wirklichkeit waren es keine; Morgens fanden je 2 Stunden Colleg des H. H. Dr. Retzbach<sup>223</sup> statt: sehr gute soziale Vorträge und Orientierung; und dann am Nachmittag war jeweils ein längerer Ausflug. Mein altes wanderlustiges Herz freute sich zwar sehr, als wir so im Schwarzwald herumzogen; aber am Abend war ich auch immer todmüde. Wir waren in St. Märgen, auf dem Kandel, in der „neuen Welt“<sup>224</sup> und an den Zwerifällen<sup>225</sup>; tadellose Ausflüge. In der kurzen Zeit, die man täglich herauschinden konnte, studierte ich den Noldin „de sexto“ fertig; ohne große Schwierigkeiten, Gott sei Dank.

Und nun ist Hochbetrieb! direkt unvernünftiger Betrieb! In fünf Wochen ist der Zirkel<sup>226</sup>, anscheinend die blödsinnigste Art eines Examens, und am 20. Juni schon die Priesterweihe. In allen Disziplinen stehen wir weit zurück; und jetzt geht eben jeder der Herren im Galopp voran. Es ist ein Jammer, wie rasch Herr Dr. Gühr die Opferlehre, diesen Kernpunkt der Religion, durchgeht; 25–30 Seiten pro Stunde.<sup>227</sup> Der Herr Spiritual ist auch hintendran und will lustig repetieren; Herr Dr. Baumeister ist vorläufig noch angängig<sup>228</sup>; aber der Herr Regens hat einen ganz fabelhaft großen Stoff aufgegeben; Approbation, Iurisdiktion und päpstl. Fälle; jetzt kann man // sich tatsächlich plagen und lateinische Reservate oxsen; und all’ das andere Zeug. Jeder Herr meint, man würde nur noch für ihn arbeiten. Unvernunft! Für den Stoff des Jahres hier bräuchte man zwei Jahre; und erst wir alten Krieger, die wir 4 Jahre lang das Vergessen geübt haben! Ruhe! Ruhe!!

Übermorgen werde ich das erste Mal im Hochamt diakonieren; ich freue mich herzlich drauf; am Sonntag drauf<sup>229</sup> steigt meine erste Pre-

---

<sup>223</sup> Anton Retzbach, geb. 13. 6. 1867 in Berolzheim, ord. 5. 7. 1892. Vikar in Mannheim (Jesusitenkirche), ab 1895 Studienurlaub, 1898 Dr. rer. pol., nach der Promotion Vikar und Redakteur der Zeitschrift „Der christliche Arbeiter“ in Zell i. W., 1899 Benefiziat in Konstanz, 1900 Dompräbenderweser, ab 1903 Dompräbendar und Domkustos in Freiburg, ab 1919 Erzbischöflicher Geistlicher Rat. † 23. 2. 1945. Zu dem bedeutenden Sozialpolitiker (MdL) und Arbeiterführer vgl. FDA 70 (1950), S. 248–251.

<sup>224</sup> Neuwelt heißt der nördlichste Zipfel des Ortsteils der heutigen Gemeinde St. Peter.

<sup>225</sup> Die Wasserfälle des Zweribaches bei Simonswald.

<sup>226</sup> Letzte Prüfung vor der Priesterweihe.

<sup>227</sup> Nikolaus Gühr, Die heiligen Sakramente der katholischen Kirche. Bd. 1, Freiburg <sup>3</sup>1918.

<sup>228</sup> Baumeister lehrte zu Schwalls Zeiten in St. Peter Katechetik und Homiletik.

<sup>229</sup> Sic!

digt. Und in die Schule muß ich auch nächstens; so kommt also alles zusammen, um es mir schwer zu machen. Aber auch die Zeit geht voran!

Sonntag, 18. April 1920. Heute früh habe ich zum ersten Male diakoniert; zum ersten Male stand ich als *minister sacer*<sup>230</sup> an den Stufen des Altars, um das Staffelegebet<sup>231</sup> zu beten; dann das herrliche Gloria! Bevor ich das hlg. Evangelium vorlas wallte mir das Herzblut so stark zum Kopfe, daß mir die Halsschlagadern an den Kehlkopf pochten; dann las ich, bzw. sang den hlg. Text. Mit dem *Celebrans*<sup>232</sup> sprach ich die Opferungsworte des Kelches und das ergreifende *Sanctus, Sanctus, Sanctus*. Und bald darauf blickte mein Auge auf den hlg. verborgenen Leib des Herrn, tat ich den ersten direkten Dienst am Blut des Erlösers; ich freute mich, // betete und erwog die unbegreiflich große Demut und Liebe Gottes; meine Lippen aber flüsterten: *In cruce statebat sola deitas, at hic latet simul et humanitas; ambo tamen credens atque confitens, peto, quod petivit latro poenitens.*<sup>233</sup> Es gehört viel lebendiger Glaube dazu, die hlg. Geheimnisse zu feiern, und ich will gerade in dieser Woche vermehrt um diesen Glauben beten.

Dann schrieb ich heute einen langen Brief an Frieda<sup>234</sup>, ernst und herzlich; möge sie ihn beherzigen und ihren Lebenswandel danach einrichten!

Dienstag, 20. April 1920. Einige ernste Worte möchte ich jetzt doch rasch niederschreiben: Das Jahr hier geht zu Ende, aber der gesamte Kurs wird etwas flügelahm. Man sollte meinen, alle müßten sich freuen, hinaus zu dürfen in den Weinberg Gottes, um daselbst mit größtem Idealismus zu arbeiten, alle müßten begeistert sein für das Priestertum. O ja! im Herzen schlummert noch etwas Idealismus aus früherer Zeit; hier aber hat man es noch nicht verstanden, Idealismus und Freude für

<sup>230</sup> Bezeichnung für Diakon.

<sup>231</sup> Gebet des Geistlichen zu Beginn der Messe an den Stufen des Altars. Auch als Stufengebet bezeichnet.

<sup>232</sup> Zelebranten.

<sup>233</sup> Auszug aus einem eucharistischen Hymnus, den Thomas von Aquin schrieb: Im Kreuz war nur die Gottheit verborgen, aber hier ist zugleich auch die Menschheit verborgen. Indem ich beides glaube und bekenne, bitte ich darum, worum voll Reue der Schächer bat.

<sup>234</sup> Schwester von Max Schwall, die in tiefem Zwiespalt mit ihrer Stiefmutter lebte. Vgl. auch TB 20. 4. 1919 und Anm. 84.

das Priestertum in unser Herz zu legen. Alle freuen sich, hinaus zu kommen, aber hauptsächlich, um endlich den elenden Schulbetrieb, den finsternen Kasten // und die bitterernste Regensmiene<sup>235</sup> los zu sein. Ich habe mit den verschiedensten Kursgenossen gesprochen: vor allem mit Alfred, mit Walter, Haas, Schupp<sup>236</sup>, Glöckler<sup>237</sup>, Gnädinger<sup>238</sup>, Mundel, alle sind dieser Ansicht. Woher kommt das? Auch hierüber habe ich geforscht, um dem Spiritual das Nötige sagen zu können.

Viel Schuld liegt am Regens, der eben eine ganz unglückliche Natur hat; er hat den denkbar besten Willen, ist aber nicht am rechten Platz. Er ist nicht Vater, steht keinem näher, sondern ist Herr! Und über seinen Repetitionsstunden lastet dauernd die Explosionswolke. Man fürchtet ihn; den eisernen Willensmenschen. Er sorgt für uns, materiell, ist äußerst gewissenhaft, im persönlichen Verkehr sehr freundlich, aber ... die Seele, das Warme, das freundschaftlich väterliche, das vertrauenerweckende fehlt; man bleibt ihm fremd. Und man sieht auch, daß sein Verkehr mit den anderen Vorstehern<sup>239</sup>, Baumeister, Schöllig, und mit dem Kaplan ebenfalls steif und formell ist; dies zeigt sich auch im Auftragen bei Tisch, im Gebet bei Tisch etc. Unserem Leben hier fehlt der familiäre Zug, das Familienbewußtsein. Das Wort „O quam bonum et quam iucundum ...“<sup>240</sup> trifft nicht zu, weil wir keine Brüder und Söhne eines Vaters sind, sondern in einer Anstalt eben notgedrungen zusammen //

<sup>235</sup> Mienenspiel des Regens Josef Ries.

<sup>236</sup> Johannes Schupp, geb. 2. 7. 1891 in Oberhof (Pfarrei Hänner), 1915–1918 Kriegsdienst. Ord. 20. 6. 1920. Vikar in Bonndorf, Karlsruhe (St. Bonifatius), ab 1922 Präfekt in Sasbach, ab 1923 Vikar in Mosbach, Hundheim, Malsch (bei Wiesloch). 1931 Kaplaneiverweser in Pfullendorf. Ab 1942 Pfarrer in Zell a. A. Ab 1955 Kaplaneiverweser in Neudingen. † 19. 5. 1974. Vgl. FDA 97 (1977), S. 515/516.

<sup>237</sup> Richtig Emil Glöckler, geb. 9. 6. 1889 in Mindersdorf (Hz.), ab Dezember 1914 Soldat, bis 1919 in Kriegsgefangenschaft. Ord. 20. 6. 1920. Vikar in Bisingen, Schonach, Immendingen, Zell a. H., Wyhlen, ab 28. 10. 1926 Kaplaneiverweser in Haigerloch, ab 20. 9. 1927 desgl. in Ostrach. Ab 1. 8. 1929 Pfarrverweser in Sigmaringendorf, hier investiert 25. 8. 1929, Ruhestand am 30. 8. 1961. † 18. 8. 1970 in Markdorf. Vgl. FDA 93 (1973), S. 405/406.

<sup>238</sup> Friedrich Gnädinger, geb. 20. 2. 1892 in Bohlingen, 1914–1918 Soldat an der Ost- und Westfront. Ord. 20. 6. 1920. Ab 9. 9. 1920 Vikar in Bad Peterstal, ab September 1921 Hausgeistlicher und Rektor des Caritas-Kindererholungsheims auf dem Feldberg. Ab 19. 6. 1945 Geistlicher Rat, ab Mai 1946 Superior in St. Trudpert, ab 8. 5. 1948 Prosynodalrichter, ab 1. 7. 1963 Ruhestand. † 14. 7. 1985 in St. Trudpert. Vgl. FDA 106 (1986), S. 375.

<sup>239</sup> Als Vorsteher wurden Regens, Subregens, Spiritual sowie die Repetitoren des Priesterseminars bezeichnet.

<sup>240</sup> Ps 133, 1: Seht doch, wie gut und schön ist es, wenn Brüder miteinander in Eintracht wohnen.

leben. An Weihnachten hat sich dies vor allem gezeigt, und heute noch hat mir gerade Glöckler<sup>241</sup> (30 Jahre alt!) hierüber geklagt.

Man versteht hier nicht die Kunst, Freuden zu bereiten! Wenn wir nicht uns selbst frohe Stunden machen würden, dann wäre es tot hier; Grabesruhe. Ja, wenn wir einmal etwas zu laut sind oder beim Spaziergang nicht aufbleiben [sic], und „der Chef“<sup>242</sup> merkt es, dann gibt es gleich eine Mahnung; aber nur beim Chef, die anderen Herren sind menschlicher.

Man versteht uns auch nicht; die Herren können sich nicht in uns hineinendenken, die wir 4 Jahre lang Soldat waren und große Strapazen mitgemacht, oft und oft den Tod ins Angesicht geschaut haben. Wir sind im Durchschnitt 28 Jahre (!) alt; nicht 23; aber das wird kaum beachtet. Wir sind eben Schüler, wenn auch wohlehrwürdige.

Bis heute haben wir in den Exhorten und auch sonst noch keinen begeisterten Vortrag über das Priestertum gehört, über die Schönheit, Erhabenheit etc. x) [x] auch noch keinen über die Mutter Gottes!]<sup>243</sup>; nichts Erhebendes, nur Ernstes. Immer nur die Schwierigkeiten, immer nur die Gefahren, immer nur die ernste Seite ... das lähmt die Flügel. Alle Herren waren enttäuscht, daß nach der Subdiakonatsweihe nicht // aufmunternde Vorträge kamen, nachdem doch der erste Schritt getan war; den Exerzitien fehlte der schwungvolle, hinreißende Schluß; hätte nicht Gottes Gnade uns reiche Tröstung gegeben, es würde uns vielleicht viel gefehlt haben. Und wir haben Aufmunterung und Begeisterung nötig; im Krieg hat der Idealismus fast aller schwer gelitten. Wenn aber dem Priester der Schwung fehlt, wie dann, soll er anderen helfen können?

Ich könnte vielleicht noch manches schreiben; will aber lieber baldigst zum Herrn Spiritual und ihm die Sache vortragen. Denn die viele Arbeit jetzt und das niederdrückende Gefühl der halben Arbeit, das Bewußtsein, daß man die Sachen nicht so studieren kann wie man es für Praxis und Repetitionen<sup>244</sup> bräuchte, machte alle etwas gereizt und nervös. Max! : [sic] Heiliger Leichtsinn! Nur die Ruhe! Nicht imponieren lassen!

---

<sup>241</sup> Richtig Emil Glöckler. Zu ihm vgl. Anm. 237.

<sup>242</sup> Regens Josef Ries.

<sup>243</sup> Nachtrag am unteren Seitenrand.

<sup>244</sup> Wiederholungen bzw. Abprüfen des wiederholten Stoffes.

Sonntag, 25. April 1920.

Heute morgen hielt ich meine erste Predigt: Der göttliche Heiland ist unser Trost im Leiden, denn er kennt unsere Leiden, und er hat Trost für unsere Leiden! Ich wollte von vornherein eine „fromme“ Predigt ergo Homilie halten, angepaßt dem ergreifenden Text aus der Abschiedsrede. // Als ich auf der Kanzel stand und auf das Volk herabsah<sup>245</sup>, da war ich nicht nur nicht aufgereggt, sondern gar befriedigt und glücklich, war gewissermaßen in meinem Element, war daheim. Das schwebte mir ja schon als Knabe vor Augen, einmal gut predigen und reden zu können; und es ist heute noch ein Ideal für mich, in meisterhafter zündender Rede die Menschen mitreißen zu können. Und das war heute der erste ernsthafte Versuch, und ich darf mit Dank gegen Gott sagen, daß er recht gut geglückt ist. Nur meine Stimme macht mir Sorge: sie ist zwar laut, klingt aber leicht schreiend; ist nicht ausdauernd und klar; müßte noch viel mehr gekräftigt werden; und ich habe mir doch schon viele Mühe gegeben damit, daß es besser werde.

Letzten Donnerstag war große Repetition beim Regens; ich kam auch dran und wußte Bescheid; aber Schupp<sup>246</sup> fuhr ab. Nun hatte Schupp letzten Sonntag gepredigt, hatte Katechesen<sup>247</sup> zu machen, nahm es mit dem Brevier ernst, ist sicher die heiligste von uns [sic], und ausgerechnet er mußte sich sagen lassen, er habe seine Pflicht nicht getan! Heute Abend bei Tisch gestand er, er hätte „vor keinem Unteroffizier und Offizier solche Angst gehabt wie vor dem Regens; er werde jetzt alles andere liegen lassen und nur noch Pastoral schaffen;“ mehrere Nächte schon hat er kaum geschlafen.<sup>248</sup> Das ist doch eigentlich allers hand. //

Freitag. 30. April 1920. Heute ist seit längerer Zeit wieder der erste warme Frühlingstag gewesen; da zieht die Sehnsucht in das Herz: hinaus, hinaus! Wir haben auf dem herrlichen Spaziergang heute Mittag etwas gesungen, so ganz hinten am Schluß; aber doch liegt ein Weh auf

---

<sup>245</sup> Die Mitglieder der Pfarrgemeinde St. Peter.

<sup>246</sup> Johannes Schupp. Zu ihm vgl. Anm. 236.

<sup>247</sup> Mündliche Unterweisungen an aus der Sicht der Kirche Unmündige, um sie in die Heilslehre einzuführen. Vgl. Cornelius Krieg, Katechese, in: Michael Buchberger (Hg.), Kirchliches Handlexikon, Bd. 2, München 1912, S. 322/323.

<sup>248</sup> Vgl. dazu auch oben.

meiner Seele, ein Heimweh nach dem Idealismus der Jugend. Vor einer Woche war ich beim Spiritual und bat ihn dringend, doch endlich einmal die ernstesten Vorträge einzustellen und auch etwas vom Priestertum zu sagen. Nur noch 7 Wochen bis zur Priesterweihe! 7 Monate sind wir schon hier und sollen uns darauf vorbereiten, haben aber noch nichts Begeisterndes über das Priestertum gehört!! Es fehlt hier die Seele! wenigstens<sup>249</sup> merkt man nichts davon. Wenn Alfred und ich uns nicht gegenseitig zur Aussprache hätten, es wäre manchmal zu eng in der Brust. Vielleicht ist dies, nein es ist sicher schon ein Teil des Kreuzes, das wir als Priester tragen müssen.

Aber es ist ein Hohn! Im Priesterseminar – und kein Idealismus! Wie freue ich mich, wenn ich heraus darf aus diesem verknöcherten Bau in das tätige Leben, an die Arbeit im Weinberge des Herrn. Der Regens versteht uns eben einfach nicht; die anderen Herren haben ein gutes warmes Herz, aber sie können den Schatten, der über allem liegt, // nicht vertreiben. Gegen den einzelnen ist der Regens ja freundlich; aber es bleibt nur äußerlich! Innerlich kommt er keinem nahe; man fürchtet ihn. Männer von 28–32 Jahren fürchten sich, statt daß sie voll Vertrauen sich ihrem Vater nahen! ein Hohn!

Alfred hatte gestern eine interessante Unterhaltung mit ihm. Er wollte einfach nicht einsehen, daß wir nach 4 Kriegsjahren nicht mehr so widerstandsfähig sind; er betrachtet es als eine Schande, wenn der Arzt in's Haus muß. Dr. Großmann hat er auf die Bitte nach dem Arzt einfach zum Bett herauskommandiert; den Neidig desgleichen; tags darauf kam letzterer bereits nach Freiburg. Nun machte Frommherz<sup>250</sup> schon zwei Wochen herum an der Grippe; aber der Arzt – nein, das wäre eine Schande! Er hätte doch auch den Krieg mitgemacht! Zum Lachen; wohl mag er innerlich schwer gelitten haben; und das hat er. Aber wir doch nicht minder; und dazu haben wir die ganz unmenschlichen Strapazen

<sup>249</sup> Klein weiter.

<sup>250</sup> Franz Xaver Frommherz, geb. am 16. 10. 1891 in St. Blasien, ord. 20. 6. 1920. Vikar in Bruchsal (St. Paul), Ladenburg, ab 1922 Hausgeistlicher in der Hertener St. Josefs-Anstalt, ab 1923 Vikar in Villingen, ab 1924 Konstanz (St. Gebhard), ab 1926 Vikar in Stollhofen, ab 1929 Pfarrverweser in Heiligkreuzsteinach, ab 1930 dort Pfarrer. Ab 1938 Pfarrkurat in Schlageten, ab 1941 Pfarrer in Niederrimsingen. 1945 resigniert, † 14. 11. 1951 in Stockach. Vgl. FDA 77 (1957), S. 193. Laut Nachruf hatten der dreijährige Frontdienst und eine später hinzugekommene Hirnhautentzündung ein schweres Nervenleiden zur Folge, das den frühen Ruhestand bedingte.

getragen; er aber saß bei den Fleischtöpfen – – –. Daß wir dazu viel Geistesschwung und Idealismus verloren haben, das erkennt man gar nicht. Es ist in der Hinsicht ein Jammer. Manchmal möchte ich weinen; aber ich will lieber beten und den : [sic] Vaughan lesen „Der junge Priester“.<sup>251</sup> Und dann spezielle Vorbereitung auf die Weihe. //

Um den Herrn Regens gerecht zu sein, muß ich nachträglich noch beifügen, daß wir dankbar seine Sorge für das Essen anerkennen; hierfür hat er Verständnis und gibt sich größte Mühe, daß das Essen gut ist. Auch für die Beibehaltung des Tischweins (abgeschafft seit 29. 3. 20) hat er sich verwendet, leider ohne Erfolg. Aber, das ist nur äußerlich! Er meint es gut mit uns, sorgt für uns, aber die Seelen bleiben sich fern! Von folgenden Kameraden weiß ich bestimmt, daß sie ihn fürchten: Großmann, Haas, Heckel<sup>252</sup>, Karrer (!)<sup>253</sup>, Kempfer<sup>254</sup>, Mundel, Rehm<sup>255</sup>, Schupp; von manchem anderen ist es bestimmt anzunehmen, und auch ich muß mich zur Ruhe zwingen; ich muß mich auch wirklich vor einer Antipathie hüten. Aber froh bin ich, wenn ich los [sic] bin und bei ihm keine Repetitionsstunde mehr mitmachen muß. Es ist ja schade: Herr Gühr ging die Grundlagen der Opferlehre (wie wichtig für angehende Priester!) durch, und jetzt z. Zt. das Bußsakrament in Riesenschritten<sup>256</sup>;

<sup>251</sup> Herbert Vaughan, *Der junge Priester. Konferenzen über das apostolische Leben*, Freiburg 1906.

<sup>252</sup> Johann Alois Heckel, geb. 26. 2. 1892 in Rastatt, ab 1915 Lazarettdienst, ord. 20. 6. 1920. Vikar in St. Trudpert, Windschlag, Sulz (bei Lahr), Ottenhöfen, Schutterern. Ab 17. 5. 1929 Pfarrverweser in Weizen, ab 11. 11. 1931 in Großschönach, ab 30. 11. 1933 in Bärental (Hohenzollern), ab 1. 9. 1934 in Unterbaldingen, hier investiert 6. 6. 1938. † 11. 11. 1961. Vgl. FDA 89 (1969), S. 447/448.

<sup>253</sup> Klammern und Ausrufezeichen im Original.

<sup>254</sup> Eduard Kempfer, geb. 11. 10. 1891 in Rot (bei Meßkirch), im Ersten Weltkrieg Einsatz als Soldat an der Ost- und Westfront. Ord. 20. 6. 1920. Zunächst Vikar in Furtwangen, ab 1921 Präfekt in Tauberbischofsheim, ab 1923 Rektor des Pfarr- und Caritassekretariates und Studentenseelsorger in Heidelberg, ab 1929 Rektor des Gymnasialkonviktes in Tauberbischofsheim. † 21. 9. 1935. Vgl. FDA 64 (1936), S. 48/49.

<sup>255</sup> Alphons Rehm, geb. 28. 7. 1891 in Beuren a. d. A., 4 Jahre Einsatz als Soldat an der Ost- und Westfront, 2 Jahre in russischer Kriegsgefangenschaft. Ord. 20. 6. 1920. Vikar in Neuhausen (bei Villingen), Donaueschingen, Furtwangen, Wiesloch. Ab 18. 4. 1929 Pfarrverweser in Birndorf, hier investiert am 4. 5. 1930. Ab 2. 5. 1941 Pfarrverweser in Weier (bei Offenburg), ab 5. 5. 1943 Pfarrer in Ehingen (bei Engen). 8. 4. 1964 Ruhestand. † 19. 4. 1977. Vgl. zu ihm FDA 102 (1982), S. 175/176.

<sup>256</sup> Der Subregens Nikolaus Gühr. Seine Auffassungen zur Eucharistie hatte Gühr veröffentlicht in: *Die heiligen Sakramente der katholischen Kirche*. Bd. 1, Freiburg <sup>3</sup>1918. Desgleichen zur Beichte in Bd. 2, Freiburg <sup>2</sup>1903, S. 1–235.

aber es ist einfach unmöglich, da mitzukommen; die Hauptarbeit verlangt eben einfach die Pastoral; alles andere bleibt liegen. Die gar nicht existierenden bischöflichen Reservatfälle<sup>257</sup> müssen eben unbedingt gewußt werden!

Gestern war ich das erste Mal in der Schule; es war recht schön und hat mich gefreut. Auch das Lob des Herrn Baumeister hat mich merklich gehoben. O wir Menschen! //

Samstag, 1. Mai 1920.

Leid und Freud, wie enge sind sie oft beisammen; vor allem beim Priester! Letzten Sonntag habe ich darüber gepredigt, über die kleine Weile; nun habe ich es einmal wieder erfahren.

Ich habe in den letzten Wochen wirklich seelisch gelitten; die Unbefriedigung über die Zustände hier, vor allem aber auch die Sorge über Frieda, und manches andere, sie lasteten schwer auf mir.

Heute morgen nun werde ich plötzlich zum Spiritual gerufen: er übergibt mir von Unbekannt 3 1/2m schwarzen Stoff samt Zubehör für ein neues Sutanell<sup>258</sup>, Hose und Weste; ein Wert von 1300 M<sup>259</sup> etwa. Ich staunte und staune noch! Von wem? wird nicht verraten; ich weiß es nicht, ich ahne nur jemanden. Bestimmt aber ist es eine ganz außerordentliche Fügung Gottes auf Fürsprache der lieben Maienkönigin und des hlg. Antonius!! Ihnen sei herzinniger Dank, dem Wohltäter ein kräftiges Memento! Welch' eine Gabe! Wieviel Sorge ist mir damit abgenommen! Ich weiß nicht, wie ich solches Glück verdient habe.

Retribuere dignare, Domine ...!<sup>260</sup> Und die lb. Gottesmutter und den hlg. Antonius will ich noch mehr verehren als bisher.

Heute Abend hielt dann der Herr Spiritual eine prächtige warme Exhorte über die Mutter Gottes, die Mutter der Priester. Wie freue ich mich, // endlich einmal etwas von der hohen Würde des Priestertums

---

<sup>257</sup> Sünden oder Zensuren, deren Absolution sich der Bischof vorbehalten hat. Vgl. Joseph Jatsch, Reservatfälle, in: Michael Buchberger (Hg.), Kirchliches Handlexikon, Bd. 2, München 1912, Sp. 1743/1744.

<sup>258</sup> In der Pfalz und um Karlsruhe gebräuchlich für Soutane. Vgl. <http://woerterbuchnetz.de/PfWB/?lemma=sutanell> (aufgerufen am 25. 6. 2013).

<sup>259</sup> Mark.

<sup>260</sup> Beginn des Gebetes: Retribuere dignare, Domine, omnibus nobis bona facientibus propter nomen tuum vitam aeternam. Amen (Herr, vergelte allen, die uns um Deines Namens willen Gutes getan, mit dem ewigen Leben. Amen).

zu hören; ich bin ganz glücklich! Und die herrlichen Eigenschaften der Gottesmutter!

So wechseln die Tage; Freud – Leid; Leid – Freud! Deo Gratias! Amen

Christi Himmelfahrt. 13. Mai 1920.

Eine so herrliche Prozession habe ich wohl noch nie mitgemacht wie eben; Flurprozession bei schönstem Wetter in St. Peter! Betend und singend, Gott, den Schöpfer lobend und preisend, ihn, den allmächtigen gütigen Vater bittend, so zog die ganze Gemeinde hinaus. Erst zum Josefshaus<sup>261</sup> hinauf; im Angesicht des Feldbergs, der anderen gewaltigen Schwarzwaldhöhen, der ganzen prächtigen und mächtigen Landschaft wird das erste Evangelium gesungen: vom Sämann und vom Samen, der hundertfältige Frucht bringt; darauf Wettersegen und Segen über die Felder. Den einzigartigen Kammweg mit der weitesten Aussicht ging es dann entlang zum Schafhof<sup>262</sup>; hier das Evangelium von der Ernte und vom Senfkörnlein. Weiter zieht die Prozession mit flatternden Fahnen, lustigen Ministrantenbuben, der wohllehrwürdigen Schar und der Masse Männer und Frauen, die den Rosenkranz beten, das Gebet des Schwarzwälders. An der // Österreicher-Kapelle vorbei bewegt sich die betende Schar durch saftig-grüne Wiesen und hoffnungsvolle Kornfelder; „In Gottes Namen wollen wir“ kommt es voll Hingebung aus unserem Munde.

Am Waldeingang der dritte Altar: das ganz herrliche Evangelium von den Raben und den Lilien auf dem ~~Wald~~ Felde!<sup>263</sup> Wie hat doch unser göttlicher Heiland verstanden zum Volke zu reden in des Volkes Sprache! Und wie lenkt er immer wieder den Sinn vom Irdischen hinauf zum himmlischen Vater, der ja „weiß, wessen wir bedürfen“! Nun ging es durch den Wald hinauf zur Höhe; durch, bzw. über das Glottertal weg schweift der Blick hinunter ins tiefe Rheintal; links ziehen sich die schwarz-grünen Berge nach Freiburg zu hin; rechts ruht in majestätischer Wucht der braune Kandel. Wir aber stehen beim Kreuz am Wege,

---

<sup>261</sup> 1889 errichtetes Krankenhaus und Pfründnerheim in St. Peter (<http://www.st-peter-schwarzwald.de/chronik0.html?&style=normal>; aufgerufen am 30. 6. 2013).

<sup>262</sup> Name eines Bauernhofes in St. Peter.

<sup>263</sup> Im Original vor Felde „Wald“ durchgestrichen.

auf der Höhe, im satten grünen Grase und hören das Wunder der Brotvermehrung; und die wetterfesten Bauersleute stehen nahe dabei und vernehmen die Lehren des göttl. Heilands. In den Lüften aber jubeln die Lerchen, schlagen die Finken und schwirren die Schwalben: alles ist eitel Glück und Sonnenschein. Da geht es auch schon wieder zurück nach St. Peter, und während von den Türmen die mächtigen Glocken schallen, jubelt die ganze Prozession ein vielhundertfältiges „Großer Gott, wir loben dich, Herr, wir preisen // deine Stärke!“ und zieht mit diesem ewig herrlichen „Heilig, Heilig, Heilig!“ wieder in die Kirche ein.

Mich hat diese Flur- und Bittprozession zu innerst ergriffen; wie freue ich mich der katholischen Kirche, die ihre Kinder hinaus führt, um Gott inmitten der Schöpfung Lob und Preis zu singen; die da flehentlich um Regen und Sonnenschein bittet, die aber auch des Heilands Worte verkündet: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, so wird euch dieses alles zugegeben werden!“<sup>264</sup>

abends: Der heutige Tag ließ sich wirklich besonders gut an; es geht mir mal beinahe wieder zu gut. Heute Mittag hat nämlich der Herr Regens das Pensionsgeld festgesetzt; anstatt, daß ich nun aber feste zahlen muß, gestattet sich die Sache so: Das Kultusministerium hat mir ein Kurz'sches Stipendium mit 360 Mark, das Erzb. Ordinariat ein Pfarrer Hermann'sches mit 100 Mark verliehen; sind 460 Mark; und statt 400 Mark habe ich bloß 250 Mark Pensionsgeld vom Herrn Regens festgesetzt bekommen. Also: statt 400 Mark Ausgabe habe ich 210 Mark Einnahme. Dazu gab mir nun der Herr Regens noch zwei amerikanische Meßstipendien<sup>265</sup>; nochmals 108 Mark! Das ist ja unerhört, wie ich // in diesen zeitlichen Dingen Glück habe; und habe nicht einmal besonders drum gebetet; nur hie und da. Möge der liebe Gott in gleich reicher Weise mein Gebet in anderen Anliegen erhören, vor allem daß ich ein kindlich frommer und seeleneifriger Priester werde, daß ich recht beten und betrachten lerne. Allen Wohltätern aber ein herzliches Vergelt's Gott!

<sup>264</sup> Mt 6, 33.

<sup>265</sup> Geldspenden, die dem Priester mit der Bestimmung übergeben wurde, die hl. Messe in einer bestimmten Intention des Spenders zu lesen. Priestern anderer Diözesen durften Stipendien nur mit Wissen ihrer Ordinarien übergeben werden (Joseph Jatsch, Messstipendium, in: Michael Buchberger [Hg.], Kirchliches Handlexikon, Bd. 2, München 1912, Sp. 949).

Mittwoch, 26. Mai 1920.

Nun ist auch endlich dieser ominöse „Zirkel“<sup>266</sup> vorbei, die Gelegenheit der großen Blamage in St. Peter. Droben im prächtigen Fürstensaal fand der sonst bedeutungslose offizielle Akt statt. Die Domkapitularen Weber<sup>267</sup> und Weiß<sup>268</sup> prangten mit ihren violetten Cingula<sup>269</sup>; letzterer langeweilte sich ganz gewaltig, während ersterer seine gravitatische Würde zur Schau trug. Es ging mir ganz ordentlich; in Katechetik kam ich dran und mußte noch ein Stück meiner Predigt vortragen. Das Schlimmste ist halt die Zeit vor dem Zirkel, wo ganz elend gearbeitet werden muß und in der des [sic] Herrn Regens Repetitionsstunden alle in Spannung hielt. Mir ist es tatsächlich seit letzten Donnerstag leicht ums Herz, denn da fand die letzte Stunde bei ihm statt. Der Zirkel störte mich herzlich wenig in meiner Ruhe. //

Die Pfingstfeiertage waren herrlich und gnadenvoll; besonders das Hochamt, bei dem ich ministrierte. Auch gestern der Ausflug auf das „Türle“, eine kleine Muttergotteskapelle auf Bergeshöhe über dem Glottertale, war schön; die alte Liebe zum Schwarzwald machte sich bei Alfred und mir geltend<sup>270</sup>; wie gerne würden wir einmal wieder als freie Burschen über die Berge wandern! Wunderbar klangen die beiden Marienlieder über die Wälder, Täler und Felder. Heute waren wir im Glottertal drunten. Es ist nur furchtbar heiß; sonst aber sind die Ausflüge prächtig.

Montag, 7. Juni 1920.

Heute trug ich zum erstenmale den göttl. Heiland in der Monstranz. Welch' heiliger Dienst! Als Diakon durfte ich den Allheiligsten auf den

---

<sup>266</sup> Prüfung vor der Priesterweihe.

<sup>267</sup> Simon Weber, geb. 1. 1. 1866 in Bohlingen (Amt Konstanz), ord. 8. 7. 1891. Zunächst Vikar in Offenburg (Heilig Kreuz), ab 1892 Kaplan an der deutschen Nationalkirche St. Maria dell' Anima in Rom, theologische Promotion in Rom, ab August 1894 Pfarrverweser in Wollmatingen (bei Konstanz), Herbst 1896 Habilitation an der Universität Freiburg, ab 1898 a. o. Professor für Apologetik ebda., ab 1908 Professor für neutestamentliche Literatur. Ab 28. 3. 1916 Mitglied des Domkapitels und Ausscheiden aus der Universität. † 12. 3. 1929. Vgl. FDA 59 (1931), S. 22–27.

<sup>268</sup> Fridolin Weiß, geb. 22. 2. 1871 in Ettenheim, ord. 5. 7. 1893. Ab 1893 Vikar in Nußbach (bei Oberkirch), ab 1896 Pfarrverweser in Griesheim (Offenburg), ab 1898 desgl. in Welschensteinach, ab 1899 Kaplaneiverweser Endingen. Ab 1901 Pfarrer in Owingen (Baden), ab 1909 Dompräbendar in Freiburg, ab 1. 5. 1918 Domkapitular. † 13. 5. 1938. Vgl. FDA 68 (1941) S. 30.

<sup>269</sup> Gürtel am Messgewand des Priesters.

<sup>270</sup> Im Original „gelten“.

Thron erheben zur Anbetung, durfte ihn dem Priester zum Segenspenden darreichen, und durfte dann das hochwürdigste Gut wieder im Tabernakel verwahren.

Innocens manibus et munde corde!<sup>271</sup>

Nur noch 12 Tage bis zur hlg. Priesterweihe! Und was bin ich noch ein armseliger Mensch! Gebe Gott seine Gnade, sonst ist es übel mit mir bestellt. //

Sonntag, 13. Juni 1920.

Nur noch eine Woche bis zur Priesterweihe! Wie furchtbar rasch vergeht doch die Zeit! Anscheinend kommt man zu nichts; im Nu ist ein Tag vorbei. Und die schöne Zeit hier ist zu Ende.

Am Freitag, Herz-Jesu-Fest (!), diakonierte ich im feierlichen Amt vor ausgesetztem Allerheiligsten; ist es schon ein religiöser Hochgenuß, einem Hochamt beizuwohnen, so noch viel mehr, selbst in liturgischer Handlung mitzumachen, dem göttl. Heiland, Gott dem Herrn selbst im priesterlichen Kleide zu dienen. Wie schön und gedankentief und anschaulich und edel ist doch die Liturgie! Gott sei Dank, daß er mich hierzu berufen und mir die Freude hieran gegeben hat.

Leider ist seit den letzten 3 Wochen zwischen Walter und mir eine Entfremdung eingetreten; wir standen uns wirklich nahe, aber „der Glaube der Freundschaft“ fehlte ihm doch; sonst hätte er sich anders verhalten müssen. Schade! Es hat ihm und mir bittere Stunden gebracht.

Es ist aber auch alles in Hochspannung z. Zt. und sehr leicht reizbar; man merkt die Ermüdung und Überanstrengung, merkt, daß wir hier nie Ferien hatten.

Dazu kommen die vielerlei Vorbereitungen und Schreibereien // wegen der Primiz; das nimmt, bzw. nahm auch viele Zeit weg. Alfred und ich halten nun zusammen Primiz und das Essen findet bei mir daheim statt.<sup>272</sup>

<sup>271</sup> Ps 24, 4: Der reine Hände hat und ein lauterer Herz.

<sup>272</sup> Schwall und sein Freund Alfred Beer feierten ihre Primiz am 27. 6. 1920 in St. Bernhard in Karlsruhe in Anwesenheit des Zentrumsführers und Geistlichen Joseph Schofer, des Brettenner Stadtpfarrers Dreher (zu ihm vgl. Anm. 154) sowie des Professors Dr. Lossen. Anwesend waren neben anderen katholischen Vereinen auch der katholische Jugendverein von St. Bernhard, dem beide Neupriester als Jugendliche angehört hatten. Vgl. Badischer Beobachter vom 28. 6. 1920. Ferner Schwall in TB 15. 7. 1920.

Äußerst niederdrückend für mich ist auch die Entwicklung der Frieda, die nicht auf gutem Wege geht; ob denn alle meine Briefe gar nichts fruchten? Vielleicht wäre es ohne diese und ohne mein Gebet schon viel schlimmer! Wie schwer fällt es der hochmütigen genußsüchtigen schwächlichen Welt die Lehre des Heilands in die Tat umzusetzen! Sie merkt gar nicht das Elend in dem sie steckt.

Doch nun noch eine † ruhige [sic] Woche der Einkehr, und dann: Mit Gott voran!

Donnerstag, 17. Juni 1920. Exerzitien.

„Mache Dich auf, meine Seele, schmücke Dein Heim, denn der Bräutigam kommt!“

Mit großer Befriedigung beginne ich diese Exerzitien; heilige Tage vor der heiligen Weihe. Gebe Du Deine Gnade, o mein Herr und Gott! //

Am meisten freut mich, daß nicht der Herr Spiritual, sondern der Herr Regens selbst die Exerzitien gibt. So lernen wir ihn zu guter letzt noch von seiner besten Seite kennen, und ich erwarte viel Anregung und viel Feuer von seinem Idealismus, von seinem warmen Herzen, dem er ja jetzt keine Schranken setzen braucht.

Der erste Tag ist schon vorbei; das Ziel des Priesters, die Priestersünde, das hlg. Opfer und die hlg. Reinheit waren die großen Gegenstände, die uns der Herr Regens heute zur Betrachtung vorlegte. Seine Punkte sind prächtig. So voll warmer Liebe, voll Herz und Gemüt, so pädagogisch und echt priesterlich, daß mir wirklich das Herz aufgeht dabei. Nun ist er zum Vater geworden, der in entscheidender Stunde zu seinen Söhnen spricht; nun leuchtet das Ideal des Priesters, brennt das Feuer priesterlicher Seeleneifers, nun hören wir vom unendlichen Werte der unsterblichen Seele! Wohlan denn, so will ich noch in diesen Tagen neue Begeisterung und neuen Idealismus schöpfen, was uns leider bisher viel zu wenig geboten wurde.

O Herr, entzünde mein Herz zu heiligem Seeleneifer, zu glühender Gottes- und Nächstenliebe, zur Arbeit für meine eigene unsterbliche Seele!

Das Vorbereitungsjahr<sup>273</sup> hier in St. Peter ist nun zu Ende. Mit fabelhafter Geschwindigkeit flog es dahin; mir ist, als wäre jetzt gerade die

---

<sup>273</sup> Schwalls Zeit im Priesterseminar hatte am 7. 10. 1919 begonnen. Seine bestandene Aufnahmeprüfung zum Priesterseminar lag zum Zeitpunkt der Weihe knapp ein Jahr zurück.

Fortsetzung der ersten Exerzitien vom Oktober, als wäre zwischen drin // gar nichts gewesen. Das gesteckte Ziel, das Ideal habe ich nicht erreicht, bei weitem nicht; Gott sei's geklagt! Noch so viele Fehler und Sünden, so viel Unandacht beim Gebet, so magere Betrachtungen, so wenig abgetötet, so viel Selbstgefälligkeit, liebloses Reden, Kritisieren – – – – es sieht wahrlich noch traurig aus und stimmt mich wenig froh.

Kurz vor der hlg. Priesterweihe und noch so armselig! Habe Erbarmen mit mir, Du großer Gott, ersetze Du, was mir mangelt; von ganzem Herzen bereue ich alle meine Sünden und Fehler; hilf' mir, neue Richtlinien, neue Vorsätze festzulegen und sie entschieden durchzuführen! Nur Dir, o barmherziger Gott, habe ich es zu danken, wenn ich vor schlimmeren bewahrt blieb; wie ein Kind hast Du mich geführt, gehegt und geleitet, gabst mir die Süßigkeit Deiner Liebe zu kosten, tröstetest mich im Leid, das ich durch meine Sünden verdient hab. O segne mich, mildester Vater, und laß' mich ein glaubensstarker, herzensreiner, seeleneifriger guter Priester werden. Amen.

18. 6. 20. Es hat uns alle heute Mittag tief ergriffen, als der Herr Regens ein Telegramm vorlas, daß unser lieber Kursgenosse Saur in Heidelberg heute morgen gestorben. Noch vor wenigen Wochen schrieb er mir einen lieben Brief voll heiliger Sehnsucht nach dem Heiligtum; nun senkt man ihn // gerade an dem Tage in die Erde, da wir zu Priestern des höchsten Gottes geweiht werden. „Wie unerforschlich sind Deine Wege, o Gott, wie unbegreiflich Deine Ratschlüsse!“ Saur und Neidig<sup>274</sup>; zwei Fürsprecher für uns am Throne Gottes. Ob sie nicht ihr Leben zum Opfer bringen durften, um uns vielleicht um so mehr Gnade zu sichern, um den einen oder anderen von uns vor Unglück zu bewahren?

Ach wir armseligen Menschen! So kurz vor der hlg. Weihe; wie schwer lastet meine Sündhaftigkeit und Armseligkeit auf mir. Miserere mei, Deus, secundum magnam misericordiam tuam!<sup>275</sup> Engel sind nicht rein genug, und ich ...! Was kann ich anders, als ein zerknischtes Herz zum Opfer darbringen?

---

<sup>274</sup> Karl Neidig. Neidig und Saur waren Kursgenossen Schwalls in St. Peter und starben vor der Priesterweihe.

<sup>275</sup> Ps 51, 3: Gott, sei mir gnädig nach deiner Huld, tilge meine Frevel nach deinem reichen Erbarmen.

Freude will sich heute keine zeigen; der Rückblick ist zu ernst; der Schwächen und Fehler sind zu viele. *Amplius lava me ab iniquitate mea, et a peccato meo munda me; quoniam iniquitatem meam ego cognosco et peccatum meum contra me est semper!*<sup>276</sup>

19. 6. 20. Ich habe meine Exerzitienbeichte abgelegt, habe meinen Schuldzettel am Kreuzesstamme angeheftet und, wie ich sicher glaube, mit einem Tröpflein des kostbaren Blutes meine Seele gewaschen. Dank Dir, göttlicher Heiland, mein Herr und Meister. Du kennst am besten meine ganze Not; siehe, ich vergieße heilige Reuetränen; hilf // mir und mache alles wieder gut.

Drei Dinge soll ich im Leben besonders beachten trug mir der Beichtvater auf; so habe er es im Laufe des Jahres für mich als das beste erkannt:

1. Ich soll den Geist des Gebetes, die Innerlichkeit recht pflegen. Was ist auch der Priester ohne Gebet! Hier fließen die Quellen unserer Kraft, unseres Erfolges. Ich neige stark zur Äußerlichkeit, zum geschäftigen Müßiggang, zum Arbeiten; um so mehr muß ich mir immer wieder sagen, daß alle Arbeit umsonst ist, wenn das Gebet fehlt. An Gottes Segen ist alles gelegen; ohne Gebet keine Gnaden; wir pflanzen und begießen, Gott aber muß das Gedeihen geben. Unsere ganze Tätigkeit ist übernatürlich; so müssen wir denn auch den innerlichen übernatürlichen Geist pflegen und wachhalten. Ich solle vor allem das Breviergebet recht gut verrichten; und das habe ich mir auch entschieden vorgenommen. Ich will es oft laut beten, denn das regt mich mächtig zur Andacht und Sammlung an.

Und dann soll ich fortfahren, durch Stoßgebete den Geist des Gebetes wach zu halten.

2. Zum zweiten empfiehlt er mir, nach Selbstlosigkeit und Demut zu streben. Und auch hier traf er sicher das Richtige. Meine Absichten sind nicht rein, überall spielt der Egoismus mit und die Selbstsucht; eine starke Selbstgefälligkeit in allen Dingen, die ich lange Zeit gar nicht bemerkte und auch jetzt noch zu wenig beachte. Und diese Gefahr wird immer größer draußen; die Leuten werden den Priester loben; zum Tadeln fehlt ihnen doch der Mut. // An scheinbaren Erfolgen und Ehren

---

<sup>276</sup> Ps 51, 4–5: Wasch meine Schuld von mir ab, und mach mich rein von meiner Sünde! Denn ich erkenne meine bösen Taten, meine Sünde steht mir immer vor Augen.

wird es nicht fehlen, die Äußerlichkeit verhindert leicht die wahre Selbsterkenntnis; und man wiegt sich in den eitelsten Gedanken und Ideen. Nur dem Demütigen aber gibt Gott seine Gnade. Was habe ich, das ich nicht von Gott empfangen hätte? Aus mir selbst habe ich nichts, das will ich jederzeit anerkennen und dann mich demütig beugen. Die Gefahr aber besteht für mich zweifellos.

3. Als drittes empfiehlt er mir den Gedanken, in jedem Menschen Gottes Ebenbild zu sehen. Die Seelen suchen, die unsterblichen Seelen. Ich neige so leicht dazu, Auslese zu halten; Sympathie und Antipathie spielen eine große Rolle bei mir; Kritisieren, liebloses Reden sind gar nicht so selten. Und gegen manchen würde ich, wenn auch unterbewußt, am liebsten das Herz sperren. Nicht so der Seelsorger! Für alle ist der Heiland gestorben; für alle muß ich da sein. „Allen alles werden, um alle für Christus zu gewinnen!“<sup>277</sup> Diesen Grundsatz des hlg. Paulus will ich mir recht zu eigen machen. Gegen niemand darf Haß oder Abneigung in meine Seele, auch nicht gegen die nächsten Verwandten. Daß ich doch immer mehr die geheimen Triebkräfte meiner Seele erkannte, daß ich immer ähnlicher werden möchte unserem Vorbilde, dem göttlichen Heiland selbst!

So sind mir denn klare Richtlinien gegeben für das nächste praktische Handeln. Mit aller Liebe beschwor uns der Herr Regens, doch unsere eigene Seele nicht // verkümmern zu lassen; mit klarem Blick legte der Herr Spiritual seine Finger in die Hauptwunden; an guten Vorsätzen fehlt es nicht. Nun gib nur Du noch Deine Gnade, allwaltender Gott! „So nimm denn meine Hände und führe mich bis an mein selig Ende und ewiglich. Ich kann allein nicht gehen, nicht einen Schritt; wo Du wirst geh'n und stehen, da nimm mich mit!“<sup>278</sup> Morgen aber, im ersten hlg. Meßopfer, das ich zusammen mit dem Bischofe feiere, will ich alle Schuld und alle Sünden auf die Patene legen und um Verzeihung, Nachlaß und Hilfe bitten.

Es ist der Vorabend der Priesterweihe. Heilige Zeit der Erwartung des hlg. Geistes. Ersehnte Stunde. Und doch; wie schwer war es mir heute schon um's Herz! Heute Morgen weinte ich Tränen über meine Sünden

<sup>277</sup> Variation zu 1 Kor 9, 22.

<sup>278</sup> Erste Strophe eines Kirchenliedes von Julie von Hausmann von 1862, Melodie von Friedrich Silcher von 1842.

und Fehler, stellte mich mit meiner ganzen Armseligkeit unter das Kreuz meines Erlösers, der mir die Gnade einer guten Reue gab. Heute Mittag erbaute ich mich am Bilde des guten Hirten, den der Herr Regens in wundervollen Punkten uns vorstellte, und begeisterte und entflammte mein Herz zu echter priesterlicher Hirtenliebe.

Nach dem Abendessen flüchtete ich nochmals zum Herzen Jesu vor den Tabernakel; und da packte es mich wieder. Ich dachte des großen Glückes, das mir morgen zuteil werden soll, dankte von Herzen, und gedachte meiner Angehörigen: der Vater tot; die Mutter tot; die älteste Schwester verschollen<sup>279</sup>; der // ältere Bruder im Felde gefallen<sup>280</sup>; eine jüngere Schwester tot<sup>281</sup>; und die andere jüngere Schwester das Sorgenkind<sup>282</sup>. Und ich der einzige, ich der Auserlesene? So viel Leid, so viel Bitterkeit – – – ich weinte wieder; warum soll ich nicht auch den Tränen einmal freien Lauf lassen? Auch sie sind eine Gabe Gottes. Und doch bin ich nicht verlassen, war ich noch nie verlassen. Nächst der unendlichen Liebe des göttl. Heilandes im Tabernakel umgaben mich noch viele gute Menschen mit ihrer Liebe: meine treu besorgte zweite Mutter<sup>283</sup>, meine (Stief-)Brüder Oskar<sup>284</sup> und Kurt<sup>285</sup>, der Onkel und die Tante in Dortmund<sup>286</sup>, Frau Mark<sup>287</sup>, Adolphine<sup>288</sup>, mein lieber Freund Alfred und viele viele andere. Aber es schmerzt mich doch, daß gerade der gute Vater diesen Tag nicht erleben durfte; wie hätte er sich gefreut!

Nun denn, in Gottes Namen! Ich will alles Leid annehmen und dem Herrn wieder aufopfern. Seine Barmherzigkeit waltet doch über mir in der herrlichsten Weise. Ihn will ich loben und preisen, wenn auch unter Tränen.

Möge mir der allmächtige Gott seine Gnade schenken am morgigen Tage zu einem frommen Priesterleben.

<sup>279</sup> Sophie Schwall, geb. 10. 5. 1888.

<sup>280</sup> Paul Schwall fiel am 15. 3. 1915. Vgl. TB 16. 3. 1919.

<sup>281</sup> Johanna Schwall, geb. 10. 9. 1898, † 13. 6. 1913. Johanna war das letztes Kind von Schwalls Mutter Theresia.

<sup>282</sup> Frieda Schwall, geb. 21. 4. 1896.

<sup>283</sup> Schwalls Tante und Stiefmutter Frieda Schwall, geb. Krams.

<sup>284</sup> Oskar Schwall, geb. 6. 6. 1901.

<sup>285</sup> Kurt Schwall, geb. 17. 10. 1906.

<sup>286</sup> Vermutlich Otto Laber und Frau, erwähnt ohne weitere Erläuterungen in TB 15. 7. 1920.

<sup>287</sup> Vermutlich eine Familienangehörige von Schwalls 1919 verstorbenen Förderin. Mit der Familie Mark war Schwall seit Jugendtagen eng freundschaftlich verbunden.

<sup>288</sup> Weitere Angaben zur Identifikation fehlen.

Mich aber und alle meine Arbeit weihe ich für alle Zeiten dem heiligsten Herzen meines göttlichen Erlösers!

Veni Sancte Spiritus et emitte caelitus lucis tuae radium!<sup>289</sup> //

Im Pfarrhaus in Bretten.

Freitag, 25. Juni 1920.

Tu es sacerdos

in aeternum!<sup>290</sup>

Welch' gewaltiges Wort! Wer kann den Jubel einer Priesterseele beschreiben, als ihr zum ersten Male diese Wort zugerufen wurde! Wer kann glücklicher sein, als ein Neupriester am Tage der heiligen Priesterweihe?<sup>291</sup>

Nun ist aber auch dieser Tag vorüber, und in seliger Erwartung harre ich der großen Stunde meiner Primiz.<sup>292</sup> In lautem stillen Danke fließt mein Herz über gegen den barmherzigen Gott, der mich führte wie ein guter Hirte. Ach, ich finde keine Worte, um der Stimmung meines Herzens jetzt und am vergangenen Sonntag Ausdruck zu geben.

Sonntag, 20. Juni 1920, an dem glücklichsten Tage meines Lebens, litt es mich um 4 Uhr morgens nicht mehr im Bett; beten, beten!! //

In aller Stille zog ich mich im Geiste in den Abendmahlssaal zurück, in die Stunde, da der göttl. Heiland selbst die erste Priesterweihe spendete, und lauschte den hehren heiligen Worten des Herrn. Keinen Abschnitt der hlg. Schrift lese ich lieber, als diese wunderbaren göttlichen Mahnungen und Verheißungen. Bald darauf hielt der Herr Regens die Schlußbetrachtung über die Beharrlichkeit und nahm herzlichen Abschied von uns. In überaus gewinnender herzlicher seelsorglicher Weise hat er die ganzen Exerzitien gehalten, zumal aber diesen letzten Vortrag.

---

<sup>289</sup> Der Anfang der so genannten goldenen Sequenz von Stephanus Langton Cantuariensis (1165–1228), die zur Pfingstliturgie gehört: Komm, o Geist der Heiligkeit! Aus des Himmels Herrlichkeit sende deines Lichtes Strahl!

<sup>290</sup> Du bist Priester bis in Ewigkeit!

<sup>291</sup> Die liturgischen lateinischen Texte der Priesterweihe inklusive des liturgischen Ablaufs siehe Pontificale Romanum Clementis VIII ac Urbani VIII iussu editum et a Benedicto XIV recognitum et castigatum, Paris 1859, S. 44–59.

<sup>292</sup> Siehe Anm. 272.

Und dann kam die Zeit, wo wir im reinen weißen Kleide in die Kirche<sup>293</sup> zogen; man fühlte es, wie die Augen der unzähligen Menschen auf einem ruhten; aber ich hatte mich bald von dieser Last frei gemacht. Unsere erste hlg. Messe begann, – wir warfen uns in tiefster Ehrfurcht zu Boden, – alle Heiligen werden nochmals um ihre Fürbitte angegangen, – dann nahte der Bischof.<sup>294</sup> Unablässig stammelten Herz und Lippen das „Veni Sancte Spiritus“ ... bis die Hände des Hochwürdigsten Vaters schwer auf dem Haupte ruhten und unsichtbarer und doch im Glauben fühlbarer Weise uns die größte Gnade zuteil wurde. – – – Ich weinte vor Glück und heiliger Freude.

Und nun folgte eine herrliche Handlung der anderen; „Accipe iugum Domini ...!“<sup>295</sup> – – – Meßgewand; – – Salbung der Hände ... u.s.w. // Worte können nicht schildern, was da mein Herz bewegte; nur die Lippen konnten leise stammeln – – – –.

---

<sup>293</sup> Die Priesterweihen fanden zu dieser Zeit traditionell in St. Peter statt. Vgl. Müller, Ausbildung, S. 241.

<sup>294</sup> Da der Erzbischof erkrankt war, nahm der Weihbischof Friedrich Justus Knecht („s'Knechtle“, wie Schwall TB 15. 7. 1920 schreibt) die Weihe vor. Knecht, geb. 7. 10. 1839, ord. 5. 8. 1862. Vikar in Durmersheim, Rastatt, Freiburg (St. Martin), zugleich Präfekt im Erzbischöflichen Knabenseminar, ab 1864 Kurat in Emmendingen, ab 1866 Pfarrer in Buchholz (bei Freiburg), 1869 Pfarrverweser in Gengenbach, ab 1871 Pfarrverweser in Seelbach (Dekanat Lahr), im selben Jahr noch Pfarrverweser in Reichenbach (Dekanat Lahr), ab 1872 dort Pfarrer, 1877 mit Absenz Pfarrverweser in Erlach, ab 1879 desgleichen in Schuttertal, ab 1880 Pfarrer daselbst. Ab 1882 Domkapitular, ab 1894 Weihbischof, ab 1896 Domdekan, 1896 bis 1898 Erzbistumsverweser. † 31. 1. 1921. Vgl. FDA 54 (1926), S. 10–12; Schmider, Bischöfe, S. 101–108.

<sup>295</sup> Empfange das Joch des Herrn. Teil der Liturgie zur Priesterweihe.

## **Das verzwickte Ja der Katholiken zur NS-Diktatur: Die Erzdiözese Freiburg im „neuen Reich“ 1933/34**

Von Wolfgang Hug

Warum haben die Katholiken die Hitler-Diktatur nicht verhindert? Hatten sie keine Möglichkeit dazu? Oder wollten sie sich gar nicht ernsthaft gegen die Nazis wehren? Wer (oder was) hat sie gehindert, der NSDAP den Weg zur totalen Machtergreifung zu versperren? Es gibt neue Quellen, neue Gesichtspunkte, neue Einschätzungen hierzu.

### **Die Ausgangslage**

Anfang der 1930er-Jahre schien die Welt für die Katholiken in der Erzdiözese Freiburg noch in Ordnung. Die Einschränkungen, mit denen die Kirche im Großherzogtum Baden behindert gewesen war, hatte der demokratische Staat 1919 alle abgeräumt. Bei der katholischen Bevölkerung (rund 60 % der Badener) war die Führungsrolle des Klerus unbestritten. Das kirchliche Vereinsleben blühte. Der „Volkverein für das katholische Deutschland“ hatte zwar durch den Weltkrieg gut die Hälfte seiner Mitglieder verloren, bildete aber immer noch ein festes Laienfundament der Kirche, hier in der Diözese geführt von Dr. Ernst Föhr.<sup>1</sup> Zahlreiche Orden hatten Niederlassungen gegründet. Die Frauenorden und weiblichen Kongregationen erlebten den größten Boom aller Zeiten. Man zählte mehr als 7000 Ordensschwwestern in der Diözese. In den mehrheitlich katholischen Orten war die Kirche vielfach präsent, mit Pfarrhaus, Kirche und Kinderschule, Pfarrheim, Nähstube und Krankenstation, mit

---

<sup>1</sup> Zu Föhr vgl. Franz Kern, Dr. Ernst Föhr, in: FDA 102 (1982), S. 139–148; weitere Hinweise auch unter Anm. 28. Als der „Volkverein“ Mitte 1934 aufgelöst wurde, hatte er in der Erzdiözese noch ca. 30 000 Mitglieder.

Pfarrjugend und Standesvereinen.<sup>2</sup> Politisch vertrat die Zentrumsparterie die Interessen der Kirche im Land und zusammen mit der Bayerischen Volkspartei BVP im Reich. Ein „katholisches Milieu“ gab dem Kirchenvolk ein wohltuendes Wir-Gefühl mit gelebter Solidarität.<sup>3</sup>

Wo standen die Katholiken hier im Land in der damaligen politischen Landschaft? Dass sie in der Weimarer Republik schlechte Demokraten gewesen seien, stimmt so nicht.<sup>4</sup> Das Zentrum, die Katholikenparterie, war gerade in Baden zu einem stabilen Pfeiler der republikanischen Staatsordnung geworden. Es war bis zum Ende des Freistaats stärkste Partei im Landtag und stets an der Regierung beteiligt. Allerdings gewann in der Partei, die in Baden unter Joseph Wirth und Joseph Schofer lange zur linken Mitte tendierte, nach Schofers Tod 1931 der rechte Flügel an Gewicht. Wie überall in Deutschland hatte anfangs der 1930er-Jahre ein Geistlicher den Parteivorsitz, in Baden seit 1931 Dr. Ernst Föhr. Kirche und Partei waren eng miteinander verzahnt. Gegen die wachsende Radikalisierung der politischen Öffentlichkeit von links wie von rechts wehrte sich die Kirchenleitung energisch. Im September 1930 hat das Mainzer Generalvikariat Katholizismus und Nationalsozialismus für unvereinbar erklärt. Am 19. März 1931 verabschiedeten die Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz unter dem Vorsitz des Freiburger Erzbischofs Karl Fritz eine scharfe Verurteilung der radikalen Parteien, insbesondere der NSDAP, und erklärten: *„Es ist ganz ausgeschlossen, dass die katholische Kirche in ihrer Lehre und ihrem Wirken sich von dem ‚Moral- und Sittlichkeitsgefühl einer Rasse‘, etwa der germanischen, leiten oder einengen oder verführen lässt [...] Deshalb müs-*

<sup>2</sup> Das Handbuch des Erzbistums Freiburg, Band 1 Realschematismus. Freiburg 1939 gibt für 1933 folgende Zahlen an: Gesamtbevölkerung Badens 2 412 951 Einwohner, davon 58,4 % = 1 408 532 Katholiken. Hinzu kamen in Hohenzollern 68 781 Katholiken von 72 991 Einwohnern insgesamt. Seit Gründung des badischen Großherzogtums hatte in Baden der Anteil der Katholiken von 67,1 % auf 58,4 % abgenommen, während in der gleichen Zeit der Anteil der evangelischen Einwohner von 31,2 % auf 38,7 % anstieg, was neben der Zuwanderung vor allem auf die höhere Lebenserwartung der Protestanten (bzw. ihre geringere Sterblichkeit) gegenüber den Katholiken zurückzuführen war.

<sup>3</sup> Heinz Hürten, *Deutsche Katholiken 1918–1945*. Paderborn 1992, bes. S. 63 ff. und S. 119 ff.; Alois Baumgartner, *Sehnsucht nach Gemeinschaft. Ideen und Strömungen im Sozialkatholizismus der Weimarer Republik*. München/Paderborn/Wien 1977. Hierzu und zum Folgenden Michael Kitzing: *Für den christlichen und sozialen Volksstaat. Die Badische Zentrumsparterie in der Weimarer Republik*. Düsseldorf 2013, bes. S. 81–190, 193–320 und 321 ff.

<sup>4</sup> Hierzu u. a. Karsten Ruppert, *Im Dienst am Staat von Weimar. Das Zentrum als regierende Partei in der Weimarer Demokratie*. Düsseldorf 1992.

*sen wir Bischöfe als die Hirten und Verkündiger der katholischen Glaubens- und Sittenlehre vor dem Nationalsozialismus warnen, weil und solange er Anschauungen verfolgt und verbreitet, die mit der katholischen Lehre unvereinbar sind. Es kann deshalb dem Katholiken nicht erlaubt sein, diese Anschauungen als wahr anzunehmen und sie in Wort und Tat zu bekennen.*<sup>5</sup> Eine klare Position! Zu denken gibt allerdings der Nachsatz: *„Diese Stellung haben wir bereits eingenommen und nehmen wir ein gegen die religiösen und sittlichen Irrlehren des Liberalismus, des Sozialismus und nicht zuletzt des Kommunismus.“*<sup>6</sup> Hier wird deutlich, dass die kirchliche Abwehr des Nationalsozialismus weltanschaulich begründet war, keineswegs politisch im engeren Sinn. Man sah nicht die Demokratie in Gefahr, sondern den rechten Glauben. Deutlich wurde das in der ersten systematischen Analyse des deutschen Katholizismus im Jahre 1933 gezeigt, die Ernst-Wolfgang Böckenförde 1960/61 in der Zeitschrift „Hochland“, einer geistigen Hochburg der deutschen Katholiken, veröffentlichte.<sup>7</sup>

In der Regel hatte man sich im Katholizismus lange nur theoretisch mit der NS-Ideologie befasst. Hitlers „Mein Kampf“ war zunächst in der Presse kaum wahrgenommen worden und kam erst nach dem enormen Wahlerfolg der NSDAP im September 1930 in die öffentliche Diskussion.<sup>8</sup> In der Zeitschrift „Der Gral“, der „katholischen Monatsschrift für Dichtung und Leben“, war im April 1931 eine ausführliche Bewertung von „Mein Kampf“ zu lesen, verfasst vom Herausgeber der Zeitschrift, dem Jesuiten Friedrich Muckermann. Er schrieb u. a. *„Es zeigt sich diese Unvereinbarkeit von Nationalsozialismus und Katholizismus schon in dem Anspruch auf Totalität, den beide erheben [...] Hitler sagt ausdrücklich, dass er den ganzen Menschen für das rein volkliche Ziel in Anspruch nehme, wodurch seine noch so oft als politisch gekennzeichnete*

<sup>5</sup> Akten deutscher Bischöfe über die Lage der Kirche 1933–1945, Bd.1 1933/1934, bearb. von Bernhard Stasiewski. Mainz 1968 S. 824ff.; wieder abgedruckt in: Hubert Gruber, Katholische Kirche und Nationalsozialismus 1930–1945. Paderborn 2006, hier S. 11.

<sup>6</sup> Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe S. 827 bzw. Gruber, Katholische Kirche S. 11; eindeutiger hatten sich die bayerischen Bischöfe am 10. Februar 1931 zum Nationalsozialismus geäußert in einer Anweisung, in der es u. a. heißt: *„Was der Nationalsozialismus Christentum nennt, ist nicht mehr das Christentum Christi.“*; Gruber, Katholische Kirche, S. 6.

<sup>7</sup> Ernst-Wolfgang Böckenförde, Der deutsche Katholizismus im Jahre 1933. Eine kritische Betrachtung, in: Hochland 53. Jg. 1960/61 S. 215–239 und 54. Jg. 1961/62 S. 217–245.

<sup>8</sup> Othmar Plöckinger, Geschichte eines Buches. Adolf Hitlers „Mein Kampf“ 1922–1945. München 2006.

*Weltanschauung zu einer religiösen wird, besser zu einem Religionser-satz. Das Volk selber sieht Hitler einzig von der Rasse her. Seine Hauptaufgabe besteht für ihn darin, dass es die Rasse rein erhalte. So sehr wird dies zum höchsten Zweck erhoben, dass selbst die Ethik in den Dienst der Rasse gestellt wird [...] Ganz unkatholisch ist ebenfalls die Einschätzung des Volkes, das für Hitler nur eine Masse ist, die man zu bändigen hat. Wie ein sadistischer Mann schwingt er die Peitsche gegen diese Masse, die er wohl als Weib bezeichnet. Wie kann es auch anders sein, wenn der Rassestandpunkt der entscheidende ist [...] Dass sich diese dem Katholizismus entgegengesetzte Lebensauffassung auch in der Kehrseite der Hitlerschen Rassenverherrlichung in seinem Antisemitismus offenbart, ist eigentlich selbstverständlich. Es sei hier nur dieses hervorgehoben, dass Adolf Hitler eine religiöse Auffassung des Alten Testaments völlig fehlt. All das, was an Werten in jenen Büchern der Heiligen Schrift enthalten ist, hat nach ihm einzig dem jüdischen Rasseinstinkt gedient [...] Jedenfalls gehört, von allen Gemütswerten einmal abgesehen, der Hitlersche Antisemitismus zu den krausesten und unmöglichsten Vorstellungen [...] Wir stehen dem Gesagten zufolge nicht an, zu behaupten, dass die Hitlersche Lebensauffassung und der Katholizismus nicht vereint werden können.<sup>9</sup>*

In aller Deutlichkeit ermahnte Walter Dirks in der Rhein-Mainischen Volkszeitung den politischen Katholizismus, seine Verantwortung für die Erhaltung der Demokratie ernst zu nehmen und sie gegen den Faschismus zu verteidigen. Er warnte das Zentrum vor der Illusion, zu glauben, die Partei könne im Bündnis mit der NSDAP mehr politischen Einfluss gewinnen. Am 1. Juli 1932 schrieb er, „... die Macht des Katholizismus ist mit dem Augenblick vorbei, wo die Parlamente beseitigt, politische Organisationen verboten, Zeitungen unter Zensur gestellt, die Schlüsselstellungen der Verwaltung in den Händen der herrschenden

<sup>9</sup> Zitiert aus: Der Gral 26/27, 1931/32, S. 415/416. Die Zeitschrift „Der Gral“ richtete sich an das gebildete katholische Lesepublikum und war nicht spezifisch theologisch ausgerichtet. In dem Beitrag „Auf der Gralswarte“, S. 412–417 setzte sich Muckermann mit „Mein Kampf“ und Publikationen über Hitler aus dem Jahr 1930 auseinander. Muckermann entzog sich der Verhaftung durch die Gestapo im Herbst 1934 durch die Emigration nach Holland, von wo er später nach Frankreich und von dort 1940 in die Schweiz floh, wo er 1946 verstarb. Nikolaus Junk (Hrsg.), Friedrich Muckermann. Im Kampf zwischen zwei Welten. Lebenserinnerungen. Mainz 1973; Hubert Gruber, Friedrich Muckermann, ein katholischer Publizist in der Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist. Mainz 1993.

*Gruppe sind*“.<sup>10</sup> Was für eine scharfsichtige Voraussage der Realität in der NS-Diktatur!<sup>11</sup>

Es gab indes nicht nur warnende Stimmen im katholischen Lager. Zwar blieb das Zentrum bis 1932 auf Distanz zur NSDAP, aber die Koalition mit der SPD wurde infrage gestellt. Der Freiburger Diözesangeistliche Wilhelm Maria Senn, langjähriges Zentrumsmittglied, veröffentlichte 1931 eine Broschüre mit dem Titel „Katholizismus und Nationalsozialismus“ mit scharfer Kritik am Bündnis des Zentrums mit der Linken und einem Plädoyer für eine Annäherung nach rechts. Das Kampfblatt der badischen NSDAP „Der Führer“ pries die Publikation des Pfarrers und druckte eine Sonderauflage der Zeitung mit Auszügen daraus in zigtausend Exemplaren, die von Haus zu Haus verteilt wurden. Das Zentrum schloss den Autor der Broschüre aus der Partei aus, und der trat fortan bei Parteiveranstaltungen der Nazis auf, wo das Publikum ihm mit Begeisterung zustimmte. Offenbar fand er den richtigen Ton, wenn er z. B. die weibliche Zentrumswählerschaft lächerlich machte mit Sätzen wie Frauen und Mädchen verstünden von Politik so viel wie eine Henne von der Mondscheinsonate. Das Erzbischöfliche Ordinariat dispensierte den Pfarrer im September 1931 vom Amt. Als er im Folgejahr ein zweites Pamphlet „Halt! Katholizismus und Nationalsozialismus“ – diesmal beim Zentralverlag der NSDAP, Franz Neher Nachfolger – herausbrachte, wurde ihm vom Freiburger Erzbischof auch Redeverbod erteilt. Prompt wich der renitente Geistliche nach Münster aus, wo er im „Vaterländischen Katholikenbund“ für seine Rede anhaltenden Beifall bekam.<sup>12</sup> Als engagierter Sympathisant der NSDAP tat sich schon seit 1930 der als Volksschriftsteller erfolgreiche Pfarrer Heinrich Mohr hervor. Vom Pfarrdienst beurlaubt, lebte er seit 1907 von seinen Publikationen. 1933/34 schrieb er für die Parteizeitung der Nazis „Der Alemanne“, oft in erklärter Gegnerschaft zu Erzbischof Gröber. Die Freiburger Theologische Fakultät hatte

---

<sup>10</sup> Rhein-Mainische Zeitung vom 1. 7. 1932 „Katholizismus und Demokratie“. Diese und zahlreiche weitere Texte zur Politik sind im 2. Band der Gesammelten Schriften von Walter Dirks veröffentlicht: Gegen die faschistische Koalition – politische Publizistik 1930–1933, hrsg. von Fritz Boll. Zürich 1990, das Zitat S. 261.

<sup>11</sup> Zu Walter Dirks auch: Ulrich Bröckling, Katholische Intellektuelle in der Weimarer Republik. München 1993.

<sup>12</sup> EAF, Personalakte Wilhelm Maria Senn († 1940), 3 Bände.

Mohr trotz seiner rechtslastigen Tendenzen den Ehrendokortitel verliehen.<sup>13</sup>

In knappster Form hielt die Fuldaer Bischofskonferenz am 17. August 1931 noch einmal die grundsätzliche Haltung zum Nationalsozialismus in dem Satz fest: „*Sämtliche Ordinariate haben die Zugehörigkeit zu dieser Partei für unerlaubt erklärt.*“<sup>14</sup> Kurz zuvor hatten die Bischöfe in Fulda zur Bekämpfung des Radikalismus, „*des extremen Nationalismus wie auch des Sozialismus und Kommunismus*“, mit dem Argument aufgerufen „*wenn diese siegen würden, dann wäre jede menschenwürdige Freiheit dahin*“.<sup>15</sup> Wie kam es aber zur Kehrtwende der Bischöfe, gerade auch beim Freiburger Erzbischof? Konnte man sich nicht darauf verlassen, die Katholiken würden den Nationalsozialismus in Schranken halten? Aber war der politische Katholizismus dazu überhaupt stark genug? Und anders gefragt: Wie stark waren die Nationalsozialisten selbst? Mit diesen Fragen befassten sich in den vergangenen 60 Jahren unzählige Forschungen, Studien, Veröffentlichungen. Besondere Verdienste erwarb sich die von katholischer Seite eingerichtete „Kommission für Zeitgeschichte“ mit ihren inzwischen weit über 150 Bänden in den beiden Reihen „Quellen“ und „Forschungen“.<sup>16</sup>

<sup>13</sup> Zu Mohr Renate Liessem-Breinlinger in: *Badische Biographien, Neue Folge I*. Stuttgart 1982, S. 211–213. Joseph Wirth schrieb nach 1945 über Mohr, er sei „*ein voller Nazipfaffe*“ gewesen. Zitiert hier S. 213. Im Nekrolog im FDA 77 (1957), S. 184 wird hingegen behauptet: „*Den weltanschaulichen Tendenzen des Nationalsozialismus stand er innerlich – trotz äußerer anfänglicher Sympathie – fern.*“ Dabei hatte Mohr die Schmutzkampagne Streichers gegen Erzbischof Gröber initiiert und unterstützt. Seine „volkstümlichen“ Werke strotzen von chauvinistischen Parolen. Ein Beispiel aus seinem „Buch für das deutsche Volk“ mit dem Titel „Die Heimat“ (Herder, Freiburg 1917): „*Schmach über den Wicht, der noch je sein Deutschtum verleugnen kann! Deutscher, trage höher dein Haupt in edlem und gerechtem Stolz! Vergiß an keinem Ort, dass ein Weltvolk in dir lebt*“ – „*Deine Väter hatten Paris nachgeöffit, nun betrieben deine Söhne, was ärger war, die Engländerei, die herzfrostige, selbstberechnende [...] Der Feind musste kommen und das Schwert nach dem Herzen Deutschlands zücken, damit viele wieder die Liebe zu ihrem Volke fanden*“ (S. 2/3).

<sup>14</sup> Protokoll der Fuldaer Bischofskonferenz vom 17. August 1931 in Stasiewski, *Akten deutscher Bischöfe*, S. 843 mit Quellenangaben. Zitiert in: Gruber, *Katholische Kirche*, S. 13.

<sup>15</sup> Richtlinien der Fuldaer Bischofskonferenz vom 3./5. August 1931. Es handelt sich um ein umfangreiches Dokument in: Stasiewski, *Akten deutscher Bischöfe*, S. 828–832; zitiert auszugsweise in: Gruber, *Katholische Kirche*, S. 12.

<sup>16</sup> Die Reihe A „Quellen“ besteht inzwischen aus über 50 Bänden, die Reihe B „Forschungen“ umfasst sogar mehr als 100 Bände. Bilanzen zum Thema: Karl-Josef Hummel/Michael Kißener (Hrsg.), *Die Katholiken und das Dritte Reich. Kontroversen und Debatten*. Paderborn 2010; Christoph Kösters/Mark Edward Ruff (Hrsg.), *Katholische Kirche im Dritten Reich. Eine Einführung*. Freiburg 2011.

Bei den badischen Landtagswahlen im Oktober 1929 hatte die NSDAP erstmals sechs von 88 Sitzen gewonnen. Bei den Reichstagswahlen im September 1930 blieb das Zentrum in Baden mit knapp 30% der gültigen Stimmen erfolgreichste Partei, aber die Nationalsozialisten überflügelten die SPD und bekamen im Land über 19%. Im Reichstag bildeten sie die zweitstärkste Fraktion. Die Reichstagswahlen im Jahr 1932 brachten der NSDAP schließlich über ein Drittel der gültigen Stimmen. Und nachdem Adolf Hitler am 30. Januar 1933 zum Kanzler ernannt worden war, konnte seine Partei bei der Neuwahl am 5. März des Jahres mit massivem Terror knapp 44% der Stimmen erringen und zusammen mit der DNVP (8%) die Regierungsmehrheit bilden. Der Wahlauf Ruf der Fuldaer Bischofskonferenz hatte die Katholiken aufgefordert: *„Wählet Abgeordnete, deren Charakter und erprobte Haltung Zeugnis gibt von ihrem Eintreten für Frieden und soziale Wohlfahrt des Volkes, für den Schutz der konfessionellen Schulen, der christlichen Religion und der katholischen Kirche. Hütet euch vor Agitatoren und Parteien, die des Vertrauens des katholischen Volkes nicht würdig sind.“*<sup>17</sup> Tatsächlich konnte sich das Zentrum mit der (ebenfalls katholischen) Bayerischen Volkspartei BVP mit insgesamt etwa 6 Millionen Stimmen behaupten. Aber die bisherigen Wähler bürgerlicher Parteien und vor allem die früheren Nichtwähler und jungen Neuwähler, rund 5 Millionen, die jetzt zur Urne gingen<sup>18</sup>, sicherten der NSDAP ihren überwältigenden Wahlerfolg. Als Bollwerk gegen die NS-Partei erwies sich der politische Katholizismus im Deutschen Reich schlechthin als überfordert.<sup>19</sup> Die Katholiken machten 1933 im Reich weniger als ein Drittel der Bevölkerung aus. In den meinungsbildenden Eliten von Kultur, Wirtschaft und Wissenschaft waren sie hoffnungslos unterrepräsentiert. Außerhalb vom Rheinland und von Westfalen, Bayern und Baden sowie dem Saarland hatten die Katholiken auch in den Landtagen und Provinzparlamenten wenig, z. T. verschwindend wenig Einfluss. Die (ver-

---

<sup>17</sup> Aufruf der Fuldaer Bischofskonferenz vom 20. Februar 1933 = Mahnwort an das katholische Volk, in: St. Konradsblatt, Familienblatt der Erzdiözese Freiburg 17/1933, S. 133, ebenfalls in: Gruber, Katholische Kirche, S. 22.

<sup>18</sup> Bei der letzten Reichstagswahl vor der Weltwirtschaftskrise betrug die Wahlbeteiligung 75,6%, am 5. März 1933 stieg sie auf 88,8%.

<sup>19</sup> Im St. Konradsblatt 17/1933, S. 138f. wurde die Wahl als *„eine geistige Entscheidungsschlacht“* bezeichnet. Zum Wahlausgang wurde in derselben Zeitschrift Mitte März (S. 162) die Hoffnung ausgesprochen, dass eine *„Zusammenarbeit des Zentrums mit Hitler-Hugenberg möglich sein wird“*.

meintliche) Stärke des deutschen Katholizismus beruhte auf seiner Geschlossenheit. Aber die war, zumal im Bürgertum, schon brüchig geworden.

### Das Ja zum „Ermächtigungsgesetz“

Gestützt auf die Märzwahl nutzte die Reichsregierung ihre Macht sogleich auf rücksichtslose Weise: Durch Unterwerfung der Polizei und Einsatz der SA und SS als Hilfspolizei, durch Verfolgung und Verhaftung von Gegnern des Regimes, Knebelung der Presse, Entlassung von Beamten und vor allem durch die beginnende Gleichschaltung der Länder. Am 11. März 1933 wurde die geschäftsführende Regierung Badens (angeführt vom Zentrum) durch den Reichskommissar Robert Wagner entmachtet. Knapp eine Stunde zuvor hatte sie noch das Konkordat des Landes Baden mit dem Vatikan unterzeichnet und in Kraft gesetzt.<sup>20</sup>

Die Gewaltmaßnahmen der NS-Regierung taten ihre Wirkung. Auch bei den Katholiken im Erzbistum Freiburg. Mit dem Gemisch von Einschüchterung und Propaganda schufen die Nationalsozialisten ein labiles Klima der Angst einerseits und der Bewunderung andererseits gegenüber der von den Nationalsozialisten demonstrierten Politik der Stärke. Unter den massenhaft der NSDAP beitretenden „Märzgefallenen“ waren viele Katholiken im Land. Der Apostolische Nuntius Cesare Orsenigo berichtete am 22. März nach Rom *„Es ist leider nicht zu verneinen, dass das katholische Volk sich, abgesehen von wenigen Ausnahmen, dem neuen Regime mit Enthusiasmus zugewandt hat“*.<sup>21</sup> Schon vorher hatte Erzbischof Gröber am 18. März dem Kardinalstaatssekretär Pacelli

<sup>20</sup> Ernst Föhr, Geschichte des badischen Konkordats. Freiburg 1958. In einem Beitrag zu dem bevorstehenden badischen Konkordat wurde im St. Konradsblatt der Erzdiözese Freiburg aus dem Osservatore Romano zitiert: *„Ein Katholik darf seine Stimme nicht einer Partei geben, die die katholischen Interessen vernachlässigt oder verrät.“* St. Konradsblatt 17/1933 S. 87. Zum badischen Konkordat wird auf die grundlegende Arbeit von Susanne Plück verwiesen: Das badische Konkordat vom 12. Oktober 1932. Mainz 1984; ferner: Alexander Hollerbach, Das badische Konkordat vom 12. Oktober 1932 (1979), Sonderdruck der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg 2008; Michael Kitzing: Für den christlichen und sozialen Volksstaat S. 351–360.

<sup>21</sup> Orsenigo vertrat als Nuntius in der Nachfolge von Pacelli von 1930 bis 1946 die Kurie in Deutschland. Bis 1934 hatte es außerdem eine Nuntiatur für Bayern in München gegeben. Über Orsenigo: Hubert Wolf, Papst & Teufel. Die Archive des Vatikans und das Dritte Reich. München 2008 bzw. Becksche Reihe 2012, S. 162ff.

in Rom geschrieben: *„Betäublich ist dabei, dass auch in meiner Erzdiözese eine größere Anzahl rein katholischer Gemeinden mit fliegenden Fahnen zu dieser Partei (der NSDAP) hinübergezogen sind [...] Interessant und tief bedauerlich ist es jetzt schon, dass manche, die bisher treu zum Zentrum und zu den katholischen Organisationen gestanden sind, nunmehr sich ängstlich zurückziehen oder ihre Anmeldung bei den Nationalsozialisten bereits vollzogen haben.“*<sup>22</sup> Gröber räumte in dem Brief allerdings auch ein: *„Für mich selber handelt es sich namentlich darum, mit einer gewissen Elastizität mich den neuen Verhältnissen anzupassen, ohne irgendwelche katholische Anschauungen und politische Beziehungen damit preiszugeben. Vor allem müssen wir alles unterlassen, was wie eine Provokation der neuen Herrschaft aussehen und gegen die Kirche und ihre Priester einnehmen könnte.“*<sup>23</sup>

Die endgültige Wende brachte die Zustimmung aller Reichstagsparteien, mit Ausnahme der SPD, am 24. März zum „Ermächtigungsgesetz“.<sup>24</sup> Der entscheidenden Reichstagsitzung war die glänzende Inszenierung des „Tags der nationalen Erhebung“ in Potsdam am 21. März 1933 vorangegangen. Am katholischen Gottesdienst, der vor dem Staatsakt stattfand, hatten Vizekanzler von Papen wie auch etliche Nationalsozialisten teilgenommen. Hitler und Goebbels jedoch waren dem Gottesdienst demonstrativ ferngeblieben. Dazu hieß es in einer amtlichen Erklärung, aufgrund von Verlautbarungen katholischer Bischöfe hätten katholische Geistliche den Führer und Mitglieder der NSDAP als Abtrünnige der Kirche bezeichnet, die nicht in den Genuss der Sakramente kommen dürfen. Diese Erklärungen seien bis heute nicht widerrufen.<sup>25</sup> Das „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“, wie es offiziell hieß, ermächtigte die NS-Regierung für vier Jahre, Gesetze ohne das Parlament zu erlassen. Weil dafür die Verfassung geändert werden musste, brauchte der Regierungsantrag eine Zweidrittelmehrheit. Die hätte das Zentrum zusammen mit den SPD-Abgeordneten verhindern können. Hitler hatte dem Parteivorstand unter dessen Spitze Prälat Dr. Ludwig Kaas in einem ausführlichen Gespräch am 22. März erhebliche

<sup>22</sup> Gröber an Pacelli am 18. 3. 1933, zitiert aus Nachlass Gröber im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, wiedergegeben in Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 9.

<sup>23</sup> Ebd., S. 10.

<sup>24</sup> Grundlegend: Rudolf Morsey, Das „Ermächtigungsgesetz“ vom 24. März 1933. Düsseldorf 2010.

<sup>25</sup> Zitiert im St. Konradsblatt 17/1933, S. 212 ff.

Zusicherungen für die Einhaltung rechtsstaatlicher Grundsätze sowie für die Anerkennung kirchlicher Interessen gegeben.

Am Nachmittag des 23. März hielt Hitler seine mehrstündige Regierungserklärung vor dem Reichstag zur Begründung der Gesetzesvorlage. Darin erklärte er im Blick auf das Zentrum: *„Die nationale Regierung sieht in den beiden christlichen Konfessionen wichtige Faktoren unseres Volkstums. Sie wird die zwischen ihnen und den Ländern abgeschlossenen Verträge respektieren. Sie erwartet aber und hofft, dass die Arbeit an der nationalen und sittlichen Erhebung unseres Volkes, die sich die Regierung zur Aufgabe gestellt hat, umgekehrt die gleiche Würdigung erfährt [...] Die nationale Regierung wird in Schule und Erziehung den christlichen Konfessionen den ihnen zukommenden Einfluss einräumen und sicherstellen. Ihre Sorge gilt dem aufrichtigen Zusammenleben zwischen Kirche und Staat [...] Ebenso legt die Reichsregierung, die im Christentum die unerschütterlichen Fundamente des sittlichen und moralischen Lebens unseres Volkes sieht, den größten Wert darauf, die freundschaftlichen Beziehungen zum Heiligen Stuble weiter zu pflegen und auszugestalten.“*<sup>26</sup>

In der Zentrumsfraktion wurde leidenschaftlich über die Gesetzesvorlage diskutiert. In einer Probeabstimmung stimmten von den 72 Abgeordneten 57 dafür, neun dagegen, fünf enthielten sich. Heinrich Brüning und Joseph Wirth sollen nachdrücklich vor der Zustimmung gewarnt haben. Prälat Kaas zwang die Fraktion indes mehr oder weniger zu einem geschlossenem Votum. Er hat wenig später sein *„gutes persönliches Verhältnis zu Hitler“* zum Ausdruck gebracht und rühmte sich selbst der von ihm herbeigeführten Entscheidung der Fraktion.<sup>27</sup> Der

<sup>26</sup> Zitiert in Gruber, Katholische Kirche, S. 34/35.

<sup>27</sup> Die Vorgänge schildert präzise (mit Verweisen auf frühere ausführliche Darstellungen) Rudolf Morsey, Ermächtigungsgesetz und Reichskonkordat 1933, in: Christoph Kösters/Mark Edward Ruf (Hrsg.), Die katholische Kirche im Dritten Reich. Eine Einführung, Freiburg 2011, S. 35–49. Hier auch die Belege für die Äußerungen von Kaas in den Fußnoten 11 und 15. Nuntius Orsenigo berichtet am 24. März 1933 an Pacelli: *„Ich nehme an, dass die dieser Tage von Prälat Kaas geführten Verhandlungen, der Regierung die Stimmen des Zentrums (zur Annahme des Ermächtigungsgesetzes) zu sichern, die Regierung beeinflusst haben, besonders hinsichtlich der Konkordate.“* Vgl. Ludwig Volk (Hrsg.), Das Reichskonkordat, Mainz 1972, S. 4f.; wie Georg Denzler in: Thomas Brechenmacher (Hrsg.), Das Reichskonkordat 1933, Paderborn 2007 ausführt, hatte von Papen, Hitlers „Steigbügelhalter“, schon früher Hitler für die Idee eines Konkordats gewonnen. Erzbischof Gröber schreibt in seiner umfangreichen Denkschrift *„Meine Mitarbeit am deutschen Konkordat“* – abgedruckt in: Ludwig Volk (Bearb.), Kirchliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933, Mainz 1969, S. 305–352, S. 314 –, dass

badische Zentrumsvorsitzende Ernst Föhr, vom Papst für seine Verdienste um das badische Konkordat zum Prälaten ausgezeichnet, stimmte selbstverständlich auch für das Gesetz.<sup>28</sup> Die liberale „Frankfurter Zeitung“ zitierte in ihrer Ausgabe vom 1. April 1933 Föhr, der die Zustimmung des Zentrums in folgender Weise rechtfertigte: *„Das Zentrum werde keine lediglich negative Opposition treiben, sondern am Aufbau und der Überwindung des Chaos mitarbeiten. Die Erklärung des Reichskanzlers und die Loyalität, mit der er seine Zusagen eingelöst habe, rechtfertige das Vertrauen bei der Zustimmung zum Ermächtigungsgesetz. Der Reichskanzler habe die Hand zur Versöhnung gereicht und Dr. Kaas habe in die Hand eingeschlagen. Von den unteren Organen seien daraus noch keine Konsequenzen gezogen worden, aber das seien wohl lediglich Übergangerscheinungen.“*<sup>29</sup>

Die regionale Tageszeitung der Zentrumspartei, die „Freiburger Tagespost“, kommentierte am 24. und 25. März 1933 die Zustimmung der Partei zum Ermächtigungsgesetz u. a. damit, dass es den bisherigen revolutionären Ereignissen ein Ende setze. Um Schlimmeres zu verhüten, müsse die Partei zurückstehen, weil Volk und Vaterland über allen Parteiinteressen stünden. Im Übrigen glaube man an die Möglichkeit zur Mitarbeit am großen Neuen, das im Werden ist.<sup>30</sup> In unmissverständlicher Klarheit erklärte das Freiburger St. Konradsblatt die Bedeutung der „historischen Reichstagssitzung“ vom 23./24. März 1933 in einem längeren Beitrag, der hervorhebt: *„Jetzt verzichtet der Reichstag freiwillig auf jegliche Einflussnahme und Mitwirkung bei politischen Beschlüssen sowie in der gesamten Gesetzgebung. Die Rechte der Volksvertretung werden auf vier Jahre an die Regierung delegiert.“*<sup>31</sup>

---

von Pape bei seinem Besuch bei Papst Pius XI. an Ostern 1933 die Idee eines Reichskonkordats zur Sprache gebracht habe. Gröbers Denkschrift ist auch abgedruckt in Bruno Schwalbach, Erzbischof Conrad Gröber und die deutsche Katastrophe. Karlsruhe 1994, S. 120–183.

<sup>28</sup> Paul-Ludwig Weinacht, Ernst Föhr (1892–1976), in: Ders.: Politische Kultur am Oberrhein. Karlsruhe 2012, S. 119–131, hier S. 126. Übrigens hatten z. B. auch der erste deutsche Bundespräsident Theodor Heuss oder der erste Ministerpräsident von Baden-Württemberg, Reinhold Maier, seinerzeit dem Ermächtigungsgesetz zugestimmt.

<sup>29</sup> Frankfurter Zeitung vom 1. April 1933. Zitiert aus der von mir betreuten Zulassungsarbeit von Mechthild Volk, Die Machtergreifung des Nationalsozialismus im Spiegel einiger regionaler Tageszeitungen (Oberbaden) und einer überregionalen Tageszeitung. PH Freiburg 1971, S. 81.

<sup>30</sup> Freiburger Tagespost 24./25. März 1933. Zitiert aus: Mechthild Volk, Die Machtergreifung, S. 82.

<sup>31</sup> St. Konradsblatt 17/1933, S. 213.

Der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz; Kardinal Bertram, übermittelte ziemlich überstürzt am 25. März allen Bischöfen telegrafisch den Entwurf einer Erklärung für eine neue Verhaltensrichtlinie gegenüber dem Nationalsozialismus mit der Bitte um telegrafische Nachricht „Angenommen“ oder „Abgelehnt“ bis zum 29. März. Schon am 28. März konnte er aufgrund der Zustimmung vieler Bischöfe eine offizielle Kundgebung veröffentlichen, in der die bislang geltende Ablehnung der nationalsozialistischen Bewegung und die entsprechenden Verbote und Warnungen „*nicht mehr als notwendig betrachtet zu werden brauchen*“. Zur Begründung heißt es in dem Text: „*Es ist nunmehr anzuerkennen, dass von dem höchsten Vertreter der Reichsregierung, der zugleich autoritärer Führer jener Bewegung ist, öffentlich und feierlich Erklärungen gegeben sind, durch die der Unverletzlichkeit der katholischen Glaubenslehre und den unveränderlichen Aufgaben und Rechten der Kirche Rechnung getragen sowie die vollinhaltliche Geltung der von den einzelnen Ländern abgeschlossenen Staatsverträge durch die Reichsregierung ausdrücklich zugesichert wird.*“<sup>32</sup>

Ungehört blieben die Warnungen, die z. B. in der vom Freiburger Verlag Herder verlegten Jesuitenzeitschrift „*Stimmen der Zeit*“ zu lesen waren. Hier hatte sich u. a. Gustav Gundlach SJ in seinem Beitrag „*Grundsätzliches über Partei und Parteien*“ klar gegen die von den Nationalsozialisten vertretene Ideologie, die „*auf eine partei- und parlamentsunabhängige autoritäre Staatsführung hinstrebt*“ geäußert. Die Theorie des „*Dezisionismus*“ als politisches Machtprinzip, mit der der katholische Jurist Carl Schmitt diese Maxime begründet hatte, wies Gundlach entschieden zurück.<sup>33</sup> Auch Max Pribilla SJ nahm in der Zeitschrift Stellung zu den Ereignissen, wobei er offenbar den Argwohn der Nationalsozialisten damit weckte, dass er den klugen Satz von Augustinus zitierte: „*Wenn die Gerechtigkeit fehlt, was sind dann die Reiche anders als große Räuberbanden?*“<sup>34</sup> Noch deutlicher wandte sich in der gleichen Zeitschrift Mitte des Jahres 1933 der Jesuit Jakob Overmans in einem Beitrag „*Um Demokratie*“ gegen den Einparteienstaat und begründete ausführlich die Notwendigkeit einer „*gesunden Opposition, die keine Regierung, erst recht keine parlamentarische, entbehren kann,*

<sup>32</sup> Zitiert in Gruber, *Katholische Kirche* Nr. 21 und 22, S. 38/39f.

<sup>33</sup> Gustav Gundlach, *Grundsätzliches über Partei und Parteien*, in: *Stimmen der Zeit* 124 (1933), S. 148.

<sup>34</sup> Max Pribilla, *Verfassungstreue*, in: *Stimmen der Zeit* 125 (1933), S. 57ff.

*weil unter Menschen auf die Dauer jede unbeaufsichtigte Gewalt missbraucht wird*“. Weiter heißt es in dem Beitrag: *„Nun bietet gerade die organisch gewachsene Demokratie die beste Gewähr, dass die Staatsregierung nicht die Macht dem Gemeinwohl vorzieht.“* Und schließlich betonte Overmans: *„Der demokratische Staat ist allen Bürgern zur Hut übergeben, sie sind selber der Staat.“*<sup>35</sup> Deutlicher konnte man sich wohl nicht zur Demokratie bekennen!

Aber aus der Sicht der deutschen Mehrheit, auch der Katholiken und ihrer Bischöfe, hatte die Demokratie in den Weimarer Parlamenten versagt. Zur Verteidigung der Demokratie wollte man keinen Widerstand riskieren. Im Gegenteil. Als der o.g. Pfarrer Senn von Flehingen, einer aus *„der Reihe der Kämpfer des Nationalsozialismus“*, im Mai 1933 im „Kampfbund für deutsche Kultur“ in der Freiburger Festhalle einen regimefreundlichen Vortrag hielt, wurde er *„stürmisch begrüßt“*; am Ende der Veranstaltung sang die Menge stehend *„Deutschland, Deutschland über alles“* und das *„Horst-Wessel-Lied“*: *„Die Fahne hoch, die Reihen dicht geschlossen, SA marschiert ...“*<sup>36</sup>

Wenn in kritischen Urteilen die Hauptschuld an der Kapitulation der Kirche den Bischöfen und dem Klerus zugeschrieben wird, so ist freilich an den Druck zu erinnern, dem sie ausgesetzt waren, an die Angst vor einem erneuten „Kulturkampf“, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das kirchliche Leben so schwer beeinträchtigt hatte. Im Rückblick hat Erzbischof Gröber in einem Hirtenbrief vom 3. Oktober 1945 die Vorwürfe gegenüber den Bischöfen nachdrücklich zurückgewiesen.<sup>37</sup> Wahrscheinlich hatte der Apostolische Nuntius nicht Unrecht, wenn er im März 1933 eine wachsende Ungeduld des Kirchenvolkes feststellte, das zur Aufhebung der bischöflichen Warnungen vor dem Nationalsozialismus drängte. Offenbar hat Orsenigo auch das Zentrum zu einer Koalition mit der NSDAP ermuntert. Im Übrigen gab es, wie Walter Dirks schon im Juli 1932 festgestellt hatte, im kleinbürgerlichen und

<sup>35</sup> Jakob Overmans, Um Demokratie, in: Stimmen der Zeit 125 (1933), S. 23f.

<sup>36</sup> EAF, PA Senn, Band 3. Erzbischof Gröber vermerkte in seiner Rechtfertigungsschrift *„Meine Mitarbeit am deutschen Konkordat“* S. 307: Senn *„ist fern vom politischen Leben gebrochenen Herzens gestorben“*. Im Necrologium für die 1940 verstorbenen Geistlichen der Diözese heißt es über Senn: *„Senn war von großer Gemütsiefe und konnte sich für eine als richtig erkannte Idee lebhaft begeistern und mit großer Hingabe einsetzen ... Senn ist als Redner sehr hervorgetreten und hat sich auch schrifstellerisch betätigt.“* FDA 68 (1941), S. 51.

<sup>37</sup> Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg i. Br., 3. Oktober 1945, abgedruckt in Schwalbach, Gröber und die deutsche Katastrophe, S. 251–264, bes. S. 256–258.

bäuerlichen Teil des katholischen Volkes eine Affinität zum Nationalsozialismus, die zunehmend auch den katholischen Mittelstand infizierte.

### Das trügerische Reichskonkordat

Es gibt bis heute Gerüchte, Hitler habe dem Prälaten Kaas die Bereitschaft zugesichert, mit dem Vatikan über ein Reichskonkordat zu verhandeln, und ihn so mit dem Zentrum zum Einverständnis mit dem Ermächtigungsgesetz gebracht. Der beste Kenner der Materie, Rudolf Morsey, hat diese Vermutungen schon lange zurückgewiesen.<sup>38</sup> Die systematische Recherche in den 2003 freigegebenen Akten des Vatikanischen Geheimarchivs für die Jahre 1922–1939 hat Morseys Einschätzung voll bestätigt. Pacelli und Papst Pius XI. haben auf das Zentrum keinen Einfluss genommen und vor dem April 1933 keine Initiativen zu den Verhandlungen über das Konkordat ergriffen.<sup>39</sup> Tatsache ist, dass Mitte April Vizekanzler von Papen nach Rom reiste, um diese Verhandlungen zu einem Reichskonkordat einzuleiten. Sie wurden zügig vorangetrieben.<sup>40</sup> Von den deutschen Bischöfen war es vor allem der Freiburger Erzbischof Gröber, der die Sache förderte. Gröber, Jahrgang 1872, stammte aus demselben badischen Geniewinkel wie Heidegger, war durch sein Studium am Germanikum in Rom mit dem Vatikan vertraut und hatte beste Beziehungen zum Kardinalstaatssekretär Pacelli. Ihn hatte Gröber als Freiburger Domkapitular bei dessen Besuch als damaliger Nuntius beim Freiburger Katholikentag 1929 auf einer Reise durch Südbaden begleitet, und er wusste nur zu gut, wie sehr der Vatikan dem faschistischen Regime Mussolinis durch die Lateranverträge von 1929 zu Dank verbunden war.<sup>41</sup> 1932 war Gröber sozusagen im Handstreich vom Vatikan unter Ausschluss des Domkapitels zum Freiburger Erzbi-

<sup>38</sup> Vgl. seine Publikation unter Anm. 27.

<sup>39</sup> Ausführlich dazu Hubert Wolf, *Papst & Teufel. Die Archive des Vatikans und das Dritte Reich*. München 2008 bzw. Becksche Reihe 2012, S. 145–203.

<sup>40</sup> Vgl. oben Anm. 20. Die umfassende Darstellung bietet Ludwig Volk, *Das Reichskonkordat vom 20. Juli 1933. Von den Ansätzen in der Weimarer Republik bis zur Ratifizierung am 10. September 1933*. Mainz 1972.

<sup>41</sup> Zu Gröber grundlegend: Hugo Ott, Conrad Gröber, in: Jürgen Aretz/Rudolf Morsey/Anton Rauscher (Hrsg.), *Zeitgeschichte in Lebensbildern. Aus der katholischen Kirche des 19. und 20. Jahrhunderts*, Bd. 6. Mainz 1984; Ders., *Erzbischof Conrad Gröber (1872–1948)*, in: FDA 118 (1998), S. 357–372; Bruno Schwalbach, *Erzbischof Gröber und die nationalsozialis-*

schof kreierte worden. Intellektuell und rhetorisch hoch begabt, ein Patriot wie die meisten seiner Generation, scharfzüngiger Antibolschewist und Gegner der Liberalen. Er fürchtete nichts so sehr, als dass die Katholiken im neuen Staat erneut ins Abseits geraten könnten und dass es wieder zu einem Kulturkampf käme. Seine persönlichen Erinnerungen an den Kulturkampf in Baden lehrten ihn, es komme nicht nur darauf an, den katholischen Glauben zu verteidigen, sondern ebenso die Katholiken vor dem Vorwurf der Untreue gegenüber dem Vaterland zu schützen.<sup>42</sup> Seine ganze Hoffnung setzte er auf den jetzigen Einfluss der Katholiken im neuen Staat. Für ihn war wichtig: Der Führer war katholisch und ging, wie Gröber dem Domkapitel versicherte, zur Osterkommunion.<sup>43</sup> Auch der Vizekanzler von Papen war katholisch<sup>44</sup>, ebenso der Propagandaminister Joseph Goebbels<sup>45</sup> und auch der Reichsführer SS, Heinrich Himmler<sup>46</sup>. Vielleicht wurde Gröber deshalb auch Fördermit-

---

tische Diktatur. Karlsruhe 1986; Christoph Schmider, Die Freiburger Bischöfe. Freiburg 2002, S. 143–150. Gröbers Reisebeschreibung ist wieder abgedruckt in: Conrad Gröber, Mit dem Apostolischen Nuntius durch den Schwarzwald an den Bodensee, hrsg. und kommentiert von Johannes Werner, in: FDA 132 (2012), S. 79–117.

<sup>42</sup> Er hatte als Schüler in seiner Heimat Meßkirch in den 1870er-Jahren erlebt, wie alt-katholische Lehrer die Katholiken in der Klasse als die „römischen Siechen“ beschimpften. Hierzu Edwin-Ernst Weber (Hrsg.): Renitenz und Genie. Meßkirch und der badische Seekreis zwischen 1848/49 und dem Kulturkampf. Konstanz 2003, bes. die Beiträge von Weber, S. 91–127 und Hugo Ott, S. 189–202.

<sup>43</sup> Laut einer Aktennotiz im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, mitgeteilt vom 2007 verstorbenen früheren Leiter des Archivs, Dr. Franz Hundsnurscher. Im Rahmen der im Folgenden erörterten Diözesansynode erklärte Gröber am 27. April 1933: „Wenn heute in der Zeitung stand, dass Hitler protestantisch werden wollte, ist das eine Verleumdung. Hitler ist es, der es mit den Katholiken gut meint, Hitler wird nicht zugeben, dass die katholische Kirche in Deutschland untergeht in einem Mischmasch.“ EAF, B2-56-20, Reinschrift der Vorträge und Reden in der Synode. Die Passage ist in der Druckfassung der Diözesansynode weggelassen. Hitler ist nie aus der Kirche ausgetreten, wurde auch nicht exkommuniziert. Als Staatsoberhaupt war er von der Kirchensteuer befreit.

<sup>44</sup> Franz von Papen war Ordensmitglied bei den Rittern vom Heiligen Grab und Päpstlicher Geheimekammerer, ein Titel, den Papst Pius XII. dem „Steigbügelhalter Hitlers“ 1939 entzog, der ihm aber vom gutherzigen Papst Johannes XXIII. erneut zugeteilt wurde. „Von Papen ist cattolicissimo“, hatte der deutsche Vatikanbotschafter bei einer Audienz im Staatssekretariat des Vatikans versichert; außerdem erklärte er: „Hitler ist gebürtiger Katholik [...] Konstantin Freiherr von Neurath [...] [bleibt] als praktizierender Katholik in der Regierung Hitler.“ Zitiert von Wolf, Papst & Teufel, S. 179.

<sup>45</sup> Dass Goebbels sich 1931 in Berlin mit Magda Quandt evangelisch trauen ließ, wodurch er praktisch exkommuniziert war, wurde wohl geflissentlich verschwiegen. Wie Goebbels im Tagebuch 1941 schrieb, hat ihm der Führer verboten, aus taktischen Gründen, aus der Kirche auszutreten.

<sup>46</sup> Am 18. September 1936 erklärte Himmler vor dem Berliner Amtsgericht offiziell seinen Austritt aus der Kirche.

glied der SS, die als die anständigere, disziplinierte NS-Truppe galt, während die SA doch viele Rabauken in ihren Reihen hatte. Übrigens wurde dem Erzbischof 1938 die Mitgliedschaft entzogen mit der Begründung, er sei der Aufforderung zum freiwilligen Austritt nicht nachgekommen.

Vom 25. bis 28. April 1933 fand im Erzbischöflichen Ordinariat eine Diözesansynode statt. Vor der Versammlung erklärte der Erzbischof als höchste Autorität im Bistum: *„Wir dürfen und wir können den neuen Staat nicht ablehnen, sondern müssen ihn bejahen mit ‚unbeirrbarer Mitarbeit‘, wie es vor wenigen Tagen in einem Telegramm eines führenden katholischen Priesters und Politikers hieß. Das ist keine Charakterlosigkeit, sondern die Pflicht der Stunde aus klarer Erkenntnis. Eine ‚unbeirrbar Mitarbeit‘ allerdings mit Würde und Ernst.“* Was für eine verhängnisvolle Positionsbestimmung des Erzbischofs! Gröber fuhr fort: *„Wir müssen vor allem die Nerven behalten und dabei an das Volksganze und katholische Ganze denken, so schwer und so schmerzlich auch für manche, zumal für ergraute Menschen mit starrem Charakter, das Sichumstellen und Einfühlen ist. Wir müssen uns umschalten [...] Wir dürfen nicht provozieren, denn wer zum Schwert greift, kommt durch das Schwert um (Mt 26, 52) [...] Wir müssen uns einschalten, um Einfluss zu gewinnen.“*<sup>47</sup> Am gleichen Tag fand übrigens eine Konferenz von Vertretern der Kirchenprovinzen statt, auf der (nach einem Bericht von Ernst Föhr als Teilnehmer) der Berliner Bischof versicherte, Hitler habe den ernstesten Willen, mit der katholischen Kirche übereinzukommen. Zum 44. Geburtstag Adolf Hitlers am 20. April hatte Prälat Kaas aus Rom dem Führer gratuliert und ihm die *„unbeirrte Mitarbeit am großen Werk der Schaffung eines innerlich geeinten, sozial befriedeten und nach außen freien Deutschland“* versichert.<sup>48</sup> Aus dem Glückwunsch von Kaas hatte Gröber sein Bekenntnis zu „unbeirrbarer Mitarbeit“ übernommen.

Das Freiburger St. Konradsblatt berichtete in der Ausgabe vom 7. Mai 1933 ausführlich über die Diözesansynode und betonte mit Bezug auf Gröbers Aufruf zur Mitarbeit am neuen Staat: *„Diese wegweisenden Worte wurden allgemein als gegebene Richtlinien für die weiteren Verhandlungen empfunden.“* Das Blatt erwähnte weiter: *„Zum Schluss*

<sup>47</sup> Diözesansynode des Erzbistums Freiburg vom 25. bis 28. April 1933, hrsg. im Auftrag des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Dr. Conrad Gröber. Freiburg 1934, S. 22f.

<sup>48</sup> Volk, Kirchliche Akten, deutsche Übersetzung S. 9.

stellte sich Seine Exzellenz noch einmal mit aller Entschiedenheit zu seinem Ruf in seinem Einleitungsvortrag nach der Mitarbeit im Staat, so wie er heute geworden ist.“<sup>49</sup>

In einem gemeinsamen Hirtenbrief, den Gröber entworfen hatte und der am 3. Juni 1933 veröffentlicht wurde, erklärten die deutschen Bischöfe ihre grundsätzliche Zustimmung zum „nationalen Erwachen“, zur Betonung der Autorität und zur Forderung der organischen Eingliederung der Einzelnen in das Ganze, zum Bemühen, „die Ketten zu zerschlagen, in die uns andere schlugen“. Ausdrücklich betonten die Bischöfe: „Zu unserer großen Freude haben die führenden Männer des neuen Staates ausdrücklich erklärt, dass sie sich selbst und ihr Werk auf den Boden des Christentums stellen. Es ist das ein öffentliches, feierliches Bekenntnis, das den herzlichsten Dank aller Katholiken verdient.“ Und weiter: „Ein abwartendes Beiseitestehen oder gar eine Feindseligkeit der Kirche dem Staat gegenüber müsste Kirche und Staat verhängnisvoll treffen.“<sup>50</sup>

Ernst-Wolfgang Böckenförde, der spätere Freiburger Staatsrechtswissenschaftler und von 1983 bis 1996 Verfassungsrichter, war einer der ersten, wenn nicht der erste Katholik überhaupt, der – wie oben bereits angesprochen – das Verhalten des deutschen Katholizismus im Jahre 1933 einer kritischen Analyse unterzog und sie in der katholischen Zeitschrift „Hochland“ 1960/61 publizierte.<sup>51</sup> Die Kehrtwende im deutschen Katholizismus führte er vor allem auf den antiliberalen Kurs und die rein weltanschauliche, nicht eigentlich politisch motivierte Gegnerschaft der Kirche gegen den Nationalsozialismus zurück. Seine Deutung bewirkte damals einen Sturm der Entrüstung. Aber Böckenförde konnte die Gegenargumente weitgehend entkräften. Allerdings ist in Ergänzung zu der damaligen Debatte klarzustellen, dass es sowohl den Bischöfen wie auch vielen Zentrumspolitikern in ihrer Zustimmung zum „neuen Reich“ auch, wenn nicht sogar vor allem, um das ganze Vaterland ging, nicht nur um dessen katholischen Bevölkerungsteil. In seiner genannten

<sup>49</sup> St. Konradsblatt vom 7. Mai 1933, S. 288. Die Passage aus dem Schlussvortrag des Erzbischofs wurde in der gedruckten Fassung des Diözesanberichts weggelassen.

<sup>50</sup> Hirtenbrief der deutschen Bischöfe, hier zitiert aus: Gruber, Katholische Kirche, S. 80–86, bes. S. 83. Die Bischöfe erklären in dem Hirtenbrief aber auch ausdrücklich: „Nur glauben wir, dass eine Volkseinheit sich nicht nur durch die Blutsleichheit, sondern auch durch die Gesinnungsgleichheit verwirklichen lässt, und dass bei der Zugehörigkeit zu einem Staatswesen die ausschließliche Betonung der Rasse und des Blutes zu Ungerechtigkeiten führt, die das christliche Gewissen belasten“ (S. 82).

<sup>51</sup> Vgl. oben Anm. 7.

Rede vor der Freiburger Diözesansynode hat Erzbischof Gröber mit Nachdruck betont: *„Wir müssen [...] an das Volksganze und katholische Ganze denken [...] und nur den einen Gedankengang durchdenken: Was wird aus Deutschland, aus dem deutschen Volk, aus dem katholischen deutschen Volk, aus der ganzen Welt, wenn das Neue, das nun geworden ist, wieder zerfällt?“* Gröber war wie viele, wenn nicht wie die meisten seiner Zeitgenossen zutiefst Patriot. Das Vaterland war dieser Generation heilig, und das Vaterland – freilich auch das Christentum im Ganzen – sah man durch den Bolschewismus, aber auch durch das Chaos der fast bürgerkriegsähnlichen Zustände in den Monaten bis zum Ermächtigungsgesetz in Gefahr. Da erschien Hitler vielen als der große Retter. Der Einparteienstaat sowie die politische Gleichschaltung der Länder wurden hingenommen. Nach dem Verbot der SPD und der Selbstauflösung der bürgerlichen Splitterparteien musste sich am 5. Juli 1933 auch das Zentrum, sicher in Kenntnis der Bestimmungen des Konkordats, selbst auflösen. Der Parteivorsitzende Kaas weilte längst in Rom gleichsam im Asyl. Vergeblich hatte man auf bestimmte Begünstigungen gehofft, wie Goebbels im Tagebuch zum 1. Juli 1933 vermerkte: *„Das Zentrum will sich auflösen. Aber zu denselben Bedingungen wie die D.N.V.P. Abgelehnt. Soll so kaputt gehen.“*<sup>52</sup>

Am 8. Juli 1933 wurde das Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich paraphiert und am 20. Juli im Vatikan von Pacelli und von Papen unterzeichnet. Es sollte der NS-Regierung einen erheblichen Prestigegewinn im Innern wie im Ausland bescheren. Mit Nachdruck hatte der Freiburger Erzbischof zur Beschleunigung der Verhandlungen gedrängt.<sup>53</sup> Im Mai 1933 war er zusammen mit dem Osnabrücker Bischof Berning als Unterhändler in Rom. Die beiden galten als die am meisten staatsnahen Vertreter des Episkopats. Berning war preußischer Staatsrat und wurde von Hitler auch in Privataudienz empfangen. Von dem Jesuitenpater Robert Leiber, der wie Gröber aus Südbaden stammte und mit ihm befreundet war, wurde Gröber stets auf dem Laufenden gehalten.<sup>54</sup> In seiner Aufzeichnung *„Meine Mitarbeit*

<sup>52</sup> Joseph Goebbels, Tagebücher, hrsg. von Ralf Georg Reuth. Bd. 2, Serie Piper München 1992, S. 819; Rudolf Morsey: Der Untergang des politischen Katholizismus. Stuttgart 1977.

<sup>53</sup> Grundlegend: Clemens Bauer, Erzbischof Gröber und das Reichskonkordat, in: Festschrift für Wolfgang Müller. 1970, S. 287–331.

<sup>54</sup> Robert Leiber SJ, Der Vatikan und das Dritte Reich, in: Politische Studien 14 (1963), S. 293–298. Leiber war faktisch Privatsekretär von Pacelli.

am *deutschen Konkordat*“ schrieb Gröber, Papen habe Hitler von der Zweckmäßigkeit eines Konkordats überzeugen können. *„Nach seiner (Hitlers) Zusage trieb ich die Sache in Rom vorwärts.“*<sup>55</sup> Anfang Juli drängte Gröber Pacelli nochmals in einem Brief, das Reichskonkordat umgehend zu paraphieren.<sup>56</sup> Unmittelbar nach der Veröffentlichung des Konkordats sandte Gröber ein begeistertes Dankschreiben an Pacelli und drückte seine tiefe Befriedigung über den gewaltigen Erfolg aus. Aufrichtige Dankesbriefe an den Reichskanzler Hitler schrieben Kardinal Faulhaber, der Erzbischof von München und Vorsitzende der Bayerischen Bischofskonferenz, sowie Kardinal Bertram als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz. Der Vizekanzler dankte seinerseits Gröber wenige Tage nach Unterzeichnung des Konkordats ausdrücklich: *„Ich beeile mich, Ihnen von Herzen zu danken, insbesondere für Ihre so tätige Mithilfe und das so überaus große Verständnis, welches Sie der derzeitigen politischen Lage entgegengebracht haben, um dadurch dem Vertrag zur Annahme zu verhelfen.“*<sup>57</sup>

Die endgültige Ratifizierung des Konkordats erfolgte im September 1933. An vielen Orten wurden Dankgottesdienste veranstaltet. Besonders festlich feierte man das Ereignis in Berlin. Einem Bericht der Gaupropagandaleitung Berlin der NSDAP zufolge vereinbarte man dort: *„Der päpstliche Nuntius wohnt am Sonntag nach der Ratifizierung des Konkordats im Hedwigsdom einem feierlichen Hochamt bei, singt das Tedeum und erteilt den Segen. Ein nationalsozialistischer katholischer Geistlicher hält die Festpredigt. Die katholischen SS-Männer und SA-Männer Berlins nehmen geschlossen an diesem Festgottesdienst teil und behalten ihre Plätze auch während des Tedeums und der Aussetzung bei [...] Während das Hochamt im Hedwigsdom zelebriert wird, wird auf dem Opernplatz eine deutsche Singmesse aufgeführt. Eine SA-Kapelle spielt die Kirchenmusik.“*<sup>58</sup> Erzbischof Gröber betonte in seinem Dankgottesdienst im Freiburger Münster, er habe *„das unerschütterliche Ver-*

<sup>55</sup> Das Manuskript der umfangreichen Rechtfertigungsschrift Gröbers aus dem Jahr 1947 blieb lange ungedruckt in Gröbers Nachlass und wurde erst von Ludwig Volk im Anhang seiner Dokumentation Kirchliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen. Mainz 1969, S. 305–352 veröffentlicht. Das Zitat S. 315.

<sup>56</sup> Volk, Kirchliche Akten, S. 107.

<sup>57</sup> Ebd., S. 192.

<sup>58</sup> Alfons Kupper, Staatliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933. Mainz 1969, S. 346f.

trauen, dass der Führer fest zu seinem Werk stehe“.<sup>59</sup> Die Motive zu derartigen Huldigungen gegenüber dem Führerstaat mögen im Einzelnen nachvollziehbar sein; dennoch bleibt das Ausmaß der Zustimmung zur NS-Diktatur bedrückend.

### Gute Beziehungen zum Staat?

Ein wichtiger Partner für die katholische Kirche in ihrer Haltung zum neuen Staat war der südbadische Industrielle Albert Hackelsberger.<sup>60</sup> Als stellvertretender Zentrumsvorsitzender hatte er zusammen mit Prälat Kaas die Vorverhandlungen mit Hitler über die Zustimmung der Partei zum Ermächtigungsgesetz geführt. Er blieb nach der Auflösung des Zentrums als Hospitant der NSDAP weiterhin (bis 1938) Reichstagsmitglied und spielte als enger Vertrauter des Vizekanzlers von Papen eine wichtige Rolle bei den Verhandlungen mit Rom. In enger Verbindung mit Erzbischof Gröber, mit dem er persönlich befreundet war, galt er gleichsam als Zeuge für die Richtigkeit von Gröbers Strategie „Mitmachen, um Einfluss zu gewinnen“. Hackelsberger erreichte die Zustimmung der Reichsregierung zu dem Bemühen der Jesuiten, das Anwesen des ehemaligen Benediktinerklosters St. Blasien zu erwerben und dort ein Kolleg zu errichten. Ein sensationelles Entgegenkommen, zu dem keine frühere deutsche Regierung bereit gewesen war. Bisher hatten katholische Eltern in Süddeutschland begabte Söhne in das Jesuitenkolleg „Stella Matutina“ in Feldkirch geschickt, was durch die „1000-Mark-Sperre“ der Regierung blockiert worden war. Nun konnte Erzbischof Gröber Anfang August 1933 seinem Landsmann Robert Leiber in Rom berichten. *„Vergangene Woche habe ich mit Freuden meine Zustimmung gegeben, dass St. Blasien die deutsche Stella wird.“*<sup>61</sup> Im April 1934 konnte das neue Kolleg den Unterrichtsbetrieb eröffnen.

Der Freiburger Weihbischof Wilhelm Burger rief auf dem Bezirks-Katholikentag in Haslach im Juni 1933 vor 7000 Teilnehmern dazu auf:

<sup>59</sup> Zitiert aus Böckenförde, *Katholizismus 1933*, hier S. 223. Eine genaue Schilderung der Vorgänge im *Katholischen Kirchenblatt für das Bistum Berlin* vom 24. September 1933.

<sup>60</sup> Zu Albert Hackelsberger vgl. *Badische Biographien* Bd. 4, S. 117f.; Hackelsberger wurde 1940 als Gegner des Nationalsozialismus inhaftiert und verstarb in der Haft oder an deren Folgen.

<sup>61</sup> Gröber an Leiber, in: *Volk, Kirchliche Akten*, S. 217.

„*Streben wir freudig nach den Zielen, die uns der Führer des deutschen Volkes gesetzt hat [...] Arbeiten wir mit an dem Aufbau unseres Vaterlandes!*“<sup>62</sup> Ähnlich umriss er in einem Beitrag für die neue Zeitschrift „Zeit und Volk. Zeitschrift für deutsche Kultur“ im August 1933 die Bereitschaft, die nationalsozialistische Neuordnung von Staat und Gesellschaft zu unterstützen. Der Text beginnt mit dem Satz: „*Das katholische Volk begrüßt die nationale Erhebung.*“ Des Weiteren heißt es: „*Aus der Heimatscholle schöpfen wir Katholiken die Kraft, dem deutschen Volke, unserem geliebten Vaterlande zu dienen*“; doch dann betont Burger auch: „*Der Katholik aber vergöttert nicht das Vaterland; denn für ihn gibt es noch höhere Güter: Religion und Gott.*“ Am Schluss schreibt der Weihbischof: „... *alle sind berufen zur Mitarbeit am großen nationalen Wiederaufbauwerk. Die Zerrissenheit und die Gegensätzlichkeit unseres Volkes müssen der Einheit und Geschlossenheit weichen; nur wenn der einzelne sich als Glied eines Organismus betrachtet, das Allgemeinwohl über das Eigenwohl stellt, wird sein Leben freudiges Dienen am Vaterlande.*“<sup>63</sup> Bei aller Betonung der höheren Güter, die für die katholische Kirche über „Volk und Vaterland“ stehen, erscheinen doch die gemeinsamen Schnittmengen mit dem Nationalsozialismus bis in die Wortwahl hinein beträchtlich.

In einer offiziellen Anordnung genehmigte Erzbischof Gröber am 25. August 1933 die Zulassung von Fahnen, „*die kein Abzeichen tragen, das an sich verboten oder verwerflich ist. Unter diesen Bedingungen können Fahnen in die Kirche zugelassen werden. Demgemäß besteht kein Hindernis, auch die Fahnen und Abzeichen der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei in die Kirchen zuzulassen und deren Aufstellung im Kirchenschiff zu gestatten. Wir weisen die Pfarrgeistlichkeit an, künftighin den Mitbringern solcher Abzeichen zum Gottesdienst oder zur Teilnahme an kirchlichen Prozessionen keinerlei Schwierigkeiten zu bereiten*“.<sup>64</sup>

So überrascht es auch nicht, dass Erzbischof Gröber bei einer Katholikenversammlung in Karlsruhe am 9. Oktober 1933 erklärte, wie die

<sup>62</sup> Zitiert im St. Konradsblatt 1933, S. 355.

<sup>63</sup> Weihbischof Wilhelm Burger, Unser Wille zur Tat, in: Zeit und Volk 1 (1933), S. 181–183, abgedruckt in: Gruber, Katholische Kirche, S. 115–117.

<sup>64</sup> Zitiert in: Michael Schmaus, Begegnungen zwischen katholischem Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung (= Reich und Kirche. Eine Schriftenreihe). Münster 1934, S. 7.

„Freiburger Zeitung“ vom 10. Oktober 1933 zitierte: *„Ich glaube, kein Geheimnis zu verraten, wenn ich sage, dass ich mich restlos hinter die neue Regierung und das neue Reich stelle. Wir wissen, was das Reich erstrebt. Es hat einen Vertrag geschlossen mit dem Hl. Stuhl, der nicht nur auf dem Papier steht, sondern lebendiges katholisches deutsches Volksleben werden soll. Eine der ersten Kundgebungen des Führers war eine christliche. Er hat seine Hand erhoben gegen alle diejenigen, die gegen das Kreuz anstürmten.“*<sup>65</sup> Am 3. November des Jahres verfasste Gröber den Entwurf für eine Wahlkundgebung zur Reichstagswahl vom 12. November 1933, in der er den Katholiken ans Herz legte: *„Es erscheint uns als vaterländische Pflicht, dem deutschen Volk wie bisher so auch in der gegenwärtigen Schicksalsstunde die Liebe und Treue zu wahren und am 12. November die Einmütigkeit mit den übrigen Volksgenossen zu beweisen.“*<sup>66</sup> Der Vizekanzler der Hitlerregierung dankte noch am Tag der Wahl dem Erzbischof für sein Engagement mit den Worten: *„Eure Exzellenz, es ist mir ein ehrliches Bedürfnis, Eurer Exzellenz für den so warm gehaltenen Wahlaufruf Eurer Exzellenz persönlich meinen herzlichsten Dank auszusprechen.“*<sup>67</sup> Gewählt wurde bekanntlich nach einer Einheitsliste, was die Wahl natürlich zur Farce werden ließ.

Wie haben sich die Katholiken, wie die Bischöfe, wie hat sich Erzbischof Gröber angesichts der immer massiver betriebenen Demontage von Demokratie und Freiheit durch die NS-Diktatur in der Folge verhalten? Was mögen sie empfunden haben, wenn sie von der Verfolgung der Kommunisten erfuhren, vom Verbot der SPD und der Gewerkschaften, vom Boykott jüdischer Geschäfte, von Übergriffen der Gestapo gegen kirchliche Einrichtungen und Verbände? Tatsache ist, dass die Amtskirche zunächst vorsichtig optimistisch blieb und antikirchliche Vorfälle nicht der Regierung oder gar dem Kanzler anlastete. Offenbar vertraute die Mehrheit des „katholischen Volkes“ in dieser Umbruchzeit der Kirchenleitung. Mehr denn je suchten die meisten Katholiken gerade jetzt ihre Heimat in ihrer Kirche. So hatten z. B. die Fronleichnamsprozessionen 1933 und 1934 weit mehr Teilnehmer als in der Weimarer Zeit; häufig waren es doppelt so viele. In der katholischen Zeitschrift „Der

<sup>65</sup> Freiburger Zeitung (Digitalisierte Bestände der UB Freiburg) vom 10. November 1933, S. 2. Ausführlich berichtete auch die Zentrumszeitung „Germania“ in der Ausgabe vom 11. November 1933 über die Rede Gröbers.

<sup>66</sup> Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 436.

<sup>67</sup> Zitiert in ebd., S. 442.

Gral“ konstatierte man: „*Seit den Tagen des Kulturkampfes hatte es kein so starkes und einiges katholisches Christentum mehr gegeben wie im Jahr nach dem großen Umbruch.*“<sup>68</sup> In einem Brief an Pacelli vom 28. Dezember 1933 betonte Gröber: „*Das religiöse Leben hat in den letzten Monaten nicht gelitten. Wir stellen im Gegenteil fest, dass der Kirchenbesuch und der Sakramentenempfang wachsen.*“<sup>69</sup> Die Zahl der Neupriester wuchs in den Jahren von der NS-Machtergreifung bis zum Zweiten Weltkrieg – jedenfalls in der Erzdiözese Freiburg – von Jahr zu Jahr und hatte sich von 1933 bis 1938 fast verdoppelt.<sup>70</sup>

Katholiken fanden aber auch, wie die Mehrheit der deutschen Bevölkerung, vieles durchaus gut am neuen Regime: Die Maßnahmen zur Überwindung der Massenarbeitslosigkeit, das Ende der Straßenschlachten, die nationale Stimmungsmache gegen das „Versailler Schanddiktat“, die lauten Töne gegen die „liberale“ Entsittlichung und gegen „Schmutz und Schund“, die Kampfansage gegen den Bolschewismus. Gerade Letzteres brachte die katholische Kirche an die Seite des NS-Regimes. Auch dem Schlüsselwort der NS-Ideologie von der „Volksgemeinschaft“ konnte man als Katholik gern zustimmen. Offenbar überhörte man dabei den NS-Slogan „*Du bist nichts, dein Volk ist alles!*“ Die autoritären Strukturen und die Ausrichtung auf den Führer fanden die meisten durchaus zustimmungsfähig. „*Beim Staat gilt das Führerprinzip, im Vatikan desgleichen [...] ‚Parlamentarismus‘ im Episkopat schadet der Kirche*“, schrieb Prälat Kaas im Dezember 1933 an den Freiburger Erzbischof.<sup>71</sup> Und Pacelli selbst soll im Juni 1933 die Meinung vertreten haben, „*für einen frommen Katholiken in Deutschland sei es konsequent, ein Nationalsozialist zu sein.*“<sup>72</sup>

Besonders engagiert äußerten einige prominente Theologen ihre Übereinstimmung mit dem „Dritten Reich“ sogleich nach dem Abschluss des Konkordats in einer Schriftenreihe, die im (katholischen) Verlag Aschendorff in Münster unter dem Titel „Reich und Kirche“ erschien. Die Beiträge sollten dem Klappentext zufolge „*dem Aufbau des Dritten Reiches aus den geeinten Kräften des Nationalsozialistischen*

<sup>68</sup> Vgl. oben Anm. 6. „Der Gral“ Jg. 1933/34, S. 436.

<sup>69</sup> Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 494.

<sup>70</sup> Christian Würtz, Die Priesterausbildung während des Dritten Reichs in der Erzdiözese Freiburg, Freiburg/München 2013, S. 80.

<sup>71</sup> Kaas am 12. Dezember 1933 an Gröber, in: Volk, Kirchliche Akten, S. 483.

<sup>72</sup> Zitiert von Volk, Das Reichskonkordat, S. 111, Anm. 52.

*Staates und des katholischen Christentums dienen [...] und Wege zu einem fruchtbaren Zusammenwirken zeigen, wie es sich in der grundlegenden Tatsache des Reichskonkordats abzeichnet“.*<sup>73</sup>

Der bedeutende Kirchenhistoriker Joseph Lortz eröffnete die Reihe mit einer Broschüre „Katholischer Zugang zum Nationalsozialismus“. Lortz, der bis 1938 NSDAP-Mitglied blieb, brachte sein Bekenntnis auf die Formel „*Entweder Nationalsozialismus oder Chaos in Deutschland*“.<sup>74</sup> Als zweiter publizierte der Dogmatiker Michael Schmaus (seit 1933 Lehrstuhlinhaber in Münster) in der Reihe seine Schrift „*Begegnungen zwischen katholischem Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung*“. Beide Broschüren erhielten das kirchliche Imprimatur. Das Büchlein von Schmaus wurde schon bald nach dem Erscheinen in zwei weiteren Auflagen gedruckt. Bei Schmaus, der von 1946 bis zu seinem Tod 1993 in München als Ordinarius lehrte, liest man u. a.: „*Der Katholik [...] sieht in dem aus Blut und Boden, aus Schicksal und Aufgabe gewachsenen Volksganzen ein Werk der göttlichen Vorsehung [...] Die Liebe, die der Gläubige zu seinem Volk hat, [...] ist verwurzelt im rauschenden Blut und tragenden Boden, die beide Gottes Werk sind, sie ist so letzten Endes verankert im unerschütterlichen göttlichen Urgestein. Eine Folge der Liebe zum Volk ist die gerechte Sorge für die Reinerhaltung des Blutes.*“<sup>75</sup> Ein engagiertes Plädoyer für die Integration der Katholiken in den NS-Staat bot das Heft „*Der Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus und deutsche Katholizismus*“ von dem Orientalisten Franz Taeschner. Die Einheit von Kirche und Reich sah Taeschner im gottgegebenen Naturrecht verankert. So konnte er formulieren: „*Wie die Kirche alle aus dem Schöpfungs- und Vorsehungswillen fließenden*

<sup>73</sup> Hinterer Klappentext in Heft 2 der Reihe „Reich und Kirche“.

<sup>74</sup> Lortz erwarb sich große Verdienste mit seiner Reformationsgeschichte (1939/40), die erstmals aus katholischer Sicht Luther angemessen darstellte. Zu seiner Biografie und Bedeutung: Gabriele Lautenschläger, Joseph Lortz (1887–1975), Würzburg 1987, sowie zahlreiche Hinweise in beiden Bänden des Standardwerkes von Dominik Burkard und Wolfgang Weiß (Hrsg.), *Katholische Theologie und Nationalsozialismus*. Würzburg 2007/2011.

<sup>75</sup> Michael Schmaus, *Begegnungen zwischen katholischem Christentum und nationalsozialistischer Weltanschauung*. Münster 1933, S. 29. Im Artikel „Schmaus“ in der neusten Auflage des Lexikons für Theologie und Kirche, Bd. 9, Freiburg 2000, Sp. 172f. findet sich kein Wort über die Verstrickungen des Gelehrten in den Nationalsozialismus. Was seine Rolle 1933/34 betrifft, schreibt Elisabeth Gössmann, *Katholische Theologie unter Anklage des Nationalsozialismus*, in: *Münchener Theologische Zeitschrift* 55 (2004), S. 151–167 eher beschönigend; kritische Replik von Norbert Reck: „*Wer nicht dabei gewesen ist, kann es nicht beurteilen*“, in: ebd. 56 (2005), S. 342–354.

*natürlichen Gegebenheiten bejaht, so bejaht sie auch durchaus den wahren Kern des Rassegedankens.“ Und weiter: „In dem Streben, die deutsche Nation rassisch zu säubern und zu veredeln, wird sich der Nationalsozialismus von niemandem beirren lassen [...] Auch im Interesse des Christentums liegt es ja viel mehr, als Gläubige reinrassige Völker zu haben.“<sup>76</sup>*

### Enttäuschung und Resistenz

Das Konkordat garantierte der katholischen Kirche enorm viele Freiheiten und Sicherheiten. Der Fortbestand der Länderkonkordate mit Bayern, Preußen und Baden blieb unangetastet. Die Kirche behielt ihren Status als Körperschaft des öffentlichen Rechts und konnte weiterhin Kirchensteuer erheben; die Staatsleistungen an die Kirche blieben gewährleistet. Der Religionsunterricht wurde als ordentliches Lehrfach anerkannt. Konfessionsschulen und kirchliche Privatschulen sollten weiterhin bestehen bleiben. Der Vatikan machte seinerseits dem Staat gegenüber in den Artikeln 31 und 32 allerdings schwer wiegende Konzessionen. Artikel 31 beschränkte die katholischen Organisationen und Verbände praktisch auf rein religiöse Belange und untersagte ihnen ausdrücklich jede Zusammenarbeit mit einer politischen Partei. In Artikel 32 versicherte der Vatikan, künftig den Geistlichen und Ordensleuten die Mitgliedschaft in politischen Parteien sowie jegliche Tätigkeit für diese zu verbieten. Damit war dem politischen Katholizismus Führung und Basis entzogen. Die Selbstauflösung des Zentrums und der BVP passte in diesen Kontext.

Die Enttäuschungen kamen schneller als erwartet. Kaum war das Konkordat unterzeichnet, musste die Kirchenleitung seine Schwächen erkennen. Der Pferdefuß im so gefeierten Konkordat steckte in den o. g. zwei Artikeln, mit denen es dem NS-Staat gelang, den politischen Katholizismus abzuwürgen und die Kirche als politische Macht auszuschalten. Artikel 31 beschränkte die katholischen Organisationen und Verbände praktisch auf rein religiöse, kulturelle und karitative Belange, und Artikel 32 verbot dem Klerus jede politische Aktivität. Man hatte

---

<sup>76</sup> Franz Taeschner, *Der Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus und der deutsche Katholizismus*. Münster 1934, S. 41 und 43.

Pacelli zu diesem Zugeständnis mit dem Hinweis auf das italienische Konkordat mit Mussolini gewonnen, in dem bereits eine solche Bestimmung enthalten war. Manchen Bischöfen war es nicht unlieb, dass an die Stelle des unbequemen politischen Katholizismus die streng kirchentreuere „Katholische Aktion“ treten konnte. Die NS-Parteikorrespondenz triumphierte am 22. Juli 1933 *„Die Kirche verbietet den Priestern durch das Konkordat jede politische Betätigung“* und weiter: *„Die Kirche gibt die bisherigen katholisch-politischen Vereine preis.“*<sup>77</sup> 1957 stellte das Bundesverfassungsgericht die uneingeschränkte Fortgeltung des Reichskonkordates fest.<sup>78</sup>

In der neuen Situation seit Sommer 1933 waren viele Bischöfe verunsichert, warteten auf Weisungen aus Rom. Einzelne Oberhirten, vor allem der Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz, Kardinal Bertram, reagierten jeweils auf einzelne Vorgänge mit einer nicht endenden „Eingabepolitik“. Bertram schrieb unzählige Beschwerden, Stellungnahmen, Einsprüche an Regierungsstellen, Parteiinstanzen, Einzelpersonlichkeiten – alles ohne nachhaltigen Erfolg. Dennoch hielt er an der Illusion fest, es genüge, auf die Einhaltung oder Erfüllung der Konkordatsrechte zu beharren. Wie verhielt sich der Vatikan bzw. wie verhielt sich Pacelli in Rom? Bei aller diplomatischen Vorsicht zeigte sich der Kardinalstaatssekretär entschiedener. Gegen die Missachtung der Konkordatsbestimmungen richtete er schon bald heftige Beschwerden an die deutsche Reichsregierung.

Schon wenige Wochen nach der Ratifizierung des Konkordats übermittelte Pacelli am 19. Oktober 1933 ein umfangreiches „Promemoria“ an die Regierung und erhob darin Einspruch gegen *„eine wachsende Zahl von Verfügungen und Eingriffen in den durch die Konkordatsbestimmungen geschützten Wirkungs- und Freiheitsbereich der katholischen Kirche“*, zugleich drängte er auf die Erfüllung der Konkordatsvereinbarungen auf diplomatischem Weg: *„In dem Bestreben, der deutschen Reichsregierung die Peinlichkeit einer öffentlichen Auseinandersetzung über die vielfach bestehenden Zustände zu ersparen, und von dem Willen geleitet, in gegenseitiger Eintracht die Mißstände behoben die sehen, hat der Heilige Stuhl bisher den Weg vertraulicher Verhandlungen der*

<sup>77</sup> Kupper, Staatliche Akten, S. 289 und 390.

<sup>78</sup> Alexander Hollerbach, Das Reichskonkordat als geltendes Recht, in: Staatslexikon, hrsg. von der Görres-Gesellschaft, Bd. 4 Freiburg 1988, Sp. 789–791.

*Flucht in die Öffentlichkeit vorgezogen.*<sup>79</sup> Das „Promemoria“ zählt im Einzelnen neun Beeinträchtigungen auf, gegen die sich die Kirche zur Wehr setzte: *„Die mit allen möglichen Mitteln betriebene Niederhaltung und Erdrückung katholischer Vereine und Organisationen [...], die planmäßige Lahmlegung, die wirtschaftliche Vernichtung, sowie auch die meinungsmäßige Knechtung der katholischen Presse [...], die entschädigungslose Entlassung zahlloser katholischer Beamter, Angestellter und Gewerkschaftssekretäre [...], Die Beeinträchtigung der Sonntagsheiligung [...], die Tatsache, dass die katholischen Theologiestudierenden zum Wehrsport, zum Arbeitsdienst, zum Eintritt in die studentische Fachschaft gezwungen werden [...], die Beschlagnahmung kirchlichen Vermögens und kirchlicher Stiftungen [...], die schwere Gefährdung der katholischen Bekenntnisschule [...], die zwangsweise Schulung zur Durchdringung mit nationalsozialistischer Weltanschauung von Beamten, Angestellten und sogar in der Krankenpflege tätigen Ordensschwestern [...], den Gewissensdruck, in den die kirchlich gesinnten Katholiken durch das so genannte Sterilisierungsgesetz kommen ...“*<sup>80</sup>

Erst nach knapp drei Monaten antwortete die deutsche Reichsregierung mit einem eher allgemein gehaltenen Memorandum vom 15. Januar 1934, in dem nochmals auf die Rede Hitlers vor dem Reichstag am 23. März 1933 verwiesen wurde, in der der Führer und Reichskanzler seinen aufrichtigen Wunsch und Willen betont hatte, *„die Rechte der christlichen Kirchen zu achten und zu schützen“*.<sup>81</sup> Pacelli sah sich indes veranlasst, am 31. Januar 1934 in einem erneuten „Promemoria“ an die deutsche Reichsregierung die Einsprüche gegen die Verletzungen des Konkordats zu monieren, wobei er erklärte: *„... es hat seine Heiligkeit vorerst von einer öffentlichen und feierlichen Verwahrung noch abgesehen. Zu gleicher Zeit gab der Heilige Vater jedoch den Auftrag, die Deutsche Reichsregierung auf diplomatischem Weg den ganzen besorgniserregenden Ernst der Lage zur Kenntnis und zugleich zum Ausdruck zu bringen, dass er ein weiteres Schweigen Seinerseits nur verantworten könne, wenn durch wirksames Durchgreifen der Zentralautorität die Eigen-*

<sup>79</sup> Dieter Albrecht (Bearb.), Der Notenwechsel zwischen dem Heiligen Stuhl und der Deutschen Reichsregierung, Bd. 1: Von der Ratifizierung des Reichskonkordats bis zur Enzyklika „Mit brennender Sorge“. Mainz 1986, S. 10f.

<sup>80</sup> Ebd., S. 11–13 (gekürzt).

<sup>81</sup> Albrecht, Notenwechsel, S. 37–44, hier S. 40.

*mächtigkeit der untergeordneten Stellen beseitigt würden.*<sup>82</sup> Das Promemoria zählte wiederum eine Fülle von Konfliktfällen auf (das „Sterilisierungsgesetz“, gegen das die Bischöfe Berning und Gröber beim Reichsinnenministerium am 2. Januar 1934 protestiert hatten; sodann die Unfreiheit des Klerus in der Ausübung des Amtes sowie die Unfreiheit der katholischen Presse u. a. mehr).

Man war, wie die Schreiben Pacellis zeigen, im Vatikan über die Entwicklung in Deutschland sehr gut informiert. Die meisten Beschwerden hatte offenbar der bayerische Episkopat nach Rom gemeldet. Erzbischof Gröber hatte über Prälat Kaas und Pater Leiber regelmäßigen Kontakt mit dem Kardinalstaatssekretariat. So teilte Pater Leiber ihm brieflich am 11. Oktober 1933 mit, dass die von Kardinal Bertram in Rom vorgetragene Gravamina in einem Promemoria Pacellis aufgenommen würden. Postwendend antwortete Gröber am 14. Oktober 1933 u. a.: *„Nichts tun, was jetzt einem Keil gleich sähe, den man ins Volk treibe.“*<sup>83</sup> Ende Oktober 1933 weilte er selbst mehrere Tage in Rom im Auftrag der Fuldaer Bischofskonferenz, um an Verhandlungen der Kurie mit dem Vertreter der Reichsregierung über Ergänzungen zum Reichskonkordat mitzuwirken. Über den Stand der Dinge informierte er in ausführlichen Schreiben die Kardinäle Bertram und Faulhaber.<sup>84</sup> In seiner eigenen Diözese versuchte Gröber, gute Beziehungen zur nationalsozialistischen Landesregierung in Karlsruhe zu unterhalten. Den Ministerpräsidenten Walter Köhler hielt er für einen anständigen und gemäßigten NS-Politiker, und dem parteilosen Innenminister Pflaumer gegenüber zeigte er sich ausgesprochen wohlwollend. Dem Regierungserlass zur Einführung des „Deutschen Grußes“ („Heil Hitler“) folgte eine Anordnung im Amtsblatt der Erzdiözese im August 1933, der Religionsunterricht in den Schulen sei mit *„Heil Hitler. Gelobt sei Jesus Christus!“* zu eröffnen und mit *„Gelobt sei Jesus Christus. Heil Hitler!“* zu beschließen. Insgesamt versuchte Gröber, die Kurie eher zu beschwichtigen in der Überzeugung, *„die Würde mit der Vaterlandsliebe zu vereinigen und den Schmerz über Dinge, die in der letzten Zeit noch vorgekommen sind, mit dem Ver-*

<sup>82</sup> Albrecht, Notenwechsel, S. 47–71.

<sup>83</sup> Die beiden Briefe bei Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 270ff.; die Antwort Gröbers S. 173.

<sup>84</sup> Briefe vom 27. Oktober 1933 in: Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 420ff.; Von Pape hatte Gröber zu den Verhandlungen empfohlen, denn *„er sei der beste Sachkenner von Seiten der Kirche [...] als Erzbischof in einem überwiegend katholischen Landesteil“*.

*trauen auf eine baldige Abstellung zu verbinden“.*<sup>85</sup> In jedem Fall wollte Gröber ein nachträgliches Scheitern des Konkordats verhindern. Das hätte nach seiner Überzeugung Schlimmes zur Folge: *„Es bedeutete den Zustand der Rechtlosigkeit für die katholische Kirche in Deutschland, brächte die Streichung sämtlicher staatlichen Gelder, die der Kirche, ihren Priestern und Einrichtungen gewährt werden, bedeutete vor allem auch den Kampf gegen die katholische Schule, gegen die Ordensleute usw.“*<sup>86</sup>

Am 14. März 1934 antwortete die Reichsregierung schließlich detailliert auf die Stellungnahme des Vatikans mit einem langen Schreiben, das die Vorwürfe im Einzelnen zurückwies.<sup>87</sup> Die Antwort hierauf aus Rom ließ nicht lange auf sich warten. Am 14. Mai 1934 sandte Pacelli ein weiteres „Promemoria“ nach Berlin, das zunächst die großen Erwartungen beschrieb, die der Reichskanzler im März 1933 geweckt hatte: *„Man behauptet nicht zu viel, wenn man erklärt, dass damals durch das ganze katholische Volk in Deutschland ein Aufatmen der Hoffnung ging, im Gefolge der Reichskanzlerworte werde ein Kapitel der Beziehungen zwischen Kirche und Staat beginnen, das die Dissonanzen der Vergangenheit bald in einträchtiger Nebeneinanderarbeit vergessen machen werde.“* Doch dann stellt Pacelli fest: *„Die Katholiken Deutschlands müssen heute mit tiefem Schmerz erkennen, dass ihre Hoffnung bitter enttäuscht worden ist.“* Gegen Ende des umfangreichen Schreibens wird der Ton ganz scharf: *„Weltnotorisch ist, dass die Kirche im heutigen Deutschland diejenige Freiheit nicht mehr hat, die sie beanspruchen muss. Weltnotorisch ist, dass die frühere katholische Presse zum großen Teil eingegangen ist [...] Weltnotorisch ist, dass der Klerus in der Ausübung seiner Seelsorge von Hemmungen und Gefährdungen umgeben ist, die er früher nicht gekannt hat [...] Weltnotorisch ist, dass zahlreiche Mitglieder des geistlichen Standes längere oder kürzere Zeit in Schutzhaft genommen wurden.“*<sup>88</sup> Man kann ganz klar feststellen: Der Vatikan hat gegenüber dem NS-Regime Flagge gezeigt! Die verschiedenen Stellungnahmen des Vatikans wurden in einer Art „Weißbuch“ für die deutschen Diözesen zusammengefügt und den Bischöfen zugestellt.

<sup>85</sup> So in einem Brief im Hinblick auf die Haltung des deutschen Episkopats zu den Reichstagswahlen am 12. November 1933. Stasieswki, Akten deutscher Bischöfe, S. 421.

<sup>86</sup> Protokoll der Versammlung der katholischen Verbandsvertreter am 15. November 1933, in: Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 472.

<sup>87</sup> Ebd., S. 81–99.

<sup>88</sup> Hier zitiert aus Gruber, Katholische Kirche, S. 166 ff., im einzelnen S. 168 und S. 178.

Erreicht hat der Vatikan mit seinen Einsprüchen wenig. Man blieb aber bei der Praxis diplomatischer Stellungnahmen. Erst mit der Enzyklika von Pius XI. „Mit brennender Sorge“ vom 14. März 1937 wagte der Vatikan den Schritt an die Öffentlichkeit. Offenbar hat auch Erzbischof Gröber in der Folge eine Auflistung der nationalsozialistischen Gewaltakte gegenüber der katholischen Kirche ins Ausland senden können, die in der „Catholic Herald“ (einer Zeitschrift irischer Katholiken) am 15. Juli 1938 veröffentlicht wurde.<sup>89</sup> Trotz der scharfen Reaktion des NS-Regimes auf die Enzyklika blieb Pacelli im Prinzip dann auch als Papst Pius XII. (seit 1939) bei seiner ambivalenten Haltung: Einsprüche, Verhandlungen, aber keinen Bruch mit Deutschland!<sup>90</sup>

Insgesamt hielt sich bei der katholischen Bevölkerung wie in weiten Kreisen der Gesamtgesellschaft lange die Vorstellung von dem im Prinzip guten Führer, der die Maßnahmen nachgeordneter Instanzen oder der Parteibasis missbillige. Auch Gröber hielt offenbar an der Hoffnung fest, bei direktem Kontakt zum Führer die Verhältnisse in Ordnung bringen zu können. Allerdings war ihm klar, wie er bei einer vom DCV-Direktor Benedikt Kreuz initiierten Versammlung der katholischen Verbandsvertreter am 14. Oktober 1933 äußerte: „*Hitler ist ein Gewaltmensch. Vgl. ‚Mein Kampf‘. Wir kommen nicht oder nur sehr schwer an Hitler heran, um unsere Angelegenheiten vorzutragen.*“<sup>91</sup> Selbst der keineswegs unkritische Kardinal von Faulhaber behielt eine Art Grundvertrauen zu Hitler, über den er nach einer Audienz bei ihm am 4. November 1936 notierte: „*In der Auseinandersetzung hält sich der Führer mit einer imponierenden Sicherheit wie auch in seinen großen Reden auf der staatsmännischen Linie [...] Der Führer beherrscht die diplomatischen und gesellschaftlichen Formen mehr wie ein geborener Souverän sie beherrschte [...] Er entwickelt seine Gedanken affektiv und doch sichtlich mit Selbstbeherrschung [...] Der Reichskanzler lebt ohne Zweifel im Glauben an Gott. Er anerkennt das Christentum als den Baumeister der*

<sup>89</sup> Aus dem Catholic-Herald-Archiv in NetCopy verfügbar.

<sup>90</sup> Thomas Brechenmacher, Teufelspakt, Selbsterhaltung, universale Mission?, in: Historische Zeitschrift 280 (2005), S. 591–645 zeigt anhand der inzwischen zugänglichen Bestände des Vatikanischen Archivs die Motive Pacellis auf, die ihn hinderten, aus dem Dilemma seiner Diplomatie auszubrechen.

<sup>91</sup> Protokoll der Versammlung in Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 469.

<sup>92</sup> Die Aufzeichnung vom 4. November 1936 in: Gruber, Katholische Kirche, S. 285–289; hier S. 288. Diese positive Einschätzung Hitlers konnte den Kardinal aber nicht davon abhal-

*abendländischen Kultur.*<sup>92</sup> Ähnlich positiv dachte Erzbischof Gröber vom Führer. Noch in seiner Rechtfertigungsschrift „Meine Mitarbeit am deutschen Konkordat“ im Jahr 1947 erklärte er die Zustimmung zur neuen Regierung 1933 zunächst mit deren Erfolgen bei der Überwindung der Massenarbeitslosigkeit und betonte aber dann: *„Dazu kam noch, dass Hitler zur katholischen Religion, in der er getauft war, sich auch weiterhin bekannte.“*<sup>93</sup>

Es gab 1934 allerdings einen ganz klaren, offenen Protest der katholischen Kirche gegen die NS-Ideologie, in der sich alle Bischöfe und Diözesen einig waren. Der richtete sich gegen den „Mythus des 20. Jahrhunderts“ von Alfred Rosenberg. Die darin vertretene Weltanschauung wurde als gefährliches Neuheidentum verurteilt. Das Buch wurde nach eingehenden Beratungen im Vatikan am 7. Februar 1934 auf den Index gesetzt. Dominik Burkard hat die Zusammenhänge und Auswirkungen dieser Maßnahme eingehend untersucht und dargestellt, auch mit speziellem Blick auf die Erzdiözese Freiburg.<sup>94</sup> Inoffiziell hieß es von Seiten der NSDAP, Rosenbergs „Mythus“ sei dessen Privatauffassung.<sup>95</sup> Im Großen und Ganzen aber verhielt sich die katholische Kirche noch abwartend, zögerlich, nur vereinzelt defensiv. Erzbischof Gröber bat und warnte seinen Klerus, *„er möge sich doch umstellen und nicht durch persönliche Unklugheiten der kirchlichen Sache schaden“.*<sup>96</sup> Zum Jahresende 1933 schrieb er an Pacelli: *„Ich hoffe, dass wir die Passhöhe der Schwierigkeiten überwunden haben.“*<sup>97</sup> Aber am 1. Februar 1934 äußerte er sich in einem Brief an einen Repräsentanten der AKD, der durch von Papen gegründeten regimerefreundlichen Arbeitsgemeinschaft katho-

---

ten, für die von Papst Pius XI. initiierte Enzyklika „Mit brennender Sorge“ den Entwurf – mit den bekannt deutlichen Worten gegen die Praxis des NS-Regimes – zu verfassen.

<sup>93</sup> Volk, Kirchliche Akten, S. 305–352, hier S. 308. Bezeichnend ist, dass Hitler nicht exkommuniziert wurde, dass „Mein Kampf“ nicht auf den Index der verbotenen Bücher kam – im Unterschied zu Rosenbergs „Mythus“. Kardinal Bertram ordnete nach Hitlers Selbstmord im Mai 1945 ausdrücklich ein kirchliches Requiem für den Verstorbenen an (wie Wolf, Papst und Teufel, S. 61 festhält).

<sup>94</sup> Dominik Burkard, Häresie und Mythus des 20. Jahrhunderts. Rosenbergs nationalsozialistische Weltanschauung vor dem Tribunal der Römischen Inquisition. Paderborn 2005; zu Freiburg bes. das Kapitel „Das Fallbeispiel Freiburg“, S. 132–155.

<sup>95</sup> Göring hatte den „Mythus“ als „Schund“ bezeichnet, Goebbels als „philosophischen Rülps“. Zitiert von Burkard, Häresie, S. 123.

<sup>96</sup> Gröber an Brombacher, in: Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 532.

<sup>97</sup> Gröber an Pacelli am 28. Dezember 1933, in: Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 495.

lischer Deutscher, schon anders: „*Unterdessen haben sich die Verhältnisse wieder sehr verschlimmert.*“<sup>98</sup>

Am 17. Januar 1934 hatte der Rottenburger Bischof Johannes Baptista Sproll sich bei seinem Metropolitanbischof in Freiburg in einem Brief beklagt: „*Wir verfallen mit lauter Warten der Passivität, wo doch höchste Aktivität am Platze wäre. Zur Zeit stehe ich unter strenger Kontrolle der Presse.*“<sup>99</sup> Sproll hatte sich nach anfänglicher Anpassung oder Zurückhaltung offenbar in Predigten wiederholt gegen antikirchliche Maßnahmen der NSDAP ausgesprochen und sich vor allem gegen die versuchte Gleichschaltung der Katholischen Jugend mit der HJ gewehrt. Wie Hubert Wolf erwähnt, bezog er sich dabei wohl auf ein Lied, das von Hitlerjungen gesungen wurde mit dem Text:

„*Wir sind die fröhliche Hitlerjugend,  
Wir brauchen keine christliche Tugend,  
Denn unser Führer Adolf Hitler  
Ist unser Erlöser, unser Mittler [...]  
Die Kirche kann mir gestohlen werden,  
Das Hakenkreuz macht mich glücklich auf Erden;  
Ihm will ich folgen auf Schritt und Tritt.  
Baldur von Schirach, du nimm mich mit!*“<sup>100</sup>

Man darf dem Freiburger Erzbischof keinesfalls unterstellen, er habe sich 1933 einfach mit der NS-Diktatur abgefunden. Er war sich in seiner Einschätzung der Lage keineswegs sicher. Schon in der Abschlusspredigt jener Diözesansynode, in der er gleichsam bahnbrechend zur Mitarbeit am neuen Staat aufgerufen hatte, sagte er am 28. April 1933 nachdrücklich: „*Wir nehmen uns selbst vor, Märtyrer zu werden, wenn es notwendig sein sollte.*“ Einschränkend fügte er freilich hinzu: „... *ohne irgendwie allerdings – und ich wiederhole es bewusst – durch Unklugheit, Kurzsichtigkeit oder Sturheit ein Martyrium unnötig zu provozieren.*“<sup>101</sup> An anderer Stelle versicherte er: „*Ich selber habe nie für Hitler gestimmt, aber viele Katholiken haben es getan.*“<sup>102</sup> Zwar hielt er das Jahr 1933 hindurch an der Hoffnung fest, das Konkordat würde das Verhält-

<sup>98</sup> Gröber an Brombacher, in: Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 532.

<sup>99</sup> Zitiert aus dem EAF in: Stephan Sproll, Ich bin der Bischof von Rottenburg und ich bleibe Bischof von Rottenburg. Ostfildern 2009, S. 167.

<sup>100</sup> Wolf, Papst und Teufel, S. 259.

<sup>101</sup> Diözesansynode des Erzbistums Freiburg (Druckfassung), S. 52.

<sup>102</sup> Gröber, Meine Mitarbeit am deutschen Konkordat, in: Volk, Kirchliche Akten, S. 308.

nis von Staat und Kirche im Reich befrieden. In einem Brief an den Prälaten Kaas vom 15. November 1933 berichtete er dem Freund von einer vertraulichen Mitteilung aus Berlin, Hitler habe sich beklagt, das Konkordat sei übereilt geschlossen worden, er werde die katholischen Jugendorganisationen verbieten. Gröber aber fand, man solle doch nicht schon sofort protestieren, sondern abwarten, *„Zeit zu gewinnen, Einfluss zu gewinnen, um zu retten, was zu retten ist“*.<sup>103</sup> Von dieser Devise ließ sich Gröber offenbar allzu lange leiten, offenbar in der Meinung, *„durch ein Entgegenkommen [...] könnte vielleicht ein zu befürchtender Kulturkampf vermieden werden“*.<sup>104</sup>

Die Sorge vor einem erneuten Kulturkampf war ja keineswegs abwegig.<sup>105</sup> Er hatte die Katholiken im deutschen Kaiserreich für lange Zeit ins politische Abseits gedrängt. Sie sahen sich dem Vorwurf ausgesetzt, wie die Sozialdemokraten „vaterlandslose Gesellen“ zu sein und als „Ultramontane“ von jenseits der Alpen, d.h. von der Römischen Kurie fremdbestimmt zu sein. Dies war im Zeitalter der nationalen Euphorie doppelt schlimm, wobei die Katholiken vielerorts auch das beschleunigte Tempo der Hochindustrialisierung nicht mithalten konnten und von sozialem Abstieg bedroht waren. Im „neuen Staat“, dem „Dritten Reich“, sollte das verhindert werden, so hofften mit Erzbischof Gröber viele in der Kirche. Gröber sah die neue Rolle der Katholiken in einem geradezu ehrgeizigen Ziel: *„Seien wir in unserer zerrissenen Gegenwart, soweit es unser Gewissen und die katholischen Grundsätze erlauben, Friedensträger, opferwillig zum Aufbau des Vaterlandes im christlichen Sinne bereit, und nie, hochwürdige Mitbrüder, in unrechter Weise Friedensstörer!“* So hatte der Erzbischof die Teilnehmer an der Diözesansynode am 28. April 1933 ermahnt.<sup>106</sup>

Im Klerus seiner Diözese mehrten sich indes ebenso wie im deutschen Episkopat bald die Stimmen, die Gröbers Haltung widersprachen. Der

<sup>103</sup> Gröber an Kaas am 15. November 1933, in: Stasiewski, Akten deutscher Bischöfe, S. 455.

<sup>104</sup> Ebd., S. 452f.

<sup>105</sup> Dominik Burkard, Kulturkampf – Kulturkämpfe. Vom Epochenphänomen zum Symbolbegriff, in: Reinhold Weber/Peter Steinbach/Hans-Georg Wehling (Hrsg.), Baden-württembergische Erinnerungsorte. Stuttgart 2012, S. 196–209, hier bes. S. 205f.; Christoph Schmitter, Zwischen Karlsruhe und Rom. Die Katholiken und der badische Staat im Kulturkampf, in: Badische Heimat 2013, S. 129–149; Christoph Kösters: „Kulturkampf“ im Dritten Reich, in: Thomas Brechenmacher/Harry Oelke (Hrsg.), Die Kirchen und die Verbrechen im nationalsozialistischen Staat. Göttingen 2011, S. 67–112. Zu Gröber hier bes. S. 84f.

<sup>106</sup> Diözesansynode des Erzbistums Freiburg, S. 52.

Erzbischof fühlte die drohende Isolierung im Kreis der deutschen Bischöfe und änderte seine Position nach und nach. Schon im April 1934 stellte die Gestapo in Baden fest: „*Seit Monaten ist das Treiben des Katholischen Klerus und dessen politischer Beauftragter, einstigen Zentrumsagitatoren, weit gefährlicher in ihrer Wirkung als die Neuorganisation der KPD [...] Die katholische Geistlichkeit propagiert heute offen den Kulturkampf gegen das angebliche Neuheidentum, das sich überall breitmake. Dass unter dem angeblichen Neuheidentum nur die Nationalsozialisten gemeint sein können, ist überall vorherrschende Ansicht.*“<sup>107</sup> Ende 1935 meldete die Karlsruher Gestapo: „*Der katholische Klerus ist im abgelaufenen Monat Dezember 1935 in seiner zielbewussten Tätigkeit zur Unterhöhlung des nationalsozialistischen Staates besonders regsam gewesen, und hat es sich der Erzbischof Dr. Gröber dabei nicht nehmen lassen, seiner Geistlichkeit den Rücken in diesem Kampf persönlich zu stärken.*“<sup>108</sup> Im gleichen Jahr organisierte Julius Streicher eine Schmutzkampagne gegen den Freiburger Oberhirten im Land. Fortan konnte auch Gröber sich wie fast der ganze Klerus der Diözese nur noch in einer Position der Resistenz oder der inneren Emigration verschanzen. Hugo Ott, der beste Kenner der Ära Gröber im Erzbistum Freiburg, bestätigt in seiner kleinen Biografie Conrad Gröbers, dieser habe seit 1935 einen „regelrechten Lernprozess“ vollzogen.<sup>109</sup> Auch Weihbischof Burger änderte seine Einschätzung des Nationalsozialismus nachdrücklich, wandte sich in seinen Predigten öffentlich „*gegen den Kult der Gewalt, die Vergötzung von Rasse und Blut, die Unterdrückung der menschlichen Freiheit und Würde*“.<sup>110</sup> Der Freiburger Kreisleiter der NSDAP, Dr. Willi Fritsch, nannte den Erzbischof in einer Veranstaltung in der Freiburger Festhalle vor 1000 Parteifunktionären am 28. August 1938 einen „*Lumpenbub*“ und „*Hochverräter*“, der nun nach dem aus seinem Bistum verjagten Bischof Sproll bald als Zweiter ebenfalls gehen müsse.<sup>111</sup> Der Rottenburger Bischof hatte sich bekanntlich

<sup>107</sup> Jörg Schadt (Bearb.), *Verfolgung und Widerstand unter dem Nationalsozialismus in Baden*. Stuttgart 1976, S. 87.

<sup>108</sup> Ebd., S. 170.; weitere Belege für Gröbers kritische Distanz zum NS-Regime in Schwalbach, Gröber und die nationalsozialistische Diktatur. Karlsruhe 1986.

<sup>109</sup> Hugo Ott, Conrad Gröber (1872–1948), in: Abetz u.a. (Hrsg.), *Zeitgeschichte in Lebensbildern*, Bd. 6, S. 72.

<sup>110</sup> Zitiert aus: Christoph Schmider, *Die Freiburger Erzbischöfe*. Freiburg 2002, S. 141.

<sup>111</sup> Zitiert mit Belegen in: Joachim Maier, *Schulkampf in Baden 1933–1945*. Mainz 1983, S. 183.

geweigert, bei der Volksabstimmung am 10. April 1938 seine Stimme abzugeben, und sah sich danach einer wachsenden Hetze ausgesetzt, die schließlich zum Sturm auf sein Bischöfliches Palais führte. Erzbischof Gröber war zuvor nach entsprechenden Pressemeldungen nach Rottenburg gekommen in der Hoffnung, durch seine Anwesenheit die Ausschreitungen verhindern zu können. Aber die aufgebrachten Demonstranten stürmten das Gebäude und gingen gegen die in die Hauskapelle geflüchteten Bischöfe Gröber und Sproll und Rottenburger Domherren gewaltsam vor, bis die Staatspolizei eingriff und die Demonstration auflöste. In der Folge erhielt Sproll ein Aufenthaltsverbot in seiner Diözese, worauf er unter Protest Rottenburg verließ und sich zunächst nach Freiburg begab. Dort wurde er von der Schwester des Erzbischofs, der sich auf Dienstreise befand, im Palais aufgenommen. Doch Sproll fühlte sich hier nicht sicher und zog sich in das Benediktinerkloster St. Ottilien ins Exil zurück.<sup>112</sup>

Erzbischof Gröber war längst von seiner frühen Fehleinschätzung des „neuen Staates“ abgerückt. Am 8. August 1940 erklärte Ministerialdirektor Gärtner im badischen Kultusministerium: *„Wie aus den SD-Berichten hervorgeht, ist der Erzbischof Dr. Gröber der größte Feind der NSDAP und des NS-Staates. Lediglich sein Amt als Erzbischof hat ihn bisher davor bewahrt, dass er noch nicht als Hochverräter im Gefängnis sitzt.“*<sup>113</sup>

In den Jahren bis 1940 zählte man mehr als 350 Übergriffe und Strafmaßnahmen gegen katholische Geistliche im Land: Vernehmungen, Schulverbote, Haftstrafen, Orts- oder Landesverweise.<sup>114</sup> Seit 1941 kamen insgesamt 18 Priester der Erzdiözese Freiburg ins Konzentrationslager im berüchtigten Pfarrerblock von Dachau. Rund 2700 Geistliche waren dort im Lauf von 12 Jahren inhaftiert. Mehr als 1000 verstarben im Lager. Bei Kriegsende wurden rund 1200 befreit. Von den Diözesangeistlichen sind zehn in der Haft ums Leben gekommen oder wurden

<sup>112</sup> Ausführliche Schilderung der Vorgänge und eine abgewogene Beurteilung des Verhaltens von Bischof Sproll in: Dominik Burkard, Johannes Baptista Sproll. Bischof im Widerstand. Stuttgart 2013, bes. S. 95 ff.; ebenso in: Schwalbach, Gröber und die deutsche Katastrophe. Karlsruhe 1996, S. 328 f.

<sup>113</sup> GLA Karlsruhe, 235/12790, zitiert aus: Joachim Maier, Schulkampf in Baden, S. 185 mit Anm. 830. Die Universität Freiburg ernannte übrigens den exponierten NS-Mann Gärtner 1942 zum Ehrenszenator.

<sup>114</sup> Im Einzelnen: Ulrich von Hehl, Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung. Mainz 1984, zum Erzbistum Freiburg S. 399–495.

hingerichtet, darunter der Pazifist Dr. Max Josef Metzger und der Jesuit Alfred Delp.<sup>115</sup>

### Mitschuld der Katholiken?

Mit ihrer Haltung der Resistenz und vielen vereinzelt, aber durchaus offenkundigen Formen des Widerstands konnte die katholische Kirche das „Dritte Reich“ am Ende moralisch durchaus ehrenhaft überleben. Ernst-Wolfgang Böckenförde urteilte in seiner insgesamt kritischen Betrachtung 1961 doch sehr anerkennend: *„Die deutschen Katholiken hatten, von ihren Bischöfen und dem Klerus geführt und bestärkt, diesem Druck [sc. des NS-Regimes], im Ganzen gesehen, tapfer widerstanden und sich dabei als überzeugungsfeste Gegner des Nationalsozialismus erwiesen.“*<sup>116</sup> Verhindert hat die Kirche die NS-Verbrechen nicht. Dass das 1933 noch möglich gewesen wäre, halte ich für nicht ausgeschlossen. Konrad Adenauer schrieb in einem Brief an den mit ihm befreundeten Pastor Dr. Bernhard Custodis in Bonn am 26. Februar 1946 u. a.: *„Nach meiner Meinung trägt das deutsche Volk und tragen auch die Bischöfe und der Klerus eine große Schuld [...] das deutsche Volk, auch Bischöfe und Klerus zum großen Teil, sind auf die nationalsozialistische Agitation eingegangen [...] Die Judenpogrome von 1933 und 1938 geschahen in aller Öffentlichkeit [...] Ich glaube, dass, wenn die Bischöfe alle miteinander an einem bestimmten Tag öffentlich von den Kanzeln aus dagegen Stellung genommen hätten, sie vieles hätten verhindern können. Das ist nicht geschehen und dafür gibt es keine Entschuldigung.“*<sup>117</sup> Die Frage freilich, wieso es 1933 ausgerechnet drei in ihrer Kindheit und Jugend zutiefst katholisch sozialisierten Männern (Hitler, Goebbels, von Papen) gelang, Deutschland auf den Weg in die Katastrophe zu führen, hat niemand gestellt.

<sup>115</sup> Hugo Ott, Erlebnisberichte und Dokumentationen von KZ-Priestern der Erzdiözese Freiburg, in: FDA 90 (1970), S. 5–302.

<sup>116</sup> Böckenförde, Katholizismus 1933 (vgl. Anm. 7), S. 215.

<sup>117</sup> Hans-Peter Mensing (Bearb.), Konrad Adenauer. Briefe 1945–1947. Berlin 1983, S. 172 f.; zitiert auch in: Georg Denzler/Volker Fabricius, Christen und Nationalsozialisten. Frankfurt am Main 1995, S. 349. Mensing weist in einer Fußnote hin auf den zeitnah von Adenauer in Köln am 24. März 1946 gehaltenen Vortrag mit dem Satz: *„Aber der Nationalsozialismus hätte in Deutschland nicht zur Macht kommen können, wenn er nicht in breiten Schichten der Bevölkerung vorbereitetes Land für seine Giftsaat gefunden hätte.“*

Erzbischof Gröber erklärte in einem Hirtenbrief bereits am 8. Mai 1945, weshalb kein wirksamer katholischer Widerstand möglich gewesen sei, mit der rücksichtslosen Gewalt des Regimes. Als er gegen einen hohen Gestapobeamten sich auf das Recht berufen habe, sei ihm erwidert worden: *„Und wir haben die Macht.“*<sup>118</sup> Er gesteht indes: *„Und doch trifft uns, wenigstens vor Gott, manche Schuld.“* Zugleich aber wies er den Vorwurf einer Kollektivschuld des deutschen Volkes zurück.<sup>119</sup> In einem weiteren Hirtenbrief vom 3. Oktober 1945 stellte er sich vor die Soldaten, die im Zweiten Weltkrieg dem Hitlerstaat dienten und führte aus: *„In unseren katholischen Kreisen haben wir nur verhältnismäßig wenige gefunden, die mit innerer Bereitschaft oder gar mit Begeisterung dem Ruf zu den Waffen folgten.“* Es vertrat die Überzeugung, dass nur eine Minderheit die Hitler-Diktatur bejaht hätte, und er forderte die Geschichtswissenschaft auf, *„den einwandfreien Nachweis dafür zu erbringen, dass nur wenige Millionen deutscher Menschen mit Leib und Seele dem sogenannten ‚neuen Deutschland‘ verschrieben waren.“*<sup>120</sup> Für das Jahr 1933 hat die Geschichtswissenschaft freilich das Gegenteil nachgewiesen. Auch die Mehrheit der Katholiken hat mit ihrem „verzwickten Ja zur NS-Diktatur“ dem „neuen Reich“ damals ihre Zustimmung gegeben.

Offenbar fiel es den deutschen Bischöfen angesichts der Tatsache, dass ihre Kirche die Integrität als Institution gegenüber dem Nationalsozialismus bewahrt hatte, besonders schwer, eine Mitschuld an der NS-Diktatur einzugestehen. Reinhold Schneider hat in einem Brief, der erst kürzlich entdeckt wurde, am 7. August 1945 den Mainzer Bischof Stohr (dem Beauftragtem der Bischofskonferenz-Westdeutschland für die Jugendseelsorge) zu einem Schuldbekennnis aufgefordert: *„Allein die Worte mea culpa können einen Anfang machen; unermesslich ist die Schuld des Ganzen, aber ein jeder einzelne frage sein Gewissen, wie weit er handelnd oder unterlassend – oder nur durch die Zustimmung, die er,*

<sup>118</sup> Zitiert aus: Schwalbach, Gröber und die deutsche Katastrophe, S. 194.

<sup>119</sup> Heiko Haumann in: Geschichte der Stadt Freiburg, hrsg. von Heiko Haumann und Hans Schadeck. Bd. 3, Stuttgart 2. Aufl. 2001, S. 385.

<sup>120</sup> Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg 10/1945, S. 62f.; zitiert aus: Wolfgang Hug/Dirk Barghop, Der Breisgau. Zeugnisse seiner Geschichte. Frankfurt 1991, S. 186. Der ganze Hirtenbrief ist abgedruckt in Schwalbach, Gröber und die deutsche Katastrophe, S. 251–264, das Zitat S. 255. Eine facettenreiche Übersicht über die unzureichende „Aufarbeitung“ der Rolle der Kirchen im NS-Staat nach 1945 geben die Beiträge in Thomas Brechenmacher/Harry Oelke (Hrsg.), Die Kirchen und die Verbrechen im nationalsozialistischen Staat. Göttingen 2011.

*verführt vom Blitze scheinbarer Siegesmacht, dem Verführer insgeheim gezollt hat – schuldig geworden ist* [Mit einem solchen mea culpa] *an die Welt müssten sich, wie ich glaube, jetzt die deutschen Bischöfe wenden.*<sup>121</sup> Von der Aufforderung Reinhold Schneiders zu einem entsprechenden Hirtenbrief waren die Bischöfe damals offensichtlich überfordert.

### *Mein Fazit*

1. Der katholische Widerstand aus Gesinnung gegen den Nationalsozialismus war klar und stark, aber die neuen Machtverhältnisse wirkten stärker („Märzgefallene“, Hitler-Glückwünsche usw.). Das Zentrum tendierte zur rechten Mitte, einige Geistliche in die NSDAP (Senn, Mohr, Schmaus usw.).

2. Gemeinsame ideologische Schnittmengen (Antibolschewismus, autoritäre Strukturen, Anti-Versailles, „Volksgemeinschaft“ versus Autonomie der Person) erlaubten die innere Zustimmung.

3. Hitlers Zusicherungen überzeugten die Zentrumsführung (Kaas, Hackelsberger, Föhr) zur taktischen Annäherung. Gröbers (taktisches) Axiom „Mitwirken, um einzuwirken“ erwies sich als nachhaltiger Irrtum.

4. Das Reichskonkordat war (v. a. auf Drängen Gröbers) übereilt geschlossen worden, nützte Hitler mehr als der Kirche. Es liquidierte (vom Vatikan und dem deutschen Episkopat so gewollt) den „politischen Katholizismus“ und damit die einzige bürgerliche politische Opposition gegen den Nationalsozialismus.

5. Erzbischof Gröber fürchtete (u. a. aus kindlichen Verletzungen) bei einem Scheitern des Reichskonkordats einen Kulturkampf sowie den Verlust der staatlichen Finanzierung (Alimentierung) der katholischen Kirche in Deutschland.

6. Erzbischof Gröbers Widerstand gegen die NS-Diktatur nach 1934 blieb (von ihm gewollt) persönliche Kraftprobe ohne Tendenz, eine kollektive Widerstandsbewegung von unten (z. B. von Pazifisten oder Sozialisten) aufzugreifen.

---

<sup>121</sup> Zitiert aus: Ulrich Helbach, Akten deutscher Bischöfe seit 1945, Bd. 1/1. Paderborn 2012, Nr. 35, S. 202–204.

## NS-Zeit und Kriegsende in Bombach – ein Bericht des Geistlichen Dr. Fridolin Mayer

Von Michael Schonhardt

Noch im Mai 1945 erließ Erzbischof Gröber einen Runderlass an die Dekane der Erzdiözese, in dem er die Mitteilung so genannter Kriegsberichte aus allen Pfarreien seines Bistums verlangte.<sup>1</sup> Aus der kleinen Breisgaugemeinde Bombach meldete der Pfarrer und Geistliche Rat Fridolin Mayer<sup>2</sup>: *„Die Vorgänge am 20. und 22. [April 1945] bei uns in Bombach sind so interessant und instruktiv für das Kriegsende, daß sie wert sind, in die Geschichte einzugehen. Ich werde den ganzen Verlauf eingehend schildern für die Pfarrchronik und das erzb. Ordinariatsarchiv [...]. Vorläufig muss ich aber noch einige dunkle Punkte aufklären, wozu mir aber infolge der Verkehrsverhinderung die Möglichkeit fehlt.“*<sup>3</sup> In den über die Pfarrei Bombach geführten Akten des Ordinariates fand sich nun der versprochene Bericht Mayers in Form eines 30-seitigen und teilweise handschriftlich korrigierten Typoskripts<sup>4</sup>; da er auch heute noch *„interessant und instruktiv für das Kriegsende“* ist, wird er im Folgenden zum ersten Mal veröffentlicht.

Mayer muss diesen undatierten Bericht nach 1952 verfasst haben, da der von ihm genannte *„Prälat Eckert“* erst in diesem Jahr zum Päpstlichen Hausprälaten ernannt wurde. Mayer selbst erhielt seine akademische Ehrung zum Dr. h.c. übrigens am 13. 12. 1947 von der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität.<sup>5</sup> Ob diese Verzögerung der Aufklärung der erwähnten „dunklen Punkte“ geschuldet war, sei dahingestellt, vermutlich schrieb Mayer den Text aber aus Anlass seiner Zuruhesetzung in diesem Jahr, mit der auch seine Erzäh-

---

<sup>1</sup> EAF B2-35-152, Kriegsberichte, Erlass vom 17. Mai 1945.

<sup>2</sup> Der Nachlass Mayers befindet sich heute im Erzbischöflichen Archiv: EAF Na 16. Hauptsächlich enthält er Varia zum I. Weltkrieg sowie verschiedene Post aus dem Feld.

<sup>3</sup> EAF B2-35-151, Kriegsberichte aus dem Dekanat Waldkirch, Pfarrei Bombach vom 2. 7. 1945.

<sup>4</sup> EAF B4-1945/2851, Leitung/Personal (Ortsakte Bombach).

<sup>5</sup> Vgl. Promotionsurkunde vom 13. 12. 1947 in EAF, Personalakte Dr. Fridolin Mayer, gestorben 1956.

lung endet. Trotz dieses zeitlichen Abstandes von zwei Jahren decken sich seine Ausführungen mit dem knappen Kriegsbericht vom Juli 1945.

Mayer, der mit dem Talent eines unterhaltsamen Erzählers gesegnet war, schildert auf eingängige und fesselnde Art und Weise seine Zeit in der Pfarrei Bombach, die er zwischen 1942 und 1947 leitete. Zwar streift er die unterschiedlichsten Aspekte seiner Tätigkeit, einen besonderen Schwerpunkt legt er aber auf seine Erfahrungen mit dem Nationalsozialismus und dem Zusammenbruch – oder nach Mayer „*Kladderadatsch*“ – des Nazi-Regimes.

Dabei bietet sein Bericht nicht nur Einsichten in die NS-Zeit auf der lokalen Ebene („*bis ins letzte Dorf hinein*“<sup>6</sup>), fern der großen politischen Bühne in Berlin, die es heute ermöglichen, „*weitreichende Erklärungsansätze der Nationalhistoriker am lokalen Beispiel zu überprüfen*“<sup>7</sup>.

Vor allem vermag der subjektive Bericht aber die Geisteswelt des katholischen Priesters Mayer zu erhellen, dessen Ablehnung des NS-Regimes in erster Linie religiös und sittlich motiviert ist und der auch sonst mit den Entwicklungen seiner Zeit hadert: „*Bombach wurde immer mehr großstädtisch und zwar innerlich und äußerlich.*“<sup>8</sup> „*Fügen wir hinzu, die Menschheit ist in ein ganz rasendes Tempo hineingejagt worden: Eisenbahn, Rad, Auto, Flugzeug, V1 und V2, Atombombe, Marschieren! [...] Fußball, Sport jeder Art, Boxen, tanzen und weiß Gott was, nur keine Minute mehr Zeit und Ruhe in der Welt zum Denken und sich auf sich selbst besinnen! Massenpsychose!*“<sup>9</sup> Trotz dieses Unbehagens gegenüber den Entwicklungen in der Welt zieht Mayer sich doch zu keinem Zeitpunkt aus dieser zurück, sondern versucht, stets tatkräftig zur Besserung der Verhältnisse in seiner Pfarrei beizutragen.

Diese bodenständige Schaffenskraft zieht sich durch Mayers gesamte und durchaus außergewöhnliche Biografie. Obwohl sie mehrfach in seinem Bericht durchscheint, soll sie hier trotzdem als kurzer Abriss vorangestellt werden.

Geboren wurde Mayer am 15. Januar 1877 in Tannheim bei Villingen, die Priesterweihe erfolgte am 2. Juli 1902 in St. Peter. Nach Stationen als Vikar und Pfarrverweser in Schonach und Bräunlingen (1902 bis 1907) und als Kurat in Brombach (1907) wurde Mayer Missionar am Erzbischöflichen Missionsinstitut. 1914 bis 1917 nahm er als Feldgeistlicher an der Westfront am I. Weltkrieg teil.<sup>10</sup> Seine Erlebnisse, auf die er auch im vorliegenden Bericht zu sprechen kommt, hat Mayer in einem eindrucksvollen Kriegstagebuch festgehalten, das er dem Ordinariat „*als Beitrag zur Geschichte der Feldseelsorge 1914–18 und zum*

<sup>6</sup> Siehe S. //30 (entsprechend des Typoskripts).

<sup>7</sup> Neisen, Robert: Lörrach und die Nazis: Verbrüderung wick Ernüchterung. Badische Zeitung vom 27. 4. 2013.

<sup>8</sup> Siehe S. //5.

<sup>9</sup> Siehe S. //7.

<sup>10</sup> Dies und das Folgende aus seiner Personalakte, vgl. Anm. 5.

*Vergleich mit derjenigen von 1939–45*“ vermachte und das heute zusammen mit seinem Nachlass im Erzbischöflichen Archiv aufbewahrt wird.<sup>11</sup>

Noch 1917 musste er aufgrund gesundheitlicher Probleme seine Tätigkeit im Feld aufgeben und wurde nach kurzer Station als Kaplaneiverweser auf dem Lindenberg Pfarrer von Norsingen (1918), später von Neudenu (1927) und – nach einer Tätigkeit als Missionar in Rumänien ab 1933 – von St. Ulrich (1939), von wo er dann auf eigenes Betreiben nach Bombach versetzt wurde. Ab 1947 verbrachte er seinen Ruhestand zunächst in Bräunlingen, dann ab 1955 im Altersheim in Villingen, wo er am 5. März 1956 verstarb. Neben den Aufzeichnungen aus seinem Leben verfasste Mayer auch eine Reihe kirchenhistorischer Schriften, die ihm 1947 die erwähnte Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Albert-Ludwigs-Universität einbrachten.

Bei der Edition wurde versucht, den Text in seiner von Mayer intendierten Fassung wiederzugeben. Die handschriftlichen Korrekturen des Autors wurden stillschweigend eingearbeitet, ebenso wurden offensichtliche Tippfehler kurzerhand verbessert. Eigentümliche Schreibweisen wurden nicht geändert, auch die ursprüngliche Interpunktion ist beibehalten. Die handschriftlichen Anmerkungen und Ergänzungen wurden in « » gesetzt, grammatikalisch erforderliche Korrekturen oder Einfügungen sind durch [ ] gekennzeichnet. Die Namen von Privatpersonen sind anonymisiert, Amts- und Würdenträger erscheinen mit ihrem Klarnamen. Seitenumbrüche werden durch // und die jeweilige Seitenzahl kenntlich gemacht bzw. fett hervorgehoben.

## Der Bericht

//1 Am 15. April 1942 kam ich mit Absenz von St. Ulrich hieher. Der voraus gegangene harte Schwarzwaldwinter hatte mich in der dortigen beschwerlichen Pfarrei und dem kalten Pfarrhaus stark mitgenommen. Die Pastoration war mir noch erschwert worden, wie allen Auto besitzenden Geistlichen, durch die von Berlin befohlene unzulängliche Zuteilung von Benzin und schließlich durch die am Josefstage erfolgte Entfernung des Winkels durch die Gendarmerie. Außerdem hatten unerquickliche Dinge in der Pfarrei mir mein Herzleiden verschlimmert, wie sie schon meinen Vorgänger krank gemacht und vertrieben hatten.

Die Bevölkerung in dem geschlossenen, klimatisch milden Breisgauländchen Bombach – etwa 370 Seelen – nahm mich mit großer Begeiste-

---

<sup>11</sup> EAF Na 16/1.

rung auf, denn sie hatte nicht ohne Grund befürchten müssen, daß wegen Priestermangel vorläufig kein Geistlicher mehr ins Dorf kommen würde, sondern der Vikar von Kenzingen die Pfarrgeschäfte *excurrendo* versehen müsse. Nach einigen Wochen frug die Kirchenbehörde bei mir an, ob ich eingeben würde, falls die Pfarrei ausgeschrieben würde. Auf meine Bejahung hin wurde mir die Pfarrei übertragen und ich wurde am 19. Juli 1942 feierlich von Dekan Seiler<sup>12</sup> investiert in Verbindung mit der Feier meines 40 jährigen Priesterjubiläums.

## I.

### Bauliche Instandsetzung

Mein Vorgänger Ernst Schwehr<sup>13</sup>, geb. in Endingen 31.X.67, lange Zeit Pfarrer in Bötzingen a. K. war hier investiert worden [am] 23. 10. 27. Ein ruhiger, seeleneifriger, heiligmäßiger Priester. In den ersten Jahren seines Wirkens dahier hatte er eifrig an der Kirche restauriert. In den letzten Jahren war manches liegen geblieben und verwahrlost. Im Sommer 1941 hatte er, schon gebrechlich und krank, mit Mühe sein goldenes Priesterjubiläum gefeiert und starb am 29. [sic!] Februar 1942. R.I.P.

Schon am ersten Sonntag nach meinem Einzug hielt ich Stiftungsratssitzung und leitete die nötigsten Reparaturen ein: Bodenbelag, Wasserleitungen in der Waschküche, wegen Gefahr des Fußbrechens; Entwässerung und Trockenlegung des Kellers. Speisen die darin aufbewahrt wurden, waren am 2. Tage verschimmelt und unbrauchbar; die Wiederaufstellung des umgestürzten Gartenzaunes besorgte ich selber mit Hilfe von P. W., nachdem ich eichene Pfosten mit Hilfe des H. R. auf der Zirkularsäge bereitet hatte. Die dringend nötige Herrichtung des Pfarrgartens besorgten meine beiden Haushälterinnen mit vieler Arbeit, ebenso die Herrichtung der Böden des Pfarrhauses. Die Abortgruppe, die in den Hühnerstall durchsickerte, ließ ich abdichten und solid abdecken, ebenso die Schüttsteingrube im Hofe. Für Letztere ließ ich neue Ablaufrohre legen. Wäre das schon früher geschehen, so wäre die westliche Umfassungsmauer des

<sup>12</sup> Andreas Seiler (\* 1. 11. 1882 in Unzhurst, † 5. 1. 1957 in Waldkirch), ab 1940 Dekan des Kapitels Waldkirch.

<sup>13</sup> Ernst Schwehr (\* 31. 10. 1867 in Endingen, † 28. 2. 1942 in Bombach), Pfarrer in Bombach von 1927–1942.

Hofes nicht unterspült und zum Umsturz gebracht worden, was im Winter der Fall war. Trotz aller meiner Bemühungen brachte ich die Maurer nicht dazu, mir zu helfen, Stützen anzubringen. Von den Arbeiten der Trockenlegung des Kellers wurde der Maurer 3 mal weggeholt zum Bau der „kaiserischen Munitionsfabrik“ in Kenzingen. Das 3. Mal wurde ihm mit Abholung durch die Gendarmerie gedroht. Von da ab war kein Maurer mehr beizubringen, nicht einmal zu dringenden Arbeiten an der Kirche. Das Kirchendach war gerade über dem Hochaltar so schadhaft, daß es hereinregnete und ein Dachsparren //2 vom Schwamm befallen war. Zement und Sand hatte ich beigebracht. Ersterer wurde schließlich unbrauchbar, letzterer von einquartiertem Militär 1945 gestohlen. Bei meiner Ankunft hier lag eine Mahnung des erzbischöfl. Ordinariates vor, zu berichten, ob die durch Kirchenvisitationsbescheid vom vorigen Jahre angeordnete Wiederherstellung des Sockels der westlichen Kirchenmauer ausgeführt sei. Ich hatte bald entdeckt, daß da Farbe und Pinsel nicht helfen konnten; denn der Schaden rührte daher, daß in vergangenen Jahrzehnten – trotz aller Kirchenvisitationen und Nachschau der kirchlichen Gebäude der Hohlraum zwischen der Kirchenmauer und dem Weg zum Friedhof eingeebnet worden war, so, daß im Vergleich zum Niveau des inneren Kirchenbodens außerhalb der Mauer 1–1½ Meter «hoch» Dreck liegt, der die Feuchtigkeit verursacht, abgesehen von der Nässe, die vom Berg her in die Fundamentmauer einsickert und im Innern zum Teil schon bis in die Kirchenmitte besonders beim Muttergottesaltar eingedrungen ist und die Kirche so feucht macht. Ich ließ vom erzb. Bauamt einen Plan fertigen zur gründlichen Trockenlegung und zugleich Ableitung des Wassers rund um die Kirche, auch vom Chor und alten Friedhof. Danach sollte eine Ableitung mit Zementröhren geschaffen werden, veranschlagt mit 1100 Mark. Das erschien mir zu teuer abgesehen davon, daß solche Röhren zur Zeit nicht zu beschaffen waren. Darum wollte ich es viel billiger und ebenso sachdienlich mit Sickerröhrchen aus Ton bewerkstelligen. Die Röhrchen hatte ich bald beigebracht, ebenso ein Chemikale zur Mischung mit Zement, um die feuchte Fundamentmauer auszutrocknen. Der Pflasterer war auch zur Besichtigung gekommen wegen Fertigung eines Pflasters zwischen Kirchenmauer und Weg. Ich hätte gleich noch den Weg zur Kirche pflastern lassen. Aber zum Aufgraben war einfach niemand zu bekommen. Ich wollte damit eigenhändig selber anfangen, merkte aber, daß mein Herz dabei nicht mehr mitmachen wollte. Ich hatte vorher gerade noch die Ableitung des Wassers vom Kirchendach durch den Garten zum

Teil mit Zementröhrchen fertig gebracht, wobei mir meine Haushälterinnen halfen. Gleichzeitig hatte ich vom Bauamt ein Skizze fertigen lassen zur Anlegung einer Warmluftheizung nach dem Kriege und Aufstockung der Sakristei zur Schaffung eines Pfarrsaales. Das Bauamt ist mit 50 Mark dafür bezahlt und hat den Plan wieder zurückgefordert. Die Entfeuchtung der Kirche, die Instandsetzung des Kirchendaches sowie die Sicherung des Kirchenplafons, der sich in der Mitte bedenklich gesenkt hat, mußte ich meinem oder im Hinblick auf die dermaligen Zeiten meinen Nachfolgern überlassen und mich begnügen mit dem Bewußtsein, das vor 20 Jahren innwendig vollständig erneuerte Pfarrhaus vor dem Schwamm errettet zu haben, der schon wieder rundum im 1. Stock sein unheimliches Handwerk begonnen hatte. Darüber muß ich noch einiges bemerken und etwas weiter ausholen.

Madamé<sup>14</sup> der erste Pfarrer der 2. Serie, hatte nach der 1789 fertiggestellten heutigen Kirche für das sehr primitive alte Pfarrhaus am „Gänsplatz“ ein neues Pfarrhaus schön nahe neben der Kirche gebaut und dazu nicht geringe persönliche Beisteuer geleistet. Der Bau ist wie die Kirche an die Bergwand hingelehnt, was natürlich Grundwasser in den Keller führt. Im Laufe der Zeit wurde //3 der Platz vor Kirche und Pfarrhaus immer mehr aufgefüllt, ohne Vorsorge für genügende Ableitung des Regenwassers, das besonders bei heftigen Platzregen vom Kirchen- und Pfarrhausdach in Strömen sich ergoß und zum Teil durch die Kellerlucken einströmten und dort im Boden versickern mußte. Unglaublich – aber Tatsache, es war für dieses Oberwasser so wenig wie für das Grundwasser irgend eine Ablaufmöglichkeit geschaffen, die doch bei dem abschüssigen Gelände so leicht und billig herzustellen gewesen wäre. Seit 1790 kam Pfarrer auf Pfarrer, Kirchenvisitation auf Kirchenvisitation. Man beklagte sich über die Feuchtigkeit des Pfarrhauskellers, bekümmerte sich aber nicht um deren Ursache und Beseitigung. So kam, was kommen mußte: Fünf Jahre nach dem 1. Weltkrieg drohte das Pfarrhaus einzustürzen, darum wurde seine Räumung von der staatlichen Baubehörde angeordnet. Vergl. Pfarrregistratur!

Der Pfarrer ließ sich pensionieren und zog fort. Die Kirchenbehörde erklärte, Bombach bekomme erst wieder einen Pfarrer, wenn die politische Gemeinde ein neues Pfarrhaus erstellt habe. Die Gemeinde, vorab

---

<sup>14</sup> Dominikus Madamé (\* 1748 in Freiburg, † unbekannt), von 1788–1808 Pfarrer in Bombach.

der Bürgermeister, tat das möglichste und baute durch einen Architekten aus Emmendingen. Dieser machte einen teuren Pfusch. Das alte Mauerwerk mit dem Schwamm im östlichen und südlichen Teile, sowie das alte Dach blieben stehen. Ebenso der Boden oder besser gesagt Dreck im Keller mit Ausnahme einer Ecke, die auszementiert wurde. Von einem Mauerdurchbruch zur Ableitung des Wassers in den direkt außerhalb der Mauer gelegen Schüttsteingrube keine Spur! Bevor der neue Pfarrer Schwehr 1927 einzog, forderte er noch einige Verbesserungen an dem Pfusch, aber an den Keller dachte er nicht und ließ in den neuen Schematismus wieder drucken, wie es schon im Vorhergehenden gestanden hatte: „Keller feucht“.

Kirchenvisitation folgte auf Kirchenvisitation. Als die periodische Gebäudeschau von der Kirchenbehörde angeordnet worden war, kam auch ein Beamter des Erzb. Bauamtes und „fand alles in guter Ordnung“ Vergleiche Pfarregistratur!

Als ich etwa zwei Jahre später einzog, fand ich die Lamberien der drei Zimmer im ersten Stock durch den Schwamm vermorscht und im Keller ein Schlammtal. Wasser und Dreck gingen mir stellenweise einige Zentimeter über die Schuhsolen. Es war keine geringe Mühe mitten im Kriege endlich Abhilfe zu schaffen: Aushebung des verschlammten und stinkenden Bodens in Tiefe von 30 Zentimetern, Legung eines Stranges von Sickerröhrchen durch den ganzen Keller, Anlage eines betonierten Schachtes zur Aufnahme des Wassers und Ableitung desselben durch die Fundamentmauer in die Schüttsteingrube, Auffüllung mit trocknenden Kalksteinen und Sand von Herbolzheim, darüber ein Zementstrich. So war endlich der anderthalb Jahrhunderte dauernden Kalamität mit einem Kostenaufwand von wenigen hundert Mark ohne „Dienstweg“ und Bauamt für dauernd abgeholfen.

Wie viel Geld der Umbau des Pfarrhauses verschlang, konnte ich nie in Erfahrung bringen. Sicher ist, daß man damit ein vollständig neues, besseres hinter die Kirche hätte bauen können. Weil in der glorreichen Nazizeit die Verzinsung und Amortisation der bei der Sparkasse in Kenzingen geliehenen Bausumme «unterblieb», stand 1944 die Gemeinde mit noch etwa 5000 Mark für den Pfarrhausbau im Schuldbuch der Kasse. Ich betrieb mit Hochdruck die endliche vollständige Abzahlung mit Holzerlös der Gemeinde und leistete selber einen Beitrag dazu von 1000 Mark aus meiner Tasche, damit die Sache endlich nach bald 20 Jahren aus der Welt geschafft wurde. Meinen beigetragenen Batzen

dachte ich mir als vorausbezahlte Hausmiete, für den denkbaren Fall, daß eines Tages von Berlin die Beschlagnahme der Pfarrhäuser verfügt werden sollte!

//4 Bei meinem Einzug in die Kirche am Abend des 15. 4. 1942, als ich die ersten Orgelklänge vernahm, wäre ich beinahe in Ohnmacht gefallen vor Schrecken über das Getöse, ich glaubte die Kirchendecke sei am Einstürzen, es rührte aber nur vom Blasebalg her, der ein großes Loch hatte. Als ich den Orgelbauer Kiene von Waldkirch zur Restauration beigebracht hatte, war derselbe überraschend schnell fertig, kassierte 25 Mark ein – und der Blasebalg war sehr bald wieder wie vorher. Orgelbauer Kauth aus Waldkirch hat dann später abgeholfen und auch versprochen, nach dem Kriege die dringendst notwendige Instandsetzung der Orgel zu besorgen. Daß mir die Restauration und Konservierung der früher auf dem Kirchenspeicher herumfahrenden, trostlos zugerichteten Madonna – ein Stück Oberrheinischer Kunst um 1450 – durch Conservator Hübner unter vielen Sorgen gelang, ist mir eine besondere Freude. Ich hatte die Figur mit anderen Kostbarkeiten – Monstranz, Kelche, Paramente – nach Oberspitzzenbach in Sicherheit gebracht. Hoffentlich wird die mir für Ostern 1947 zugesicherte Restauration des schönen, aber trostlos zugerichteten Barockbildes endlich und befriedigend fertig. Ich vermute, daß es von Simon Göser<sup>15</sup> stammt und das Altarbild der 1789 abgebrochenen Kirche «war». Es stellt dann mit der eben erwähnten Madonna, die offenbar noch aus der etwa 1480 eingegangenen gotischen Kirche stammt, Zeuge und Träger kirchlicher Tradition Bombachs aus alter Zeit dar.

Ich habe schon manche geschichtliche Notizen über die Vergangenheit der Pfarrei zusammengestellt und im Pfarrarchiv hinterlassen. Ich glaube im Generallandesarchiv in Karlsruhe ist in den Klosterakten von Ettenheimmünster und Schuttern manches zu finden. Ich *vermute*, daß die drei Altäre aus dem ehemaligen Dominikanerinnenkloster in Riegel sind.

Das bisher fehlende hl. Grab für die Karwoche habe ich aus meiner früheren Pfarrei beigebracht, wo es überzählig auf dem Pfarrhausspeicher lag. Zum «100jährigen» Gedächtnis des heutigen Friedhofs, der 1844 angelegt wurde wollte ich das dortige Friedhofskreuz restaurieren

---

<sup>15</sup> Simon Göser (\* 26. 10. 1735 in Wurzach-Gospoldshofen, † 31. 3. 1816 in Freiburg i. Brsg.), Maler des frühen oder spätbarocken Klassizismus in Baden.

und für die schadhafte Inschrift die Namen und Personalien der beiden verstorbenen Pfarrer Ruf<sup>16</sup> und Schwehr anbringen lassen. Aber es war kein Steinmetz beizubringen. Eine Zeichnung für die neue Inschrift habe ich im Pfarrarchiv hinterlassen.

## II. Pastoration – Seelsorge

Nach den Schilderungen, die mir über den religiös-sittlichen Zustand der Pfarrei B. gemacht worden waren – selbst der H. H. Erzbischof hatte mir persönlich zu derselben gratuliert – hätte ich in ein wahres Paradies kommen müssen. Aber die Wirklichkeit war nicht in allweg so! Dekan Rimmele<sup>17</sup> hatte 38 Jahre segensreich gewirkt, ebenso Pfarrverw. Wilhelm Burger<sup>18</sup>, Pfarrer Ruf und Schwehr. Letzterer hatte eine Jungfrauenkongregation gegründet. Eine solche ist für eine ganz kleine Gemeinde nach meinen Beobachtungen eine sehr problematische Sache. Auch einen Verein für die männliche Jugend brachte er auf die Beine und zur Blüte. Aber wie fast überall drang der Geist der neuen „Weltanschauung“ mit unheimlicher Schnelligkeit in die Köpfe besonders der Schul- und Christenlehrljugend. Derselbe wurde hier eifrig gepflegt von der fleißig zu Besuch kommenden Jugend des protestantischen Malterdingens. Dazu kam das Versagen der meisten Eltern. Diese suchte ich zu wecken und ihnen die Augen zu öffnen durch die Pfarrpredigt und eigene Vorträge für die Mütter, bei denen, wie fast überall die jüngeren zu fehlen pflegten, die Anwesenden aber manchmal verwundert aufblickten, man konnte Ihnen den Gedanken vom Gesichte ablesen: „So etwas gibts doch bei uns in Bombach nicht.“

//5 Im Advent 1942 hielt ich je eine religiöse Einkehrwoche für die Frauen und Jungfrauen. Meine Predigten waren für die Mehrzahl höchstens eine Erschütterung für die Trommelfelle. Ich hatte mich krank gepredigt und mußte etwa 6 Wochen ins Krankenhaus nach Freiburg!

---

<sup>16</sup> Karl Ruf (\* 27. 9. 1871 in Maulburg, † 7. 10. 1936 in Nußloch) war von 1910–1926 Pfarrer in Bombach.

<sup>17</sup> Anton Fridolin Rimmele (\* 5. 3. 1834 in Konstanz, † 30. 7. 1908, Ort unbekannt), ab 1872 Pfarrer in Bombach, ab 1897 Dekan des Dekanats Freiburg i. Br.

<sup>18</sup> Dr. theol. Wilhelm Burger (\* 6. 4. 1880 in Stühlingen, † 15. 3. 1952 in Freiburg), 1908 Pfarrverweser in Bombach, späterer Generalvikar und Weihbischof.

Von der zweiten Christenlehre an waren die Buben des 3. und 4. Jahrgangs «nicht» zur Ruhe und Aufmerksamkeit zu bringen. Nachdem ich ein Jahr lang alle pädagogischen Mittel erfolglos versucht hatte, griff ich zur ultima ratio und ohrfeigte einen, der mir bei sehr ernster Verwarnung und Strafandrohung einfach frech ins Gesicht lachte, derart, daß ihm das Lachen verging. Das Exempel tat seine Wirkung, es gab dann Ruhe. Die nachrückenden Jahrgänge brachten von meiner Disziplin in der Schule her schon Anstand mit und für das geistige Mitmachen sorgte ich nach der Entmachtung der Nazi durch Anwendung des Frage und Antwortverfahrens auch in der Christenlehre. Ich machte damit gute Erfahrungen.

Bei den Mädchen war ein großer Mißstand das häufige aus der Christenlehr Fragen [sic!], um in der Welt herumzuradeln oder mit den Polen in den Wäldern herumzuflanieren. Um verlogene Gründe waren sie nicht verlegen. Als ich durch Hausbesuche auf die Eltern einwirken wollte, bekam ich gleich bei der ersten Mutter, die regelmäßig den ersten Freitag mitmachte, die Antwort: „Die Jugend will halt auch etwas vom Leben haben, da ist nichts dagegen zu machen!“ Sie konnte dann später das Kind ihrer ledigen Tochter hüten, während diese seelenvergnügt und so schnell wie der rasende Ajax den Schneckenweg herunterradelte! Die junge Damenwelt fing auch an, selbst an Werktagen in der Zeit der Heu- und Getreideernte das von Schauspielern aus Freiburg und Straßburg bediente Theater in Kenzingen und das Kino in Herbolzheim zu besuchen. Was da alles zu sehen war! „Karneval der Liebe, „Ehe in Dosen“ Schließlich wurde die Welt noch fortschrittlicher und schöner schier mit jedem Tag. Sogar ins weltentlegene Dörfchen Bombach kam das Kino vierwöchentlich auf einem motorisierten Thespiskarren angesaut, selbst mitten in der drängensten Schaffzeit des Sommers. Ich lachte ins Fäustchen und dachte zu dieser Zeit wird niemand hingehen. Ich hatte aber die Opferwilligkeit meiner Bombacher unterschätzt! Nicht nur die männersüchtige Jugend, sondern auch alte Weiber fanden sich ein, so daß gegen 11 Uhr nachts die Vorstellung beginnen konnte. Sogar Kinder, die von der Mutter noch auf dem Arm getragen werden mußten, wurden mitgebracht. Später, als Benzin und Spiritus im 3. Reich am versickern waren, mußte der Thespiskarren mit zwei Pferden von Heimbach oder Malterdingen geholt und andern tags nach Nordweil weiterbefördert werden, was natürlich pflichtgemäß mit Heil Hitler geschah, als ich nach dem Umbruch zum Zurückholen der nach Oberspitzbach in Sicher-

heit gebrachten kostbaren Kirchensachen Pferde benötigte, waren solche beinahe nicht aufzutreiben!

Bombach wurde immer mehr großstädtisch und zwar innerlich und äußerlich. Für die Haut gabs Niveakrämm. Für die Damenwelt genügten die Haarkünstler in Kenzingen nicht mehr. Man ging nach Freiburg, ja über den Rhein ins Elsaß, wo angeblich die Verschönerungskunst in größerer Blüte stand. Ich «predigte» gegen solche Auswüchse nach St. Paulus: „Nolite conformari huic saeculo“ und nach Tacitus: „Corrumpere et Corrumpi saeculum est“, und verdeutschte das Latein derart, daß es die Mädchen wohl verstanden. Das bewies mir einmal ihr Verhalten, als einige die sich getroffen fühlten nach dem Gottesdienst laut kritisierend und lachend den Kirchplatz hinabgingen. Ungefähr die Nämlichen, welche nach dem Umbruch spiritistische Sitzungen in Heimbach besuchten, um wichtige Auskünfte zu erhalten, z. B. ob das bald zu erwartende Kind des Mädchens N.N. männlich //6 oder weiblich sein werde? Zuerst behandelt ich den Spiritismus ausführlich in der Christenlehre. Als das nicht half in einer Predigt, hatte [ich] «auf» ein abschreckendes Beispiel aus meinen Erfahrungen als Diözesanmissionar und auch «auf» das Verbot der Kirche und somit auf die Sündhaftigkeit hingewiesen. Das Echo in der Fabrick aus dem Munde einer der fleißigsten Besucherinnen lautete: „Das ist doch keine Sünde.“

Die Zusammenkünfte der B(und) D(eutscher) M(ädchen), welche im Wirtshaus abgehalten wurden, fanden manchmal erst morgens 3 Uhr ihr Ende! „Was ist da dabei? Es war doch so schön.“ Noch schöner wurde es, als wir vom November 44 bis zum Zusammenbruch Einquartierung hatten. Da galt es für manch' eine, um jeden Preis sich einen Mann zu erobern, sogar für Kriegswitwen. Als einmal eine Truppe von Malterdingen hierher ins Quartier verlegt wurde, gab es durch liebe Besuche von der dortigen holden Weiblichkeit und Durchnächtigen scharfe Konkurrenz, sogar Schlangenstehen vor Fahrzeugen, worin Fahrer nächtigten, bis eine nach der anderen Einlaß fand und an die Reihe kam. Die Ergebnisse sind Verzeichnet im Taufbuch, zu Teil in den Gerichtsakten, Faszikel: Abtreibungen, für alle Fälle im Liber scriptus der anderen Welt!

Mit den Kriegern suchte ich in Fühlung zu kommen und zu bleiben durch Pastoralbriefe ins Feld und anläßlich ihrer Urlaubstage. Teils wurde es dankbar angenommen, teils auch nicht. So schickte mir einer als Antwort einen von einem Kameraden geschriebenen Spottbrief. Von einem Urlauber, der morgens die hl. Sakramente empfangen hatte –

wahrscheinlich auf das Drängen seiner braven Mutter – mußte ich von einem einwandfreien Ohrenzeugen in Erfahrung bringen, wie er am selben Abend im Wirtshaus darüber spottete. Leider sind von den Guten und Besten der Pfarrei eine übergroße Zahl in den Massengräbern und Sümpfen Rußlands begraben. „Das verdanken wir dem Führer.“ Daß man an manchen Zurückgekehrten aus gut religiösen Familien im Bezug auf ihr religiöses und sittliches Verhalten blaue Wunder erlebte, ist nicht zu verwundern wenn man an die totale Unterbindung und Verhinderung der Feldseelsorge denkt. Wie oft bekam man von Urlaubern auf die Frage: „Wann hatten Sie den letzten Feldgottesdienst?“ die Antwort: Vor 20 und noch mehr Monaten oder vorige Weihnachten, aber es war ein protestantischer Pfarrer. Dazu die bis in die vorderste Kampffront vorgetriebenen Kinovorstellungen, die Tätigkeit der „Weltanschauungs-offiziere“, Versetzung der Weiblichkeit an die Front und dazu die Agitation: Dem Führer ein Kind schenken! Da konnte der Satan mit all seinen Höllengeistern in Ferien gehen, seine übermenschlichen und unmenschlichen Agitatoren an der Kampffront verschafften ihm übergroße Beute!

Eine Freude für den Seelsorger ist die Betreuung der Schuljugend, aber die Bombacher hat mir wenig Freude bereitet – mit einigen rühmlichen Ausnahmen. Gleich an einem der ersten Samstage überraschte ich Buben die sich auf der Mädchenseite mit diesen rauften und pufften, als Vorbereitung auf die hl. Beicht. Die Veranlassung dazu waren Mädchen gewesen. Damit war der Spruch des alten Ben Akiba: „Alles schon dagewesen“, für mich ins Wanken gekommen! Die nämlichen waren auch im Religionsunterricht einfach nicht zur Aufmerksamkeit und Ruhe zu bringen. Es kam öfters vor, daß sie weiterschwatzten und störten, während ich schon angefangen hatte, ihnen ein Privatissimum zu lesen. Züchtigen war ja verboten und das wußten sie! Einen ganz rabiaten Kerl brachte ich 3½ Jahre hindurch nicht zur Ruhe. Er hat mir sicher durch sein Verhalten mein Herzleiden verschlimmert und das Leben um manche Stunde verkürzt. Es galt da auch das Wort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“ Als dann endlich der Vater vor Torschluß noch einrücken mußte, ging ich zur //7 Mutter, daß sie mir helfe, den Bengel zu bändigen. Aber da hieß es: Dagegen ist nichts zu machen, das hat er mit auf die Welt gebracht, er war schon so unruhig, als ich ihn unter dem Herzen trug.“ Die heilige Schrift hat aber doch recht behalten: „Rute und Strafe geben Weisheit, aber das Kind, dem sein Wille gelassen wird, macht seiner Mutter Schande.“ Kurz nach dem Umbruch, als ich noch in

der Kirche den Religionsunterricht halten mußte, brachte er mir die Gesellschaft zu Ausbruch eines Gelächters während des Liedes, womit ich die eucharistische Repetitions- und Feierstunde schloß. Ich vertrieb ihm dann die Flausen, aber nicht mit einer Rute, sondern mit einen Haselnußstock, womit ich ihm schon seit drei Jahren gedroht hatte. Die Wirkungen konnte er sich nicht besehen, da sie auf der Nordseite des Dasein lagen, aber geholfen hat es prima. Er war fortan im Religionsunterricht und dann in der Christenlehre brav wie ein Lämmlein! Die Disziplin hatte ich nach dem Zusammenbruch des ewigen Reiches bald hergestellt, aber an *einem* mußte ich verzweifeln, etwas in die Köpfe hineinzubringen, daß es haften blieb. Die Kinder sind – Ausnahmen abgerechnet, scheint gar nicht mehr fähig zur Rezeption und geistigen Verarbeitung. Ein Professor in Augsburg, der darüber Studien machte und Experimente anstellte, schrieb: „Die Jugend ist vollständig verdummt.“ Fügen wir hinzu, die Menschheit ist in ein ganz rasendes Tempo hineingejagt worden: Eisenbahn, Rad, Auto, Flugzeug, V1 und V2, Atombombe, Marschieren! Wie flott das die Bombacher Mädchenwelt unter dem Feigenblatt und Titel „Feuerwehrprobe“ lernten! Fußball, Sport jeder Art, Boxen, tanzen und weiß Gott was, nur keine Minute mehr Zeit und Ruhe in der Welt zum Denken und sich auf sich selbst besinnen! Massenpsychose!

Etwa 10 Jahre wirkte hier Hauptlehrer Klingler, ein Mann nach dem Herzen Gottes, jeder Zoll an ihm ein katholischer Christ, zugleich ein sehr eifriger und erfolgreicher Organist. Darum den Hitlerlern ein schwerer Dorn im Auge. Als seine Tochter aus der Schule kam, *mußte* dieselbe natürlich in den Bund deutscher Mädchen eintreten, wozu ein Einwilligungsfeld vom Vater unterschrieben werden mußte – natürlich die reinste Komödie. Darin stand auch der Satz: „Ich wünsche, daß meine Tochter in der „nationalsozialistischen Weltanschauung erzogen wird.“ Klingler strich das Wort „nationalistisch“ und schrieb „christlich“ darüber. Dafür mußte er das reinste Martyrium antreten. Er wurde in die minimsten Nester im protestantischen Markgräflerland strafversetzt, immer wo möglich 8 Kilometer von einer katholischen Kirche entfernt, einmal sogar am Fuß des Belchen, wo er sich ein Leiden zuzog, das eine lebensgefährliche Operation nötig machte. Ehre dem wackeren Manne, dessen einziger Sohn auch ein Kriegsoffer wurde. Kurz vor meiner Ankunft in B. war er zwangsversetzt worden und jetzt mußte Hauptlehrer Maier von Krozingen [sic!] aus hier Schule halten, er war früher in St.

Ulrich und hier schon Lehrer und Organist gewesen. Unter ihm ging es noch einigermaßen. Aber das ewige Sammeln von alten Lumpen, Kochen, Blech, Kräutern, und weiß Gott was, verhinderte jeden Erfolg. Aufgaben durften nicht mehr gegeben werden, ich kümmerte mich zwar nicht darum, aber um so gewissenhafter die Kinder mit wenigen Ausnahmen. In den 2 Stunden Religionsunterricht sollte vom Geistlichen auch der Bibelunterricht und der religiöse Gesang bewältigt werden. Dann das Herumtollen auf dem Sportplatz, fast täglich bis gegen Mitternacht – Sommerzeit –, die offenbar der leibhaftige Teufel erfand und die von den Eltern geduldet wurde!

//8 Nach Maier, den ich ungern verlor, kam für einige Sommermonate an drei Wochentagen H. Lehrer Pfeffer von Nordweil, ein 150%iger Nazi, er steht nicht im besten Andenken hier.

Ihm folgte ein Lehrer, der aus dem Elsaß wegen seiner katholischen Gesinnung und Beibehaltung des Organistendienstes strafversetzt worden war. Er richtete sich den Stundenplan ein, daß er am Samstag jeweils über den Rhein zu Frau und Kindern konnte und ich hielt montags Religionsunterricht, bis er ankam, wobei es wegen der schlechten Verbindung und Verkehrshindernissen manchmal Verspätung gab. Auch übte er die neumodischen, Hitlerschen Weihnachtlieder mit den Kindern nicht ein ... Ich habe eines der neuen Liederbüchlein im Aktenkasten im Pfarrhaus hinterlegt, als ein „Kulturdokument“. Der Lehrer war natürlich unseren führenden Parteigrößen signalisiert und zur genauen Beobachtung und Berichterstattung empfohlen worden. Daß er einmal nach Schluß, ohne Kinder, in der leeren Kirche etwas Orgel gespielt hatte wurde getreulich nach Emmendingen berichtet und bald kam Kreisschulrat Leibinger und machte dem Lehrer vor den Kindern derart den Sauhund, daß dieselben ganz entsetzt nach Hause kamen – echt Hitlerische Erziehungsweisheit! Auf Ostern 1944 wurde unsere Schulstelle endlich wieder definitiv besetzt durch Hauptlehrer Hermann Rohschach. Derselbe, ein treu katholischer Mann und tüchtiger Lehrer kam von Ottenhöfen. Im Winter 1944/45 wurde er zum Volkssturm eingezogen, obwohl er herzleidend war. Als er zur Erholung nach Hause gelassen worden war – seine Formation lag am Kaiserstuhl – wurde er beinahe aus dem Bette wieder zur Truppe geholt. Sein Kollege Pfeffer in Nordweil, jünger und gesund wie ein Fisch, durfte gemächlich zu Hause bleiben!

Da bei uns der Schulsaal durch Einquartierung belegt wurde, mußte ich meinen Religionsunterricht in die Kirche verlegen im übrigen hatten

die Kinder Ferien. Im April 1945 wurde eine junge Lehrerin her geschickt, welche lediglich Ausbildung als BDMführerin genossen hatte. Diesen Mangel und ihre unscheinbare Figur suchte sie zu ersetzen durch eine Haarfrisur, welche in etwa die mächtige Mähne eines Löwen darstellen konnte. Sie und die Kinder wurden erlöst durch den Einzug der Franzosen am 20. April 45. Ihre nationale Gesinnung hielt nicht lange stand. Wie mit den deutschen Burschen stand sie bald auch mit den Franzosen und Polen auf der Straße herum. Als nach einigen Wochen die Reisemöglichkeit wieder gegeben war, zog sie sich wieder in ihre Heimat Karlsruhe zurück und ich war froh. Gemäß Anordnung der Militärregierung durfte vorläufig kein Schulunterricht gehalten werden. Außerdem hatte der Schulsaal und das Dach darüber am 20. April einige Löcher als Andenken erhalten und so hielt ich meinen Religionsunterricht wieder in der Kirche ab. Wir brauchten jetzt nicht mehr am Boden und an der Kirchenmauer in Deckung gehen, wie es vordem einigemal der Fall gewesen war und einmal ein Geschloß die dicke Kirchenmauer durchschlagen hatte direkt an der Kanzelrückwand. Lehrer Rohschach hatte Glück gehabt. Er konnte sich mit einigen Kameraden, weil Ortskundig, vom Kaiserstuhl nach Hause begeben, ohne in Gefangenschaft zu geraten, wie es bei seinem Kollegen, dem oben genannten Hauptlehrer Maier von Kenzingen der Fall gewesen war. Derselbe mußte noch längere Zeit in Gefangenschaft bleiben, in die er überm Rhein drüben – auch als Volkssturmmann geraten war. Rohschach konnte sich den Sommer über von seinem Herzleiden erholen und im November 1945 waren auch die Schäden am Schulgebäude repariert, so daß der Unterricht wieder aufgenommen werden «konnte. Die liebe Jugend war direkt um ein Jahr, indirekt um Jahre zurück.» //9

### III.

#### Das „Dritte Reich“ in Bombach während meiner dortigen Tätigkeit.

Der seeleneifrige alte Pfarrer Schwehr war für die Parteigenossen, deren es auch in Bombach bald einige begeisterte gab, und für die Bonzen in Emmendingen ein Dorn im Auge, weil ihnen der Abmarsch der Bombacher Schwarzen ins Lager der neuen Weltanschauung viel zu langsam von Statten ging. Darum wollte man ihn wegeckeln durch Un-

flätereien unglaublicher Art, z. B. *stercora humana ante portam aedis parochialis!*<sup>19</sup>

Der bisherige, verdiente Bürgermeister wurde abgesetzt und der Schwiegersohn des Stützpunktleiters am Abend seiner Hochzeit vom Landrat als neuer Bürgermeister proklamiert vom Landrat [sic!], der eigens dafür zur Hochzeit gekommen war. Als er ins Feld rücken mußte, wurde als stellvertretender Bürgermeister ein „Wasserträger auf zwei Achseln“ eingesetzt – ein Stiftungsrat –, der diese schwierige Doppelrolle mit Geschick spielte bis nach dem Zusammenbruch, wo ich dann seinen wahren Charakter erkannte! Als stellvertretender Stützpunktleiter hatte dann der einzige aus der Kirche Ausgetretene der Gemeinde zu funktionieren und er verwaltete dieses Ehrenamt mit viel größerem Zeitaufwand und Eifer als sein vom Staat bezahltes Amt! Als Kenner der Wege im Osten von Europa fühlte ich mich manchmal auf den Balkan versetzt, wenn ich nach Kenzingen wollte! Nach seiner Verwundung und Entlassung übernahm der eigentliche Bürgermeister seine Ämter wieder. Hätte er das abgelehnt mit der Begründung seines Kopfschusses, so wäre er als ein Weiser in die Geschichte Bornbachs eingegangen und hätte sich viele Unannehmlichkeiten beim und nach dem Zusammenbruch erspart, sogar französische Ohrfeigen! Mir hat er weder persönlich, noch in der Seelsorge etwas unangenehmes in den Weg gelegt, wie das in der Umgegend, z. B. in Heimbach geschehen ist, wo sich richtige „Dunkelmänner“ als kleine Hitler gerierten, z. B. in Heimbach [sic!]: Samstagabend Ansagung von „Dienst“ für Sonntag 7 Uhr für Hitlerjugend, die am Samstag ihre Schülerbeichte abgelegt hatten, oder in Kenzingen, wo fast jeden Sonntagmorgen um ½ 10 Uhr Feuerwehrprobe begann – dafür brauchten sie dann auch nicht löschen, als einigemal bei Bombenangriffen große Brände entstanden, weil die SS in Riegel das zur Ersäufung der Franzosen das [sic!] fürsorglich gestaute Wasser nicht laufen ließen, trotz aller Notschreie der Kenzinger. Bei uns wurde sogar auf die Christenlehre Rücksicht genommen, bis ein neuer Feuerwehrkommandant das Zepter führte und mit zwei Adjutanten älteren Kalibers mit den Mädchen hauptsächlich Marschübungen machte und dann wie zum Hohne kurz nach der Vesper wieder Einzug hielt an Kirche und Pfarrhaus vorbei natürlich unter Hitlerliedern, wobei besonders die 2 Adjutanten sich wieder verjüngt fühlten!

<sup>19</sup> „Menschlicher Kot vor der Tür der Pfarrkirche!“

Des Bürgermeisters Fehler war, daß er mehr Strammsteher vor der Kreisleitung in Emmendingen, als Ortsvorsteher war. Um nirgends anzustoßen bei der Bevölkerung war er sehr zaudernd und nachsichtig mit Durchführung der Kriegsnotwendigkeiten. Es wurde z. B. immer sehr schlecht verdunkelt. Wenn man Abends von Kenzingen her kam leuchtete einem das erste Licht aus des Bürgermeisters Stallfenster entgegen. Das Rathaus war schlecht verdunkelt. Durch Stalltür und Scheunentor des Farrenstalles beleuchteten elektrische Lichter das danebenliegende Gasthaus zur Krone. Entsprechend war es bei den Privathäusern. Selbst wenn ganze Geschwader in den Lüften über uns hinweg surrten und in der Nähe z. B. im Elztal Bomben geworfen wurden. Als von Ende November 1944 an ständig Einquartierung im Dorfe war, wurde es noch übler, weil die Soldaten //10 noch schlampiger waren als die Zivilisten, welche zu sagen Pflégten zu uns kommen sie nicht! Dabei war durch die Flüchtlinge, welche aus den Rheindörfern, besonders von Oberhausen bei uns Zuflucht gesucht hatten die Häuser von Menschen vollgestopft. Dreimal drang ich auf der Kanzel auf bessere Verdunkelung, das dritte Mal unter Androhung der Absolutionsverweigerung, wegen Gefährdung des Lebens und Eigentums der Mitmenschen. Einige Tage bevor die Franzosen kamen, wurde durch die Ortspolizei bekannt gemacht, es sei wahrscheinlich, daß alle Einwohner mit dem Vieh für einige Stunden in den Wald müssen. Als es aber dann so weit war, brachten sich die paar Wissenden in den Hohlwegen mit dem Vieh in Sicherheit und ließen die andern in den Kellern sitzen. Ebenso sorgte das Militär und der Volkssturm nichts für die Zivilisten, obgleich der Befehl ausgegeben war: Bombach muß bis zum Äußersten verteidigt und gehalten werden. Nicht einmal eine sachgemäße Verteilung auf Keller und Unterstände war vorgenommen, so daß im kritischen Moment im Pfarrhauskeller, der außerdem vom Stabsarzt des Volkssturmes beschlagnahmt war, gegen 60 Personen zusammengepropt waren, während im Schulhauskeller, der bedeutend größer und sicherer ist niemand Fremder war. Mehr Energie entwickelte man auf dem Rathaus – Ratschreiber und zugleich Mesner in einer Person ausgenommen, um vor der Kreisleitung stramm zu stehen und ihre Wünsche peinlichst auszuführen. So wurden vor Torschluß von der Partei wegen alle Autos peinlichst registriert, wahrscheinlich zur Flucht für die tapferen Helden mit dem großen Mundwerk. Das Meinige wäre sicher geholt worden, wenn ich nicht schon früher die Batterie für *eine* Mark und 35 Pf hätte abliefern müssen ans Militär in Ulm.

Im April 1945 wurden die eben aus der Schule entlassenen Buben militärisch ausgehoben, was vom Rathaus mit allem Nachdruck betrieben wurde im Auftrag der Partei. Eine Frau, die ihren Buben nicht gehen ließ, wurde aufs Rathaus zitiert und schwerstens bearbeitet, blieb aber fest. Eine zweite Mutter holte den ihrigen wieder nach Hause aus dem Lager in Denzlingen, wohin er schon verbracht war. Ein dritter sprang auf der Fahrt ins Lager nach Lahr in einem Walde aus dem fahrenden Eisenbahnzug und kam wohlbehalten wieder zu Hause an.

Am Sonntag den 15. April brachte man zur Sicherheit die Grundbücher vom Rathaus ins Pfarrhaus in den Keller und verbrannte einen ganzen Sack voll Parteiakten, ließ aber das Hitlerbild an der Wand und die Inschrift an der Ratszimmertüre: Hier grüßt man mit Heil Hitler. Das brachte dann dem Bürgermeister eine heillose Sackpfeife ein von einem Franzosen. Ich hätte diese eher einem der drei Gewaltigen vom SD-Sicherheitsdienst gegönnt. Daß dieser auch hier organisiert war, erfuhr ich erst nach dem Zusammenbruch. Das waren drei Exemplare, wirklich würdig des dritten Reiches. Den einen kennen wir schon, den Wasserträger auf zwei Achseln. Der andere äußerte sich wenige Tage vor der großen Katastrophe: „In Bombach wird nächstens ein Duzent aufgehängt“ – der Pfarrer wäre vermutlich der erste gewesen. Der dritte, der „rote“ langjährige Kirchensänger und Familienvater hat der Schwester der Congregationspräfektin ein Kind angehängt, das das Licht der Welt nicht sehen durfte. Die Sonne brachte es doch an den Tag. Die Justitia war sehr gnädig, die an der Abtreiberei beteiligten konnten ihr Verbrechen mit „Geld anmach machen“ [sic!]. Ich machte es nicht so gnädig und warf den Roten wenigstens vom Kirchenchor herunter, da er nicht so viel Anstand hatte, sich freiwillig davon zurückzuziehen. Einer von diesen drei, wahrscheinlich der //11 zuerst angedeutete muß es auch gewesen sein, der mir die berühmte Gestapo herbeizitierte als ich mit derselben oder vielmehr sie mit mir zu tun hatte. Ich hatte lange den Stützpunkt Stellvertreter dafür im Verdacht, als ich es ihm aber vorhielt bei seiner Rückkehr zur kath. Kirche, versicherte er mir, daß er es nicht gewesen sei. Wenn das der Wahrheit entspricht kann es vermutlich nur der Bürgermeisterstellvertreter und Wasserträger auf zwei Schultern gewesen sein, denn der Denunziant muß über ein Telefon verfügt haben und dieser verfügte über deren zwei – eines auf dem Rathaus und eines auf dem Büro der Zigarrenfabrik. Die Angelegenheiten spielte sich im Januar 1943 ab. Mit dieser Affaire will ich diesen Abschnitt schließen, sie

ist es wert, der Nachwelt überliefert zu werden zur Kennzeichnung Hackenkreuzlerischen Methoden. Nachdem ich im Advent 1942 die schon oben erwähnten zwei religiösen Wochen gepredigt hatte mußte ich mich kurz vor Weihnachten ins Krankenhaus d. h. zunächst in die Augenklinik begeben wegen einer heftigen Augenentzündung, die ich mir zugezogen hatte durch ins Auge gefallene rostige Eisensplitter von einem defekten Ofenrohr, für dessen Reparatur ich keinen Blechner hatte bekommen können. Am Weihnachtstag beim Mittagessen kam eine schwere Darmkrankheit zum Ausbruch an der ich schon seit einem Vierteljahr gelitten hatte, wahrscheinlich verursacht von dem Brote das ich aus Kenzingen hatte beziehen müssen und für das Kastanienmehl verwendet worden war – während die Kenzinger Bäcker für ihre bevorzugten Abnehmer noch Kuchen herzustellen wußten. Ich mußte für mehrere Wochen ins Josefskrankenhaus zur langsamen Behebung meiner schweren „Simonitis“-Dickdarmentzündung. Gegen Ende Januar erbat ich von Professor Kypferle einen Tag Urlaub nach Hause zur Fertigung der fälligen Statistiken und Fragebögen. Ich wollte dem Vikar von Kenzingen, der mich vertrat, wie er den † Pfarrer Schwehr vertreten hatte, diese Arbeit abnehmen. Ich kam am Abend heim, las anderen Morgens die hl. Messe und fertigte vormittags das Nötige, um nachmittags wieder nach Freiburg zurückzukehren. Um ½ 1 Uhr kamen zwei Beamte der Gestapo Freiburg im Pfarrhaus an in einem feudalen Auto mit einem sehr gesunden Fahrer – alle drei hätten wohl an der Front dem Staat wichtigere Dienste leisten können! Bewaffnet waren dieselben mit einer Schreibmaschine die auf dem Tische wie ein Maschinengewehr aufgepflanzt war als ich ins Sprechzimmer eintrat. Ich hatte den Herrn sagen lassen, sie mögen sich gnädigst ein wenig gedulden bis der Rasierer die zweite Hälfte meines Bartes entfernt habe. Durch das Läuten am Morgen war erst meine Ankunft im Dorfe bekannt geworden, dieselbe konnte also nur telephonisch nach Freiburg gemeldet worden sein und die Beamten sich also gleich auf den Weg gemacht haben, denn sie hatten schon Erhebungen im Dorfe gemacht bevor sie ins Pfarrhaus kamen. Die ganze Welterschütternde Sache drehte sich um Folgendes: Im vorausgegangenen Sommer hatte ich einem sehr armen Kind aus Pforzheim einen mehrwöchentlichen Ferienaufenthalt hier verschafft. Nachts war es bei Nachbar Schneiders, die Platz hatten. Bei Tag war es bei Stiftungsrat J. Hügler zum Essen. Die Caritas der Erzdiözese Freiburg hatte gegen 700 arme Kinder aus Mannheim, Karlsruhe und Pforzheim auf

dem Lande unterbringen können. Das verdroß die Hitlerbonzen und wir Pfarrer wurden auf Herz und Nieren geprüft, ob wir nicht das berühmte „Sammlungsgesetz“ übertreten hätten. Wenn für das Kind irgend etwas bezahlt worden wäre, so hätte es als Kurgast gegolten, aber so! Ich war aber vorsichtig gewesen und hatte indirekt – durch andere – den Freiplatz erwirkt. Nach Aussage //12 beiden Beamten [sic!], die anständig waren, konnte mir nichts geschehen. Aber dieselben hatten nicht mit ihrer Oberbehörde in Karlsruhe gerechnet. Den Schwarzröcken mußte unbedingt wieder einmal etwas angehängt werden und dem Führer Material geliefert werden, daß er mit hohen Zahlen in seinen Reichstagsreden die Staatsfeindlichkeit der verhaßten Dunkelmänner vor aller Welt aufzeigen konnte. Wenige Tage nach meiner endgültigen Rückkehr aus dem Krankenhaus, kamen die zwei Gestapomänner von Freiburg angefahren – trotz Benzinmangels! – um mir ein Schriftstück folgenden Wortlautes zur Unterschrift vorzulegen:

„Geheime Staatspolizei  
Staatspolizeistelle Karlsruhe  
Außendienststelle Freiburg Brg.

Freiburg, den ...

Es erscheint der ... geb. am ...  
wohnhaft in ... und erklärt:

*Mir ist heute wegen meines Verhaltens von der Geheimen Staatspolizei – Außendienst Freiburg – eine Staatspolizeiliche Warnung erteilt worden. Ich bin auch darüber belehrt, welche Bedeutung diese Warnung hat. Insbesondere bin ich darauf hingewiesen, daß durch den Verzicht auf Erstattung einer Strafanzeige Nachsicht geübt worden ist, daß ich mein Verhalten bereue und in Verständnis und Dankbarkeit für die geübte Nachsicht mich künftig einwandfrei führen und derartiges oder ähnliches Verhalten unterlassen werde. Schließlich bin ich darauf hingewiesen, daß der vorliegende Vorgang aktenmäßig erfaßt worden ist und daß ich keinerlei Nachsicht zu erwarten, sondern mit den schärfsten staatspolizeilichen Maßnahmen – wie Schutzhaft – zu rechnen habe, falls ich mich erneut in dieser oder einer ähnlichen Weise vergehe.“*

v. g. u. ....<sup>20</sup>

<sup>20</sup> Der entsprechende Originalschriftnsatz findet sich in Mayers Personalakte, vgl. Anm. 6.

Diesen Gaunertrick unterschreiben! Ich wußte von meinem Freunde Mathias Bogenschütz<sup>21</sup>, was ein geriebener Staatsanwalt aus so einem aus der berüchtigten „roten Aktenmappe“ hervorgeholten Schriftstück anzufangen wußte, umso mehr, als „mein Verhalten“ ja gar nicht angegeben und präzisiert war. Und noch dankbar sein für die Nachsicht, ja sogar etwas bereuen, was nach Aussage zweier geheimen Staatspolizisten gegen gar keine Staatsverordnung verstoßen hatte. Bereuen, einem armen Kinde indirekt zu etwas ausreichenderem Essen und zu etwas besseren Luft verholfen zu haben! Ich weiß nicht, ob ich den Beamten dieses Schriftstück nicht ohne Unterschrift hingeworfen hätte. Damit wäre Widerstand gegen die Staatsgewalt Grund und Vorwand gewesen, mich in dem Auto, das reichlich Platz gehabt, in Schutzhaft mitzunehmen. Schutzhaft! Wer war denn da jeweils der zu Schützende! Und das Ende dieses Schutzes wäre Dachau gewesen und dort, wie meine Freunde Dr. Feuerstein<sup>22</sup> [sic!] und Fränznick<sup>23</sup>, durchs Kamin hinaufzusteigen! Aber die göttliche Vorsehung, welche mich in meinem Priesterleben mehrmals so offensichtlich geführt und beschützt hat, bewahrte mich vor Unheil. Ich war kurz vor Ankunft der Gestapo ohne Angabe des Zieles und der Zeit meiner Rückkunft in den Wald spazieren gegangen. Die beiden zogen ab mit der Weisung, ich möge das Schriftstück unterschreiben und mit der Post einsenden. Nach einigen durchwachten Nachtstunden entschloß ich mich zur Unterschrift in der Erwägung: „An der Verweigerung meiner Unterschrift geht das Hitlerreich doch nicht zu Grunde, aber die Kirche hat einen Priester weniger und vielleicht müssen manche Gläubige ohne Sterbsakramente sterben oder sonst infolge Priestermangels an ihren Seelen Schaden leiden.“ //13

---

<sup>21</sup> Mathias Bogenschütz (\* 13. 5. 1884 in Stein bei Hechingen, † 30. 3. 1944 in Kettenacker) wurde wegen Beleidigung der Deutschen Wehrmacht 1940 zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Vgl. Hehl, Ulrich von/Kösters, Christoph (Hg.): Priester unter Hitlers Terror. Eine biographische und statistische Erhebung, Bde. 2, Mainz 1996, hier Bd. 1, S. 604.

<sup>22</sup> Dr. Heinrich Feuerstein (\* 11. 4. 1877 in Freiburg, † 2. 8. 1942 in Dachau) wurde wegen seiner Predigt gegen das Euthanasieprogramm im Januar 1942 von der Gestapo verhaftet und am 15. 6. 1942 nach Dachau deportiert, wo er verstarb. Vgl. Hehl/Kösters, Priester unter Hitlers Terror, Bd. 1, S. 611. Jeweils mit weiterführenden Literaturangaben.

<sup>23</sup> Anton Fränznick (\* 9. 8. 1889 in Rohrbach, † 27. 1. 1944 in Dachau) wurde wegen Kanzeläußerungen am 27. 6. 1942 von der Gestapo verhaftet und am 7. 8. 1942 in das KZ Dachau verbracht, wo er verstarb. Vgl. Hehl/Kösters, Priester unter Hitlers Terror, Bd. 1, S. 612.

## IV.

**Wie die Entmachtung oder der Kladderadatsch des Dritten Reiches  
in Bombach vonstattenging**

1. **Es wetterleuchtet:** Im November 1944 konnte auch ein Blinder merken, daß es mit dem ewigen Reiche zu Ende ging. Aufbietung des „Volkssturms“, zu dem endlich auch die Parteibonzen geholt allerdings nur in der Nähe verwendet wurden. Das Schanzen und Stellen bauen am Kaiserstuhl und in der Rheinebene bis an Bombach heran, als ob das gegen die Flugzeugeschwader und die fliegenden Festungen etwa nützen könnte, mußte fast ausschließlich von Frauen und Mädchen geleistet werden, auch von Bombachern. Aus den Vorkehrungen unseres großen Generalstabes glaubte ich schließen zu müssen, daß der Feind in unsere Gegend vom Rhein her einrücken würde und rechnete mit unserer Evakuierung. Um nicht alles auf die letzte Minute ankommen zu lassen, schaffte ich an einem trüben Novembertage einen Wagen voll Kirchensachen – Monstranz, Kelche, Wetterkreuz, die kostbarsten Paramente. [sic!] Bauer F. R. fuhr mit mir ins Ungewisse. Früh morgens fuhren wir los, blieben schon in den „Schnecken“ beinahe im Bombacher Dreck stecken, hatten uns zum Ziel Oberbiederbach gesetzt, landeten aber dank der göttlichen Vorsehung in Oberspitzenbach nachmittags nach 3 Uhr. Hier konnten die Sachen gut untergebracht werden in der oberen Sakristei des Filiationkirchleins. Der Mesner ist zugleich Gastwirt. Wir ließen ihn mithalten und von unserem Wein trinken, den wir fürsorglich mitgenommen hatten, er selber hatte keinen zum ausschenken. In der Gaststube waren drei Familien untergebracht: eine aus Wien, die andere von der Ostsee, die dritte irgendwo anders her. Sie strebten alle zum Rhein! Wir machten ihnen klar, daß sie da in eine brenzlige Gegend geraten würden. Vom Wirtstisch aus erkannte ich in der Ferne in der Abenddämmerung die Konturen der Hörnlebergkapelle und empfahl der lieben Mutter Gottes, unsere kostbaren Sachen unter ihren Schutz zu nehmen, was sie auch wirklich vorzüglich getan hat. Nachdem auch die Pferde den Hafersack geleert hatten, gab es eine abenteuerliche Rückfahrt durch tiefe Dunkelheit, manchmal geradezu gespensterhaft, da uns immer wieder Menschen begegneten, welche vom Rheine her ostwärts flüchteten mit Fahrzeugen jeglicher Art bis zum Ziehkarren und Kinderwägelchen. Im Februar machte ich nochmals den gleichen Weg mit einem Militärgespann, das mich und einige meiner und meiner

Haushälterinnen Sachen, darunter auch ein Bett und 10 Flaschen Meßwein. [sic!] Denn ich dachte mir meinen Rückzug: 1. Etappe Oberspitzenbach, 2Te Rohrhardsberg Schonach, wo ich früher Vikar war, und dann als dritten und letzten Zufluchtsort meine Heimat Spitalhof-Sägmühle-Tannheim am Fuße des Ochsenberges, wo ehemals meine Wiege stand. Aber es kommt bekanntlich 1. immer anders, 2. als man denkt, und als unser Generalstab gedacht hat! Die Franzosen rückten in Bombach ein am 20. April 1945, in Oberspitzenbach schon zwei Tage früher, aber in beide Orte nicht vom Rhein, sondern vom Kinzigtal her – De Gaule [sic!] dirigierte ganz vorzüglich vom Pfarrzimmer in Berghaupten, nur bekamen seine Soldaten viel Durst und tranken beim Mesner und Gastwirt in Oberspitzenbach das einzige Getränk, das sie in dessen Keller vorfanden, nämlich meinen Meßwein radikal, sogar die Flasche Süßen die dabei war für die ärgste Winterkälte. Diesen meinen Kriegsverlust verschmerzte ich gern, als ich alles übrige auf Christe Himmelfahrt wohlbehalten wieder zurückholen konnte auf nochmals abenteuerlicher Fahrt, nachdem ich zu den Pferden des Bur mit Mühe 2 weitere und einen Fuhrmann hatte auftreiben können.

//14 Von Ende November 1944 bekamen wir Einquartierung durch unsere Truppen, die langsam aus dem Elsaß zurückgetrieben wurden. Zuerst eine Handwerkerkompagnie, die bei uns bodenständig wurde, fast bis zum Schluß. Es kamen aber auch Kolonnen, Artillerie und schließlich auch Infanterie. Zwei Tage nach Ankunft der ersten Infanteristen sagte ich: „Wir sind dem Ende nahe, unser Heer ist ja in voller Auflösung begriffen.“ Bei den „Gemeinen“ Stumpfsinn, vollständige Apathie, was auch begreiflich war. Bei den Offizieren war es verschieden. Ich hatte den ganzen Winter den Kommandeur der Handwerker, Oberfeldwebel Ziemer im Quartier. Er hatte schon den 1. Weltkrieg mitgemacht und war ein ruhiger, sympathischer Mensch, mit dem man vertraulich reden konnte. Er mußte jeweils nachts mit seinen Leuten Material über den Rhein herüber schaffen. Er bedauerte sehr, daß es so weit war, daß „ein Liter Benzin höher gewertet wurde als ein Soldat und sein Leben.“ Als in der Weihnachtszeit im Radio und in den Kriegsberichten Siege und große Vormärsche gemeldet wurden, glaubte er – angeblich – daran, ich aber dachte an die Anfangerfolge der zweiten Marneschlacht 18. 9. 18! Im neuen Jahre bekam ich noch einen 2. Offizier ins Haus: Stabsveterinär Schremp [sic!] – aus der bekannten Brauerei – in Karlsruhe, im Frieden Tierarzt im dortigen städtischen Zoo. Zu diesen Vie-

chern paßte er mit seiner rabiaten Hitlergesinnung. Ihm folgte gegen Schluß, im März ein neugepackener, aus einem Zahlmeister – Scheinwerfer haben wir solche im 1. Weltkrieg titulierte – umgeformter Leutnant. Er glaubte fest an den auf 1. April ihnen durch Vau 3 und 4 zu bewerkstelligenden Endsieg – so hatte es ein ganz hohe Persönlichkeit – wahrscheinlich Göbbels [sic!] – ihnen versichert!

Als zu den bisher Einquartierten noch Infanterie kam, wurde es knapp mit den Quartieren und gab Reibereien unter den Offizieren der verschiedenen Formationen. Die Herren von der „ewigen“ Infanterie brachten einen feinen Koch mit und leisteten sich auch einmal ein Festessen die ganze Nacht bis morgens etwa 6 oder ½ 7 Uhr – auch der Regimentskommandeur mit Herren vom Stab war aus einem Nachbarort dazu herbeigekommen. Unserer Bevölkerung und unseren Flüchtlingen aus den Rheindörfern wurde bei Bekanntwerden der Speisefolge der Mund recht wässerig. Anfangs waren die Truppen noch glänzend gepflegt, besonders mit Fleisch, mehr als sie verzehren konnten – aus dem Elsaß abtransportiertes Vieh! Ende März und im April merkte man, daß Mathäi am letzten war. Die Truppen kamen mit unvorstellbar vielen Autos an, mußten dieselben aber bei weiteren Rückmarsch stehen lassen wegen Benzinmangel – im Walde lagerte noch lange nach dem Krieg der reinste Wagenpark! Mancher Formation fehlten die Sanitäter. Eine Abteilung Artillerie erhielt ganz kurz vor dem Zusammenbruch acht tagelang keine Verpflegung und wurde von unserer Bevölkerung ernährt – in der Freigebigkeit sind ja die Bombacher lobenswert! Es wurde das, wie wir noch erfahren werden, die Rettung unseres Dorfes. Almosengeben armet nicht!

Die sittliche Verfassung der Soldaten, wie wir sie oben im dritten Abschnitt kennen lernten, ließ auch Schlüsse ziehen auf deren religiöse. Als das Schulzimmer mit Infanterie belegt war, verschwand das Cruzifix von der Wand, wo es seit zwölf Jahren einträchtig mit dem Hitlerkonterfei gehangen war. Es wurde allerdings nicht zerstört, sondern nur abgehängt und auf dem großen Schulkasten versteckt. Ich schärfte gleich anfangs von der Kanzel mehrmals ein, meine Pfarrkinder sollen den Soldaten mitteilen, ich sei ein ehemaliger Feldgeistlicher, ich würde mich //15 freuen, wenn sie an unserem Gottesdienste teilnehmen, sei auch jederzeit, bei Tag und bei Nacht bereit zur Spendung der hl. Sakramente, sie bräuchten nur am Pfarrhaus anläuten. Es wurde aber nur sehr sporadisch davon Gebrauch gemacht. Eigentlichen Militärgottesdienst abzu-

halten war ja schon 1939 uns Zivilpfarrern verboten worden. Von der Fastenzeit an hielt ich an Sonntagen neben zwei Vormittagsgottesdiensten auch einen dritten am Spätnachmittag. Sie wurden von den Flüchtlingen aus den Rheindörfern, auch von denen, welche in Malterdingen untergekommen waren, gut besucht, aber von Militärs nur ganz vereinzelt. Wie ich glaube, war es ihnen nicht direkt verboten, wie in St. Ulrich dem Arbeitsdienst, wo am Dreifaltigkeitssonntag den im Pfarrhaus zahlreich Einquartierten für die Zeit des Vormittagsgottesdienstes Hosenwaschen befohlen war und nie einer einen Schritt in die Kirche machte. In Bombach wurden unsere Kirchgänger einmal von zurückmarschierenden Infanteristen ausgelacht, die sicher zu einer anderen Zeit als während des Hauptgottesdienstes hätten ausmarschieren können.

In der Nacht vom 7./8. Dezember 1944 konnte ich in Erwägung der kommenden Dinge stundenlang nicht schlafen. Die Lage unseres Dorfes ließ mich nichts gutes ahnen. Der Engpaß zwischen Riegel und Häcklingen [sic!] mit dem Durchfluß der Elz, die beiden Höhen nördlich und südlich unseres Bombacher Dorfbächleins – von der ersteren kann man das Straßburger, von letzterer das Freiburger Münster sehen – für Artilleriestellungen zur Beherrschung des Kaiserstuhles und der weiten Rheinebene wie geschaffen! Schon Albrecht von Österreich und Adolf von Nassau lagen 1298 an der Elz einander gegenüber, vergleiche das Gewann „Albrechtsschanze“ bei Wagenstadt! Dazu das günstige Rückzugsgelände östlich von unserem Dorfe durch die dichten Wälder auf die Schwarzwaldhöhen gegen Ottoschwanden! Tatsächlich lautete am 20. April 1944 die schon am Abend zuvor ausgegebene Parole: Bleichheim, Nordweil, Bombach bis zum äußersten verteidigen, um dem Feind den Einmarsch in die Freiburger Bucht und die Einnahme der Breisgauhauptstadt zu verwehren. Als ob das dem Kriege hätte einen anderen Ausgang geben können! Nun helf was helfen mag! Im halb protestantischen Wagenstadt war ja nachher das Gerücht verbreitet, „Der Erzbischof von Freiburg sei schuldig, daß *wir* den Krieg verloren haben, weil er auf dem Münster die weiße Fahne gehißt habe.“ Im Dunkel jener Nacht vor dem Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä und in Erinnerung an meine Erlebnisse im 1. Weltkriege stand die Lorettohöhe in Nordfrankreich mit ihren furchtbaren Kämpfen lebhaft vor der Seele. Loretto! Das gab mir einen Gedanken ein: Uns konnte nur übernatürliche Hilfe retten und mein Entschluß war gefaßt! Am andern Morgen waren die Pfarrkinder zahlreich zur hl. Messe gekommen, zur gewöhn-

lichen Zeit – der Feiertag durfte ja nicht gehalten werden – sondern es mußte Schule gehalten werden, Schanzgräben aufgeworfen und in den Fabriken Munition fabriziert werden. Ich schilderte den Pfarrkindern unsere Situation und forderte dieselben auf zu einer Novene mit Besuch der hl. Messe und Rosenkranzgebet, bei Verhinderung zu Hause, und zu einem Gelübde, daß jedes eine Wallfahrt in Maria Sand, Hecklingen, Hörnleberg oder Triberg mache und beitrage zur Stiftung einer Votivtafel für die Immaculata an einem dieser Wallfahrtsorte, wenn uns die Heimat erhalten werde. Es wurde allgemein befolgt, auch zum Erzengel Michael beteten wir jedesmal nach der hl. Messe, auch nach der Novene bis zum 20. April. Vergl. Verkündbuch für 2. Adventssonntag 1944.

//16 Die Weihnachtsfeiertage dieses Jahres wurden verschönert durch Vorträge eines Violinkünstlers aus dem Sudetenland in unseren Gottesdiensten. Derselbe stammt aus dem Sudetenland, wurde in unser Heer gepreßt bei der Feldküche und dann an der Front verwendet. Er zog noch einen andern Künstler bei, der in Landeck einquartiert war. Von hier aus schrieb er seiner Frau einen Brief, darum wendete er sich an mich, um von ihm ein Lebenszeichen zu bekommen, aber er ist jedenfalls bald nach dem Abrücken von hier ums Leben gekommen.

Am Stephanstag wurde Riegel mit seiner herrlichen Kirche mit Bomben belegt, während ich hier gerade noch auf der Kanzel war. Wie das krachte und wie unsere sowieso wackeligen hinteren Kirchenfenster klirrten! Alles wollte zur hinteren Tür hinaus. Es hätte vielleicht Tote gegeben, wenn ich nicht mit Stentorstimme gebrüllt hätte: Am Platz bleiben, an den Platz zurück, es ist nicht bei uns!

In der Karwoche wurde in Kenzingen unter anderem auch das Krankenhaus bombardiert, sodaß die Schwestern den Betrieb aufgeben und flüchten mussten. Da die SS, welche sich in Kirnhalde eingenistet hatten, nicht wichen, um dem Krankenhaus Platz zu machen, mußten die Schwestern sich verteilen und schauen wo sie unterkamen. Schwester Franziskana, gebürtige K. von St. Ulrich, wo ich vorher Pfarrer war, kannte mich und frug bei mir an, um Unterkunft. Dieselbe war ausgebildet, examiniert und schon jahrelang als Kinderschwester tätig gewesen mußte aber dann umlernen für Krankenpflege, damit der Hitlergeist in den Köpfchen der Kleinkinder leichter Fuß fassen konnte. Es kam durch Fügung der göttlichen Vorsehung noch Schwester Luzina, schon über 20 Jahre Operationsschwester in Kenzingen, eine überaus tüchtige und erfahrene Krankenschwester. Diese kamen mir sehr gelegen, denn bald

war kein Arzt mehr aufzutreiben. Soldaten, Flüchtlinge und Einheimische kamen in Scharen zu den Schwestern ins Pfarrhaus. Aus dem Umstande, daß die Apotheke von Kenzingen hierher in die Krone geflüchtet war und die Schwestern bei dem Personal gut gelitten waren, zogen wir großen Nutzen. Ich kaufte reichlich und billig, für über 100 Mark Medikamente auf Vorrat, solange sie noch zu haben waren. Ohne die Schwestern und Medizinen wären in den folgenden Monaten mehrere auf den Friedhof gekommen, die jetzt das Licht der Sonne noch schauen.

In der österlichen Zeit gab es hier Großbetrieb durch die Ankunft immer neuer Flüchtlinge aus den Rheindörfern, die immer mehr mit Bomben belegt wurden und niederbrannten. War das ein Elend! Wir hier konnten noch ruhig Ostern feiern, ja sogar Weißen Sonntag in gewohnter Weise abhalten. Schon Kenzingen und Herbolzheim mußten das verschieben. Doch das Unheil rückte immer näher heran.

**2. Es blitzt und donnert, es pfeift und saust:** Am 19. April 1945 war der von Norden durch die Rheinebene vordringende Feind nicht mehr weit weg. Man erfuhr, daß er schon Herbolzheim besetzt habe. Tatsächlich war er an diesem Abend auch schon Herr von Kenzingen, was aber hier nicht mehr allgemein bekannt wurde. Nachts, etwa 2 Uhr klopfte ein Volkssturmmann an meinem Pfarrhaus und bat um Nachtquartier. Er kam von Nordweil, wo er kein Quartier mehr gefunden hatte und war zum Umfallen müde und erschöpft. Es war K. S., Hausmeister des erzb. Kanzleigebäudes, Burgstraße 2, Freiburg. Er war mit seiner Kompanie den ganzen Tag und die halbe Nacht mar- //17 schiert und hatte sich mit Aufgebot seiner letzten Kraft noch herüber geschleppt, weil er mich kannte. Am Morgen beschrieb ich ihm den Weg hinter Heimbach und Landeck, daß er in großem Bogen um die Amtstadt Emmendingen herum kam, über Tennenbach, Buchholz, Heuweiler nach Freiburg, wo er abends spät ankam und der Krieg für ihn nun vorüber war. In Bombach war unterdessen allerhand passiert.

Schon am Vormittag begann es hier mit Volkssturmmännern und dann mit aktiven Truppen zu wimmeln. Ich sagte: „Jetzt sind wir verloren.“ Später erfuhr ich, daß auch 6–8 SS von Riegel herüber beordert worden waren, um den Widerstand zu organisieren und zu überwachen. Zwei Bauern von hier hatten am Vorabend auf dem Königsträßle und in den Schnecken unbemerkt Offiziere belauscht, welche die Lage und strategische Situation berieten und Bemerkungen machten wie: Bleich-

heim, Nordweil und Bombach, diese schwarzen Nester müssen mit mehr Truppen besetzt werden, müssen bis zum äußersten verteidigt werden. Tatsächlich kamen am 20. vormittags Volkssturmmänner und reguläre Truppen wie aus dem Boden heraus. Etwa um 10 Uhr kam ein Stabsarzt ins Pfarrhaus um meinen Keller zu besichtigen. Er beschlagnahmte denselben als Verbandsplatz. Ich verabfolgte ihm zur Stärkung einen Schnaps, erfuhr aber später, daß er ihn eigentlich nicht verdient hatte. Er war ein großer Nazi und marschierte am andern Tag in Zivil in Freiburg herum seelenvergnügt, während seine Soldaten in Gefangenschaft abgeführt waren. Ich sagte meinen Leuten, macht voran, es geht bald los, wir wollen noch schnell zu Mittag essen. Danach regalierte ich einige Soldaten mit Most, wenn ich nicht irre, waren es Vorarlberger. Nach 12 Uhr entdeckte ich zwei Soldaten unter dem großen Kirschbaum des G. B., hinter der Kirche an dem Fußweg über das Bergle in die Schnecken und fing an mit ihnen zu sprechen. Ich glaubte, sie hätten Schatten gesucht. In Wirklichkeit waren sie aufgestellt, den Weg zu bewachen. Daß in dem Gebüsch über den drei Priestergräbern an der Chormauer der Kirche zwei Infanteristen mit Handgranaten versteckt waren merkte ich nicht, obgleich ich daran vorbei ging. Erst zwei Tage später fand ich die Handgranaten und Buben hatten die Soldaten in dem Versteck gesehen. Auch in dem Wäldchen, das den Pfarrgarten abschließt, waren Soldaten versteckt gewesen. Wir fanden später dort eine Panzerfaust. In und um das Dorf herum lagen ungefähr 25 Stück davon. Alle Ein- und Ausgänge um das Dorf waren besetzt. Es ging mir nach diesen Entdeckungen wie dem Reiter über dem Bodensee ein Gruseln! Was hätte das absetzen können, wenn ein feindlicher Panzer den Feldweg von den Matten herauf zum Pfarrgarten und der Kirche vorbei gekommen wäre, und die unsrigen zum Beispiel von den Priestergräbern her Handgranaten geworfen oder geschossen hätten! Das hätte geschienen, als kämen die Schüsse aus Gräbern «oder» aus der Kirche heraus; und die Flieger, die einem direkt über den Kopf sausten, hätten das Feuer der bei der Säge am Ausgang von Kenzingen aufgestellten feindlichen Artillerie auf unsere Kirche und Umgebung gelenkt, in wenigen Minuten später wären Kirche, Pfarrhaus mit 50 bis 60 Verschütteten unter den Trümmern gelegen. Die feindlichen Heeresberichte hätten der Welt bekannt gegeben: „In Bombach wurde aus Gräbern und der Kirche geschossen.“ Um 1 Uhr oder schon etwas früher als ich noch im Gespräch mit dem Posten unter dem Kirschbaum war, zischte die erste

Granate von Kenzingen her über unsere Köpfe hinweg, sodaß wir uns duckten und ich auf das Kirchendach schaute, ob nicht ein Stück weggerissen sei. Schleunigst verzog ich mich in den Pfarrkeller, wo sich unsere Nachbarn versammelt hatten.

//18 Andere, die schon offenbar vormittags Wind bekommen hatten, waren mit Vieh und Wagen in die Hohlpassagen und Unterstände ums Dorf herum geflüchtet. Im Pfarrkeller beteten wir den Rosenkranz. Als das Zischen und Krachen der Granaten immer ärger wurden, beteten wir Reu und Leid und ich gab die allgemeine Lossprechung. Schon kommt der Stabsarzt und zwei Sanitäter bringen die Frau R. auf einer Tragbahre. Auf dem Wege von ihrem Hause in den Keller hatte sie auf der Freitreppe einen Granatsplitter in Länge einer Spanne in den Unterleib bekommen. Der Stabsarzt ließ mir Zeit, ihr die hl. Ölung zu spenden. Nachher sagte er: „sie muß nach Emmendingen ins Krankenhaus, um sofort operiert zu werden, ich habe schon dem Bürgermeister den Befehl gegeben, ein Fuhrwerk zu schicken, geben sie eine Krankenschwester mit!“ Ich entgegnete: „Herr Stabsarzt, bei dieser Schießerei und Fliegertätigkeit ist doch die Fahrt nach Emmendingen unmöglich.“ Da setzte er schon die Amtsmiene auf: „Wenn sie dableibe, müßte sie in einem Zimmer bewacht werden, sie muß unbedingt fortgebracht werden.“ Ich ging in den Hof, um die Schwester Franziskana zu suchen. Gerade begegnete mir der Bürgermeister, ich sagte: „Das Fuhrwerk kommt sogleich, der Pole muß fahren, R. H. ist tot.“ Schon kam das Fuhrwerk mit dem Polen, ich fragte ihn, ob er sich in Emmendingen auskenne, was er verneinte, obgleich der Bürgermeister mir das Gegenteil versichert hatte. Beim Aufladen bat Frau R. händeringend: „Laßt mich doch hier, ich muß ja doch sterben.“ Der Stabsarzt blieb bei seinem Befehl. Unterdessen hatte ich der Schwester Franziskana eröffnet, daß sie auf Anordnung des Stabsarztes mitfahren müsse. Sie war zunächst sehr betroffen, stieg aber in hl. Gehorsam auf. Der Gedanke, es könnte ihr etwas passieren, war mir entsetzlich. Sie kam zu mir, weil man in Kenzingen allgemein Bombach für sicheren Zufluchtsort hielt. Auch ihre Eltern waren froh, als sie erfuhren, daß die Schwester bei mir in Sicherheit sei. Diese hatten 14 Kinder groß gezogen. Der Älteste, Rößle Wirt in St. Ulrich, Familienvater, starb den Heldentod, weiterer Sohn, Theologe im 3. Kurse starb im Lazarett. Drei weitere Söhne in Gefangenschaft, wovon einer vermißt geblieben ist. Man hatte die Schwerverwundete auf einem Wagen mit einem weißen Leintuch zugedeckt – geradezu ein Anreiz für

die Flieger. Ich requirierte im Pfarrhaus eine dunkle Decke. Unterdessen ist der Pole abgefahren. Ich springe dem galoppierenden Fuhrwerk nach und hole es ein bei H. S. um mich auch draufzusetzen, ein Stück weit mitzufahren und dann im Wald bei Heimbach das Fuhrwerk Deckung nehmen zu lassen, ich selber aber wieder zurückzukehren. In diesem Augenblick fährt der Mann der Verwundeten mit Pferd und Wagen daher, da fährt mir ein rettender Gedanke durch den Kopf: „Der Mann hat mehr Recht über seine Frau als der Stabsarzt.“ Derselbe hatte auch tatsächlich keine Lust zum Fahren, sondern lud mit meiner und der Schwester Hilfe die Frau auf seinen Wagen und fuhr damit in die Scheuer von M. hinter dem Rathaus und der Pole galoppierte heim. Unterdessen krepitierten immer neue Granaten in der Nähe. Ich reiße die Schwester in Deckung in den schmalen Eingang zur hinteren Rathaus-türe, wir werfen uns auf den Boden; die Schießerei wird ganz toll! Schwester: Auf, Auf, da können wir nicht liegen bleiben! Ich reiße den Zaun zusammen, der uns den Eingang zum Rathaus versperrt; schon sind wir drinnen, aber o weh, nur in der Scheuer mit einem dünnen Ziegeldach über uns. „Kommen Sie, wir müssen hinüber in die Krone, dort ist ein guter Keller“, aber ach! //19 Das Scheuertor ist mit einem starken Marderschloß zugeriegelt. Ich kann [es] mit aller Kraftanstrengung nicht aufbringen. Wir eilen zur hinteren Türe hinaus. Ein kräftiger Drahtzaun versperrt uns den Ausweg; mit einem Griff lege ich den selben um. Wir sind im Freien und mit wenigen Schritten in dem soliden Keller der beiden Fräulein L., die mit einigen Polen und zwei Soldaten darin sind. Ich gebe die allgemeine Lossprechung und wir beten den Rosenkranz. Gegen Ende desselben holt ein Soldat seine zwei Kameraden, indem er ihnen einen Befehl zu flüstert. Ich gehe mit der Schwester ins Freie, um zu beraten, ob wir nicht hinter das Schulhaus hinauf und von dort ins Pfarrhaus gelangen könnten. Dort wußte ja niemand, wo ich stecke und man benötigte mich vielleicht dringend. Aber die Schießerei war so heftig, daß wir uns wieder in den Keller zurückzogen und weiter beteten. Plötzlich auch Maschinengewehrfeuer hinter uns von Süden her – also Schießerei von allen Seiten. Ich kenne mich nicht mehr aus und bin wie versteinert. Plötzlich wird es totenstill. Ein Pole geht weg und kommt gleich wieder mit der Nachricht: „Es ist vorbei! Bombach ist übergeben, die Franzosen sind schon auf dem Rathausplatz.“ Wie ich später erfuhr, hatte Gemeinsschreiber Rieger durchs Gäßchen springend bei H. R. am Dorfeingang die weiße Fahne gehißt, die Soldaten und

Volkssturmmänner waren offenbar froh darüber und die wenigen SS hatten sich versteckt gehalten, der Mehrzahl nach auf der Heubühne des genannten Gemeinderechners, sei es, weil sie dort am entferntesten vom vermutlichen Kampfplatz oder am nächsten beim Pfarrhaus waren, vielleicht um den Pfarrer zu beobachten, ob er nicht mit der weißen Fahne zum Kirchturm steige und sie ihn dann „umlegen“ würden. Diesen Gefallen hätte er aber ihnen nicht getan!

Ich ging mit den Polen sofort aus L.s Keller auf den Rathausplatz. Da waren schon unsere Volkssturmmänner in einer langen Reihe der Krone entlang, die Offiziere am Rathaus her aufgestellt. Mein Erscheinen löste bei den mit aufgepflanzten Bajonetten bewachenden Franzosen ein lautes „Ah“ aus: „Voilà un Curé! – Schaut, ein Pfarrer!“ Mitten auf dem Platze bemühten sich deutsche und französische Sanitäter um einen schwerverwundeten Volkssturmmann. Ich geselle mich auch dazu. Er war bei Besinnung, ein Braunschweiger. Ich sorgte, daß er aus der Sonne in den Schatten verlegt wurde. Kurz darauf wurde er von einem französischen Sanitätsauto samt der Frau R. weggeführt, wie wir glaubten ins Lazarett nach Lahr, in Wirklichkeit nach Offenburg, wo die Frau von ihren fürchtbaren [sic!] Schmerzen am anderen Tage erlöst wurde, was wir aber hier erst nach Wochen erfuhren, da aller Verkehr zunächst vollständig stillgelegt war. Die Franzosen ließen mich vollständig ungeschoren und ich trat näher hin zu den Gefangenen. Schon zupft mich einer derselben am Rock: „Herr Pfarrer, sind sie doch so gut, und lassen Sie meine Frau in Freiburg wissen, daß ich noch am Leben und in Gefangenschaft bin!“ Adresse? ... Gut wird besorgt! Schon ruft mir ein zweiter: „Herr Pfarrer! Da drunten liegt unser Sanitätsfeldwebel Rejsek tot. Benachrichtigen Sie doch seine Frau in Freiburg! Adresse? Finden Sie in seinem Rucksack.“ Ja wo ist dieser? Auf unserem Transportwagen, Seitenweg vom Dorfeingang! Beim Wort Rejsek hatte er nach unten gezeigt, wie ich glaubte gegen den Rathauskeller. Ich ging gleich hinein und suchte alles gründlich durch, fand aber keinen Toten. So ging ich die Straße hinab gegen die Sonne, um endlich zur R. H. zu schauen, ob ich ihr nicht doch noch das hl. Öl spenden könnte, das ich ja den ganzen Tag bei mir trug.

//20 Der kurze Weg dahin wurde mir zu einem Erlebnis, das mir im 1. Weltkrieg noch nicht begegnet war. Es begegneten mir die von Kenzingen kommenden Panzerwagen und fuhren, da es bei uns nichts mehr für sie zu tun gab weiter nach Heimbach und Malterdingen. In letzterem

soll ein Offizier seinen Infanteristen befohlen haben auf einen solchen Wagen zu schießen, sei aber von seinen eigenen Leuten erschossen worden. Ich mußte haarscharf an den Teufelswagen vorbei, da sie sehr breit sind. Die Insassen, zum Teil Schwarze, sind gut gedeckt. Ich nicke ihnen ein Bon jour zu und wir kommen friedlich an einander vorbei. Von unserer Bevölkerung war noch niemand zu sehen. Sie hielten sich noch in den Kellern oder hinter den Fenstervorhängen auf, um sich vom ausgestandenen Schrecken zu erholen. Ich hatte so Gelegenheit diese Panzerungetüme aus nächster Nähe zu bewundern. Welch ein Kulturfortschritt! Da waren doch die Sichelwagen der Assyrer und die Elefanten Hannibals mit ihren Tod und Verderben speienden Türmen auf dem Rücken nur Kinderspielzeuge! Eine alte Bombacherin sagte später ein Wort vernichtender Kritik für unsere Generalstäbler und den „größten Feldherren“ aller Zeiten: „Wie kann man mit so elenden Infanteriegewehrlein gegen solche Panzer schießen!“ Die Wirkungen der Panzergeschosse konnte ich gleich studieren am Gesicht meiner lieben Schülerin R. H. Bei der Einfahrt ins Dorf hatten die Panzer heftig gefeuert, wie sich an den umliegenden Häusern zeigte: Sonne, G. B. und das Doppelhaus Alb. H./S. Ein Geschoß war durch den Holzpfosten der Kellertüre bei H. durchgegangen, hatte die beiden eichenen Böden eines großen Fasses durchgeschlagen und der neben ihrem Vater dahinterliegenden Rita als Querschläger das ganze Gesicht einfach wegrasiert. Ich habe in Lazaretten und auf Verbandsplätzen an der Lorettohöhe, in der Champagne, in der Somme Schlacht und vor Verdun allerhand grausiges gesehen, aber etwas so entsetzliches doch nicht! Nur durch eine Mauer getrennt lag im Keller des Waldhüters S. dessen Frau. Ein Panzergeschoß war beim Durchschlagen der Mauer ebenfalls zum Querschläger geworden und hatte das Gesicht der Frau «eben» so radikal und schrecklich wegrasiert, «wie das der Rita». Fortschritt der Technik, der Kultur, der Humanität im 20. Jahrhundert, der mit so begeisterten Hurrarufen begrüßt wurde, als in der Neujahrsnacht 1900 im Theologischen Konvikt zu Freiburg eine Mitternachtsmesse mit Weihe des Menschengeschlechtes an das Heiligste Herz Jesu gefeiert wurde. Ich höre die Rufe heute noch, denn mein Freund Strohmeyer<sup>24</sup> und ich waren als die zwei handfesten Be-

<sup>24</sup> Wohl Willibald Strohmeyer (\* 6. 7. 1877 in Mundelfingen, † 22. 4. 1945 in St. Trudpert), ab 1939 Dekan des Dekanats Neuenburg, wurde am 22. 4. 1945 bei St. Trudpert von Mitgliedern der SS verschleppt und erschossen. Vgl. Hehl/Kösters, *Priester unter Hitlers Terror*, Bd. 1, S. 652.

wohner des Convikts hinter die geschlossene Türe des Kirchleins als Sicherheitsposten gestellt worden!

Nachdem über 300 Panzer durchgefahren waren rückte zahlreiche Infanterie ein und suchte Quartiere. Wenn diese in dem so wie so vollgepfropften Dorfe blieben und die in den Kellern liegenden Wein- und Schnapsvorräte sich einverlebten – es war zudem ein recht warmer und Durst erregender Tag gewesen – dann wehe unserer Frauenwelt! Es ist mir aber nur ein einziger Vergewaltigungsversuch bekannt geworden. Die Plündererei wurde erst systematisch betrieben, als das Feldheer den Etappe- und Besatzungstruppen Platz gemacht hatte. Mit den quartier-suchenden Truppen knüpfte ich Gespräche an und versicherte dieselben, hier könnten sie keine Unterkunft finden, da das Dorf zu klein sei. Tatsächlich zogen die meisten weiter. Auf dem Transportwagen der Volksturmkompanie lag ein ganzer Stapel von Rucksäcken, welche die Tornister hatten ersetzen müssen. Da ein Doppelposten mit aufgepflanzten Bajonetten dabei stand, gelüstete es mich nicht, nach den Sachen des † Rejssek zu suchen.

//21 Endlich kam ich ins Pfarrhaus zurück. Auf dem Wege dahin rief ich den Franzosen zu, hier könnt ihr nicht bleiben, das Dorf ist zu klein. Davon hatten sich offenbar auch die Offiziere überzeugt und sie zogen weiter. Nur eine Wache blieb auf dem Rathaus. Dort mußte der abgesetzte Bürgermeister und 6 Bürger am Boden liegend übernachten, als Geiseln. Wehe, wenn ein einziger Schuß im Dorfe gefallen wäre, alle 7 wären sofort erschossen worden! Zu ihrem Glück wurde das Rezept des Bluthundes Himmler nicht erfüllt, das er als eine seiner letzten Heldentaten von sich gegeben hatte als Anweisung, wie der Feind zu empfangen sei!

Allmählich wagte sich die Bevölkerung wieder ans Tageslicht, war aber noch sehr verängstigt und verschüchtert. Gegen Einnachten kam, ich weiß nicht mehr wer, ins Pfarrhaus mit der Nachricht: „In den Schnecken liegen zwei tote deutsche Soldaten.“ Ich eilte hin und zog den Totengräber bei zur Feststellung der Personalien und Bergung. Sie lagen neben einander unter einem Baume am Fußpfad, der von der Kirche hinüber führt. Offenbar hatten sie auf einen Panzer der am Dorfausgang gegen Heimbach fuhr ohne jegliche Deckung mit Infanteriemunition geschossen, sie waren von ganzen Streifen solcher über Brust und Schultern schwer umhängt. Der Panzer hatte – wie die Spuren zeigten in die Äcker hinein abgedreht und die beiden Schützen unter dem Baume aus

nächster Nähe erledigt. Dieselben hatten furchtbare Verwundungen, die Leichenstarre war schon eingetreten. Die Soldbücher verzeichneten: Volkssturmmann L. S., Malermeister in Freiburg und E. W., von Schweighausen bei Gellenhausen in Hessen, beide Teilnehmer des 1. Weltkrieges. Bei letzterem war im Soldbuch ein Blatt herausgerissen, ich vermute, daß darauf seine Zugehörigkeit zur Waffen SS verzeichnet gewesen war. Er hatte einen furchtbaren Brustschuß. Das in der Brusttasche steckende Notizbuch war von Blut ganz durchtränkt und zerfetzt. Ich ließ beide mit ihren verglasten Augen, und erstarrten, weit ausgestreckten Armen über das Bergle herübertragen auf den alten Friedhof hinter der Kirche und hüllte sie in eine Feldplane. Bevor ich ins Pfarrhaus eintrat, redete ich noch mit der Nachbarin Frau S. und ihrem Sohne A., da eilte aus dem Stall hervor über den Hof ein Soldat und verschwand eiligst in S. Haus. Die Frau getraute sich nicht hinein. So ging ich in das Haus. Der Flüchtling erklärte, daß er sich im Hühnerstall versteckt gehalten hatte und bat um Brot und einen Zivilkittel ... Nicht weit davon, bei der Witwe E. hatte sich ohne deren Wissen ein Soldat auf dem Speicher die Nacht über versteckt gehalten und ging dann anderen morgens durch. Auf der Heubühne des Gemeindsrechners Rieger hatten sich mehrere SS, die von Riegel herüber gekommen waren, versteckt und wurden von der dort als Magd dienenden Polin beim Eierausnehmen entdeckt. Es war ausgeschellt worden, daß es streng verboten sei Soldaten Versteck zu gewähren, darum erklärte ihnen R., sie können im Hinblick auf seine 15 köpfige Familie nicht da bleiben. Sie versuchten über die Höhe in den Wald durchzukommen, was ihnen aber nicht gelang. Darum mußten sie sich wohl oder übel auf dem Rathaus gefangen geben. Meine Vermutung, warum sich diese SS gerade in der Nähe des Pfarrhauses ihr Versteck gesucht hatten, habe ich oben schon angedeutet. Ganz heldenhaft benahm sich der zweitgrößte Hitlerheld von Heimbach an diesem Tage. Am Vormittag tauchte er mit der Sturmbinde am Arm hier auf, redete die Schnecken herunter große Tiraden, wie er herübergekommen sei, um den Bombachern ein gutes Beispiel der Tapferkeit zu geben und zum Siege zu verhelfen. Während der Schießerei hielt er sich dann //22 im Keller bei H. S. versteckt, entlieh von diesem einen alten Zivilkittel, stand die Hände in den Hosentaschen unter der Haustüre und schaute vergnügt zu, wie die gefangenen Volkssturmmänner abgeführt wurden. Der Bezirksleiter Senft in Emmendingen war noch schlauer. Ursprünglich Kreisleiter in Buchen, wo er es dem Pfarrer

Depisch<sup>25</sup> von Osterburken so wüst gemacht hatte, dann nach Emmendingen versetzt, redete er ganz große Töne. Dort unten habe er 4000 zum Austritt aus der Kirche gebracht, hier oben müssen es aber 10000 werden. Auf dem Michelsberg bei Riegel hatte er einmal die Jugend zu einer Sonnenwendfeier versammelt und ihr eine arische Predigt gehalten. Einige Wochen vor Zusammenbruch hatte er jedenfalls erfahren, wie in unserem Bezirk gesungen wurde:

„Der Volkssturm zieht (zum Schanzen) an «den Rhein, »  
Mit Spaten, Most und Wein;  
Auch Brot und Wurst sind mitzubringen,  
Doch der Senf der bleibt in Emmendingen.“

Da wurde es ihm ungemütlich im Breisgau und er ließ sich nach Villingen versetzen. Der Bürgermeister von Heimbach, eine ganz rabiante Nummer, setzte sich am 20. April, schon morgens früh in sein Auto, aber in Furtwangen ging ihm das Benzin aus, und er wurde dort von den Franzosen geschnappt und in ein Lager bei Singen verbracht. Seine Tochter verstand es, ihn mit Hilfe eines französischen Offiziers, bald wieder nach Hause zu bringen. Das waren die großen Maulhelden, es gab deren ja viele, besonders in den obersten Regionen! E. W. hatte in den Schnecken wenigstens noch Mut gezeigt!

Die Nacht des 20. April 1945 war über Bombach angebrochen. Ich dankte Gott: „Gratia Dei quia non sumus consumpti!“ Es war mir und ist mir heute noch ein Rätsel, daß bei der zweistündigen, wahnsinnigen Schießerei nicht mehr Unheil angerichtet worden war. Die Übergabe war gerade noch rechtzeitig im letzten Augenblick erfolgt. Die vorn beim Kenzinger Friedhof und der Säge stehende, ziemlich schwere französische Artillerie mit ihren Langrohrgeschützen hatte gerade zu Phosphorgranaten gegriffen. Die erste saß schon auf dem Speicher im Hause der M. H., nicht weit von der Kirche, hatte aber zum Glück nicht gezündet. Da ging die weiße Fahne hoch und wir waren gerettet. Ich war an diesem Abend totmüde, wie manchmal im ersten Weltkrieg draußen auf den großen Schlachfeldern des Westens. Ich glaube, ich bin an diesem unvergeßlichen Tage mehr ins Bett gefallen, als hineingestiegen. Das „ewige[“] Reich war in Bombach vorüber, „die Franzosen[“] hatten die Macht ergriffen dieseits des Rheines! Für wie lange? Mich schauderte.

---

<sup>25</sup> Oskar Deppisch (\* 18. 4. 1891 in Steinfurt, † 18. 7. 1939 in Brombach), zwischen 1932 und 1934 Pfarrer in Osterburken.

Dann schlief ich ein bis zum Morgengrauen. Im Dorfe hatte nach dem furchtbaren Lärm des Tages unheimliche Ruhe geherrscht.

**3. Was nun?** Am anderen Morgen war alles ruhig, nur auf unserer Straße war Großbetrieb, der mehrere Tage anhielt. Das französische Heer zog durch unser Dorf nach Freiburg und ins Oberland infolge Umleitung, weil die Kenzinger Elzbrücke von den unsrigen gesprengt worden war. Es war 21. April, also Fest des heiligen Bruders Konrad. Zu gewohnter Zeit trat ich an den Altar. Beim Confiteor begann ein unheimliches Artilleriefeuer. Die Nachbarsleute stürzten in die Kirche und schriegen: „Macht die Kellertüre des Pfarrhauses auf, daß wir unterstehen können“. Die Kirchgängerinnen sprangen auch davon. Ich blieb allein mit den beiden Schwestern. Beim Evangelium überlegte ich, ob ich nicht die hl. Messe abbrechen und auch verschwinden solle, was ich selbst «bei» den verschiedensten //23 kritischen Situationen 1914/18 nie getan hatte. Im Vertrauen auf die Fürbitte des heiligen Konrad las ich die hl. Messe zu Ende, ohne daß etwas passierte. Die Schießerei war ein Duell zwischen unserer, noch am Kaiserstuhl stehenden und der franz. Artillerie in unserem Rücken in Ottoschwanden. Als ich aus der Kirche trat, brachten der alte G. und noch ein Mann auf einer Tragbahre einen toten Sanitäter. Derselbe war gefunden worden in der Scheuer des G. B. am Dorfeingang wo er offenbar Schutz gesucht und von einem Granatsplitter getötet worden war. Offenbar war er von den Franzosen ausgeplündert worden. Er trug nicht einmal eine Erkennungsmarke. Am andern Tag fand ich einen ganzen Pack solcher auf dem Transportwagen der Volkssturmkompanie. Nur eine evangelische Bibel trug er noch in der Rocktasche. Darin stand der Name: Dr. R., Apotheker in Freiburg. Unter diesem Namen begrub ich ihn dann auch. Nach dem toten Rejsek hatte ich suchen lassen, aber er wurde nirgends gefunden. Jetzt ging ich selbst auf die Suche, sogar bis Malterdingen, wo ihn jemand am Wege liegen gesehen haben wollte. Immer wieder kamen Leute mit der Nachricht, da liegt noch ein Toter, dort liegt noch ein Toter, bis ich der Gespensterfurcht ein Ende machte: „Wer jetzt noch einen Toten findet, hat denselben sofort hier her zu bringen.“ Erst einige Tage später konnte ich durch irgend einen Volkssturmmann feststellen, daß Rejsek der Tote sei, den ich schon irrtümlich unter dem Namen R. beerdigt hatte. Letzterer kam glücklich aus der Gefangenschaft zurück. Die Personalien aller drei toten Soldaten gab ich zum Eintragen ins Totenbuch aufs Rathaus dem

Ratschreiber, aber ich konnte von dort keine Erlaubnis zum Beerdigen erhalten. Wir waren ohne weltliche Obrigkeit. Der Bürgermeister war von den Franzosen abgesetzt, diese hatten das ganze Rathaus durchstöbert und es stand tagelang offen. Der ganze Rathausplatz war mit Papieren und Akten übersät, die herausgeworfen waren. Ich übernahm die Regierung, militärisch gesprochen – Ortskommandantur. Ich ordnete auf dem Friedhof an, daß der Totengräber für die drei Gefallenen je ein Einzelgrab aushob, was die Hitlerjungen besorgen mußten. Beim Schreiner bestellte ich Einzelsärge. Die Hinterlassenschaften der Gefallenen packte ich je in ein Eßgeschirr derselben und expedierte sie mit weiteren Nachrichten über die Volkssturmänner und mit einer Namensliste derselben, die ich auf ihrem Packwagen gefunden hatte an das Erzbischöfliche Ordinariat zur Weiterbesorgung. Als ich nach einigen Wochen dorthin kam, standen die Sachen für Auswärtige noch im Geschäftszimmer, weil noch keine Post und Eisenbahn verkehrte.

Am Sonntag den 22. nach der Frühmesse beerdigte ich die Frau S. und R. H. – Letztere am Mittelweg des Friedhofs, daß die Mädchen in Zukunft eine stumme Predigt haben zum Nachdenken über den Satz: „Alte müssen sterben, Junge können sterben.“ Am Nachmittag beerdigte ich dann die 3 Gefallenen. Ich hatte während der 12 Hitlerjahren oft gedacht und gesagt: Ich möchte nur noch einmal auf die Kanzel steigen und von der Leber weg reden können, wenn der ganze Zauber vorbei ist. Es war mir eine wahre Wonne, die berühmte Palmsonntagsencyclica des Papstes Pius des XI. zu verlesen. Ich hatte meinem Vikar am Samstagmittag, als sie eben bei uns in Neudenu durch Extrabote einge- //24 getroffen war, gesagt: „*Die* wird sicher morgen früh durch den Gendarm abgeholt, aber sie wird verlesen und wenn es das Leben kostet. Sie sind noch jung und haben noch ein langes Leben vor sich, ich verlese sie selber. Schreiben Sie sie mit der Schreibmaschine ab, aber gleich, ich lege dann das Scriptum in den Tabernakel und hole es heraus nach dem Evangelium, bevor ich auf die Kanzel gehe, und wenn der Gendarm irgendwo steht, um das Verkündbuch zu durchsuchen, dann stecke ich sie in mein Stiefelrohr, wie seinerzeit im Kulturkampf einen Hirtenbrief.“ Meine Vorsichtsmaßregeln waren aber unnötig gewesen. Der Allgewaltige fühlte sich seiner Herrschaft so sicher, daß er glaubte, dem Papste Redefreiheit gewähren zu können, bis zum Tag der „Abrechnung“, wo dann „Köpfe rollen“ werden. Nach 2 Jahren „einmaliger Siege“ lernte «er» dann beten, aber das Gebet wurde zur Gotteslästerung. „Allmächtiger wir

bitten nicht, daß du uns helfen mögest, nein du mußt uns helfen, weil wir so mutig sind,“ hätte aber sagen sollen „so übermütig“. Nun war die Zeit der Redefreiheit angebrochen und ich hielt zu Beginn der Beerdigung unserer Kriegsoffer in der Kirche eine einstündige Leichenrede, bevor wir auf den Gottesacker gingen. Ich ging aus von dem Friedensbild unmittelbar nach der Einstellung des Kampfes am vorausgegangenen Freitag auf dem Rathausplatze. – Das ja die in den Kellern versteckte Bevölkerung nicht gesehen habe: Der Pfarrer schreitet ruhigen Schrittes zwischen den beiden feindlichen Parteien hindurch. Sein schwarzer Rock legitimierte ihn, er wird von den Franzosen empfangen: „Voilà un curré“ Er schreitet zu den beiderseitig sich um einen verwundeten Deutschen bemühen, mit der roten Binde gezeichneten Sanitätern. Diese rote Binde trägt das Zeichen des Kreuzes, des Zeichens der Einigkeit und Verbundenheit der Völker. Was wäre geschehen, wenn jemand mit einer Hackenkreuzbinde aufmarschiert wäre? – Was die Menschen und Völker entzweit und zur gegenseitigen Vernichtung treibt, ist die Sünde. „Die Sünde macht unglücklich die Völker.“ Die größte Sünde ist der Unglaube, der Abfall von Gott und Gottes Geboten.

Der Unglaube und die Gottlosigkeit war von den vergangenen „Gewalthabern“ in Deutschland zum „System“ erhoben. Die toten Pfarrkinder, die wir heute morgen begraben haben und die toten Volkssturmmänner, die wir jetzt begraben, und die Millionen gefallenen Krieger und die weiteren Millionen die unter den Trümmern zerstörter Städte und Dörfer liegen, sie alle sind Opfer des «gottlosen» vergangenen Systems. Zum Schlusse bemerkte ich: Wenn in den nächsten Tagen etwa der Pfarrer von Bombach am Fenster seines Schlafzimmers erhängt aufgefunden würde und man sagen würde, er habe sich selbst erhängt, so glaubet das nicht. Ich verwies auf den kurz vorher in der Zeitung veröffentlichten (wohl einer oder der letzte) Erlasse des Blutmenschen Himmlers, und erzählte den Fall des verhafteten «Kapuziners» aus Zell a. H., der sich im Gefängnis in Offenburg selbst erhängt haben sollte. Ich hätte aber selbst dieses Schicksal haben können wie der Pfarrer von Oberwittstadt<sup>26</sup> oder mein Freund von St. Trudpert<sup>27</sup> am 22. April

<sup>26</sup> Gemeint ist Alois Beichert (\* 23. 11. 1893 in Rittersbach, † 2. 4. 1945 in Oberwittstadt), ab 1938 Pfarrer in Oberwittstadt. Wurde am Ostersonntag 1945 von Mitgliedern der SS verwundet und erlag am darauffolgenden Tag seinen Verletzungen. Vgl. Hehl/Kösters, *Priester unter Hitlers Terror*, Bd. 1, S. 601.

<sup>27</sup> Der oben erwähnte Willibald Strohmeyer, vgl. Anm. 24.

abends, wenige Stunden nach meiner Predigt «es hatte». Ich hatte keine Ahnung, daß die SS in der nahen Kirnhalde sich noch in den Wäldern herumtrieben, und erst etwa 8 Tage später durch eine franz. Streife, die Gegend von diesem Mordgesindel //25 gesäubert wurde. Nach der Predigt zogen wir auf den Friedhof. Dort hatte ich die Särge schon vor der Feier in die Gräber liegen lassen. Nach Vollendung der üblichen Zeremonien und Gebete ergriff ich noch einmal das Wort und erinnerte die Anwesenden – die ganze Dorfeinwohnerschaft – an die vielen, vielen Beerdigungen die ich im ersten Weltkriege an den Fronten gehalten hatte und sagte: Hoffentlich ist nun diese Beerdigung von gefallenem Krieger die letzte in meinem bewegten Leben gewesen. Draußen haben wir immer zum Abschied das Lied gesungen: „Ich hatte einen Kameraden. Das wollen wir nun auch singen“ ... Aber der Mesner und ein paar alte Krieger waren alle, die mich beim Singen unterstützten. Jungvolk und Hitlerjugend hatten offenbar das Lied noch nie gehört. Die mußten andere Lieder lernen. Eine Probe davon habe ich ins Pfarrarchiv gelegt, die Lieder, welche in der Schule sollten gesungen werden, als Ersatz für die christlichen Weihnachtslieder. Nur das Lied vom Tannenbaum hatte noch Gnade gefunden. Die übrigen: Welche Schmarren! Der Elsässer Lehrer hatte den Mut, sie nicht einzuüben.

Das Echo meiner Leichenrede: Am andern Morgen sagte mir eine Wohlmeinende: „Aber Herr Pfarrer, treiben sie doch keine Politik auf der Kanzel“, der große Wasserträger auf beiden Achseln aber äußerte sich: „Wenn jetzt der Pfarrer noch einmal Politik treibt geh ich nicht mehr hinein.“ Ein Anderer erklärte: „Wenn der Hitler wieder da ist, dann ist der Pfarrer der erste der fortkommt.“ So verdreht war den Menschen der Kopf geworden. Aber das Interessanteste war, daß niemand mehr Anhänger Hitlers gewesen sein wollte. Ein benachbarter Stadtpfarrer und Dekan soll auf der Kanzel gesagt haben: „Ich weiß nicht wie ich mir bald vorkomme, der Pfarrer und die Schwestern sollen die einzigen Hitler gewesen sein.“ Die größten „Heil Hitler“-Schreier und -innen waren bald die besten Freunde der Franzosen. Ein solcher von hier ging mit ihnen auf die Jagd und verzehrte mit denselben in seinem Hause, einen von seiner Tochter bereiteten Rehbraten. Ob das Kind, das diese später gebar von einem Franzosen stammt oder ...? sagt sie nicht.

In der Nacht vom Sonntag auf Montag feierten die Polen, die z. T. jahrelang hier als Bauernknechte arbeiten mußten und die – wenige ausgenommen – wirklich nicht schlecht behandelt wurden, ein Siegesfest.

Zunächst mit vielem Schnaps und dann einem Freudenschießen, nach Mitternacht bis gegen Morgen mit allen möglichen Feuerwaffen, die ja in reicher Auswahl und überreicher Munition auf dem Rathausplatz herumlagen. Es war eine ganz tolle und gefährliche Schießerei. Ein Besoffener, einquartierter Soldat, hatte im vergangenen Winter auch scharf geschossen und die Bevölkerung erschreckt, aber jetzt waren es über 20 Scharfschützen, die gar nicht genug bekommen konnten. Am anderen Nachmittag als ich hoffte, daß sie wieder nüchtern seien, ging ich von einem zum andern und nahm jedem das handgelübdlische Versprechen ab, in Zukunft solche Späße zu unterlassen. Nur einer war so sternhagelvoll, daß ich noch nichts mit ihm anfangen konnte. Die Schießerei wiederholte sich nicht mehr, aber es war doch eine Plage mit diesen Polen. Sie sagten zu ihren ehemaligen Dienstherrn: „Ich jetzt Meister und du Knecht.“ Ich hatte sie seel- //26 sorglich betreut, so gut es erlaubt war und sie hatten auch ordentlich mitgemacht. Aber es rächte sich schwer, daß in der „Systemzeit“ versucht worden war, anstatt des kath. Glaubens «ihnen» Unglauben beizubringen und daß man 17 Nationen – wie Goebbels sich einmal im Berliner Sportplatz gerühmt hatte – zu Munitionsarbeitern und Sklaven gemacht hatte. Unterdessen waren wir am Samstagabend einer ganz schweren Gefahr entronnen. Es wurde später bekannt und was ich im Folgenden schreibe, beruht auf zuverlässigster Information und genauer Schilderung von Beteiligten. Abends: «21. April» um 6 Uhr erhielt unsere bei Limburg eingebaute schwere Artillerie telefonisch „Feuerbefehl: Bombach sofort zusammenschießen!“ Man wollte offenbar für das franz. Heer die durch Bombach führende Umgehungsstraße unbrauchbar machen, als ob das auch nur einen halben Tag den Siegeszug der Franzosen nach Freiburg hätte aufhalten können. Bei unserer Artillerie löste dieser Befehl Schrecken und Bestürzen aus, denn dieselbe war kurz vorher länger bei uns im Quartier gelegen und über 8 Tage lang ohne jede Heeresverpflegung geblieben. Die Artilleristen wurden an unseren Familientischen mit ernährt und die Pferde mitgefüttert und nun: Bombach zusammenschießen! Munition war noch genug vorhanden bis zu 70 Schuß «pro Geschütz». Zusammenschießen ohne Warnung, wie viel Tote mußte das bei uns ahnungslosen Bombachern geben! Die Offiziere und die Kanoniere waren entsetzt. Einem rollten – wie es mir ein Augenzeuge später versicherte – Tränen über die Wangen. Es gab bange Minuten, was machen? – Befehl ist Befehl! Da rattert das Telefon wieder. Wird wohl angefragt: „Wo bleibt das befohlene Feuer auf

Bombach?“ – Nein! Befehl: „Sofort abprotzen, schleunigst nach Denzlingen, Glottertal, St. Peter, St. Märgen. Feind hat Emmendingen besetzt.“ Derselbe stand also den Unsrigen beinahe im Rücken. Eine Batterie hatte auf der Flucht zwischen Denzlingen und Glottertal 12 Mann Tote und Verwundete, die sie zurücklassen mußte. Also 2 mal blieben wir Bombacher im letzten Augenblick von großem Unheil verschont. Der Ungläubige mag es „glücklichen Zufall“ nennen, der Gedankenlose „gütige Fügung des Schicksals“, der gläubige Christ nennt es „Fügung der göttlichen Vorsehung auf die Fürbitte der Immaculata, die wir angefleht hatten von Maria Empfängnis bis 20. April.[“] Nachdem die letzten Jahre wegen der immer größeren Fliegergefahr keine Prozessionen stattfinden können, im Winter 1943/44 man nicht einmal untertags auf dem Friedhof Beerdigung halten konnte, hielten wir am 25. April die Markusprozession wieder ab. Die Pfarrgemeinde beteiligte sich vollzählig daran. Beim Kreuz in den Matten am Waldweg nach Kenzingen ließ ich halten und hielt eine kurze feurige, improvisierte Ansprache des Inhaltes: „Wir sind aus den Katakomben emporgestiegen, wie die ersten Christen nach den langen blutigen Verfolgungen. Die Nacht des 3. Reiches ist vorüber, ein neuer Gottestag der Weltgeschichte ist angebrochen. „Stat crux dum volvitur orbis.“

Sobald freier Verkehr möglich war, machten wir am 29. 6. – Peter und Paul nachmittags geschlossene Wallfahrt mit Kreuz und Fahnen nach „Maria im Sand“, bei Herbolzheim, um einen Teil unseres Gelöbnisses vom 8. Dez. 1944 zu erfüllen. Fast alle Pfarrkinder Groß und Klein – die abkommen konnten – machten mit. Es schlossen sich auch die Pfarrei Bleichheim mit seiner Filiale Nordweil an. Es war eine mächtige religiöse Kundgebung. In Herbolzheim, wo am //27 Morgen die Erstkommunion der Kinder stattgefunden hatte, wurden wir groß angestaunt. Wir waren die ersten, die mit Kreuz und Fahnen sich dort zu zeigen wagten. In Maria Sand hielt ich vor unserer Dankandacht eine lange Predigt. Am Schluß derselben flocht ich einen Passus ein über die Nächstenliebe, der sehr angebracht war, wie ich allerdings «erst» auf dem Heimwege erfuhr. Die Bleichheimer und Nordweiler hatten sich nämlich heftig gestritten um den Vortritt an der Spitze des langen, langen Zuges, welchen die ersteren den Filialisten nicht gegönnt hatten. Das war ja an und für sich ein edler Wettstreit, aber doch ein bedenkliches Zeichen, wie kleinlich und äußerlich die Christenmenschen trotz aller Erlebnisse der letzten Zeit geblieben waren. Das benachbarte Hecklin-

gen hat eine Muttergotteswallfahrt aus alter Zeit, die aber für die Umgehend praktisch eingeschlafen war und auch nur noch am Patrozinium, Mariä Himmelfahrt, gelegentlich erwähnt wurde. Am Nachmittag dieses Festes machte ich die 2. gelobte Wallfahrt, wiederum mit vielen Teilnehmern, männlichen und weiblichen Geschlechtes. Die alte Hebamme und andere alte Leute, die nach Herbolzheim gefahren waren, machten diesmal den Weg hin und zurück zu Fuß. Am Eingang in den Wald schlossen sich die von ihrem Pfarrer geführten «Heimbacher» uns an und es war ein langer, erhebender Zug, diese betende Prozession unter dem Laubdach der sich darüber wölbenden Äste der uralten Buchen. Hinter der Hecklinger Burg war der Festplatz hergerichtet, zu welchem die Kenzinger mit den Wimpeln und Standarten ihrer Jugendorganisationen aus der Ebene heraufwallten. Von der südlichen Seite kam die ganze Pfarrei Hecklingen. Über den betenden und singenden Wallern schwebte das von kräftigen Jungmännern getragene und von weiß gekleideten Kranzjungfrauen begleitete alte Muttergottesbild – wahrhaftig eine schwebende und „wandelnde Madonna“! Es ergab sich eine sehr innige religiöse Dankeskundgebung zu Ehren der Himmelskönigin. Diözesanmissionar Reichenbach<sup>28</sup> hatte eine sehr aufmerksame Zuhörerschaft für seine schöne, praktische Bergpredigt. Darüber wölbte sich ein wolkenloser Hochsommerhimmel. Es bot sich eine herrliche Rundschau in die Berge des Schwarzwaldes und der Vogesen. Aus der Ebene herauf grüßten die Kapellen „Maria im Sande“, die alte Martinskirche von Eendingen mit ihrem Bilde der „weinenden Schmerzensmutter“ sowie die Muttergottes auf dem Lützelberg. Das Gnadenbild war in die Pfarrkirche nach Heimbach in Sicherheit gebracht worden und «hatte» dort «den» 20. April glücklich überstanden. Jetzt nahm es seinen alten Standort wieder ein. Wie von Himmelshöhen grüßte die St. Katharinakapelle, wie seit über 600 Jahren vom Kaiserstuhl herüber. Vom alten Riegel herüber schaute winkend und einladend die Kapelle des Himmelfürsten St. Michel. Ich schrieb ins Freiburger Katholische Kirchenblatt «einen Bericht» über unsere so schöne Feier hinter der Hecklinger Burgruine, worin zum Schlusse zu einer Männerwallfahrt, besonders der glücklich heimgekehrten Krieger eingeladen wurde, auf das 6 Wochen später stattfindende Michaelsfest daselbst. Leider kam der Artikel,

---

<sup>28</sup> Josef Reichenbach (\* 30. 3. 1903 in Siegelau, † 19. 10. 1993 in Furtwangen), ab 1934 Diözesanmissionar, verlebte 1963 kurzzeitig seinen Ruhestand in Bombach.

dank der gemächlich arbeitenden französischen Zensur, die damals noch ihren Sitz in Konstanz hatte, erst in einer Oktobernummer, so daß die Wallfahrt nicht genug bekannt war. Die Teilnahme daran wurde auch beeinträchtigt dadurch, daß 2 Tage vorher Hochwasser der Elz, die von französischen Pionieren hergestellte Notbrücke weggeschwemmt hatte. Im folgenden Jahre wurden die Wallfahrten nach Hecklingen und «Riegel» an den nämlichen Tagen wiederum veranstaltet und bleiben hoffentlich eine ständige Einrichtung auch für die Bombacher. Nach Maria Sand pilgern dieselben ja sowieso fleißig.

//28 Auf den Hörnleberg wallfahren war nicht möglich, solange die Elzalbahn gar nicht und später nur bis Bleibach in Betrieb gesetzt war. Auf Triberg zu wallfahren versuchte ich auf das dortige Wallfahrtsfest Mariä Himmelfahrt 1946, aber es wurde dort das 300 jährige, auf 1944 fällige Wallfahrtsjubiläum nachgeholt. Dort eine Votivtafel anzubringen, wird seit der letzten Kirchenrestauration nicht mehr gestattet. Nur das große Bild, das die Stadt Villingen zum Dank für die Rettung im 30 jährigen Kriege gestiftet hat, hängt noch an der Wand. Darum steht das von uns am 8. Dezember 1944 gelobte Votivbild jetzt in unserer Bombacher Pfarrkirche zur Erinnerung für das gegenwärtige und für zukünftige Geschlechter an die gnädige Rettung durch Gottes Vorsehung auf die Fürbitte der hl. Gottesmutter und des hl. Erzengels Michael.

B. Am Montag den 23. April 1945 hatte ich das Jungvolk aufgeboten zum Absuchen des Geländes nach herumliegender Munition und Kriegswerkzeugen jeglicher Art und aller Kaliber, weggeworfen von unseren Soldaten und Volkssturmmännern. Der ganze Rathausplatz wurde angefüllt mit Mordwaffen, bis sie nach längerer Zeit endlich abtransportiert wurden, das noch brauchbare für die Franzosen, der Rest in den Wald zum eingraben. Für den gleichen Montag befahl ich auch die Jungfrauen, besonders die BDMädchen, mit Putzzeug, Schruppen und Eimern und Karren anzutreten, um die Kinderschule auszukehren. Dieselbe war teils durch Flüchtlinge, teils durch einquartiertes Militär der reinste d. h. unreinste Augiasstall geworden. Die Mütter sollten wieder Gelegenheit bekommen, ihre Kinder in Obhut zu bringen. Die Arbeit der Feldbestellung war sehr dringlich geworden und die meisten Mannsleute waren noch fort. „Tante Klärchen“, wie die „braune“ Hortnerin von Kenzingen genannt worden war, und ihre Helferin von Heimbach meinten zwar, sie könnten weitermachen, wie wenn nichts geschehen wäre.

Daran war nicht zu denken, obwohl die Hortnerin eine anständige Person und keine rabiate Hitlerin war. Sie hatte einmal einen schweren Anpiff erhalten, als unvermutet Inspektion von Emmendingen kam und die Kinder überraschte, wie sie zufällig ein Mutter Gotteslied sangen, was selbstverständlich ein schweres Verbrechen gegen das glorreiche dritte und ewige Reich war, obgleich die Kinder natürlich das Lied nicht von Tante Klärchen gelernt und in ihrer Abwesenheit angestimmt hatten. Nachdem ich fast 40 Jahre lang auf meinen Seelsorgsstellen das Wirken der barmherzigen Schwestern kennen und überaus hoch zu schätzen gelernt hatte, mußte ich in St. Ulrich und hier ihre Mitarbeit entbehren. Ich hatte mir oft den Kopf zerbrochen, wie Schwestern hereinbringen in der Nachkriegszeit. Ich konnte aber keine Möglichkeit dafür ausdenken. Nun waren zwei Schwestern da und ich begann die Station einzurichten. Der Hauptsache nach habe ich den Verlauf geschildert in den Aktenfascikel in der Pfarregistratur. Es kostete mich allerhand Anstrengung und nahm manchmal einen dramatischen ja abenteuerlichen Verlauf. Da Eisenbahn und Autoverkehr noch unmöglich waren, aber Eile notwendig war, da die Oberin in Kenzingen und die ganze Bevölkerung von Kenzingen die in über 20 jähriger Tätigkeit erprobte und beliebt gewordene Schwester Luzina unbedingt zurück haben wollten. Auch die Wagenstadter, die ihr einen Zufluchtsort gewährt hatten, wollten dieselbe haben und hatten schon eine Schwesternwohnung parat, was hier nicht der Fall war. So setzte ich mich kurzerhand für 2 – für mich – lebensgefährliche Reisen auf ein Damenrad, mit meinen alten, steifen Knochen konnte ich ein Herrenrad nicht mehr besteigen. Zunächst radelte ich mit Übernachten in Oberschopfheim, nach Gengenbach. Abgesehen von 2 Abstürzen verlief alles famos. Ich hatte genau gewußt, daß ich im Mutter- //29 Haus Gengenbach mehr vermag, als ganz Kenzingen und Wagenstadt. Ich brachte die Urkunde über Errichtung der neuen Schwesternstation Bombach glücklich nach Hause. Bald machte ich mich auf die Reise nach Freiburg, die noch viel abenteuerlicher verlief, auf wiederum geliehenem Damenrad. Dasselbe stellte ich im Hause der Diözesancaritas, «Waldstraße», unten abgeschlossen zu 2 anderen dastehenden Rädern. Während ich mit Prälat Eckert<sup>29</sup> wegen der weiteren zu unternehmenden Schritte zur Errichtung der Station unterhandelte

---

<sup>29</sup> Dr. theol. h.c. Alois Eckert (\* 9. 1. 1887 in Pülfringen, † 25. 6. 1976 in Freiburg), 1952 Ernennung zum Päpstlichen Hausprälaten.

wurde ausgerechnet mein Rad gestohlen, die 2 anderen standen noch dort. Es war wenigstens ein humaner Dieb, denn das Päckchen mit meinem Brevier und Tagesproviand schnallte er ab und ließ es samt dem schönen Lederriemen zurück. Der Erzbischof, dem ich nachher bei der Suche nach meinem Rade in die Hände lief, tröstete mich, es war aber ein magerer Trost für mich: „Vorgestern ist im unteren Hausgang des Ordinariatsgebäudes auch eines gestohlen worden.“ Aber wie nun nach Hause kommen? Da erbarmte sich Freund Wendelin<sup>30</sup>, der mich früher, als er noch in Mainz war, schon einmal beherbergt hatte. Es war aber diesmal nicht eben das Nachtlager von Granada, denn die Franzosen feierten im gegenüberliegenden Schwarzwälder Hof bis morgens 4 Uhr sehr laut das ich weiß nicht wie viele Siegesfest. Der Diebstahl war noch fatal aus einem viel später zu Tage tretenden Grunde. Der endlich vom Felde zurück gekehrte Mann der inzwischen verstorbenen Eigentümerin verlangte mir 100 Mark für das gestohlene Rad, das schon jahrelang gebraucht und ziemlich abgenützt war, und neu bei weitem nicht so viel gekostet hatte.

C. Es gab noch manche Arbeit und auch manchen Stoß in Bombach, besonders mit dem ersten Ortsgewaltigen, der ans Ruder gekommen war. „Ich bin der Bürgermeister von Bombach.“ Er war ein Elsässer und von einem anderen Elsässer eingesetzt worden, welcher sich selber zum Ortskommandanten von Malterdingen eingesetzt hatte, das zunächst unsere Amtsstadt geworden war in der Franzosenzeit... Seine ganze Regierungszeit und der Kampf um seine Nachfolge durch einen hiesigen Bürger wurde die reinste Tragikomödie. Er hielt mich für seinen größten Feind, machte sogar einmal eine Faust gegen das Pfarrhaus herauf und meinte, ich habe ihn gestürzt, weil der neue Landrat von Emendingen zu mir ins Pfarrhaus gekommen war, um sich beraten zu lassen, wer etwa als Bürgermeister hier in Frage kommen könnte; derselbe war so schlecht im Bilde, daß er auf seiner Kandidatenliste einen Bürger an erster Stelle hatte, den ich schon vor vier Jahren begraben hatte. Eine Tragikomödie auch deswegen, weil die Klatschsucht und abgründige Dummheit einer ganzen Reihe meiner Pfarrkinder offenbar wurde, die

---

30 Vermutlich der spätere Erzbischof von Freiburg Dr. phil. et theol. Wendelin Rauch (\* 30. 8. 1885 in Zell am Andelsbach, † 4. 5. 1954 in Freiburg), 1948 Ernennung zum Erzbischof, der zwischen 1925 und 1938 eine Professur für Ethik und Moralphilosophie in Mainz innehatte.

meinten, sie hätten das Zeug Bürgermeister oder wenigstens Frau Bürgermeister zu werden und mich in Verdacht hatten, als ob ich sie um dieses Glück gebracht hätte, was gar nicht der Fall war. Ich will das alles nicht schildern, da ich eine Pfarrchronik und keine Ortschronik schreiben wollte.

## V. Schluss

Die erste Zeit nach dem Zusammenbruch waren alle meine Pfarrkinder so zahm gewesen, daß es eine wahre Wonne war, Pfarrer in B. zu sein! Aber das Sprüchlein, welches schon im Mittelalter im Schwunge war und in alten Predigtbüchern zu finden ist, hat auch für unsere Zeit noch nichts eingebüßt an seiner Wahrheit und Treffsicherheit für das männliche, wie für das weibliche Geschlecht:

„Als der Teufel ward übel auf, und meint‘ er müsse gehen drauf, da wollt‘ er von übler Art abstehen und in ein Kloster gehen; Doch als er g‘nommen ein, und wieder kommen auf die Bein, //30 Da hat er’s wie zuvor getrieben, und ist der alte Teufel blieben“!

Was der Teufel alles angerichtet hatte in den 12 Jahren des ewigen Reiches und besonders während des letzten Winters bei der militärischen Einquartierung, „als die Leute schliefen“, wurde allmählich ruchbar im Herbst und Winter 1945. Skandal auf Skandal kam an das Tageslicht; es wollte kein Ende nehmen. Manches mußte in den Standesbüchern, anderes in den Gerichtsakten protokolliert werden, manches wird erst am jüngsten Tag verhandelt werden. Mein Herz erbebte, meine Nerven streikten. Die Krankenschwester und der Arzt wollten mich ins wieder eingerichtete Krankenhaus in Kenzingen überführen. Aber es war Advent geworden und ich blieb zu Hause. Für Weihnachten sicherte ich mir den Diözesanmissionar Reichenbach zur Aushilfe und zur Abhaltung eines Triduums, da doch schon eine Anzahl Krieger zurück waren, allerdings die zuletzt eingezogenen großen Hitler, die so lange verschont geblieben waren und nur linksrum kehrt machen brauchten, um bald wieder zu Hause zu sein! Ich hielt sachdienliche Vorbereitungspredigten und besonders die Letzte als wichtigste über eine gute Beicht. In der Christmette gingen 82 Männer und Jungmänner zur hl. Kommunion – es waren alle. Ich glaubte die Schlacht um die Seelen sei gewonnen, aber

ich wurde schnell um eine Illusion ärmer und um eine Enttäuschung reicher. Es gab leider welche, – in einer so kleinen Gemeinde allzu viele, welche die Predigt schwänzten und wenn sie nach derselben noch auf die Empore hinaufschlichen, hinter der Orgel, auch nach dem Sanctus sich derart benahmen, daß ihr Schwatz lauter war, als der Gesang des Kirchenchores. Einmal bot der Bürgermeister, einmal der Mesner Ruhe. Das und verschiedenes andere konnten meine Nerven auf die Länge nicht mehr ertragen.

Ich stand im 70. Lebens- und 45. Priesterjahre, davon waren 10 Kriegsjahre, die bekanntlich doppelt zählen und 17 Jahre war ich mit dem Missionsköfferchen landauf, landab gereist, zweimal mitten im Winter und mit 57 Lebensjahren nach Rumänien mit seinem kontinentalen Klima, das so bittere Kälte mit sich bringt. Darum und nachdem ich die Sicherheit hatte, daß Bombach wieder einen Seelsorger ins Ort bekomme – was mir wichtig war wegen der guten und braven Pfarrkinder – bat ich den hochwürdigsten Herrn Erzbischof um Versetzung in den Ruhestand.

„Ein Sämann ging aus, um seinen Samen zu streuen ...“

Ein Teil meiner Aussaat in den fünf Jahren ging auf und brachte Früchte. Gott sei Dank und Gott segne alle Bombacher. Die einen, daß sie weiter Früchte bringen, die andern, daß noch ein Teil des Samens nachträglich aufgehe zum ewigen Leben! ...

O! Wie viel hängt doch davon ab, in welcher Zeit ein Mensch, besonders ein Priester lebt und wirkt!

Die Hitlerzeit war eine böse, bitterböse Zeit ...

... eine furchtbare Unglückszeit für unser deutsches Volk bis ins letzte Dorf hinein.

Eine Unglückszeit für Europa, ja für mehr als die halbe Welt!!!!!!!!!!!!

„ut delirant reges plectuntur Achaii! “

„Die Sünde macht unglücklich die Völker.“

Fridolin Mayer, Pfarrer  
Geistl. Rat, Dr. hc.



„a peste libera nos.“  
Die Glocken als Hilfe gegen die Pest

Von Konrad M. Müller

Die meisten Menschen empfinden Glockengeläut als Wohlklang, die wenigen, die dies als Lärm bezeichnen, können diese Kirchenmusik nicht zum Verstummen bringen. Aber die, welche Glockengeläut als schmerzhaften Lärm empfinden, sind jene, die zum Thema dieses Beitrags hinführen: Die Dämonen. Einer aus der gefürchteten Dämonenschar war jener, der die Pest brachte, und dieser floh, wenn Glocken ihre Stimme erhoben. Wie Glocken diese Aufgabe erfüllten, soll hier dargestellt werden.

Es lassen sich mindestens drei Haupteigenschaften der Glocke unterscheiden. Häufigstes und bekanntestes Läuten ist die Aufforderung, einen Gottesdienst zu besuchen. Auch Läuten beim Tod eines Gemeindeglieds oder begleitendes Läuten bei der Beerdigung sind vor allem in Landgemeinden an der Tagesordnung. Kommt hoher Besuch, z. B. der Bischof, wird geläutet, aber auch bei anderen Ehrungen.

Im frühen Christentum hatte die Glocke noch keinen Platz in der Liturgie, da die nichtchristlichen Religionen der Antike regen Gebrauch von der Glocke machten. Erst als aus dem Alten Testament für das Läuten, eher das Klingeln der Glöckchen<sup>1</sup> am Gewand des Hohen Priesters Verständnis gefunden wurde, gewann die Glocke im Christentum Eingang.

*„An seinem Saum sollst du Granatäpfel aus violetter Purpurwolle, rotem Purpur und karmesinfarbenem Stoff anbringen, und zwar ringsum an seinem Saum, und dazwischen goldene Glöckchen ringsum. Es sollen*

---

<sup>1</sup> Die Glöckchen am Gewande des jüdischen Hohen Priesters nach Auslegung jüdischer, heidnischer und frühchristlicher Schriftsteller, in: Franz Joseph Dölger: Antike und Christentum, Bd. 4, Heft 4, Münster 1934, S. 233–242.

*sich immer ein goldenes Glöckchen und ein Granatapfel an dem Saum des Obergewandes ringsum abwechseln. Aaron soll es beim heiligen Dienst tragen, sein Ton soll zu hören sein, wenn er ins Heiligtum vor den Herrn tritt und wenn er da wieder hinausgeht sonst müsste er sterben.*<sup>2</sup>

Die Glöckchen sind eine Art Schutzmittel, ohne das der Hohe Priester seinen Dienst nicht ausüben kann. Um die Aufgabe des Schutzes zu erfüllen, wird die Glocke geweiht.<sup>3</sup> Der Ritus der Weihe beginnt mit der Rezitation von sieben Psalmen, von denen die sechs ersten bereits nach der Angabe des „Ordo Romanus vulgatus“ an dieser Stelle Verwendung fanden. Zuerst wird der Bußpsalm „Miserere“ gesprochen, in der Absicht, die Sünde von den Gläubigen zu nehmen. Im folgenden Psalm 53 soll die Macht der Dämonen durch den Klang der Glocke gebrochen werden. Auf diese Psalmen folgt die Waschung der Glocke, die so genannte „Glockentaufe“. Die Gebete bei der Wasserweihe zeigen, dass die Macht des Bösen ausgeschlossen wird. Der Waschung der Glocke und den Psalmen folgt die Salbung. Nach der zweimaligen Salbung, die zunächst apotropäische Bedeutung hat, beräuchert der Bischof die Glocke, indem er Thymian, Weihrauch und Myrrhe in das Rauchfass oder in ein Kohlenbecken legt und dieses in die Glocke stellt.

Gegen wen die so vorbereitete Glocke nun eingesetzt wird, schreibt Paulus an die Epheser: *„Wir haben ja nicht gegen Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen die Mächte, gegen die Gewalten, gegen die Welt-herrscher dieser Finsternis, gegen die Geister des Bösen im Reich der Himmel.“*<sup>4</sup> Wenn Paulus sich gegen alles Dämonische wendet, dann sind auch die Dämonen eingeschlossen, die die Pest verbreiten. In der früheren Zeit, als die Krankheit der Pest als Strafe für die Menschen angesehen wurde, und als nicht bekannt war, wie sie entsteht, wurde zu dem Bild des Pfeils gegriffen, der vom Pestdämon abgeschossen wurde. Um die Glocke für die Abwehr der Dämonen auszustatten, sind verschiedene Maßnahmen ergriffen worden. Auf der Glocke werden Zeichen, Sprüche und Abbildungen angebracht, die den Kampf gegen die Dämonen aufnehmen, sobald die Glocke geläutet wird. *„Die hallende Glocke versetzt den gesamten Turnumkreis lautstark in Schwingungen. Und dies nicht*

<sup>2</sup> Exodus 28, 33–35.

<sup>3</sup> Valentin Thalhofer: Handbuch der katholischen Liturgik, 2 Bde., Freiburg 1912, Bd. II, S. 502–505.

<sup>4</sup> Eph 6, 12.

*nur als Signal und Ruf zum Kirchgang, sondern auch in apotropäischem Sinne, als Mittel der Dämonen- und Teufelsabwehr. Die Glocken schaffen sozusagen einen akustischen Schutzwall um den heiligen Bezirk.*<sup>5</sup>

Über die Weihe hinaus wird die Macht der Glocke gegen das Böse durch Buchstaben, Worte, Zeichen und Abbildungen unterstützt. Die Zeichen, die verwendet werden, sind aus Buchstaben gebildet, die meist Abkürzungen sind, aber auch nur Buchstabenreihen ohne andere Aufgabe, als ein Alphabet zu sein. Es gab eine Zeit, in der die Glockengiesser das gesamte Alphabet – hin und wieder fehlen Buchstaben oder sie stehen kopf oder sind sonst fehlerhaft – verwendeten. Diese Idee leitet sich aus dem Christuswort her: „Ich bin das A und O.“ Weil das Alphabet jegliches Gebet ermöglicht, bietet die Glocke damit die abwehrenden Kräfte auf. Es soll aber nicht verschwiegen werden, dass es eine Theorie gibt, wonach Glocken mit Alphabeten Kinderglocken seien, z. B. läutete diese Glocke bei der Taufe eines Kindes.

Die nicht durch Buchstaben ausgedrückten Zeichen sind verschieden geformte Kreuze. Die Sprüche sind dann eine weiterentwickelte Stufe der Buchstaben, denn sie stellen verständliche Texte dar. Abbildungen schließlich sind die Heiligen: Jede Glocke hat einen Heiligen als Patron, der den Ruf der Glocke weitergibt. Wenn also Pestheilige die Glocke schmücken, dann können sie ihre Hilfe durch den Glockenklang verstärkt einsetzen. Es sind vor allem der heilige Sebastian, im untersuchten Gebiet auch der heilige Rochus oder weitere Heilige.

### Zachariassegen

Der Zachariassegen<sup>6</sup> besteht aus einer Buchstabenfolge, er ist kein Spruch, sondern eine Reihe von Abkürzungen, je ein Buchstabe ist der Anfangsbuchstabe eines Psalmverses. Er wurde in früheren Zeiten immer eingesetzt, um die Pest abzuhalten. Er ist in unterschiedlichsten Arten zu finden: irgendwo im Gebäude angemalt, zum Herumtragen als

<sup>5</sup> Reinhold Hammerstein, Macht und Klang. Tönende Automaten als Realität und Fiktion in der alten und mittelalterlichen Welt. Bern 1986, S. 105; ders., Die Musik am Freiburger Münster, in: Archiv für Musikwissenschaft 9 (1952) S. 204–218, hier S. 206.

<sup>6</sup> Ludwig Gombert, Der Zachariassegen gegen die Pest, in: Hessische Blätter für Volkskunde 17 (1918) S. 37–52.



Abtei Weingarten. Foto: Johannes Mühlán, Sasbach.

Medaillon, eingemeißelt an Türen usw. Die Buchstaben (Abb.) sind in Gruppen durch Kreuzzeichen getrennt, auch diese haben eine Anrufung zum Inhalt. Die Kreuz- und Buchstabenfolge lautet: † Z † DJA † BJZ † SAB † Z † HGF † BFRSA. Die Aufschlüsselung der Buchstaben lautet folgendermaßen:

- † Crux Christi salve me! – Kreuz Christi rette mich!
- Z Zelus domus tuae liberet me – Der Eifer für dein Haus befreie mich.
- † Crux vincit, crux regnat, crux imperat, per signum crucis libera me, Domine, ab hac peste! – Das Kreuz überwindet, das Kreuz herrscht, das Kreuz regiert. Durch das Zeichen des Kreuzes befreie mich, o Herr!
- D Deus, Deus meus, expelle pestem – O Gott, mein Gott, vertreibe die Pest!
- J In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum – In deine Hände, o Herr! empfehle ich meinen Geist.
- A Ante coelum et terram Deus erat, et Deus potens est ab hac peste me liberare – Bevor Himmel und Erde waren, war Gott, und Gott ist mächtig, mich von dieser Pest zu befreien.
- † Crux Christi potens est ad expellendam pestem ab hoc loco et a corpore meo – Das Kreuz Christi ist mächtig, die Pest von diesem Orte und auch von meinem Leibe zu vertreiben.
- B Bonum est, praestolari auxilium Dei cum silentio, ut expellat pestem a me – Gut ist's, ruhig auf die Hilfe Gottes zu warten, auf dass er die Pest von mir entferne.
- J Inclinabo cor meum ad faciendas iustificationes tuas – Ich will hinneigen mein Herz zur Haltung deiner Satzungen.
- Z Zelavi super iniquos – Ich eiferte über die Ungerechten[, da ich den Frieden der Sünder sah, und ich hoffte auf dich].
- † Crux Christi fuget daemones aërem corruptum et pestem expellat! – Es jage das Kreuz Christi die bösen Geister in die Flucht; es vertreibe die ansteckende Luft und die Pest!
- S Salus tua ego sum, dicit Dominus – Ich bin dein Heil, spricht der Herr.
- A Abyssus abyssum invocat et voce tua expulsit daemones; libera me ab hac peste – Ein Abgrund ruft den anderen, und mit deiner Stimme hast du die bösen Geister vertrieben; befreie mich von dieser Pest!
- B Beatus vir, qui sperat in Domino – Glückselig der Mann, der seine Hoffnung auf den Herrn setzt.
- † Crux Christi, quae antea fuit in opprobrium et contumeliam et nunc in gloriam et nobilitatem, sit mihi in salutem et expellat a loco ito diabolum et aërem corruptum et pestem a corpore meo –

- Das Kreuz Christi, das einstens zur Schande und Schmach diente, jetzt aber zur Ehre und zum Ruhme gereicht, sei mir zum Heile und vertreibe von diesem Orte den Teufel und die verpestete Luft und von meinem Körper die Pest.
- Z Zelus honoris Dei convertat me, antequam moriar – Es durchdringe mich der Eifer für Gottes Ehre, bevor ich sterbe.
- † Crucis signum liberet populum Dei et a peste eos, qui confidunt in eo – Das Zeichen des heiligen Kreuzes rette das Volk Gottes und befreie von der Pest alle, die auf ihn hoffen.
- H Haecceine reddis Domino, popule stulte? – Vergiltst du dem Herrn so, du törichtes Volk?
- G Gutturi meo et faucibus meis adhaereat lingua mea, si non benedixero tibi – Es klebe meine Zunge an meinem Gaumen, wenn ich dich nicht preise.
- F Factae sunt tenebrae super universam terram in morte tua – Es sind Finsternisse geworden auf der ganzen Welt bei deinem Tode.
- † Crux Christi, defende nos et expelle a loco isto pestem et servum tuum libera a peste ista, quia benignus es et misericors et multae misericordiae et verax! – Kreuz Christi, beschütze uns und vertreibe die Pest von diesem Orte und befreie Deinen Diener, denn Du bist gütig und barmherzig, von großer Erbarmung bist Du und wahrhaft!
- B Beatus, qui non respexit in vanitates – Glückselig der Mann, der sich nicht umsieht nach Eitelkeiten.
- F Factus est Deus in refugium mihi – Der Herr ist mir zur Zuflucht geworden.
- R Respice in me Domine, Deus meus Adonai – Blicke auf mich, o Herr, mein Gott Adonai.
- S Salus mea tu es; sana me et sanabor – Du bist meine Rettung; heile mich, und ich werde geheilt werden.

Andere Beschwörungs-Buchstaben werden wegen ihrer Seltenheit im Untersuchungsgebiet bei ihrem Vorkommen am betreffenden Ort erläutert. „Tetra grammaton“ wird bei den Glocken von Fronhofen, Herrenberg und Riedlingen, die Buchstabenfolge AGLA bei der Glocke von Melchingen, „ananizapta“ bei Tauberbischofsheim und eine nicht zu deutende Buchstabenreihe auf einer nicht mehr vorhandenen Glocke bei Lindelbach erklärt.

## Alphabetglocken

Die Alphabetglocken<sup>7</sup>, auch ABC-Glocken genannt, tragen als Inschrift entweder das ganze Alphabet oder Teile davon. Ein Rückblick in die Glockenkunde führt zu H. Otte, Glockenkunde (Leipzig 1884). Er vertritt in seiner Verwunderung über Glocken mit Buchstaben die Meinung, dass diese nur zur Verzierung angebracht worden sein können. Diese Beurteilung, wonach der Glockengießer nichts Besseres zu Stande bringen könne, wird noch nach Jahren wiederholt.<sup>8</sup> So z. B. in Bezug auf die Glocke von Staufersbuch (Berching) mit Halsumschrift in gotischen Majuskeln. *„Ich habe diese Glocke auch besichtigt und obige Angaben im allgemeinen richtig befunden. Auch im bayerischen Nationalmuseum in München fand ich eine Glocke vor, welche in sehr schönen, deutlichen Majuskeln das Alphabet als Aufschrift trägt: A B C D X E F G H J K L M N O Q R S T U, hiermit war der Raum erschöpft, der Buchstabe P fehlt.“*<sup>9</sup>

Dem hält 1979 Kurt Köster folgende Deutung entgegen: *„Das Alphabet als ‚mächtige Zauberformel‘, die apotropäische Kehrseite seiner Grundbedeutung als Symbol der allumfassenden Wesenheit Gottes und Christi, kommt in vier für seine Wiedergabe auf Glocken überaus charakteristischen Erscheinungen zum Ausdruck. Es sind dies die spiegelverkehrte, die rückläufige, die kopfständige und die absichtlich ungeordnete Wiedergabe der ganzen Inschrift oder bestimmter Teile. Die ältere Glockenliteratur hat nicht nur die ‚simplen‘ Alphabet-Inschriften selbst als Zeugnis der Einfallslosigkeit ungebildeter Gießer, bestenfalls als leere Zierformel, als ‚Glockengießer-Spielerei‘ gewertet; sie hat die genannten*

<sup>7</sup> Kurt Köster, Alphabet-Inschriften auf Glocken. Mit einem Katalog europäischer ABC-Glocken vom 12. bis zum 18. Jahrhundert, in: Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters, herausgegeben von Rudolf Schützeichel, Bonn 1979, S. 371–422 mit 17 Abb.; Edmund Kizik, Die Funktion der Glockeninschriften. Ein Versuch ihrer Einteilung unter methodologischem Aspekt, in: Renate Neumüllers-Klauser, Vom Quellenwert der Inschriften (Supplemente zu den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil-hist Kl. 7, 1992), S. 189–207, hier S. 198–200 (zu den apotropäischen Glocken).

<sup>8</sup> Friedrich H. Hofmann, Zur Glockenkunde, in: Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising 10 (1907) S. 195–204.

<sup>9</sup> Mathias Seanner, Die Glocken der Erzdiözese München und Freising, in: Beiträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbistums München und Freising 11 (1913) S. 123. Diese Glocke befindet sich in der Sammlung des Nationalmuseums München (Inventarnummer Me 57), sie ist gesprungen und wird im Depot aufbewahrt. Danke für die Mitteilung von Dr. Raphael Beuing.

*Eigentümlichkeiten bei der Wiedergabe samt und sonders technischem Ungeschick zuschreiben wollen. Gewiß soll und darf nicht hinter jedem spiegelverkehrt, kopfständig, schief oder liegend erscheinendem Buchstaben eine ‚magische‘ Absicht wittern. Fehler bei Aufbringung waren ebenso häufig wie nachträgliches Verrutschen oder Ausfälle beim Guß. Ebenso sicher ist aber, daß bestimmte und immer wiederkehrende Abweichungen von der Norm bewußt und mit voller Absicht von Meistern praktiziert worden sind, die in ihrer Mehrzahl nicht den Glockenguß, sondern auch die Aufbringung der Inschriften technisch sehr wohl beherrscht haben. Sogar bei rückständigen und wenig geschickten, provinziellen Gießern läßt sich eine regelwidrige Absicht, etwa die einer rückläufigen Alphabet-Anordnung, noch im ärmlichsten Fragment aus unbeholfenen Buchstaben erkennen.“<sup>10</sup>*

Schließlich lenkt ein Historiker<sup>11</sup> den Gedanken, das Alphabet als „Schutzformel gegen feindliche Geister“ zu sehen, auf die Riten bei der Weihe einer Kirche. Zwei in Form eines Andreaskreuzes in Asche ausgelegte Streifen werden durch den Bischof mit griechischen und lateinischen Buchstaben beschriftet. Wie alle anderen Handlungen bei der Weihe hat auch dieses Aschekreuz die Macht, die bösen Mächte auszuschließen. Diese Eigenschaft der Alphabetbuchstaben wird auf die Glocke übertragen. „Zunächst wird darin ausgesprochen, daß das unüberwindliche Kreuz auf den Türschwellen sei und beide Pfosten mit der Aufschrift der Gnade Gottes bezeichnet seien. Kraft der Fülle der Huld Gottes möge den Besuchern der Kirche Frieden und Überfluß, Mäßigkeit und Sittsamkeit, Wohlstand und Barmherzigkeit zuteil werden. Dann wird um die Abwehr des Bösen gebeten. Jegliche Unruhe und Trübsal sollen von den Kirchenbesuchern weichen. Mangel, Pest, Krankheit, Siechtum und die anstürmenden bösen Geister mögen durch die Heimsuchung des Herrn immer zurückweichen, damit die an diesem Ort ausgegossene Gnade die gesamte Kirche wie die umliegenden Vorhöfe durchströmt. Alle Ecken und Winkel des Gotteshauses sollen durch das Bad dieser Flut gereinigt werden, daß hier stets freudige Ruhe, angenehme Gastfreundschaft, reicher Segen, Hochachtung der Religion und überfließendes Heil zu finden ist. Wo der heilige Name Gottes angerufen

<sup>10</sup> Köster, Alphabet-Inschriften, S. 417.

<sup>11</sup> Wilhelm Weitzel, Kirchenmusikalische Statistik der Erzdiözese Freiburg, Karlsruhe o. J. [1927], S. 6/7.

*wird, möge sich die Fülle aller Güter einstellen, die Versuchungen des Bösen fliehen und bei den Gläubigen der Engel des Friedens, der Keuschheit, der Liebe wie der Wahrheit, der immer von ihnen alles Übel fernhält, sein.*<sup>12</sup>

Glocken mit anderen Abwehrzeichen – Doppelbalkenkreuz und Tau – sind wegen ihrer Seltenheit bei den Orten erläutert.

### Glocken mit Schutzinschriften

So, wie die Buchstaben der Alphabetglocken jede Schutzinschrift ermöglichen, ohne dass sie wörtlich niedergeschrieben werden muss, ist das bei den Glocken, die eine Inschrift haben, zu lesen. Sobald diese Art, den Schutz auszudrücken, verwendet wurde, sind die Sprüche in lateinischer Sprache verfasst worden. Es dauerte einige Zeit, bis auch die deutsche Sprache gewählt wurde. Es gibt einige wenige Texte, die fast gleich lauten, aber durch die eine oder andere Gefahr, vor allem aus dem Wetterbereich, erweitert werden konnten.

### Sebastianglocke und Glocken mit anderen Pestheiligen

Wie bekannt, hat die Glocke bei ihrer Weihe einen Heiligen als Patron bekommen. Zu den häufig gewählten Heiligen gehört auch der heilige Sebastian. Als bekanntester Pestheiliger wurde auf ihn vertraut, dass eine Glocke, die ihn als Patron hat bzw. ein Abbild von ihm trägt, besonders wirksam gegen die Pest sei. Von den Altarbildern her ist Sebastian als ein mit Lententuch bekleideter junger Mann, der mit Pfeilen beschossen wird, vertraut. Weil er den Pfeilhagel überlebte, wird daraus geschlossen, dass er all jenen hilft, die von den Pestpfeilen getroffen werden. Andere Pestheilige sind nur vereinzelt vertreten.

---

<sup>12</sup> Hanno Schmitt, „Mache dieses Haus zu einem Haus der Gnade und des Heiles. Der Kirchweihritus in Geschichte und Gegenwart als Spiegel des jeweiligen Kirchen- und Liturgieverständnisses im 2. Jahrtausend (Paderborner Theologische Studien, Band 40) Paderborn 2004, S. 472–478.

## Katalog

Die Einteilung im nachstehenden Verzeichnis erfolgte nach den jeweiligen Glocken-Eigenschaften und nicht wie im Glockenatlas<sup>13</sup> nach Landkreisen. Innerhalb der Gruppen werden die Orte in eine alphabetische Ordnung gebracht, d.h. Glocken aus der Erzdiözese Freiburg, der Diözese Rottenburg-Stuttgart und den evangelischen Kirchen in Baden und Württemberg werden beim Ortsnamen mit F für Freiburg, R für Rottenburg und E für evangelisch bezeichnet.

### Zachariasegen

*Aulendorf (R).* Kath. Stadtpfarrkirche St. Martin. Glocke von 1690 mit Inschrift: + A FVLGVRE ET TEMPESTATE + PESTE + FAME ET BELLO + LIBERA NOS DOMINE IESV CHRISTE ANNO DOMINI DC LXXX. Außer dieser Inschrift gibt es an der Flanke eine Benediktusmedaille mit der Umschrift des Zachariasegen.

*Lautenbach (F).* Kath. Pfarrkirche Mariä Krönung. Glocke von 1700 mit Plakette, in deren Mitte sich im kreisrunden Schild ein deutsches Kreuz mit Benediktusseggen befindet. Darüber gibt es zwei konzentrische Kreise mit unleserlicher Umschrift und in deren Mitte ein I.H.S., das Ganze ist von der zweizeiligen ovalen Umschrift des Zachariasegen umgeben. Erwähnt sei, dass die Inschrift: SVB TVVM PRAESIDIVM CONFGIMVS O MARIA darauf hindeutet, dass die Schutzmantelmadonna auf vielen Pestbildern zu sehen ist. Eine kleinere nicht mehr vorhandene Glocke von 1700 trug ebenfalls den Benediktus- und Zachariasegen.

*Mühlhingen (östlicher Hegau, F).* Kath. Pfarrkirche St. Martin. Benediktusglocke<sup>14</sup> von 1754.

*Schwarzach (F).* Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul (Benediktinerabteikirche). Glocke von 1699 mit zweizeiligem Zachariasegen.

<sup>13</sup> Württemberg und Hohenzollern, bearbeitet von Sigrid Thurm (Deutscher Glockenatlas, hrsg. v. Günther Grundmann, Bd. 1), München/Berlin 1959; Baden, bearbeitet von Sigrid Thurm (Deutscher Glockenatlas, hrsg. v. Bernhard Bischoff u. Tilmann Breuer, Bd. 4) München 1985.

<sup>14</sup> Benediktus- und Zachariasegen, erwähnt von Joseph Sauer, Die schönsten Glocken unseres Landes, in: Ekkhart 1, 1920, S. 91–105, hier S. 100. Im Glockenatlas wird bei der Beschreibung „im Lorbeerkranz Revers die Benediktusmedaille“ ohne Zachariasegen genannt. Durch Autopsie ist die Lesart des Glockenatlas zu bestätigen.



Pfarrkirche Seekirch. Foto: Konrad M. Müller, Freiburg.

*Zachariasseggen, der die Benediktusmedaille umgibt.*

*Alleshausen (R).* Kath. Kapelle St. Blasius mit Glocke von 1690.<sup>15</sup>  
Statt BFRS steht BRFS.

*Bühl (Tübingen, R).* Kath. Pfarrkirche St. Pankratius 1695.

*Oberkirch (F).* Kath. Kapelle St. Georg in Gaisbach 1698 (2 Glocken).

*Ringelbach (Oberkirch, F).* Kath. Kirche St. Wendelin 1700.

*Seekirch (R).* Kath. Pfarrkirche Maria Himmelfahrt 1690 (Abb.)

*Seitingen (R).* Kath. Eustasiuskapelle 1695.

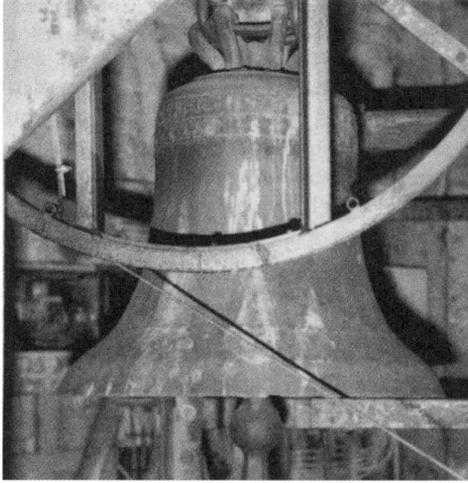
#### *Nicht mehr vorhandene Glocken*

*Büßlingen (Tengen, F).* Kath. Pfarrkirche St. Martin 1755.

*Lautenbach (F).* Kath. Pfarrkirche Mariä Krönung 1700.

*Rastatt (F).* Schloss Favorite 1718, neu gegossen 1926.

<sup>15</sup> Paul Kopf, 750 Jahre Dorf und Kapelle Alleshausen, in: Heimatkundliche Blätter für den Kreis Biberach 27, 2004, 2, S. 2–18.



Pfarrkirche Melchingen. Foto: Konrad M. Müller, Freiburg.

### *Andere Beschwörungs-Buchstaben*

„Tetra grammaton“ – diese griechischen Wörter sind durch die hebräische Kabbala zu erklären: Es ist eine Umschreibung für Jahwe, und beim Läuten der Glocke strömt die Macht der Buchstaben zum Kampf gegen die Dämonen, gegen die Pestbringer hinaus.

*Fronhofen (R)*. Kath. Pfarrkirche St. Konrad. Glocke von 1689. Nach einer Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger steht: TETRAGRAMATON.

*Herrenberg (E)*. Evangelische Stadtkirche (Stiftskirche U. L. Frau) Glocke um 1200 TETRA GRAMATON. Die Glocke wird „Armesünderglöckle“ genannt.

*Melchingen (Burladingen, F)*. Kath. Pfarrkirche St. Stephan. Glocke von 1273. Sie ist die älteste Glocke in Hohenzollern<sup>16</sup> (Abb.). Sie trägt die Inschrift: + IHESUS NAS + LUCAS + MARCUS + JOHANNES +

<sup>16</sup> Melchinger Glockeninschrift, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 38 (1926) Nr. 11, Sp. 244; Johann Adam Kraus: Alte Inschriften zu Melchingen und Ringingen, in: 's Zollerländle 2 (1926) S. 3/4, 11, 40; ders.: [Glockeninschrift], in: Hohenzollerische Heimat 10 (1960) S. 56; ders.: Zur Glockenkunde, in: Hohenzollerische Heimat 36 (1986) S. 5/6; ders.: Ehrwürdige Heimat-Glocken, in: Hohenzollerische Heimat 38 (1988) S. 46/47; Albert Waldenspul, Die Pfarrkirche St. Stephan, in: Melchinger Heimatbuch. Hrsg. von Egon Viesel/Engelbert Hipp/Thomas Faigle, o.O. (1972), S. 61, Abb. S. 61; Konrad M. Müller, Das „Große Sterben“ in Hohenzollern, in: Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte 43 (2007) S. 29/30, mit Abb.

MATHEUS + ANNO DNI M° . C° . C° . LXX . I . I . I . FUSA . EST . HEC . CAMPAGNA . AGLA . Zu den häufigsten Inschriften auf Glocken gehören die Evangelistennamen, hier folgen sie Jesus von Nazareth, anschließend das Gussjahr und eine Vierbuchstabenabkürzung. AGLA sind die lateinischen Anfangsbuchstaben eines hebräischen Spruchs. Zur Erklärung soll auch das Genter Altargemälde des Malers Jan van Eyck dienen, den Fußboden hat er mit unterschiedlichen Fliesen gemalt, die Christussymbole zeigen: Akeleiblüte, Lamm mit Fahne, IHS und AGLA. In der Volksetymologie wird der Name der Akelei aus dem Kabbalawort AGLA hergeleitet, daher hat diese Blume hier ihren Platz gefunden, zumal sie in der Volksmedizin in Beschwörungsfällen eine wichtige Rolle spielt. Die Bedeutung der Abkürzung bleibt gleich, auch wenn sie verschieden aufgelöst wird: Atha Gibbor Leolam Adonai, attah gibbor l'olam adonaj, Atha Gebir Leilam Adonai, Atta Gibbor Leolam, Adonai. Das heißt wörtlich: du (bist) mächtig in Ewigkeit, Herr (Du bist groß in Ewigkeit, Herr!). Die Melchinger Glocke hat Forscher immer wieder zu Erklärungen herausgefordert.

*Riedlingen (R)*. Kath. Stadtpfarrkirche St. Georg. Glocke von 1590. Nach den Namen der Evangelisten folgt Ave Maria, dann: THETRA GRAMATON.

*Schmiechen (R)*. Kath. Pfarrkirche St. Vitus, Glocke von 1767 mit Inschrift: ABLA und ELOI. Entweder ist dem Glockengießer J. G. Schmeltz ein Hörfehler bei Agla unterlaufen, oder hat versehentlich ein B benutzt.

*Tauberbischofsheim (F)*. Kath. Pfarrkirche St. Martin. Marienglocke von 1448 mit Inschrift: anno dom ini m°cccc°xlviio° in profesto sancti kiliani \* conpletvm est hoc opvs \* svb magistris civivum \* conrado stoll \* endres pvtner \* petro gedemer / \* et magistro fabricice scilicet \* conrado heimvrg \* maria eiß ich \* sturm weter store ich \* iacob stempfel goß mich \* ananizapta \* alpha \* et \* Ω (Abb., S. 350). Auch wenn die Glocke ausdrücklich als Wetterglocke bezeichnet wird, führt die Abkürzung ananizapta zur Deutung als Pestabwehrglocke.<sup>17</sup> Für die Ananizaptaformel gibt es zahlreiche andere Schreibweisen, und auf Amuletten wird sie

<sup>17</sup> Reinhold Köhler, *Kleinere Schriften*, Bd. 3, Berlin 1900, S. 577/578; P. Lehmann, *Mittelalterliche Handschriften des K. B. Nationalmuseums zu München*, in: *Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss. Philos.-philol. Kl.* 1916, 4. Abh. S. 21; S. Seligmann, *Ananisapta und Sator*, in: *Hessische Blätter für Volkskunde* 20 (1921) S. 1–14; Hanns O. Münsterer, *Die magischen und kabbalistischen Schutzkreuze*, in: *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde* 1953, S. 51–77, S. 60.



Pfarrkirche Tauberbischofsheim. Foto: Rudi Knaus, Tauberbischofsheim.

zusammen mit anderen Zeichen, die kabbalistisch zu deuten sind – die göttliche Allgewalt –, auch das Alpha und Omega<sup>18</sup> und Worten wie Tetragrammaton oder Agla gebraucht. Alle besitzen sie die Eigenschaft, apotropäisch zu wirken. Herausragend ist die Fähigkeit, die Pest zu bannen. Bei der Entschlüsselung, die die Buchstaben als Wortanfänge sieht, gibt es zwei bevorzugte Lesarten. Weitere Deutungen führen vom Thema ab, weil sie eher Spekulationen sind als beweisbare Erläuterung. Erstens: *Antidotum Nazareni Auferat Necem Intoxicationis Sanctificet Alimenta Poculaque Trinitas Alma* (Das Gegengift des Nazaräers vertriebe den gewaltsamen Tod der Vergiftung, die Dreifaltigkeit weihe Speise und Trank als Segensspende). Zweitens: *Anxietas Necis Nazareni Abstulit Nobis Iudicium Sempiternum Auctoritate Patris Tribulationi-*

<sup>18</sup> Karl Klunzinger, Zur Glockenkunde in Württemberg, in: Württembergische Jahrbücher, Heft 2 1857, S. 83–156; S. 91 in Bühlertann: kleine Glocke mit Alpha et O gibt es nicht mehr. S. 107 in Stuttgart: Torglocke des kleinen Turms der Stiftskirche: Me resonante pia pli [populi] memor esto Maria. Alpha et Ω. MDLXXXV. Im Glockenatlas heißt es ppli und vor der Jahreszahl steht anno dni, statt D zwei ineinander geschachtelte C zu lesen.

bus Acutissimis (Die bitterkeit des todes des von Nazaret, der neme von uns daz urteil des ewigen verthamniß durch den gewalt des vaters ummb die allerscherfer verwolung).

*Lindelbach (bei Wertheim, E).* Evangelische Kirche Glocke 15. Jh., die 1899 eingeschmolzen wurde, mit einer Buchstabenfolge, die den Anschein geben, den Leser zu verwirren. Dieses Verwirren ist eine Maßnahme, Dämonen abzuhalten. Nach einem Ankerkreuz folgen Buchstaben, die durch fünfblättrige Rosetten getrennt sind, am Schluss steht ein Glöckchen: evp mrik plec mcp tkc. Die Buchstaben als Abkürzungen zu deuten, führt genauso wenig zu einem Sinn, wie sie als teilweises Alphabet gelten könnte. Daher gehört sie nicht zur Gruppe der Alphabetglocken, sondern soll als Sonderfall gelten.

### *Alphabetglocken*

*Ennetach (Mengen, R).* Kath. Pfarrkirche St. Cornelius und Cyprian. Glocke aus dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts.<sup>19</sup> Nach den Evangelisten Lukas, Markus, Matthäus, Johannes folgt eine Alphabetreihe von A bis V. N steht spiegelverkehrt.

*Lichtel (Oberrimbach, E).* Evang. Pfarrkirche St. Nikolaus mit Glocke aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts.<sup>20</sup> Das A ist zweimal und in unterschiedlicher Schreibweise, das E steht spiegelverkehrt und das G steht auf dem Kopf. Über die Hakenzeichen am Ende kann nur gerätselt werden.

*Obertüllingen (Lörrach, E).* Evangelische Pfarrkirche St. Ottilien. Glocke von 1697 mit zweizeiliger Alphabetreihe ohne y und z.

*Schliengen (F).* Kath. Pfarrkirche St. Leodegar. Die Glocke von 1685 befindet sich seit 1962 im Historischen Museum Basel.<sup>21</sup> Das zweizeilige Alphabet endet beim X.

*Schorndorf (E).* Evangelische Stadtkirche. Glocke aus dem 14./15. Jahrhundert(?). Nach den Evangelistennamen beginnt eine Alphabetreihe A B C D E F G. Eine Glocke, die trotz der nur sechs Buchstaben zu erwähnen ist.

*Setzingen (Langenau, E).* Evangelische Kirche St. Bartholomäus. Glocke aus dem 14. Jahrhundert. Das Alphabet ist rückläufig, beginnt

<sup>19</sup> Köster, Alphabet-Inschriften, S. 389 mit Abb. 17.

<sup>20</sup> Ebd. S. 391, mit Zeichnung S. 391.

<sup>21</sup> Ebd. S. 412/413 und Abb. 59.



Münster Villingen. Foto: historische Aufnahme.

mit X, Y und Z fehlen. Die Buchstaben sind zum größten Teil spiegelverkehrt und auf dem Kopf stehend, S und T sind vertauscht.

*Villingen (F).* Die einzige Stadt, in der zwei Alphabetglocken existieren. Eine der beiden Glocken befindet sich auf dem Südturm des Münsters U. L. Frau, die andere war auf dem Südturm und wechselte ihren Ort zwischen Münster und Altstadtkirche, bis sie schließlich im Franziskanermuseum blieb (Abb.).<sup>22</sup> Erstere wird als Vesper- oder Vigilglöckchen bezeichnet. Das Inventarbuch nennt als Gießerjahr 1380. Nach der Pestzeit 1348/1349 war sie das so genannte Spenderglöcklein. Die Überlebenden dieser Jahre, die kein Einkommen hatten, wurden durch das Läuten dieses Glöckchens zweimal im Jahr, am 25. März (Mariä Verkündigung), und am 8. September (Mariä Geburt), darauf aufmerksam gemacht, dass sie für ihren Lebensunterhalt eine Spende, die aus dem Vermögen der ausgestorbenen Familien entnommen wurde, abholen können. Dieses Glöckchen trägt ein fehlerhaftes Alphabet. Das t fehlt. Das i, q und y ist kaum zu entziffern. Das k, l und s sind beim Guss missraten. Das v und x sind vertauscht. Die zweite Glocke von ca. 1400 im Südturm des Münsters hat eine Alphabetreihe von a bis g, dann

<sup>22</sup> Thomas Kirchner, Die Altstadtkirche von Villingen, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar in Donaueschingen, Bd. 45 (2002), S. 58–76, S. 68; Hermann Preiser, Glockengeschichte von den Anfängen bis heute, in: Geschichts- und Heimatverein Villingen 9 (1984/85) S. 39–63; Köster, Alphabet-Inschriften, S. 401/402.

fehlen Buchstaben, und es geht weiter von m bis z ohne t. Das v ist mit dem x vertauscht und das y ähnelt dem v. Erwähnt sei hier, dass der Rat der Stadt nach der Pest von 1592 eine große Glocke versprach, die dann 1601 gegossen wurde. Aus den Inschriften der Glocke ist aber zur Pest, bei der 1200 Einwohner starben, nichts zu entnehmen.

*Glocken mit Alphabet ohne Besonderheit mit Gussjahr*

*Egringen (E).* Evangelische Kirche 1690.

*Eichsel (F).* Kath. Pfarrkirche St. Gallus 1687.

*Haltingen (E).* Evangelische St. Georgskirche 1688.

*Höllstein (E).* Evangelische Kirche St. Margaretha 1724.

*Marzell (E).* Evangelische Kirche 1696.

*Minseln (F).* Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul 1698.

*Nicht mehr vorhandene Glocken, die ein Alphabet hatten*

*Brombach (E).* Evangelische Kirche St. Germanus und St. Gallus 1702.

*Kieselbronn (E).* Evangelische Stephanuskirche 1836.

*Munzingen (F).* Kath. Pfarrkirche St. Stephan 1716.

*Ötlingen (Weil, E).* Evangelische Galluskirche 1692. Bereits im Dreißigjährigen Krieg verlor die Kirche die Glocke, die dann 1692 in Basel von Heinrich Weitenauer wieder gegossen wurde.

*Seefeldern (E).* Evangelische Kirche 1710. Hufeisen mit Alphabet.

*Weingarten (R).* Kath. Klosterkirche St. Martin um 1300.<sup>23</sup>

*Andere Abwehrzeichen  
Doppelbalkenkreuz*

*Geisingen (F).* Kath. Pfarrkirche St. Nikolaus. Glocke von 1642 mit Szene des heiligen Martin und Bettlers, zwischen denen ein doppelarmiges Kreuz steht. Das Doppelbalkenkreuz kann als Caravacakreuz gedeutet werden, aber naheliegend ist es, das Zachariaskreuz, das auf den beiden Querbalken und dem senkrechten Balken die Buchstaben trägt, mit ihm zu vergleichen, auch wenn die Buchstaben fehlen. „Der Name

<sup>23</sup> Köster, Alphabet-Inschriften, S. 389 und Abb. 16.

*Spanisches Kreuz verbindet sich auch heute noch mit einigen Kruzifixen des oberdeutschen Raumes, die zwei Querbalken aufweisen. Sie gemahnen anscheinend an das hl. Kreuz von Caravaca (Murcia, Spanien) als das vorbildlich empfundene Spanische Kreuz, das nach der Legende von Engeln nach dort gebracht wurde. Man erzählt nämlich, Emir Pascha Abuzeit von Valencia nahm 1227 an einer Messe teil. Man hatte aber bei der Zurichtung des Altares das Kreuz vergessen. Nun ließ sich vom Himmel ein Kreuz auf den Altar nieder, wo es verblieb. Im 16. und 17. Jahrhundert und weit darüber hinaus, wurde das Spanische Kreuz als Wetterkreuz und als Amulett gewertet.*<sup>24</sup>

*Schlatt (F).* Kath. Pfarrkirche St. Sebastian. Glocke von 1725 mit zweibalkigem Kreuz.

*Titisee (F).* Kapelle des Knöpflehofes. Glocke von 1721 mit doppelarmigem Kreuz.

### *Tau*

Der Pfahl mit Querholz, an dem die Schlange aufgehängt ist, wurde von Moses in der Wüste aufgestellt, damit jeder, der darauf blickt, vor der Schlangenplage verschont würde. Auch der Prophet Ezechiel weist darauf hin, dass jeder, der mit diesem Zeichen an der Stirn versehen ist, für schuldlos gilt. Auch wenn der hebräische Buchstabe Thow nicht wie ein T aussieht, ist das T ein Symbol für die Dreifaltigkeit. Als Pestabwehrzeichen ist das T schon seit dem frühen Mittelalter bekannt. Gregor von Tours berichtet in seiner Kirchengeschichte, dass der heilige Gallus, Bischof der Auvergne, † 553, die Pest von 546 dadurch überwand, dass er eine Prozession zum heiligen Julian an dessen Grab in Brioude unternahm. Danach wurden an die Wände von Kirchen und Häusern T-Zeichen durch den so genannten Tauschreiber Julian geschrieben. Die gekennzeichneten Häuser wurden von der Pest verschont. Seit dem 14. Jahrhundert ist auf Blättern mit Gebeten zum heiligen Sebastian oder Rochus das Tau als Pestamulett verwendet worden.<sup>25</sup>

*Hohengehren (Baltmannsweiler, E).* Evangelische Pfarrkirche St. Cyriacus, Glocke von 1506 mit Inschrift, in der ein Taukreuz den Text

<sup>24</sup> Georg Schreiber, *Spanische Motive*, S. 64. Foto eines Caravacakreuzes als Anhänger eines Rosenkranzes im Katalog: 500 Jahre Rosenkranz. 1475–1975. Köln 1975. Erzbischöfliches Diözesan-Museum Köln.

<sup>25</sup> Münsterer, *Schutzkreuze*, S. 53.

einleitet und einmal unterbricht: + per . signv . thav . T . a . peste . et . fame . libera . nos . Ihv . xp e . hic . est . titvlvs . trivmpans . T . I . n . r . i . . an o . 1506 . gos . mich . pantlio . sydler . zvo . esslinge . der . zit . pfarer . her . hanns . hemperion . vnd . ios . bvr . schvlthais .

*Schlierbach (E)*. Evangelische Pfarrkirche St. Georg. Glocke von 1499 mit Inschrift: + per . signvm . thav . T . a . peste . et . fame . libera . nos . Ihs . xp . hic . est . titvlvs . trivmphans . T . I . n . r . i . gos . mich . pantlion . sidler . von . esslingen . im . 1499.

### *Schutzinschriften*

Von Blitz, Hagel, Hunger, Pest, Krieg befreie uns Herr Jesus Christus.

*Stockach (F)*. Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt und Oswald. Glocke von 1734 mit Inschrift: A + FVLGVRE · GRANDINE + FAME + PESTE + BELLO + LIBERA · NOS · DOMINE · IESV · CHRISTE. Befreiung von Blitz, Hagel, Hunger, Pest und Krieg ist die kürzeste Fassung einer Bitte, die eine Glocke durch ihr Läuten weitergeben soll.

*Eglofs (Argenbühl, R)*. Kath. Pfarrkirche St. Martin. Glocke von 1741 mit heiligem Sebastian und Inschrift: A + FVLGVRE GRANTINE FAME PESTO BELLO + ET A MALA TEMPESTATE + LIBERA NOS DOMINE IESV CHRISTE +

*Kiechlinsbergen (Endingen, F)*. Kath. Pfarrkirche St. Petronilla. Glocke von 1738 mit Inschrift: PER TE O SACRA VIRGO LIBERET NOS INCOLAS KIECHLINPERGENSES IESVS CHRISTVS A FVLGVRE TONITRV TEMPESTATE PESTE ET BELLO. Die Einwohner Kiechlinsbergens bitten die Jungfrau Maria um Befreiung von den fünf Übeln, Hagel ist durch Gewitter ausgetauscht.

*Hausen a. A. (Krauchenwies, F)*. Kath. Pfarrkirche St. Ottilia. Glocke von 1779 mit Inschrift: A FULGURE, GRANDINE, TEMPESTATE, PESTE, FAME, BELLO, INCENDIO ET OMNI MALO LIBERA NOS DOMINE IESU CHRISTE.

*Sontheim (Heilbronn, R)*. Kath. Kirche St. Martin. Martinsglocke<sup>26</sup> von 1904, zugleich Wetter- und Feuerglocke, am 21. 9. 1917 für Kriegszwecke abgegeben. Inschrift: S. Martine, patrone ecclesiae Sontheimen-

<sup>26</sup> Norbert Jung (Hrsg.), Ein Streifzug durch die Heilbronner Glockenlandschaft. Heilbronn 1998, S. 124; ders.: Hoch vom Turme klingt das Geläut. Beiträge zur Glockengeschichte des Stadt- und Landkreises Heilbronn. Heilbronn 2000.

sis, ora pro nobis. A fulgure, grandine et tempestate, ab incendio, fume, peste et bello, libera nos Domine Jesu Christe. Der heilige Martin, Kirchenpatron, soll die Bitte der Glocke unterstützen. Eine Verschreibung fume wird trotzdem den Hunger fernhalten.

*Möhringen (Tuttlingen, F)*. Kath. Kirche St. Andreas. Glocke von 1733 mit Inschrift: A FVLGVRE GRANDINE FAME PESTE ET AB MALA TEMPESTATE LIBERA NOS DOMINE IESV CHRISTE.

*Wangen im Allgäu (R)*. Heilig-Geist-Spitalskirche. Glocke von 1770 mit Inschrift: A FULGURE GRANDINE PESTE BELLO MALA TEMPESTATE LIBERA NOS DOMINE IESU CHRISTE und Abbildung des heiligen Rochus mit Engel.

*Wolpertswende (R)*. Kath. Pfarrkirche St. Gangolf. Die Glocken mussten nach dem Dreißigjährigen Krieg neu angeschafft werden. Glocke von 1651 mit der Inschrift: A FULGURE ET TEMPESTATE FAME PESTE ET BELLO ET AB OMNI ADVERSITATE LIBERA NOS DOMINE JESU CHRISTE ANNO DOMINE MDCLI MCWSP.

*Impfingen (Tauberbischofsheim, F)*. Kath. Pfarrkirche St. Nikolaus. Glocke von 1794 mit Inschrift: A PESTE FAME BELO ET TEMPESTATES LIBERA NOS IESU CHRISTE QUI PASUS ES BRO NOPIS. Im Wort Krieg (belo) fehlt ein l.

*Schemmerberg (R)*. Kath. Pfarrkirche St. Martin. Glocke von 1690 mit der Inschrift: A BELLO + PESTE + ET TEMPESTATE + LIBERA NOS IESV CHR ES ME FVDIT THEODOSIVS ERNST IN VLM ANO 1690.

*Weingarten (R)*. Klosterkirche St. Martin.<sup>27</sup> Die Zwölf-Uhr-Glocke von Abraham Brandtmair und Franciscus Kern (II.), Augsburg, 1747 gegossen, kann durch Reliefs und Inschriften als Pestglocke bezeichnet werden. Ihr Titel: Sub tuum praesidium confugimus s. dei genitrix, erinnert an die Darstellung der Schutzmantelmadonna, unter deren Mantel sich die Gläubigen vor dem Pestpfeilhagel verbergen. Neben der Muttergottes, den heiligen Joseph und Agatha steht Sebastian, den der verkürzte Spruch begleitet: AB INCENDIO FAME PESTE ET BELLO LIBERA NOS.

<sup>27</sup> Thomas Stump, Hosanna. Die große Glocke in der Basilika zu Weingarten, Weingarten 1971.

*Wiesensteig (R)*. Kath. Stadtpfarrkirche St. Cyriak. Die lothringischen Glockengießer Rosier, die auf der Schwäbischen Alb mehrere Glocken gegossen haben, sind für Wiesensteig im Glockenatlas nicht genannt, da die Glocken durch die Glockenablieferung vernichtet wurden. Ein Lokalhistoriker schreibt: „Die zweite Glocke von Rosier hat folgende Inschrift: *A peste, fame et bello libera nos Domine. 1694. In honorem sacrae familiae Jesu Mariae et Josephi. Durch das Feuer sind wir verflossen. Joh. Rosier und Jos. Jullien haben uns vier gegossen. Diese Glocke ist noch ursprünglich erhalten.*“<sup>28</sup>

*Gundelsheim (R)*. Kath. Stadtpfarrkirche St. Nikolaus. Glocke mit Inschrift: Vor Pest, Hunger und Krieg bewahre uns Herr Jesus Christus. Barbara heiß ich, Bachert in Kochendorf goß mich anno Domini 1920. Ich lobe den wahren Gott, ich rufe die Gemeinde, versammle die Geistlichen, ich betraue die Toten, ich schlage die Pest in die Flucht, ich schmücke die Feste.

*Heudorf (Scheer, R)*. Kath. Pfarrkirche St. Oswald. Glocke von 1748 mit Inschrift: LAVDO DEVM VERVM PLEBEM VOCO CONGREGO CLERVM DEFVNCTOS PLORO PESTEM FVGO FESTA DECORO.

*Dietenheim (R)*. Kath. Stadtpfarrkirche St. Martin. Zwölf-Uhr-Glocke von 1699 mit: LAVDO DEVM VERVM PLEBEM VOCO CONVOCO CLERVM DEFVNCTOS PLORO PESTEM FVGO FESTA DECORO ET NVBES RVMPPO TEMPESTATESQVE REPELLO. Zu den Verkündigungen treten noch Wetteraufgaben, Wolken zerstreuen und Ungewitter abwehren hinzu.

*Engen (F)*. Kath. Stadtpfarrkirche Mariä Himmelfahrt. Apostelglocke von 1602 mit Inschrift: LAVDO DEVM VERVM VOCO PLEBEM CONGREGO CLERVM DEFVNCTOS PLORO FESTO DECORO PESTEM DEMONESQVE FVGO MDCII. In einem Atemzug mit der Pest werden Dämonen genannt, die auch in die Flucht geschlagen werden. Die Pestübertragung wurde in früheren Jahrhunderten immer Dämonen zugewiesen.

*Kenzingen (F)*. Kath. Pfarrkirche St. Laurentius. Drei Glocken:

1. Susanneglocke von 1680 mit heiligem Sebastian und Inschrift: LAVDO DEVM VERVM · PLEBEM VOCO · CONVOCO CLERVM

<sup>28</sup> Wunder: Die Wiesensteiger Glocken, in: Archiv für christliche Kunst 30 (1912) Nr. 6, S. 57–59, hier S. 59.

· DEFVNCTOS PLORO · PESTEM FVGO · FESTA DECORO · ANNO M · DC · LXXX.

2. Marienglocke von 1729, Inschrift: LAVDETVR IESVS CHRISTVS IN AETERNVM CANTO DEO LAVDES INFERNI DESTVO FRAVDDES SISTO IGNIS RABIEM PESTIFERAMQVE LVEM (Ewig sei gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Ich singe Gott Lobgesänge, ich zerstöre die höllischen Betrügereien, ich hemme die Wut des Feuers und die Pest bringende Seuche).

3. Agathaglocke von 1729, Inschrift: PER INTERCESSIONEM ET MERITA SANCTAE AGATHAE LIB(e)RA NOS DOMINE AB OMNI IGNES FAME PESTE ET MALA TEMPESTATE (Durch Einspruch und Verdienste Agathas befreie uns, o Herr, vor jedem Feuer, Hunger, Pest und Unwetter).

*Waldshut (F)*. Kath. Stadtpfarrkirche Maria Himmelfahrt.<sup>29</sup> Zwölf-Uhr-Glocke von 1523 mit Inschrift: LAVDO DEVM VERVM PLEBEM VOCO CONGREGO CLERVM DEFVNCTOS PLORO FESTA DECORO PESTEM DEMONESQ'(ue) FVGO 1523 (Die 2 steht auf dem Kopf, so dass 1573 gelesen werden könnte).

*Hebsack (Remshalden, E)*. Evangelische Kirche St. Wendelin. Glocke von 1705 mit: Inschrift DEVM MEVM COLO CLERUM INVOCO DEFVNCTOS PLORO PESTEM FUGO TEMPESTATESQVE REPELLO.

### *Sonstige Texte*

*Altshausen (R)*. Kath. Pfarrkirche St. Michael. Glocke von 1666 mit Inschrift: + IN HONOREM DEI ET S SEBASTIANI + S SEBASTIANE LIBERA NOS A PESTE. Hier vermittelt die Glocke die Bitte an den heiligen Sebastian, um Abwehr von der Pest zu erlangen.

*Blaufelden (E)*. Evangelische Pfarrkirche St. Ulrich.<sup>30</sup> In der katholischen Zeit war der heilige Sebastian Nebenpatron zusammen mit Leonhard. Glocke von 1667 mit Inschrift: BENEDICITE IGNIS & AESTUS DOMINO BENEDICITE RORES ET BRVINA DOMINO DANIELIS 3 CAP + FVR KRAICH PESTILENCE VND FVERR

<sup>29</sup> Konrad Sutter, Die Waldshuter Glocken, in: Badische Heimat 57 (1977) 3, S. 357–70.

<sup>30</sup> Julius Schall, Die Glockeninschriften der Diözese Blaufelden, in: Besondere (literar.) Beilage d. Staatsanzeigers für Württemberg 1906, S. 49–55.

BEHEVT VNSER HERR IESV CHRIST STEPFEN BRVNCLERT VND IOES ARNOL ME FECIT. Bei Daniel, Kapitel 3 Vers 64 steht: Preiset, aller Regen und Tau, den Herrn. Vers 66: Preiset, Feuer und Hitze, den Herrn. Daran schließt sich die Bitte: Vor sich ausbreitender Pest und Feuer behüt unser Herr Jesus Christus.

*Tettwang (R).* Kath. Stadtpfarrkirche St. Gallus. Glocke von 1705 mit Abbildung der Heiligen Drei Könige und Inschrift: AD TRES MAGOS INVOCATIO / O: VOS PERSIARUM REGE TRIA LUMINA MUNDI / FERTE AGRIPPINIS USQUE SALUTIS OPEM / TURCARUM RABIEM PROCUL HINC ARCETE CRU / ENTAM / PELLITE MARTIS PESTIFERAMQUE LUEM. Die drei Könige, die sonst nicht bei Pest angerufen werden, sollen hier durch den Glockenklang gegen pestbringende Seuche wirken.

*Unterschneidheim (R).* Kath. Pfarrkirche St. Peter und Paul. Glocke von 1657 mit identischer Inschrift wie in Blaufelden: BENEDICITE IGNIS & AECTUS DOMINO BENEDICITE RORES & BRVINA DOMINO DANIELIS 3 CAP / FVR KRAICH PESTILENCE VND FVERR BEHEVT VNSERR HERR IESV CHRIST STEFEN BRVIVC LE RT VND IOESS ARNOLD ME FECIT.

*Warthausen (R).* Kath. Pfarrkirche St. Johannes Evangelist. Zwei Glocken von 1692 mit Inschrift.

Die erste Glocke: O REX GLORIAE IESV CHRISTE CONSERVA NOS IN PACE ET PROTEGE NOSTRVN PAGVM WARTHVSIANVM CONTRA PESTEM FAMME ET BELLVM.

Die zweite: IESVS NAZARENVS REX IVDAEORVM MISERERE NOBIS A FULGVRE ET TEMPESTATE PESTE FAME ET BELLO LIBERA NOS DOMI: IESV CHRISTE: Famme ist das verschriebene Famem.

### *Sonstiges*

*Aasen (Donaueschingen, F).* Kath. Pfarrkirche St. Blasius.<sup>31</sup> Dekan Johannes Nepomuk Schatz von Hüfingen (1914–1928) weihte eine Glocke, die als kleine Kriegerglocke bezeichnet wird, sie trägt die Inschrift: Vor Krieg, Hunger und Pest / Vor Feuersbrunst und Bruderzwist / Bewahre uns, o Herr!

<sup>31</sup> Pfarrführer durch die kath. Pfarrgemeinde Aasen und Heidenhofen, 1940, S. 41a.

*Bronnbach (F).* Auf dem Turm der ehemaligen Klosterkirche soll eine Glocke hängen, deren Inschrift auf die Pestzeit 1615 verweist: alles fleisch verschleist sich wie ein kleid das ist der alte bunt mensch der must sterb. Über ein Pestjahr 1615 ist nicht mehr als diese Inschrift, die mit ihrem Wortlaut nichts erklärt, überliefert.

*Endingen (F).* Kath. Kirche St. Martin.<sup>32</sup> Betzeit-Glocke aus dem 14. Jahrhundert, wahrscheinlich nach den Pestjahren 1348/49 gegossen, denn der Spruch der Inschrift soll vor der Pest schützen. Nach dem bekannten lateinischen Glockenruf: „O Rex glorie veni nobis cum pace osanna!“ folgt auf Deutsch: Wer dise Gloke behovve den bechirme vnser frovve.

*Hohentengen (F).* Kath. Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt.<sup>33</sup> Eine nicht erhaltene Glocke von 1436 trug die Inschrift: herr. behut. durch. minen. don. was. dir. und. mir. sig. underton. m.cccc.xxxvi. Das Rheinauer Geistliche Spiel von 1467, in dem es um Verdammung und Erbarmen geht, wird auf die Glocke übertragen, auf der das Schutzmantel- oder Pestbildermotiv zu betrachten ist. Wie dort die Muttergottes ihren Sohn um Hilfe anfleht, wird das auf der Glocke durch Inschriften übernommen. Die Muttergottes wendet sich an ihn: „kint. du. solt. dem. sunder. vertragen.“ Er antwortet: „muoter. ich. mag. dir. nuit. versagen.“ Im Spiel geht es weiter – auf der Glocke fehlt die Weiterführung – mit: „Dann wirt unser liebe Frow bewegt und stat uf und nimpt die helgen 12 Potten und statt für unseren Heren und spricht zu iren vil lieben Kind und bitt für den Sunder, also hienach stant: Liebes Kind, du solt mir vertragen.“ Kurz gesagt soll mithilfe der Glocke ausgedrückt werden, dass Christus, auf die Bitte Marias hin, die Pest beendet.

*Stühlingen (F).* Kath. Stadtpfarrkirche Hl. Kreuz. Glocke von 1604 mit Stadtwappen von Stühlingen. Im Lorbeerkranz dargestellt ist ein Männlein ohne Arme und Beine mit Zipfelmütze. „*Wie kam diese Gestalt in das Stadtwappen? Einst, so erzählt die Sage, kam ein großes Sterben ins Land. Auch die Einwohner von Stühlingen wurden vom Tode*

<sup>32</sup> Franz Hirtler, Endingen am Kaiserstuhl. Bilder aus seiner Vergangenheit, in: Badische Heimat 16 (1929) S. 209–218, hier S. 214/215; Adolf Futterer, Glocken. Ihr Werden und ihre Schicksale, besonders derer am Kaiserstuhl und in Achkarren, Freiburg 1958, S. 7/8; Karl Kurus, Die Endinger Glocken, in: Endingen am Kaiserstuhl. Die Geschichte der Stadt, herausgegeben von Bernhard Oeschger, Endingen 1988, S. 576–588, hier S. 578.

<sup>33</sup> Joseph Sauer, Geschichte und Schicksal der Glocken Badens, in: FDA 64 (1936), S. 77–132, hier S. 111/112.

weggerafft, alle, bis auf ein Männlein. Das war zur Welt gekommen ohne Arme und ohne Beine.“<sup>34</sup>

*Weingarten (R)*. Klosterkirche St. Martin.<sup>35</sup> Die berühmte Glocke, die Osanna, kann als Pestglocke angesehen werden. Sie trägt die Inschriften:

1. Linie: hilf † jhesus † maria † matheus † in † der † er † des † allmechtigen † gotz † und † der † erwirdigen † junckfrowen † marie † und † der † hailigen † oswaldi † martini † und † theodoli †

2. Linie: unter † dem † erwirdigen † apt † caspar † schiegg † ist † dise † glogg † gegosen † osanna † haiß † ich † den † doten † ppyf † ich † mccccxxxx † jar † lucas † marcus † johannes †

Die Inschrift soll andeuten, dass die Glocke den Pesttoten pfeift. Sieben Mönche verlor das Kloster im Jahre 1478 an die Pest. Im Jahre 1490 wurde sie unter Abt Caspar Schiegg, der ein Jahr später starb, gegossen.

### *Sebastianglocke und Glocken mit anderen Pestheiligen*

Aus der großen Anzahl<sup>36</sup> dieser Glocken seien einige wenige Beispiele genannt.

*Boxberg (F)*. Kath. Pfarrkirche St. Aquilinus mit Glocke von 1760: Abbildung eines Heiligen mit Palme in kurzem Gewand, der als heiliger Aquilinus zu deuten ist. Aquilinus, aus Würzburg stammend, kam nach Köln. Um der Wahl zum dortigen Bischof zu entgehen floh er nach Paris, wo er sich der Pestkranken annahm. In Oberitalien wurde er 1015 von den Manichäern ermordet. In Mailand wurde er als Pestpatron verehrt.

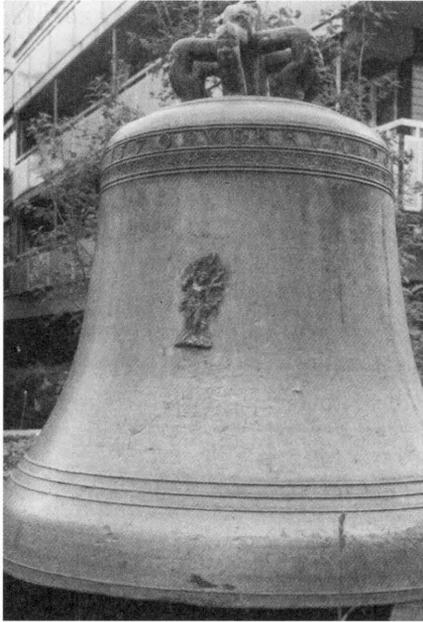
*Breitnau (F)*. Kath. Kapelle St. Oswald im Höllental. Zwei Glocken von 1503 und eine von 1581, alle drei mit Darstellung des heiligen Oswald als König mit kelchartigem Gefäß. Der heilige König Oswald ist in England als Pestheiliger bekannt.

*Eichsel (Rheinfelden, F)*. Kath. Pfarrkirche St. Gallus. Glocke von 1687 mit Darstellung einer Heiligen mit Krone, Palme und Pfeil, die ent-

<sup>34</sup> Hans Brandeck, Geschichte der Stadt und der vormaligen Landgrafschaft Stühlingen, Stühlingen 1927, S. 81/82; Baden Glockenatlas, Abb. 317.

<sup>35</sup> C. A. Busl, Die Osannaglocke zu Weingarten und ihr Guß, in: Beilage zum Pastoralblatt für die Diözese Rottenburg 1. Oktober 1882, Nr. 1, S. 11, und 1. Dezember 1882, Nr. 2, S. 31/32.

<sup>36</sup> Die gesamte Liste kann beim Autor angefordert werden: konrad.m.mueller@googlemail.de



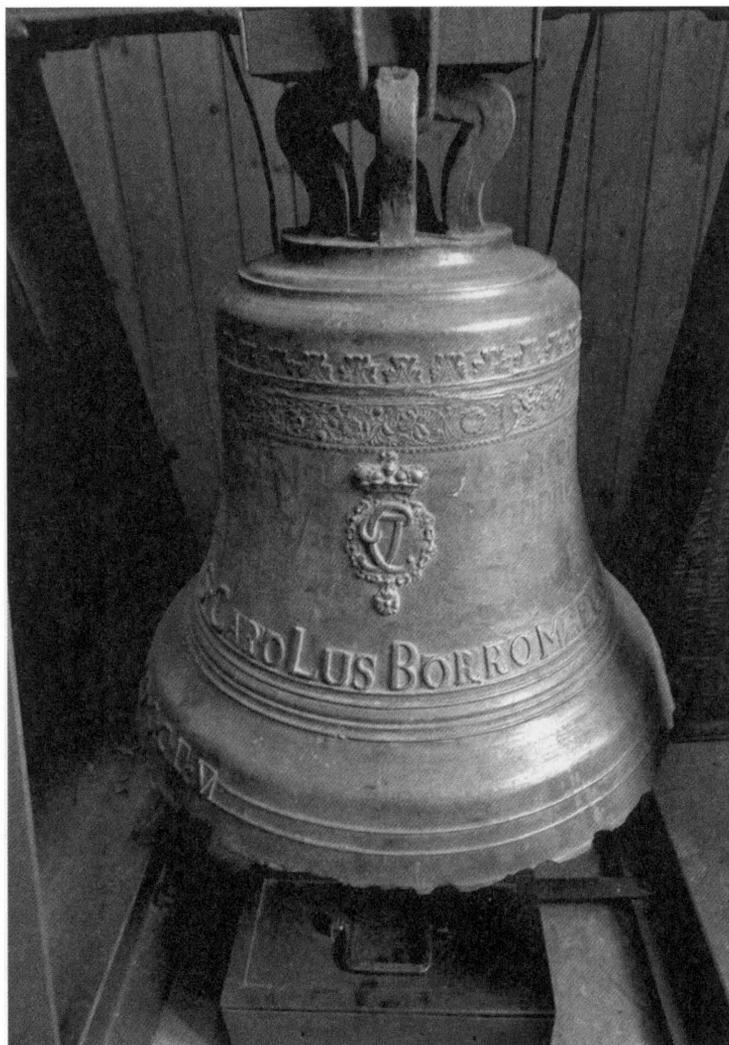
Burghofmuseum Lörrach. Foto: Konrad M. Müller, Freiburg.

weder eine der drei Jungfrauen Einbeth, Wilbeth oder Worbeth sein könnte, aber auch die heilige Ursula oder Kunigunde. Einbeth ist aus dem Gefolge der heiligen Ursula und wurde, ebenso wie Wilbeth und Worbeth, als Pestpatronin angerufen.

*Freiburg (F).* Universitätskirche. Glocke von 1727 mit Inschrift B FRANCISCO REGIS S I SACRA MDCCXXVII. Franz Regis (1616 bis 1649) war Jesuit. Als die Pest in Montfaucon 1640 ausbrach, pflegte er dort die Kranken, versorgte die Sterbenden und beerdigte die Toten. Nach seinem Tod wurden auch Pestkranke nach seiner Anrufung geheilt.

*Haltingen (Weil, E).* Evangelische Kirche St. Georg. Glocke<sup>37</sup> von 1570 mit heiligem Sebastian. Sie trägt eine Inschrift, die auf die damali-

<sup>37</sup> Fritz Schülin, Haltingen 767 bis 1967. Beiträge zur Orts-, Landschafts- und Siedlungsgeschichte, Freiburg 1967, S. 631, Abb. „Die zweitälteste Glocke im Markgräfler Land“; Gerhard Moehring, Die Sebastianglocke von Haltingen im Museum am Burghof, in: Unser Lörrach 1989, S. 171–173.



Ehemalige Jesuitenkirche Mannheim. Foto: Johannes Wittekind, Heidelberg.

gen Pestepidemien hinweisen soll (Abb.): *Verbum Domini manet in aeternum*. Der erste protestantische Pfarrer von Haltingen, Franz Gut (1556–1580) hat sie angeschafft. Vielleicht war Marx Sperle aus Basel der Gießer. Weil sie in Gefahr war, im Dreißigjährigen Krieg eingeschmolzen zu werden, wurde sie in einem Teich verborgen. Sie wurde trotzdem

beschädigt, so dass sie schließlich 1932 einen Sprung erhielt. Seit 1934 steht sie im Burghofmuseum zu Lörrach.

*Linz (Pfullendorf-Aach, F)*. Kath. Pfarrkirche St. Martin. Glocke von 1767 mit Inschrift: S. ALOISI, S. STANISLAUS, S. SEBASTIANE, S. NICOLAUE ET OMNES SANCTI ORATE PRO NOBIS. Heiligendarstellungen auf der Glocke: Hl. Aloisius mit Lilie, hl. Sebastian, hl. Stanislaus als Priester mit Herz in den Händen auf Wolken. Aloisius starb an der Pest, Stanislaus Kostka ist der Pestpatron von Lublin.

*Mannheim (F)*. Ehem. Jesuitenkirche St. Ignatius und Franz Xaverius mit Carl-Borromäus-Glocke von 1755 (Abb., Seite 27): Schlagringinschrift: S. CAROLUS BORROMAEUS.

Konkordienkirche (E). Vaterunserglocke 1794 mit Inschrift: S. CAROLUS.

*Ravensburg (R)*. Kath. Kirche St. Christina.<sup>38</sup> Glocke mit Abbildung des in Weissenau verehrten heiligen Saturnin. Der heilige Saturnin ist der Pestheilige von Toulouse.

---

<sup>38</sup> C. A. Buse: Zur Glockenkunde, in: Katholisches Kirchenblatt für die Diözese Rottenburg 5 (1866) Nr. 28 & 29, S. 159–161; Nr. 30, S. 168/169; Nr. 31 & 32, S. 176–178; Nr. 33, S. 182/183.

## Der Nachruf des Sebastian Ilsung auf Markgraf Bernhard II. von Baden

Von Christine Schmitt / Wolfgang Stetter

Am 10. Januar 2011 beging die Erzdiözese Freiburg die formale Eröffnung des Erhebungsverfahrens für den Heiligsprechungsprozess des seligen Bernhard von Baden, Landespatron im badischen Teil des Erzbistums.<sup>1</sup> Am 21. November 2012 fand es mit einem von Erzbischof Robert Zollitsch geleiteten Gottesdienst im Freiburger Münster seinen Abschluss auf diözesaner Ebene.

Im Zuge unserer Arbeiten als Mitglieder der Historikerkommission stießen wir auf eine Quelle, die bislang von der Bernhardsforschung völlig unberücksichtigt blieb. Es handelt sich um einen fragmentarischen Nachruf auf den Seligen, der vom Augsburger Bürger Sebastian Ilsung († 1468 oder 1469) aufgeschrieben wurde. Er gehört zum Bestand der Bibliotheca Palatina unter der Signatur „Cod. Pal. germ. 677“ der Universitätsbibliothek Heidelberg und wird digitalisiert auf deren Internetseite unter der persistenten URL <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg677/0005> verfügbar gemacht. Bei dem Codex handelt es sich um eine Handschrift, deren Erstellung der Augsburger Lohnschreiberin Clara Hätzlerin zugeordnet werden kann und die vermutlich von Sebas-

---

<sup>1</sup> Zur Biografie Bernhards vgl. u. a. Konrad Krimm, *Baden und Habsburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Fürstlicher Dienst und Reichsgewalt im späten Mittelalter* [= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen 89], Stuttgart 1976; Anna Maria Renner, *Markgraf Bernhard II. von Baden. Quellen zu seiner Lebensgeschichte*. Karlsruhe 1958; Odilo Ringholz, *Der selige Markgraf Bernhard von Baden in seinem Leben und seiner Verehrung*. Freiburg im Breisgau 1892; Christine Schmitt, *Der selige Bernhard von Baden in Text und Kontext 1858–1958. Hagiografie als engagierte Geschichtsdeutung* [= Schriften zur südwestdeutschen Landeskunde, 46], Leinfelden-Echterdingen 2002.

tian Ilsung in Auftrag gegeben wurde<sup>2</sup> oder sich in seinem Besitz befand. Eigenhändig<sup>3</sup> fügte Ilsung zwei Texte an, nämlich die auf den Seiten 45v/46v befindlichen Exequien auf die Kaiserin Eleonore, sowie den hier erstmals edierten Nachruf auf Bernhard von Baden. Auf die Existenz des Textes verweisen in anderen Zusammenhängen und demzufolge ohne darauf einzugehen Franz Fuchs<sup>4</sup> und Inta Knor<sup>5</sup>.

Leider bleiben bislang viele Fragen offen, was die Entstehung des Textes angeht. Da der Nachruf unvermittelt abbricht, ist es nicht unwahrscheinlich, dass Sebastian Ilsung ihn von einer Vorlage übernommen hat. Eine solche ist aber nicht bekannt. Auch der Grund für das Interesse Ilsungs an Markgraf Bernhard von Baden liegt im Dunkeln. Es ist weder auszuschließen noch belegbar, dass Ilsung ihn persönlich gekannt hat.<sup>6</sup> Nicht einmal Ilsungs Biografie ist gut dokumentiert.<sup>7</sup> Ilsung, der zur besseren Identifikation gelegentlich als Sebastian II. bezeichnet wird und dessen Name auch in der Schreibweise Illsung zu finden ist, stammte aus einem der ältesten und bedeutendsten Augsburger Geschlechter. Da die Ilsungs jedoch keine mit den reichsten Patriziern vergleichbaren Handelseinkünfte hatten, nahmen sie Fürstendienste an.<sup>8</sup>

<sup>2</sup> Karin Zimmermann, 2009 verfasste wissenschaftliche Beschreibung von Cod. Pal. germ. 677, unter der oben angegebenen URL.

<sup>3</sup> Vgl. Cod. Pal. germ. 677 f. 46v, wo Ilsung sich selbst als Schreiber bezeichnet. Von der selben Hand stammt der Nachruf auf Bernhard.

<sup>4</sup> Franz Fuchs, Exequien für die Kaiserin Eleonore († 1467) in Augsburg und Nürnberg, in: Paul-Joachim Heinig (Hrsg.), Kaiser Friedrich III. (1440–1493) in seiner Zeit. Studien anlässlich des 500. Todestags am 19. August 1493/1993 [= Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, 12], Köln/Weimar/Wien 1993, S. 447–466, hier S. 453 mit Anm. 14.

<sup>5</sup> Inta Knor, Das Liederbuch der Clara Hätzlerin als Dokument urbaner Kultur im ausgehenden 15. Jahrhundert. Philologische Untersuchung zum Textbestand in den Handschriften Prag, Nationalmuseum, X A 12, der Bechsteinschen Handschrift (Halle/S. 14 A 39) und Streuüberlieferung [= Schriften zum Bibliotheks- und Büchereiwesen in Sachsen-Anhalt, 90], Halle (Saale) 2008, S. 55. Knor weist darauf hin, dass es nicht ungewöhnlich sei, wenn Besitzer von Gebrauchscodices, wie bei dieser Sammelanlage der Fall, diese mit persönlichen Einträgen ergänzten, ebd. Anm. 166.

<sup>6</sup> Für ein Aufeinandertreffen käme beispielsweise ein Aufenthalt Bernhards in Augsburg im Mai 1457 in Frage, vgl. Renner (wie Anm. 1), Nr. 283.

<sup>7</sup> Die Möglichkeiten, ihn mit Trägern des gleichen Namens zu verwechseln, werden erläutert in: Volker Honemann, Sebastian Ilsung als Spanienreisender und Santiagopilger (mit Textedition), in: Klaus Herbers (Hrsg.), Deutsche Jakobspilger und ihre Berichte [= Jakobus-Studien, 1], Tübingen 1988, S. 61–95, hier S. 62f. mit Anm. 1. Vgl. auch Bernhard Graf, Oberdeutsche Jakobsliteratur. Eine Studie über den Jakobuskult in Bayern, Österreich und Südtirol. München 1991, S. 70.

<sup>8</sup> Friedrich Blendinger, Art. „Ilsung“, in: Neue Deutsche Biographie 10 (1974), S. 141.

Von Sebastian Ilsung ist vor allem bekannt, dass er 1446 eine halbjährige Reise nach Santiago de Compostela und weitere Orte in Spanien unternahm. Sein Reisebericht ist, wenn auch unvollständig, erhalten.<sup>9</sup> Ein Vergleich dieses Textes mit dem hier vorliegenden Nachruf zeigt, dass Ilsung in beiden eine deviante Wiedergabe von Ortsbezeichnungen und Namen pflegt. So sind Bebundt als Burgund und Delosa als Toulouse zu identifizieren.<sup>10</sup> Honemann weist ihm zahlreiche sachliche Irrtümer nach.<sup>11</sup> Für unseren Zusammenhang ist die Beobachtung Honemanns interessant, dass Ilsung kaum jemanden beim Namen nenne. *„Dabei ist aber auch zu beachten, daß für Ilsung, wie für viele andere Reisende auch, die Funktion des jeweils Besuchten dominiert. Dessen Name ist demgegenüber unwichtig.“*<sup>12</sup> Der Kontakt zu hochrangigen Personen und deren Wertschätzung scheint ihm überaus wichtig gewesen zu sein.<sup>13</sup> Was Honemann über Ilsungs alemannisch gefärbten Stil bemerkt, wird vom Nachruf auf Bernhard bestätigt, dass nämlich sprachlicher Ausdruck und Grammatik einfach bis holprig, zuweilen sogar fehlerhaft sind.<sup>14</sup>

Betrachtet man abschließend den Ertrag der vorliegenden Quelle für die Bernhardsforschung, so ist festzustellen, dass sie wegen der eher geringen Zuverlässigkeit des Autors, aber auch wegen der spärlich enthaltenen Informationen kaum neue Erkenntnisse zu liefern vermag. Angesichts der allgemein überaus dünnen Quellenüberlieferung zu Bernhard von Baden und der zeitlichen Nähe ist sie dennoch bemerkenswert.

---

<sup>9</sup> Vgl. Honemann (wie Anm. 7), sowie Ders., Art. „Ilsung, Sebastian“, in: Die deutsche Literatur des Mittelalters – Verfasserlexikon Bd. 4, 2. völlig neu bearbeitete Auflage Berlin/New York 1983, Sp. 364f. sowie Ders., *Piety, Politics and Chivalry: The Travel of Sebastian Ilsung of Augsburg to Santiago de Compostela in 1446*, in: Martin Liebscher/Ben Schofield/Godela Weiss-Sussex (Hrsg.), *The Racehorse of Genius. Literary and Cultural Comparisons*, München 2009, S. 48–58.

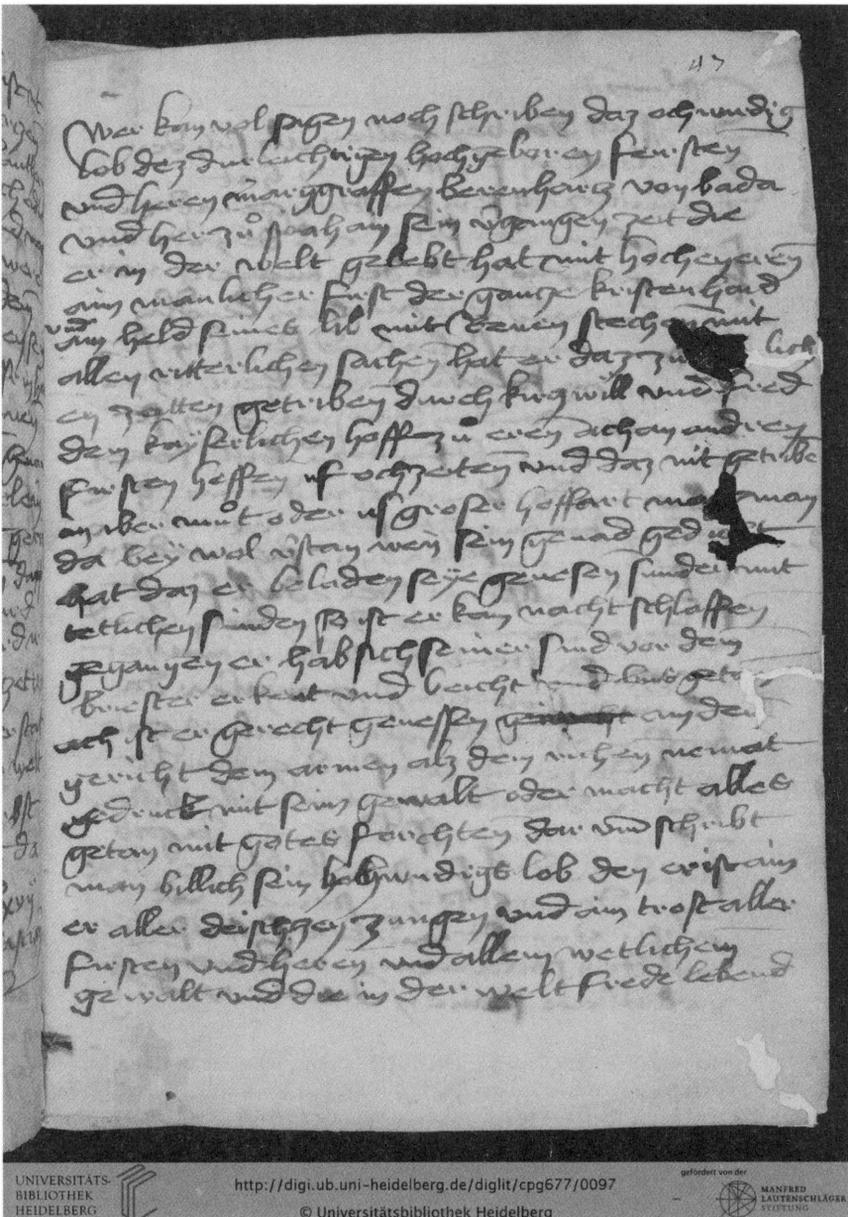
<sup>10</sup> Honemann (wie Anm. 7), S. 64.

<sup>11</sup> Ebd. S. 72.

<sup>12</sup> Ebd. mit Anm. 35, Sperrung im Original.

<sup>13</sup> Vgl. ebd. S. 73f.

<sup>14</sup> Vgl. ebd. S. 76.



„Auszug von Teutschen Landen“ u. a.,  
 Augsburg, 1464–1467, Seite 47r.

Spelman  
 Sochlich da bei halter als sich der  
 durchleuchtig frust getay hat  
 daw mit zuch für frust getay zu  
 ring sehen der Peter zu dem streben  
 künig von napels den mayer er new  
 reynen und hat nach im leudly  
 strom man hat und für frust  
 berggen in kalabria und heuggen  
 lutenagen und in der par den ist  
 der hochadelst für proz i hüllstomey  
 bey in der künig wider mege  
 bey der macht frust mit  
 bester weid dar zu frust und zu  
 künig allport der edel frust  
 wider and was dar in dem land  
 in geseit b und da er nach  
 zu am stait haist gungalen da  
 weiß in in der gebrech altes got  
 wolt dar er in der sündig welt  
 künig wolt in got an alle lise  
 zu in meye all bester dar gab  
 für der edel frust will kirche dar  
 zu und magt sein testament mit  
 künig dunnst und leib für spagen  
 mit der paramenten und may  
 vater von rancy duxer und



„Auszug von Teutschen Landen“ u. a.,  
Augsburg, 1464–1467, Seite 47v.

### Transkription (vgl. S. 9)

Universitätsbibliothek Heidelberg, Cod. Pal. Germ. 677, fol. 47 r/v  
<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg677/0097>  
<http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg677/0098>  
 Papier, 20,8 x 15,2 cm, Augsburg 1464–1467.

Wer<sup>a</sup> kann vol sagen noch schriben daz ochwirdig  
 lob dez durleichtigen hochgeboren fursten  
 vnd heren marggraffen Berenharcz von Bada<sup>1</sup>  
 vnd her zuo Spahain<sup>2</sup>, sein vergangen zeit, die  
 er in der welt gelebt hat mit hohen eren,  
 ain manlicher first der gancze kristenhaid  
 vnd<sup>b</sup> ain held. Seines lib mit benen<sup>c</sup> stechen mit  
 allen ritterlichen sachen hat er daz zu<sup>d</sup> lich  
 en zeitten getriben, durch kurczwill vnd fred  
 dem kayserlichen hoff zuo eren ach an andren  
 firsten heffen uf ochzeiten, vnd daz nit getriben  
 an iber muot oder vs grosser hoffart. Ma[g] man  
 dabey wol verstan, wenn sein genad geda[cht]  
 hat, daz er beladen seye geuesen sunder mit  
 etlichen sinden so ist er kain nacht schlaffen  
 gegangen, er hab sich seiner sind vor dem

---

<sup>1</sup> Bernhard II., Markgraf von Baden, der selige, [1428]–1458, Sohn des Markgrafen Jakob I. (1407–1453) und der Katharina von Lothringen (1407–1439).

<sup>2</sup> Grafschaft Sponheim, die die Markgrafen von Baden als Kondominat mit wechselnden Linien der Pfalz regierten.

---

<sup>a</sup> Der Text wurde zeilengetreu, genau nach Vorlage transkribiert, mit folgenden Ausnahmen: Satzanfänge und Namen werden stets groß, alle anderen Worte klein geschrieben. U und v im Anlaut werden immer als v, u und v im Inlaut immer als u wiedergegeben. Kürzungen werden stillschweigend aufgelöst, ausgenommen der Kürzungsstrich über auslautendem m und n, der vom Schreiber häufig verwendet wird, in der Transkription aber lediglich Doppelkonsonanten am Wortende zur Folge hätte.

<sup>b</sup> Übergeschrieben.

<sup>c</sup> Hier wurde der Buchstabenbestand transkribiert, der Sinn ist unklar.

<sup>d</sup> Folgt eine Fehlstelle, Wort nicht lesbar.

briester erkent vnd beicht vnd bus getan.  
 Ach ist er gerecht geuessen<sup>e</sup> am dem  
 gericht<sup>3</sup>, dem armen alz dem richen, nemat  
 gedruck mit seim gewalt oder macht, alles  
 getan mit gotes forchten. Darum schribt  
 man billich sein hochwirdigs lob, den er ist ain  
 er aller deischhen zungen vnd ain trost aller  
 firsten vnd heren vnd allem wetlichem  
 gewalt vnd die in der welt frede lebend.  
 fol. 47 v

Doch sol<sup>f</sup> man<sup>g</sup> sich dabey halten alz sich der  
 durchleichtig first getan hat.

Dar nach zoch sein firstlich genad zuo  
 seim ochem oder feter, zuo dem vertriben  
 kinnig von nappels<sup>4</sup>, dem man eicz nent  
 Bereneir<sup>5</sup> vnd hat noch ain lendlin  
 st<sup>i</sup> im marsylia<sup>6</sup>. Vnd sein sun ist  
 herczog in Kalabria<sup>7</sup> vnd herczog zu  
 Lutringen<sup>8</sup> vnd in der Par<sup>9</sup>. Dem ist  
 der hochgelobt first zuo hillff komen<sup>10</sup>.

---

<sup>3</sup> Bernhard wurde von Kaiser Friedrich III. zum kaiserlichen Rat ernannt und vertrat den Kaiser in den Jahren 1454 und 1458 in drei Fällen als Kammerrichter.

<sup>4</sup> René von Anjou, König von Neapel, war mit Isabella von Lothringen (um 1400–1453), der Schwester von Bernhards Mutter Katharina, verheiratet.

<sup>5</sup> Bon René = René le Bon.

<sup>6</sup> Marseille, René war auch Graf der Provence.

<sup>7</sup> Johann von Kalabrien (1425–1470), Sohn von René von Anjou und Isabella von Lothringen, führte den Titel eines Herzogs von Kalabrien.

<sup>8</sup> Herzogtum Lothringen, fiel 1431 im Erbgang an Renés Frau Isabella.

<sup>9</sup> Herzogtum Bar, fiel 1419 an René von Anjou und wurde Johann übertragen.

<sup>10</sup> Bernhard unterstützte René und Johann in ihren Bemühungen, das Königreich Neapel wiederzugewinnen, und war deshalb 1453 mit einer Gruppe Bogenschützen in Italien unterwegs.

---

<sup>e</sup> Folgt gestrichen: gericht.

<sup>f</sup> Übergeschrieben.

<sup>g</sup> Übergeschrieben.

<sup>h</sup> Buchstabenbestand wegen eines Lochs nicht eindeutig.

<sup>i</sup> Folgt auf eine Fehlstelle, Wort nicht lesbar.

[O]b er in daz kinrich wider mechte  
 [se]zen, daz mocht vf die zeit mit  
 beschen. Wer vil davon zuo sagen vnd zuo  
 schriben. Also kart der edell first  
 wider vm. Vnd was da in dem lant  
 ain groser sterb<sup>11</sup>. Vnd da er nachtet  
 zuo ainer stat haisst Gungaleir<sup>12</sup>, da  
 steiss in in[!] an der gebrech. Alz es Got  
 wolt, daz er us der sindigen welt  
 keme vnd wolt in Got am allerbisten  
 zuo im nehmen, also beschache. Da gab  
 sich der edell first williklichen dar  
 ein vnd macht sein testament mit  
 groser vernunft vnd leis sich versechen  
 mit den sacramenten vnd nam  
 vrlab von sainen diener vnd<sup>j</sup>

---

<sup>11</sup> Ilsung zieht die beiden Italienreisen Bernhards (1453 und 1458) zu einer zusammen. Während der zweiten Reise herrschte in Oberitalien die Pest. Bernhard und seine Begleiter infizierten sich mit der Seuche.

<sup>12</sup> Moncalieri, Bernhard starb dort am 15. Juli 1458 an der Pest.

---

<sup>j</sup> Text bricht am Seitenende ab.

### Übertragung des Nachrufs

Wer<sup>1</sup> kann wohl das hochwürdige  
 Lob des durchlauchten, hochgeborenen Fürsten  
 und Herren, des Markgrafen Bernhard von Baden  
 und Herren zu Sponheim aussprechen oder schreiben. In der Zeit,  
 in der  
 er mit hohen Ehren in der Welt gelebt hat,  
 [war er] ein mannhafter Fürst und ein Held der ganzen Christenheit.  
 Er liebte die ritterlichen Dinge,  
 durch die er, dem kaiserlichen Hof zu Ehren und  
 auch auf Festen an Höfen anderer Fürsten, für Kurzweil und Freude  
 sorgte.  
 Und er hat das weder aus Übermut noch aus großer Hoffahrt getan.  
 Man möge  
 dabei wohl beachten, dass, wenn seine Gnaden gedacht  
 haben, sie seien mit etlichen Sünden beladen gewesen,  
 dann sind sie keine Nacht schlafen  
 gegangen, ohne sich ihrer Sünden vor dem  
 Priester bekannt und Beichte und Buße getan zu haben.  
 Auch ist er im Gericht gerecht gewesen,  
 [gegenüber] dem Armen wie dem Reichen, hat niemand  
 mit seiner Gewalt oder Macht bedrückt. [Er hat] alles  
 mit Gottesfurcht getan. Darum schreibt  
 man billig sein hochwürdiges Lob, denn er ist eine  
 Ehre aller deutschen Zungen und ein Trost aller  
 Fürsten und Herren und aller weltlichen  
 Gewalt und derjenigen, die in der Freude der Welt leben.  
 Doch soll man sich dabei halten, wie es der  
 durchlauchte Fürst getan hat.

---

<sup>1</sup> Ilungs Sprachduktus sperrt sich stellenweise gegen eine möglichst nahe am Ausgangstext gelegene Übertragung. Gerade im ersten Teil muss paraphrasiert und ggf. auch interpretiert werden.

Danach zog seine fürstliche Gnaden zu  
seinem Oheim [und seinem] Vetter, zu dem vertriebenen  
König von Neapel, den man jetzt  
den guten [König] René nennt [und]  
der noch ein Ländlein  
bei Marseille hat. Und sein Sohn ist  
Herzog von Kalabrien und Herzog von  
Lothringen und Bar. Ihm ist  
der hochgelobte Fürst zu Hilfe gekommen.  
Ihn wieder in das Königreich  
einzusetzen, wollte [Bernhard] in dieser Zeit [aber] nicht  
gelingen. Es wäre viel darüber zu sagen und zu  
schreiben. Also kehrte der edle Fürst  
wieder um. Und es herrschte dort in dem Land  
ein großes Sterben. Und als er sich  
einer Stadt, die Moncalieri heißt, näherte, da  
befiel ihn die Krankheit. Als Gott  
wollte, dass er aus der sündigen Welt  
komme und Gott ihn  
zu sich nehmen wollte, geschah dies. Da ergab  
sich der edle Fürst willig in sein Schicksal  
und machte mit großer Vernunft sein Testament und ließ sich  
mit den Sakramenten versehen und nahm  
Abschied von seinen Dienern und [Text bricht ab].

**„... die geziemende Bitte zu stellen, wenn es  
thunlich ist, im Interesse der heiligen Religion die Entfernung  
des HH. Kaplans Lender zu bewirken.“<sup>1</sup>**

**Lender als Vikar in Offenburg**

Von Hubert Müller

Dem Nachruf auf Franz-Xaver Lender (1830–1913) im „Necrologium Friburgense“<sup>2</sup> ist es anzumerken, dass der Verfasser<sup>3</sup> nur sehr ungern und mit ziemlichem Unbehagen die Beteiligung Lenders an der Badischen Revolution 1848 erwähnt. Ein Revolutionär, der von der Schule flog, sich der Hecker-Truppe anschloss und in die Schweiz fliehen musste, und ein späterer Dekan, Doktor der Theologie, Geistlicher Rat, Päpstlicher Hausprälat<sup>4</sup> – das schien nicht zusammenzupassen.

Lenders Kritiker und Gegner in Politik und Kirche benutzten gerne diesen vermeintlich schwarzen Punkt in seiner Biografie, um ihn in ihrem Sinne zu instrumentalisieren. Nach der Priesterweihe 1853 war Lender vom 7. September 1853 bis 10. Mai 1854 Vikar bei seinem Onkel, dem Pfarrer von Gengenbach.<sup>5</sup> 1854 übernahm Lender die Verwaltung der Pfarrei Breisach und mit Beschluss vom 5. Mai 1854 wurde der junge Vikar nach Offenburg in die Pfarrei Hl. Kreuz versetzt.<sup>6</sup> Es ging nicht lange und Lender eckte bei den Offenburger Honoratioren an: Am 18. Februar 1855 erging ein Brief, der von neun Gemeinderäten unterschrieben war, an das Erzbischöfliche Ordinariat, in dem diese über Lenders „Vorträge“ Beschwerde führten, die einen Teil der Kirchgänger, beson-

---

<sup>1</sup> Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF): B4/9291 (Offenburg, Hl. Kreuz, Vicarsstellen, Vol. 1, 1830–1943), 18. Februar 1855.

<sup>2</sup> Necrologium Friburgense, in: Freiburger Diözesan-Archiv (FDA), 44 (1916), S. 33–37.

<sup>3</sup> Der Freiburger Diözesanpriester und Moraltheologe Prof. Dr. Julius Mayer (1857–1926).

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Franz Dor, Prälat Dr. Franz Xaver Lender. Ein Lebensbild. Bühl 1918, S. 48.

<sup>6</sup> EAF, B4/9291, 5. Mai 1854.

ders die heranwachsende Jugend, die das Alter noch nicht habe um die Dinge zu verstehen, eher belustige, die Reiferen aber verärgere. Die heilige Stätte würde ein Ort „*eitler Zerstreuung*“. Man höre Äußerungen wie „*Heute gehe ich in die Kirche, es giebt etwas zu lachen, der HH. Kaplan predigt*“. Andere mieden die Kirche, um sich nicht ärgern zu müssen. „*Solche ungeeignete Erzählungen, ungegründete Ausfälle gegen einzelne Stände, lachenerregende Kapucinanden/welche üblen und nachtheiligen Eindrücke noch vermehrt werden, durch das hier allgemein verbreitete Gerücht, es habe HH. Kaplan Lender in der Revolutionszeit bei dem Hekerputsch eine Rolle gespielt/sind es allein, welche uns bestimmen an das Hochwürdigste Ordinariat die geziemende Bitte zu stellen, wenn es thunlich ist, im Interesse der heiligen Religion die Entfernung des HH. Kaplans Lender zu bewirken. Der Gemeinderath.*“<sup>7</sup>

Die Antwort des Erzbischöflichen Ordinariats folgte rasch und zunächst formal: Das Ordinariat zeigte sich im Schreiben vom 9. März 1855 verwundert über die Bitte um Entfernung, da doch eigentlich das erzbischöfliche Pfarramt den Vikar Lender und seine Eigenheiten kennen müsse. Die Erklärung Lenders sei mit einer Stellungnahme an das Ordinariat zu schicken. Dekan Franz Sales Ries, ein sozial engagierter Mann, der einen Armenfond gründete und sicher im Denken Lender nicht unverwandt war, reagierte im Schreiben vom 6. April 1855 zurückhaltend, musste jedoch einräumen „*daß in der That mehrere Gerüchte über ein und andere von Herrn Kaplan Lender in seinen Predigten ausgesprochenen Aeusserungen zirkulirten*“. Diese würden aber dadurch aufgewogen, dass jedermann Kaplan Lender für einen wissenschaftlich gebildeten und frommen Priester halte. Allerdings würde er sich Freiheiten in pastoralen Handlungen und bei den diözesanen Ritualen nehmen, die durchaus Anlass zu Missstimmungen geben könnten. „*Ob nun eine bloße Weisung zur klügeren Vorsicht in der Wahl der kirchlichen Rede-Weise, und zu genauerer Befolgung der Anordnungen des verantwortlichen Pfarrvorstandes, oder vielleicht ein geeigneter Vikarwechsel für das Zweckmäßigste erachtet werden will, muss erzbischöf[liches] Dekanat dem weisen und hohen Ermessen Eines Hochwürdigsten Erzbischöflichen Ordinariats anheimstellen und Hochdessen Verbescheidung gewärtigen.*“<sup>8</sup>

<sup>7</sup> Ebd., 18. Februar 1855.

<sup>8</sup> Ebd., 6. April 1855.

Lender hatte in einem Schreiben vom 4. April 1855 ausführlich Stellung genommen und zweifelte zunächst die Kompetenz des Gemeinderats an. Er bekundet sein Staunen, „*daß ein Gemeinderath sich berufen fühlt, über die Predigtwirksamkeit eines katholischen Priesters sein Urtheil in Form einer Beschwerde und Bitte um Entfernung abzugeben mit gänzlicher Umgehung des [...] Pfarrers*“. Er weist ferner alle Behauptungen, insbesondere die politischen Verdächtigungen als unwahr zurück und schließt: „*Hochwürdigstes Erzbischöfliches Ordinariat möge meine freudige Erklärung genehmigen, daß ich in ebenso völligem Gehorsam dem Rufe an einen anderen Ort folgen werde, als ich ihm hierher gefolgt.*“<sup>9</sup> Das Erzbischöfliche Ordinariat lehnt schließlich die Versetzung Lenders ab.<sup>10</sup>

Lender selbst erzählte später immer wieder eine kleine Episode aus seiner Offenburger Zeit<sup>11</sup>: Als ein Hirtenbrief des Erzbischofs verlesen werden sollte, dessen Bekanntgabe die Regierung unter Strafandrohung verboten hatte, wurde das Hirtenschreiben kurzerhand am Sonntag von der Polizei konfisziert. Doch Lender hatte vorgesorgt: Er hatte ein zweites Exemplar in seinem Stiefel versteckt, bestieg die Kanzel und trug das Schreiben den Gläubigen vor.

Lender behielt zeit seines Lebens diesen freien Geist; mit Mut und Unerschrockenheit gegenüber kirchlicher und staatlicher Autorität trat er für seine Überzeugung ein. Zu seiner revolutionären Jugendzeit äußerte er sich nur wenig. In einer Debatte in der Zweiten Kammer des Badischen Landtags antwortete Lender dem liberalen Abgeordneten Eckhard, der zuvor auch die Ereignisse um das Jahr 1848 angesprochen hatte:

*„Wenn national-liberal und katholikenfeindlich eines und dasselbe ist, wird die nationale Bewegung kaum vorwärts gelangen. Gerade dies ist der Mißstand, dass man die rein politische, deutsche Frage mit der Religion konfundirt hat. Der Herr Abg. Eckhard hat ferner von dem Jahre 1848 gesprochen. Ich glaube das Jahr 1848 sollten wir nicht mehr in den Mund nehmen und zwar aus dem Grunde, weil kaum unter den Männern, die sich damals am öffentlichen Leben betheilig hatten, einer sein wird, der nicht Anlaß hätte, an die Brust zu klopfen und auszurufen:*

---

<sup>9</sup> Ebd., 4. April 1855.

<sup>10</sup> Ebd., 13. April 1855.

<sup>11</sup> Berichtet bei Dor, Lender, S. 53/54.

*‚mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa‘. Wir wollen von dem Jahr 1849 nicht reden, aber die Bewegung von 1848 war eine allgemeine, deutsche Bewegung und wenn ich nicht irre, ist gerade von Ihrer Seite darauf aufmerksam gemacht worden, daß man damals nicht zum Abschluß gekommen ist. Die Bewegung von 1848 war damals viel reiner, und wenn sie auch hundertmal verurtheilt wird, als die neuesten Vorgänge in Italien und Spanien.*“<sup>12</sup> Mit dem Abstand von 20 Jahren konnte Lender einerseits von Schuld, ja größter Schuld sprechen, andererseits bekannte er sich zu den hehren Zielen der 48er-Revolution. Er hat in den Folgejahren Verantwortung übernommen für das neu entstandene Reich, indem er ohne Unterbrechung von 1871 bis 1913, also bis zu seinem Tod, dem Reichstag angehörte und er hat Verantwortung vor Ort übernommen als Pfarrer von Sasbach und als Gründer der Heimschule Lender, seinem größten Lebenswerk.

---

<sup>12</sup> Badische Landesbibliothek Karlsruhe: Stenografischer Bericht über die Verhandlungen der Zweiten Badischen Kammer der Landstände in der 6. öffentlichen Sitzung am 5. Oktober 1869. Tagesordnung: Berathung der Adresse auf die Thronrede, S. 36. <http://digital.blb-karlsruhe.de/blbihdl/periodical/pageview/650483> (abgerufen am 4. Februar 2014).

# Thesaurus Librorum: Die Bibliothèque du Grand Séminaire zu Straßburg und ihre Bestandspflege

Von Willi Eisele

Die Begegnung mit der europäischen Buchkultur in repräsentativen Ausstellungen ist eine Möglichkeit, die eigenen Wurzeln in der Geschichte zu erkennen. Angehörige anderer Kulturkreise, die solche Angebote annehmen, sehen darin eine Möglichkeit, die Identität der Europäer zu verstehen, wie sie in Bild und Sprache gewachsen ist. Begegnungen dieser Art werden deshalb von nationalen und europäischen Einrichtungen angeregt, von öffentlichen und privaten Sponsoren gefördert und in einem respektablen Maß von interessierten Mitbürgern begeistert aufgenommen. Initiatoren, Ideengeber und Veranstalter machen ihre Erfolgsbilanz dabei nachhaltig öffentlich, wie das Beispiel der Dokumentation der Ausstellung „*Pracht auf Pergament – Schätze der Buchmalerei von 780 bis 1180*“ beweist.<sup>1</sup>

Ein sehr sorgfältig gestalteter, reich bebildeter Katalog sorgt für eine zusätzliche Breitenwirkung, nutzt Vorbilder<sup>2</sup> und dient der Wissenschaft als Fundus, um weitere Projekte dieser Art in jeweils aktualisierter Präsentationsmethode (Audioguides, Digitalisate, 3D-Technik) voranzubringen.

---

<sup>1</sup> Bayerische Staatsbibliothek in der Kunsthalle der Hypo-Kulturstiftung München (19. 10. 2012–13. 1. 2013), 72 Exponate aus der Bayerischen Staatsbibliothek München und drei Exponate der Buchschätze der Staatsbibliothek in Bamberg (Katalog München, Hirmer, 2012, 344 S.).

<sup>2</sup> Beispiele: Bibliothèque Nationale de France, *Trésors carolingiens* (2007; 61 illuminierte Handschriften); EU-Kommission, Projekt *Europeana Regia* (2012; 324 illuminierte Handschriften aus der Biblioteca Vaticana, der British Library, der Bibliothèque Nationale de France und der Bayerischen Staatsbibliothek München; digital zugänglich über das Kulturportal *Europeana*) oder die 27. Ausstellung des Europarats (Budapest, Krakau, Berlin, Mannheim, Prag, Preßburg, 2000; Kat. 3 Bde.).

Fragestellungen zur Bildungsgeschichte aus Mittelalter und früher Neuzeit können an realen Objekten illuminierter Handschriften, aber auch unter dem Blickwinkel des frühen Buchdrucks neben dem wissenschaftlichen Nachwuchs auch eine breite Öffentlichkeit ansprechen. Unabhängig von einer aktuellen Ausstellung bietet sich für Interessenten ein Besuch der zentral gelegenen Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg (Priesterseminar) als schönes Beispiel der Pflege hochwertigen und zeitlosen Kulturguts an.<sup>3</sup>

### Die Bibliothek – das Herzstück des „Seminarium“

Diese für das Territorium des Bistums Straßburg<sup>4</sup> zwischen dem 16. und 20. Jahrhundert bedeutende Spezialbibliothek ist eng verwoben mit den politischen und religiösen Vorgängen von Reformation, katholischer Reform, Gegenreformation und geschichtlichen Entwicklungen im Elsass nach dem Westfälischen Frieden bis in die Gegenwart. Untrennbar verbunden ist die Geschichte der Bibliothek mit der Niederlassung der Gesellschaft Jesu (SJ) in Molsheim 1580/81, die als „*fortes in fide*“ die Reformen des Tridentinums umsetzen sollten. Die Gründung verlief unter ungünstigen Vorzeichen: Am Beginn stand der Straßburger Kapitelstreit (1583–1604), in Molsheim wütete die Pest (1582/83), aus der Anfangsphase des Jülich-Kleve'schen Erbfolgestreits dokumentieren die „Hogenbergischen Geschichtsblätter“ die Belagerung der Stadt Molsheim durch Truppen der protestantischen Union (1610). Dennoch

<sup>3</sup> Anschrift: 2, rue des Frères, F-67081 Strasbourg. Anmeldungen von Individual- und Gruppenbesuchen beim Konservator im Ehrenamt, Louis Schlaefli, Präsenzdienst jeweils dienstags, 14.00–18.00 Uhr, Telefon 03-88 36 03 28, auch über E-Mail: [gdsem.stg@free.fr](mailto:gdsem.stg@free.fr).

<sup>4</sup> Die rechts- und linksrheinischen Gebiete des Bistums Straßburg im 14. Jahrhundert hat Johannes Fritz in einer Karte rekonstruiert, die er auf der Grundlage der Kirchner'schen Territorialkarte von 1648 und der Topographia Alsatie von Marianus Zeiler (1664) erstellt hat. Die hier wiedergegebene verkleinerte Reproduktion ist der Dissertation von Johannes Fritz, Das Territorium des Bisthums Strassburg um die Mitte des XIV. Jahrhunderts und seine Geschichte (1885) entnommen. Eine Kartenskizze über die Gebiete des Bistums und Hochstifts Straßburg um 1500 ist enthalten in: Erwin Gatz (Hrsg.), Die Bistümer des Heiligen Römischen Reichs von ihren Anfängen bis zur Säkularisation, Freiburg 2003, S. 927 (Kt.). Weiter ausgreifend auf die Territorien am Oberrhein findet sich eine Kartenbeilage in Tom Scott, Regional identity and economic change – The Upper Rhine 1450–1600, Oxford 1997, in der das Bistum Konstanz in der Legende leider nicht gekennzeichnet ist.

gilt das 17. Jahrhundert wegen der Ansiedlung von Jesuiten, Kartäusern, Kapuzinern und Benediktinern in Molsheim als „*Grand Siècle*“, in dem sich die Stadt zur „*métropole religieuse*“, also zur Metropole der Orden, entwickelt hat. Im Zentrum der Rekatholisierung im Elsass stehen die Jesuitenkirche, das Kolleg und die Akademie der SJ und angegliederte Bildungseinrichtungen und deren Bücherschätze.

Der Gebäudekomplex des Grand Séminaire im Schatten des Straßburger Münsters, zugänglich über die Brüdergasse, stellt nicht nur ein Zeugnis der wechselhaften Bau- und Nutzungsgeschichte des Priesterseminars auf den Fundamenten des ehemaligen „Bruderhofs“ dar, der nach 1588 zeitweise 14 Lutheraner im Domkapitel beherbergte, bevor die Klerikerausbildung von Molsheim nach 1621 und in den Jahren nach dem Dreißigjährigen Krieg ohne die deutschen Jesuiten nach Straßburg zurückverlegt wurde, als sich die Mehrheitsverhältnisse im Domkapitel wieder zu Gunsten der Katholiken mit 16 von 24 Mitgliedern verändert hatten. Demonstrativ sagte 92 Jahre nach Abschaffung der katholischen Messe (1529) Kaiser Ferdinand II. seinem Verwandten auf dem Bischofsstuhl, Erzherzog Leopold von Österreich, eine katholische Universität in der Reichsstadt zu.

1681 erfolgte im Zuge der Réunionspolitik ein neuer Einschnitt: „*Straßburg wird französisch, die Kathedrale wieder katholisch*“, und die Priesterausbildung wurde Jesuiten aus der Champagne in einem repräsentativen Grand Séminaire und dem Collège Royal von 1683 bis 1764 übertragen, gewissermaßen der östlichst gelegene „geistliche Vorposten königlicher Macht“, dessen sichtbarer Ausdruck mit dem Abriss des „Bruderhofs“ und einem Neubau unter Regie des Straßburger Bischofs Louis César Constantin Kardinal de Rohan-Guéméné (1757–1779) verbunden war, der im Wesentlichen bis heute im Obergeschoss die Teilbibliotheken des Priesterseminars aufgenommen hat. Ihre Schätze beziehen sich auf einen Kernbestand von Inkunabeln, Handschriften und frühen Drucken (vor 1531), die der klösterlichen Buchkunst des Mittelalters (seit dem 9. Jahrhundert) und der frühen Neuzeit zuzurechnen sind sowie einem Zuerwerb im 17. Jahrhundert aus dem Besitz (Nachlass) von „*ultra Rhenum*“ (Offenburg, Ortenau) wirkenden Rektoren und Predigern wie Hieremias Rapp (1544–1610) und Lazarus Rapp (1571–1618) im Jahr 1621, sowie der Übernahme der Bibliothek des in Freiburg am 19. 6. 1608 verstorbenen Johannes Pistorius Niddanus d.J. (1546–1608) aus markgräfllich-badischer Provenienz im Jahr 1623.

Als 1701/02 eine bischöfliche Universität vom französischen König für Straßburg bestätigt und dieser Rechtstitel von Molsheim abgezogen wurde, zeichnete sich unter den Bischöfen aus der Familie der Rohan ab, dass mit wachsender Bedeutung des höfischen Absolutismus in Frankreich auch ein Zuwachs der französischsprachigen Bestände der Bibliotheken an Gymnasien und Hochschulen verbunden sein würde. Einerseits räumlich und institutionell gesichert, hatte andererseits ein Gerichtsbeschluss des „Parlement de Paris“ (1764) und das Verbot des Jesuitenordens durch Erlass von König Louis XV. personelle Konsequenzen, nachdem die SJ ihren Ordensstatuten Vorrang vor einem geforderten Loyalitätseid gegenüber dem absoluten Herrscher eingeräumt hatten: In der Folge wurden alle Bildungseinrichtungen der Gesellschaft Jesu in Frankreich geschlossen. In der Zeit des päpstlichen Verbots des Ordens (1773–1814) sah das „Seminarium“ bereits in vorrevolutionärer Zeit einer unsicheren Zukunft entgegen. Mit der Wiedereinrichtung der diözesanen Priesterausbildung nach der Französischen Revolution und der napoleonischen Herrschaft am alten Standort, nach einem Memorandum des Domkapitels an den König von Frankreich (1814), umfasste der Bestand der Seminarbibliothek noch ca. 30 000 Bände (1823/1827). Seine traditionelle Verbindung zu Molsheim demonstriert das Grand Séminaire bis heute durch die Präsentation einer apokalyptischen Madonna im Strahlenkranz in der Tradition der Augsburger Silberschmiedekunst der Gold- und Silberschlägerfamilie des Christoph Lencker (ca. 1575–1625).

### Von den Beständen und ihrer Pflege im 20./21. Jahrhundert

In Räumen aus dem 18. Jahrhundert sind durch Zuerwerb im 19. und 20. Jahrhundert etwa 120 000 Bände, darunter wertvollste Handschriften und frühe Drucke, untergebracht. In der Revolutionszeit wurden die Bestände des „*collège royal*“ als „nationales Kulturgut“ beschlagnahmt und auch durch diesen Umstand vor der Vernichtung bewahrt. Fachlich können die Bestände folgenden Wissenschaften und deren Teilbereichen zugeordnet werden: Philosophie, Theologie (Kirchengeschichte, Volksfrömmigkeit), Jura, Literatur, Alsatica. Sprachlich sind Titel seit dem 9./10. Jahrhundert anzutreffen, die auf Hebräisch, Griechisch, Lateinisch, aber auch auf Deutsch und Französisch in den jeweiligen Ent-

wicklungsstufen vom Mittelalter bis zur Gegenwart verfasst sind und für Germanisten und Romanisten sprachgeschichtlich ebenso wie für Historiker, Volkskundler und Geografen eine Fundgrube darstellen. Dass diese Bibliothek mit ihren vielfältigen Schätzen bis in die 60er-Jahre des 20. Jahrhunderts ein „Schattendasein“ führte, ist dem Auf und Ab in der Geschichte Frankreichs und Deutschlands bis in die Entstehungszeit der Elysée-Verträge (1963) geschuldet.

Es ist das Verdienst von Louis Schlaefli<sup>5</sup>, Gymnasiallehrer für Latein und Französisch, einem passionierten Historiker und stellvertretenden Direktor am Collège St. Etienne de Strasbourg, den Auftrag zur Ordnung der Bibliotheksbestände von 1964 bis in die Gegenwart als „ehrenamtlicher Konservator“ angenommen sowie eine systematische Katalogisierung vorgenommen zu haben und die Literaturschätze der Fachwelt und interessierten Mitbürgern in fachmännisch gestalteten Bibliotheksführungen zugänglich zu machen. Vom Bienenfleiß des Konservators zeugt seine persönliche Bibliografie mit über 500 Einzeltiteln (Aufsätze, Monografien).<sup>6</sup>

Es ist angemessen, in der Dokumentation, der Bestandsaufnahme, der Buchpflege als Restaurator und der persönlichen Betreuung der Bestände der Bibliothèque du Grand Séminaire sein Lebenswerk zu sehen.

<sup>5</sup> Louis Schlaefli, geb. am 4. 12. 1938 in Neuf-Brisach, war an seinem Gymnasium in verschiedenen Funktionen tätig: Internatserzieher, Fachlehrer (F, L), pädagogischer Mitarbeiter als Surveillant Général und Directeur-ad-joint, seit 31. 12. 1998 pensioniert. Seine Ehrenämter beziehen sich auf die Bibliothek des Grand Séminaire, auf die Betreuung von Hilfskonvois seines Gymnasiums nach Polen, in den Libanon, nach Rumänien und Ex-Jugoslawien sowie auf den Diözesan-Caritasverband Straßburg (bis 2003), auf Ehrenämter in Geschichtsvereinen des Elsass' (Molsheim, Hardt et Ried) und den Amis du Vieux Strasbourg, deren Ehrenpreisträger er seit dem 17. 1. 2001 ist. Neben den im Text erwähnten Bibliothekskatalogen hat er auch mehrere geschichtliche Beiträge über Orte und Persönlichkeiten diesseits und jenseits der Rheingrenze in deutscher Sprache verfasst. Für seine Verdienste im Ehrenamt wurde er seit 1988 mehrfach ausgezeichnet (Ehrenmedaillen der Stadt Molsheim, Chevalier des Palmes Académiques, goldene Verdienstmedaille der Republik Polen und Chevalier des Arts et Lettres (14. 7. 2003)).

<sup>6</sup> Stellvertretend seien hier genannt: Louis Schlaefli, *La sorcellerie à Molsheim (1589–1697)*, ed. Société d' Histoire, Molsheim, 1993, 158 S., ders., *Catalogue de la Bibliothèque du Couvent de la Divine Providence à Ribeauvillé, Baden-Baden/Bouxviller*, 2002, 237 S., ders., *La Bibliothèque du Grand Séminaire des Strasbourg in: Revue de la Société Suisse des Bibliophiles*, 2010, III, S. 134–147, ders., *Le Collège Episcopal Saint Etienne*, ed. du Signe, 2012, 352 S., ders., 150 *Images de Saint-Etienne à Strasbourg*, Strasbourg, 2012, 64 p. neben landesgeschichtlichen Aufsätzen auf Deutsch in den Zeitschriften *Almanach St. Odile – Odilienkalender (1977–1999)*, *Die Ortenau (1994–2011)*. Als Redaktionsmitglied wirkt er beim *Nouveau Dictionnaire de Biographie Alsacienne (1981 ff.)*, der *Kollektion Alsace Histoire (2006 ff.)*, der *Revue d'Alsace (2008/ 2010)* und den *Annuaire de la Société Historique de Molsheim (1970 ff.)* mit.

Seine (kommentierten) Inventare, die jeweils durch ein Personen-, Orts- und Sachregister erschlossen sind, erleichtern den Zugang für die Benutzer und sind seit einiger Zeit auch als PDF-Datei im Internet zugänglich.<sup>7</sup> Einschlägig für die grenzüberschreitende Befassung mit der Regional- und Kirchengeschichte (Ortenau, Breisgau) sind auszugsweise zu nennen:

– *Répertoire Alphabétique des manuscrits* – «le répertoire des répertoires», angelegt im Jahr 1999/2000, aktualisiert 2011, 294 S.<sup>8</sup>

– Einzelinventare beinhalten *Urkunden und Handschriften* (1999, 46 S.), weitere sind gegliedert nach *Dokumenten zur Geschichte des Priesterseminars* und des *Philosophieseminars bei Saint-Thomas* (1998/2000, 140 S.), des Collège Saint-Etienne (1999, 73 S.).

– Weitere Verzeichnisse nehmen die *Nachlässe bedeutender Persönlichkeiten* auf, z. B. des Abbé Louis Kammerer (1912–1988; 1994, 66 S.), von Pierre Nuss (1910–2000; 2000, 53 S.), des Domherrn Modeste Schickele (1836–1925, 2000, 20 S.), von Joseph Walter (1881–1952; 1998, 20 S.) oder des Abbé Emile Wetterle (1861–1931; 1998, 23 S.). Dokumentiert wird in diesen Beständen die elsässische Geschichte, Kunst, Architektur, Kirchenmusik, die Volkskunde und die Geografie ebenso wie Werke über Astronomie, Astrologie oder das Freimaurertum (st. 18. Jahrhundert).

Zu den 50 wertvollsten Zeugnissen mittelalterlicher Buchkunst zählen unter den Urkunden, illuminierten Handschriften und frühen Drucken ein *Novum Testamentum Graece* (10.–11. Jahrhundert) aus der Abtei Andlau, mehrere Breviaria aus dem 12.–15. Jahrhundert (u. a. Straßburg, Interlaken, Marmoutier), Psalterien, Antiphonare, Graduale, Officiale, Obituare, Nekrologe und Gebets- und Stundenbücher. Dass Einzelbände unter Kriegseinwirkungen, Unbilden der Witterung an ver-

<sup>7</sup> Zu finden unter der Internetadresse der Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg (BNU): [www.bnu.fr/collections/...](http://www.bnu.fr/collections/...) (Bibl. du Grand Séminaire de Strasbourg).

<sup>8</sup> Im Druck erschienen ist Louis Schlaefli *Catalogue des Livres du XVI<sup>ème</sup> siècle (1531 bis 1599) de la Bibliothèque du Grand Séminaire de Strasbourg*, Baden-Baden/Bouxwiller, ed. Valentin Koerner, 1995, 676 S. Er bezieht sich auf Inkunabeln und frühe Drucke, wobei der Druckort Straßburg gleichwohl für die Reformation als auch die katholische Reform und die auch politisch motivierte Rekatholisierung von Bedeutung war. Zum Druckort Molsheim sei auf den folgenden aktuellen Beitrag von Louis Schlaefli verwiesen: Der Druckort Molsheim und der Drucker Johannes Straubhaar (2011).

schiedenen Standorten, unter Transport- und Wasserschäden („inondation“ 1996) litten und durch Restaurierungsarbeiten nicht gerettet werden konnten, wird durch entsprechende Vermerke („manque“) in den Inventaren gekennzeichnet.

Mit den bereits erwähnten Nachlässen erweist sich die Bibliothek des Priesterseminars auch als Dokumentationsstätte für zwei der bedeutendsten Zeugnisse mittelalterlicher Buchkunst: Herrad (irrtümlich genannt „von Landsberg“), Äbtissin des Klosters Hohenburg/Odilienberg († 1195) leistete mit dem enzyklopädischen Werk *Hortus Deliciarum* (Paradiesgarten, Garten der Köstlichkeiten, entstanden zwischen 1160 und 1195) einen grundlegenden Beitrag zum christlich geprägten Bild von „Ordnung und Ethos“ im Mittelalter. Auf 350 kommentierten Miniaturen wurden wesentliche Lebensformen, wissenschaftliche Erkenntnisse, Aspekte der Kunst- und Literatur ebenso vorgestellt wie Regeln für die Seelsorge in einem Frauenkloster. Bis 1521 auf Hohenburg aufbewahrt, wurde die illuminierte Handschrift in die bischöfliche Residenz zu Zabern verbracht, um in der Revolutionszeit über die Kartause von Molsheim schließlich zusammen mit einer Kopie in die Stadtbibliothek Straßburg verlegt zu werden, die im Deutsch-Französischen Krieg 1870 durch Artilleriebeschuss zerstört wurde. Am Beispiel der Rekonstruktion des *Hortus Deliciarum* kann in der Bibliothèque des Grand Séminaire nicht nur der Weg dieses Werkes nachvollzogen werden, sondern auch anhand der Nachlässe von Alexandre Straub, Gustave Keller und Joseph Walter die Qualität der Rekonstruktion der ursprünglich 342 Pergamentblätter in Text und Bild beurteilt werden, die 1979 vom Warburg-Institute London/Leiden vorgenommen wurde.<sup>9</sup>

Einen weiteren Höhepunkt stellt das Original des *Guta-Sintram-Codex* (1154; Ms. 37) dar, das in der Bibliothek des Priesterseminars aufbewahrt wird. Für den Betrachter erkennbar sind als Schreiber die Chorfrau Guta von Schwarzenhann und als Buchillustrator der Mönch Sintram aus dem 1089 gegründeten Augustinerstift Marbach bei Voegtlinshoffen (Arrondissement Colmar) sowie das Jahr der Fertigstellung und Widmung (1154). Die Handschrift diente als Grundlage für das täg-

---

<sup>9</sup> Dazu das Spezialinventar von Louis Schlaefli, *Inventaire des Papiers relatifs au Hortus Deliciarum* (1998, 10 S.). Zum Forschungsstand vgl. Heike Willecke, *Ordo und Ethos im Hortus Deliciarum*, Diss. Hamburg, 2004, Bd. I (Text), 575 S., Bd. II (Bildband), 140 S., als PDF-Datei zugänglich (2006).

liche Stundengebet, dokumentierte die Ordnung im Frauenkloster, fungierte als Kalender, hielt das Totengedenken für beide Klöster fest und bot sich als vielseitiger Ratgeber für die gesunde Ernährung an Fest- und Fasttagen an. Für den interessierten Besucher ergibt sich im Grand Séminaire die Möglichkeit des unmittelbaren Vergleichs des Originals mit einem Faksimilenachdruck, um sich einen Eindruck von der Qualität der Originalhandschrift in Text und Farbgebung machen zu können.<sup>10</sup>

Die Bibliothèque des Grand Séminaire de Strasbourg birgt für die Forschung vor allem im Feld der Landes- und Regionalgeschichte im Gesamtkontext der Reichs- und Kirchengeschichte ergiebige Schätze, deren Hebung die Bemühungen des wissenschaftlichen Nachwuchses auf beiden Seiten des Rheins lohnt. Sie kann als Schlüssel für eine Forschungskoooperation angesehen werden, deren Ertrag in der Multiperspektivität einer offenen Fragestellung liegt. Im Prozess der europäischen Einigung verdient diese Spezialbibliothek die Aufmerksamkeit einer interdisziplinär wirkenden „academic community“ im Herzen Europas. „Bewahren und öffnen“ – das ist das Leitmotiv, das, gepaart mit Kollegialität, Interessenten von diesseits und jenseits des Rheins den Zugang zu den Handschriften-, Buch- und Kartenbeständen wohlwollend eröffnet.

Vom Kollegen Louis Schlaefli, der seit 15 Jahren im („Un“-)Ruhestand ist – „*un tout jeune retraité*“ (Jean-Marie Le Minor, 2001) – möchte man noch weitere Entdeckungen zur Geschichte beiderseits des Rheins erwarten. In Erfahrung gebracht haben wir aktuell folgende Recherchen: Eine umfangreiche Darstellung zu den religiösen Bruderschaften im Elsass, eine Dokumentation des ländlichen Klerus im Elsass vor 1648 und eine Bestandsaufnahme historischer Kirchenglocken nach ihrem Standort ebenso wie eine Sammlung von Andachtsbildchen als Beleg der Volksfrömmigkeit auf dem Lande. Sie war es auch, die das Handlungsmotiv für eine Kollekte der Wallfahrer im Jahr 1853 darstellte, um die Heiligtümer auf dem Odilienberg vom französischen Staat wieder in den Besitz des Bistums Straßburg zu bringen. Es trifft zu, was sein Laudator dem „*chroniqueur chronique*“ gewünscht hat, dessen

---

<sup>10</sup> Die Faksimileausgabe des Codex Guta-Sintram besteht aus dem eigentlichen Faksimile (Rindsledereinband, 326 S., 230 ill. S.) und einem Kommentarband (Halbleder, 240 S.) und wird vom Faksimile-Verlag, Luzern (1980) angeboten und im Internet unter [www.buch-antiquariat.ch/de/...](http://www.buch-antiquariat.ch/de/...) von Peter Petrej (Zürich) beworben.

Vorbild für die Jugend er herausstellt: „*Expertise – rigueur – puissance de travail*“ für einen vielseitigen Dienst am Nächsten in Bescheidenheit bis zur Selbstverleugnung.<sup>11</sup> Gegenüber seiner Familie gilt nach wie vor der beruhigende, handschriftliche Vermerk: „*Je suis au séminaire!*“ Für die gutnachbarlichen Beziehungen im Interesse einer vergleichenden Regionalgeschichtsforschung innerhalb der historischen Bistumsgrenzen wünschen wir vielen Fachkräften und interessierten Besuchern auch weiterhin die tatkräftige kollegiale Unterstützung aus dieser epochenübergreifenden Schatzkammer europäischen Kulturerbes, der Bibliothèque du Grand Séminaire à Strasbourg Mäzene und wirksame Kooperationen.

---

<sup>11</sup> Jean-Marie Le Minor in seiner Laudatio anlässlich der Verleihung des Ehrenpreises der Amis du Vieux Strasbourg im Palais Rohan am 17. 1. 2001.



## Jahresbericht 2012

Die Jahresversammlung 2012 des Kirchengeschichtlichen Vereins (KGV) fand statt am 30. April 2013 im Erzbischöflichen Priesterseminar Collegium Borromaeum in Freiburg.

Zu Beginn stellte der Vorsitzende in groben Zügen die Entstehungsgeschichte der 1863, also vor 150 Jahren, gegründeten Benediktinerabtei Beuron dar. Das wissenschaftliche Referat, das ebenfalls im Zeichen des Beurer Jubiläums stand, hielt Erzbischöflicher Archivdirektor Dr. Christoph Schmider. Sein Thema lautete *„Restauration statt Verfall. Beuron und die Ultramontanisierung der Kirchenmusik“*. Um den Wandel, den die katholische Kirchenmusik in ihrem Verständnis wie in der Praxis im Verlauf des 19. Jahrhunderts erfahren hat, musikalisch zu vermitteln, wurde der Vortrag durch zahlreiche Klangbeispiele bereichert, die teils von Domkapellmeister Boris Böhmann am Klavier vorgetragen, teils vom Auditorium gesungen wurden. Besonders schön illustriert wurde der Stilwandel anhand der diversen Veränderungen, die das Osterlied *„Christus ist erstanden“* vom Konstanzer über das Freiburger Gesangbuch bis zur gründlich überarbeiteten Neufassung des „Magnificat“ im Jahr 1929 erfahren hat. Der Bezug zu Beuron wurde vor allem durch die Person des Gregorianikforschers und Choralwissenschaftlers P. Ambrosius Kienle OSB und seine Publikationen – darunter das zur Einführung des „Magnificat“ im Jahr 1892 verfasste *„Kleines kirchenmusikalisches Handbuch“* – deutlich gemacht. Dem Vortrag schloss sich eine kurze, aber lebhaft diskutierte Diskussion an, zu der insbesondere der frühere Freiburger Domkapellmeister Prälat Dr. Raimund Hug interessante Beiträge lieferte.

Unter den Tätigkeiten des Vereins ist besonders die Beteiligung an der historischen Tagung zum Klosterjubiläum in Beuron zu nennen, die unter dem Titel *„Die Benediktinerabtei Beuron als Ort der Restauration mittelalterlichen Mönchtums im 19. Jahrhundert und ihre kulturelle Akzeptanz im 20. Jahrhundert“* vom 9. bis 11. Mai 2013 in Beuron stattgefunden hat. Auch bei einigen Veranstaltungen anlässlich der 600-Jahr-Feier des Konzils von Konstanz wird sich der Kirchengeschichtliche Verein engagieren. Ein besonderer Schwerpunkt wird dabei die Tagung *„Über die ganze Erde erging der Name von Konstanz. Rahmenbedingungen und Rezeption des Konstanzer Konzils“* vom 29. bis 31. Mai 2014 in Konstanz sein, die gemeinsam mit der „Kommission für geschichtliche Landes-

kunde in Baden-Württemberg“ sowie den drei anderen baden-württembergischen Kirchengeschichtsvereinen organisiert und durchgeführt werden wird. Die Arbeit an den Bänden 2 und 3 der „Geschichte der Erzdiözese Freiburg“ konnte noch immer nicht abgeschlossen werden, ist aber auf einem guten Weg.

Im Geschäftsjahr 2012 sind sieben Vereinsmitglieder verstorben, darunter mehrere Autoren des FDA. Im Einzelnen sind dies:

Prof. Hermann Brommer (Merdingen/Waldkirch). Fast unüberschaubar ist das Œuvre, das der am 18. März 1926 in Bühl/Baden geborene Lehrer und als Kunsthistoriker vielleicht beste Kenner des südwestdeutschen Barock hinterlassen hat. Neben rund 70 Kirchenführern, zahlreichen Beiträgen über einzelne Künstler und grundlegenden Werken wie „Wallfahrten im Erzbistum Freiburg“ hat er auch mehrere Beiträge für das FDA verfasst, so beispielsweise „*War Hans Loy der Meister HL? Ein kritischer Versuch zur Bestimmung des Niederrotweiler Schmitzaltars*“ in FDA 100 (1980). Hermann Brommer verstarb am 26. Oktober 2012 in Waldkirch.

Dr. Dr. Eberhard Dobler (Freiburg). Von Haus aus Jurist und Gründer eines Freiburger Steuerberaterbüros, war Eberhard Dobler stets sehr an südwestdeutscher Geschichte und Kirchengeschichte interessiert. Er war nicht nur langjähriges Mitglied im KGV, sondern publizierte auch zahlreiche Aufsätze und Monografien insbesondere zur Geschichte des Hegau.

Weniger bekannt und im Kirchengeschichtlichen Verein nicht groß hervorgetreten waren Arthur Dörflinger (Bötzingen) und Hans Fell (Lambrecht/Pfalz). P. Jorge Falch (Santiago/Chile) gehörte dem Säkularinstitut der Schönstattpriester an und hielt über den KGV von Südamerika aus Kontakt zum Erzbistum Freiburg.

Pfarrer Dr. Franz Kern (Kirchhofen). Sehr engagierter Pfarrer, lange Jahre Religionslehrer und profilierter Kirchenhistoriker – so könnte man den am 5. Juli 2012 verstorbenen Franz Kern vielleicht charakterisieren. Seine Dissertation schrieb der am 8. November 1925 in Sölden/Breisgau geborene Kern über Abt Philipp Jakob Steyrer von St. Peter. Er verfasste im Lauf seines langen Lebens zahlreiche kirchen- und kunstgeschichtliche Publikationen, darunter den in mehreren Auflagen erschienenen Führer „Das Dreisamtal mit seinen Kapellen und Wallfahrten“. Auch im FDA

erschienen mehrere Beiträge von Franz Kern, zuletzt „*Die ehemalige Glockengießerei Koch in Freiburg i. Br.*“ in Band 112 (1992).

Prof. Dr. Heribert Smolinsky (Freiburg). Der am 22. November 1940 in Waldbreitbach geborene Priester und Kirchenhistoriker, seit 1988 Inhaber des Lehrstuhls für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Freiburg, war von 1998 bis 2008 Vorsitzender des KGV. In seine Amtszeit fallen die Tagungen in Meersburg (2000), Stuttgart (2001), Bruchsal (2002), Buchen (2003), Villingen-Schwenningen (2004), Rastatt (2005) und Waldshut-Tiengen (2007), bei denen er immer wieder als Referent auftrat. Wenn auch sein eigener Forschungsschwerpunkt auf der Reformationsgeschichte lag, schuf er dennoch mit der Herausgabe des ersten Bandes der „Geschichte der Erzdiözese Freiburg“ die Grundlage für eine modernen Ansprüchen genügende Historiografie unseres Erzbistums. Heribert Smolinsky starb am 28. Juli 2012.

Die turnusgemäß anstehende Neuwahl des Vorstands brachte folgendes Ergebnis:

Vorsitzender:	<i>Prof. Dr. Karl-Heinz Braun</i>
Stellvertretender Vorsitzender:	<i>Prof. Dr. Wolfgang Hug</i>
Schriftführerin:	<i>Renate Liessem-Breinlinger</i>
Schriftleiter des FDA:	<i>Dr. Christoph Schmider</i>
Rechner:	<i>Manfred Barth</i>
Beisitzer:	<i>Dr. Barbara Henze</i> <i>Dr. Christine Schmitt</i>

Nicht gewähltes Mitglied des Vorstands ist weiterhin Domkapitular Dr. Eugen Maier als Vertreter des Erzbischöflichen Ordinariats.

Zum Schluss der Jahresversammlung ging der Protektor des Kirchengeschichtlichen Vereins, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, in seinem Grußwort auf eigene Erfahrungen mit Veränderungen des Kirchenmusikverständnisses ein, die er in seiner Gymnasialzeit in Tauberbischofsheim machen konnte, wo sein Musiklehrer Waldemar Böhmer noch gegen den Nachhall des älteren Stils zu kämpfen hatte. Insbesondere aber dankte er den Vorstandsmitgliedern und allen anderen, die sich im Kirchengeschichtlichen Verein und als Autoren des FDA engagieren und wünschte dem Verein Gottes Segen für das künftige Wirken.

Prof. Dr. Karl-Heinz Braun



## Kassenbericht für das Jahr 2012

### Einnahmen:

Beiträge der Mitglieder .....	8 172,00
Beiträge der Kirchengemeinden / Pfarreien .....	23 298,00
Mitgliedsbeiträge Gesamt .....	31 470,00
Erlös aus dem Verkauf von Einzelbänden.....	975,00
Zinserträge Geldmarktkonto .....	463,68
Zuschuss Ordinariat .....	0,00
Spenden und Ersatzbeträge.....	262,00
<b>Summe der Einnahmen</b> .....	<b>33 170,68</b>

### Ausgaben:

Herstellung und Versand des Jahresbandes Nr. 132/2012 .	21 759,11
Honorare für den Jahresband Nr. 132/2012 .....	934,40
Vergütung für die Schriftleitung.....	2 800,00
Vergütung für die Rechnungsführung.....	0,00
Vergütung für die Betreuung der Bibliothek.....	128,14
Vergütung für die Kassenprüfung .....	80,00
Bankgebühren .....	135,97
Sonstige Ausgaben (Steuern, Gebühren, Jahresvers. u. a.).	459,00
<b>Summe der Ausgaben</b> .....	<b>26 296,62</b>

Kassenbestand zu Beginn des Zeitraumes 2012 .....	24 111,64
Einnahmen 2012.....	33 170,68
Gesamtbetrag der verfügbaren Mittel .....	57 282,32
Ausgaben 2012.....	26 296,62
<b>Kassenbestand zum Abschluss 2012</b> .....	<b>30 985,70</b>

Die Mitgliederzahlen zu Beginn des Jahres 2013 betragen:

Privatmitglieder und Bezieher des FDA .....	395
Beitragsfreie Mitglieder.....	7
<b>zusammen</b> .....	<b>402</b>

Im Geschäftsjahr 2012 gab es 2 Neuzugänge, 7 Abgänge durch Tod und 9 Abgänge durch Austritt.

Die Mitgliederzahl der Kirchengemeinden beträgt	1 066
die Anzahl der Tauschpartner	100

Manfred Barth





